Durch Sand, Sumpf und Wald

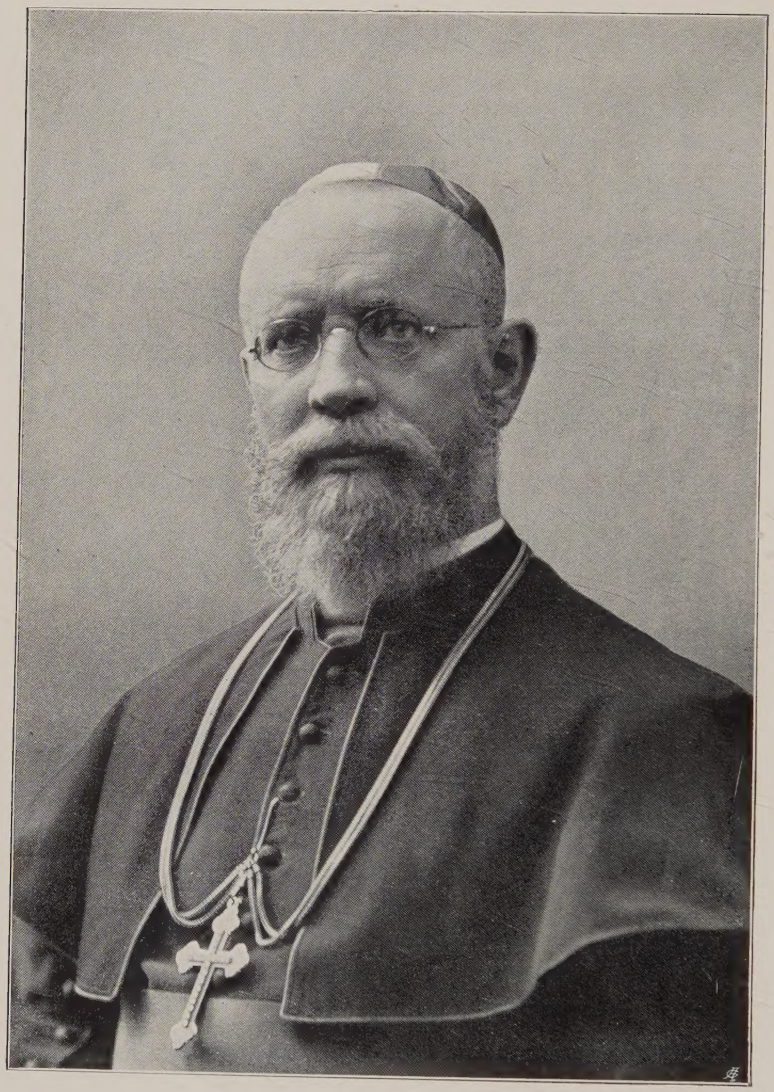
Missionsreisen in Zentral-Afrika

von Franz Xaver Geyer
Titular-Bischof von Trocmadä
Apostolischer Vikar von Zentral-Afrika

Herdersche Verlagshandlung
Freiburg i. Br.

WITHDRAWN
The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.



Franz Xaver Geyer

Titular-Bischof von Trocmadä, Apostolischer Vikar von Zentral-Afrika 1912.

(Adalbert Werner, München.)

Durch Sand, Sumpf und Wald

Missionsreisen in Zentral-Afrika

von Franz Xaver Geyer
Titular-Bischof von Trocmadä
Apostolischer Vikar von Zentral-Afrika

Mit 395 Bildern und 9 Karten

Neue Ausgabe

E L
M Sc
Shelby
The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.
WITHDRAWN

Freiburg im Breisgau 1914
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, München, Straßburg, Wien, London und St Louis, Mo.

Mit Druckerlaubnis
der Hl. Kongregation De Propaganda Fide
Prot.-Nr 1574/912 vom 3. August 1912.

Imprimatur.

Monachii, die 8. Aug. 1912.

† J. Neudecker,
Vic. gen.

Afrika betrat ich als junger Missionär zuerst 1882. Mit Ausnahme der Jahre 1897 bis 1903, welche ich mit der Leitung unseres neuerrichteten Missionshauses in Milland bei Brixen in Tirol verbrachte, war meine seitherige Lebenszeit, und seit 1903 als Apostolischer Vikar, der Mission von Sudan oder Zentral-Afrika gewidmet.

Der Aufstand des berüchtigten Mahdi und seines Nachfolgers Abdullahi, 1884 bis 1898, hatte die Mission von Grund aus vernichtet. Es mußte alles wieder von neuem geschaffen werden. Zur Ausfindigmachung geeigneter Plätze für Missionsniederlassungen, zur Gründung der letzteren und zur Förderung der Missionsarbeit daselbst mußte ich zahlreiche Wanderungen durch die weiten Gebiete unternehmen. Von den letzten neun Jahren verbrachte ich im ganzen über vier Jahre auf Reisen in Afrika.

Bekannte und Missionsfreunde richteten oft und vielerlei Fragen über mein Missionsgebiet an mich. Für sie nun schrieb ich die hauptsächlichsten der afrikanischen Fahrten und Wanderungen nieder, auf welche mich mein Beruf in diesen neun Jahren geführt hat. Die Obliegenheiten meines Amtes ließen mir nicht die erforderliche Zeit, iese Schilderungen so zu vervollkommnen, wie ich es wünschte.

Meine Leser mögen sich mit Nachsicht rüsten und mir im folgenden durch die Striche von Sand, Sumpf und Wald folgen, welche Afrika stufenweise von Aegypten bis zum Aequator kennzeichnen. Die

schwarze Sirene Afrika lasse uns ihren vielstimmigen Sang hören! Die afrikanische Sphinx enthülle uns einen Teil ihres Antlitzes und zeige uns dessen Reize ebenso wie dessen Runzeln, Narben und Schorfen, aber auch seine Ebenbildlichkeit mit dem gemeinsamen Schöpfer und ihr Bedürfnis und Sehnen nach dem gemeinsamen Erlöser!

Oesterreich hält seit mehr denn 60 Jahren diese Mission in seine Arme geschlossen durch das Protektorat des Kaisers Franz Josef I. über dieselbe. Aus Oesterreich ebenso wie aus Deutschland haben sich ihr zahlreiche mutige Glaubensboten gewidmet, sind für sie und in ihr gestorben oder wirken noch in derselben.

Eben weht ein Missionsfrühling durch die Gaue Deutschlands. Möge er auch Oesterreich erfassen, in beiden Reichen zum sonnigen Sommer werden und als erntefroher Herbst durch die weiten Länder der Heiden und Ungläubigen ziehen!

Der Herzschlag der Kirche ist ihre Weltmission. In deren Dienst Macht, Vermögen und Volksziffer zu stellen, das gibt den katholischen Völkern Deutschlands und Oesterreichs im Plane der göttlichen Vorsehung die wahre Existenzberechtigung und verleiht ihr die göttliche Weihe.

Zu diesem hehren Endziele widme ich diese Blätter den Katholiken der Bruderreiche Deutschland und Oesterreich.

Khartum, den 7. Juli 1912.

F. X. G.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Von Assuan nach Khartum. Abreise in die Mission. — Assuan. — Das nubische Niltal. — Die Barabra. — Christliche Erinnerungen. — Auf der Sudan-Eisenbahn durch die nubische Wüste und das Niltal. — Khartum. — Omdurman. — Das Schlachtfeld von Kerreri. — Soba 1

Von Khartum nach Wau. Der „Redemptor". — Auf dem Weißen Nil. — Eintritt in die Sumpfregion. — Die Dinka. — Nächtliches Sumpfleben. — Lul. — Kodok. — Ein Schilluktanz. — König Fadiet der Schilluk. — Im Sumpfsee No. — Irrfahrt. — Auf dem Gazellenfluß. — Der Fluß versperrt. — Der Kit. — Meschra el Rek. — Im Morast. — Marsch durch das Land der Dinka. — Ein Bruder erkrankt. — Begegnung mit einem französischen Reisenden. — Besserung des Kranken. — Ueppigkeit des Waldes. — Termitenbauten. — Erste Begegnung mit den Dschur. — Wau, der Hauptort der Provinz 42

Rundreise im Nordwesten von Wau und Gründung der Mission Kayango. Unsere Karawane. — Bei den Dschur. — Bei den Bongo. — Bei den Bellanda. — Bei den Golo. — Bei den Ndoggo. — Bei den Bareh. — Beim Großhäuptling der Golo. — Bei den Schatt. — Dem Genaui. — Bei den Njam Njam. — Wieder bei den Dschur. — Bei einem Dschangehpatriarchen. — Wieder in Wau. — Versammlung der Häuptlinge. — Neuerlicher Aufbruch nach Kayango. — Wahl des Platzes für die Mission. — Bau der Kapelle. — Einweihung der Mission. — Rückkehr nach Wau 92

Rundreise im Südosten von Wau und Gründung der Mission Mbili. Neuerlicher Aufbruch in südöstlicher Richtung. — Im Tale von Mbili. — Zutraulichkeit der Dschur. — Fliegende Post. — Ein unfreundlicher Häuptling. — Bei den Bellanda. — Ein Dschurpatriarch. — Bei den Bongo. — Tondsch. — Ankunft des Gouverneurs. — Dschur-Ghattas. — Wieder im Tale von Mbili. — Häuptling Dud. — Wahl des Platzes für die Mission. — Ich begebe mich nach Wau. — Njam Njam-Ansiedelung in Wau. — Ich kehre nach Mbili zurück. — Einweihung der neuen Mission. — Die Dschur; ihr Aeußeres, ihre Sitten, ihre Herkunft und ihre religiösen Ansichten. — Rückkehr nach Wau. — Abreise nach Khartum 124

Von Khartum zu Wasser nach Wau und Gründung der Mission Attigo. Der Weiße Nil zur Regenzeit. — Bei den Schilluk. — In Lul. — Von Ameisen überfallen. — Im Sedd. — Entstehung des Sedd. — Die Tierwelt. — Auf dem Dschurfluß. — Sumpfkonzert. — Der Schuhschnabelvogel. — Gewitter. — Ein vielgewundener Fluß. — Bei den Dinka. — In Wau. — In Mbili. — Bei den Bellanda. — Nach Kayango. — Schwierigkeit der Landreise zur Regenzeit. — In Kayango. — Heimfahrt. — Bei den Nuer. — Wieder im Sedd. — Ankunft in Lul. — Wieder nach Süden. — Dorf Wau der Schilluk. — Auf dem Lollo. — Auf der Insel Tonga. — Wahl des Platzes für die neue Mission. — Land und Leute der Schilluk. —Religion der Schilluk. — Heimkehr. — Begegnung mit einem Leoparden. — Eröffnung der neuen Mission Attigo 146

Gründung der Mission Wau und Reise zu den Kresch. Anlaß zur Gründung einer Mission in Wau. — In Attigo. — Beim Großhäuptling von Tonga. — Bau des Telegraphen im Urwald. — Der Gouverneur von Wau auf einem Strafzug gegen die Njam Njam

The Catholic Theological Union LIBRARY Chicago, Ill.

Seite

abwesend. — Die Bevölkerung von Wau. — Gefahr des Islam. — Bujo, der Njam Njam-Prinz. — Kriegsnachrichten. — Abreise nach Westen. — Auf dem Wege nach Dem Sibehr. — Die Feinde des Urwaldes. — Trägerwesen. — Begegnung mit einem Löwen. — Dem Idris. — In Dem Sibehr. — Inspektor Comyn. — Geschichte Dem Sibehrs. — Rundreise im Südosten von Dem Sibehr. — Bei den Kresch. — Wieder in Dem Sibehr. — Aufbruch nach Westen. — In den Jembe- und Manga-Bergen. — An der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo. — Bei den Sultanen Mbere, Said Baldas und Meriki der Kresch. — Bei den Farogeh. — Nächtliche Begegnung mit einem Leoparden. — Bei Nasir Andel und den Jugerguleh. — Vom Durste geplagt. — Bei den Schatt. — Bei den Dinka von Schak Schak. — Bei den Dembo. — Stille Ostern. — In Kayango. — Wieder in Wau. — Nach Khartum. — Tod des Gouverneurs von Wau. — Endgültige Regelung der Angelegenheiten in Wau. — Im Kampfe mit dem Sande 189

Von Khartum zum Roten Meere. Die neue Bahnlinie zum Roten Meer. — Die frühere Mission Suakin. — Besuch in Zeidab. — Auf der neuen Bahn. — Unsere Reisegesellschaft. — Unfreiwilliger Aufenthalt. — In Suakin. — Die O-Soki. — Leben und Treiben in Suakin. — In Port Sudan. — Rückkehr nach Khartum. — Die Mission Port Sudan 247

Reise zu den Njam Njam. Abreise von Wau. — Bei den Dschur. — Bei den Bellanda. — Im einstigen Bongoland. — Dem Ukanda. — Raffili. — Flußfahrt zur Zeit der Schwellhöhe. — Der Löwe als Fleischversorger. — Eine geräuschvolle Nacht. — Mühseligkeiten des Marsches. — Aussicht auf Berge. — Bei den ersten Njam Njam. — Durch die Felsenkette Abu Sutta. — Ein afrikanisches Tirol. — Ein Wasserfall im Mondschein. — Zweite Begegnung mit den Njam Njam. — Nächtlicher Tanz bei Gewitterbegleitung. — Am Jubbo. — In Tombora. — Koptische Zudringlichkeit. — Der Sultan. — Die Hofhaltung. — Tomboras Eigenschaften und Macht. — Seine Untertanen. — Tomboras Quelle. — Weiterreise nach Süden. — Die Pambia. — In den Pambia-Bergen. — Ein verstümmelter Bote. — Bekka. — Wando. — In Ndoruma — Sultan Mwuto. — Grenzstreitigkeiten. — Hauptmann Bengough. — Rückkehr nach Norden. — Bruderzwist. — Tropische Regen. — Wieder in Tombora. — Land und Leute der Njam Njam. — Rückreise nach Wau. — Im Gebiet Geddis. — In ungemütlicher Lage. — Vom Durste geplagt. — Bei den Bongo. — Wieder in Wau. — Bevorstehende Eröffnung einer Mission unter den Njam Njam. — Rückkehr nach Khartum. — Sandstürme . . . 263

Erkowit und Sinkat. Eine sudanesische Sommerfrische. — Sinkat zweiter, Erkowit erster Güte. — Die Hitze im Sudan. — Erkowits Vorzüge. — Die Landschaft. — Pflanzenwelt. — Gesteinswelt. — Tierwelt. — Die Bewohner von Erkowit. — Ausflüge. — Erkowit im Winter 320

Von Khartum nach Gondokoro. Schritte zur Gründung einer Mission in der Nilprovinz des Britischen Protektorates von Uganda. — Auf dem Bahr el Dschebel. — Papyrussumpf. — Des Sumpfes nächtliche Beleuchtung. — Ein gefiederter Herold. — Hellet el Nuer. — Eintönigkeit des Sumpfes. — Ein vielgewundener Fluß. — Schambeh. — Festere Ufer. — Kanisa. — Missionserinnerungen. — Flußbestattungen. — Im Garten von Heiligkreuz. — Des Sumpfes Ende. — Bor. — Ent- und Bewässerungsobjekte. — Neue Landschaft — Bei den Eliab. — Dem Tode geweiht. — Giggin. — Kiro. — Mongalla. — Lado. — Seelengottesdienst für Leopold II. — Die Christen von Lado. — Gondokoro. — Die Bagandachristen. — Redschaf. — Bei den Bari. — Ende der Schiffahrt. — Ein „feuriger" Empfang 335

Von Gondokoro nach Koba und Gründung der Mission Omadsch. Im Lande der Bari. — Im Lande der Madi. — In Nimuli. — Schwierigkeiten von seiten der Beamten. — Begegnung mit Theodor Roosevelt. — Die Schwierigkeiten beseitigt. — Rundreise in der Umgebung von Nimuli. — Auf dem Nile nach Koba. — Kommissär Hannington. — Ausflug an den Albert-See und an den Viktoria-Nil. — Ein Träger gestorben. — Eine Versammlung von Häuptlingen. — Rundreise in der Umgebung von Koba. — Omadsch am besten zu einer Niederlassung geeignet. — Die Bagandaträger. — Feindseligkeiten. — Ausmessung des Platzes für die künftige Mission durch den Beamten. — Aufbau der Hütten. — Einweihung der neuen Mission. — Die A-Luru 373

Seite

Von Omadsch durch Uganda nach Khartum. Abschied von Omadsch. — Auf dem Albert-See. — Ohne Träger. — Hilfe in der Not. — Aufstieg auf die Hochebene von Unyoro. — Erste Begegnung mit den eingeborenen Christen von Unyoro. — Ein Garten der Natur. — Ein gottbegnadetes Volk. — Bei den Weißen Vätern von Hoima. — Beim König von Unyoro. — Schwarze Hofnarren. — Träger für Gondokoro. — Im Königreich von Uganda. — Durcheinanderfluten der Bekenntnisse. — Bei den Schlafkranken von Bvanoka. — In Kampala. — Hoffnungsvolle Jugend. — Ein katholischer Minister. — In Entebbe. — Entgegenkommen der Regierungsbeamten. — Auf dem Viktoria-See nach Buddu. — Bei Bischof Streicher. — Knaben- und Priesterseminar in Bukalasa. — Ein religiöses Eden. — Bei Minister Stanislaus. — Bei König Daudi. — Bei Bischof Hanlon. — Auf dem Viktoria Nyanza-See. — An den Ripon-Fällen. — Herkunft des Volkes von Uganda und Unyoro. — Mit der Ugandabahn nach Mombasa. — Mombasa. — Aden. — Königswechsel in England. — Suez. — Port Sudan. — Wieder in Khartum . 441

Der Sudan und die katholische Mission von Zentralafrika. Der Besuch des englischen Königspaars im Sudan. — Der Sudan von heute. — Khartum, die Hauptstadt des Sudan. — Fortschritt im Sudan. — Gegenwärtiger Stand des Apostolischen Vikariats von Sudan oder Zentralafrika 496

Verzeichnis der Illustrationen.

	Seite
Titelbild	
1. Katholische Mission in Assuan	1
2. Katarakt-Hotel in Assuan	2
3. Altes christliches Kloster St. Simeon bei Assuan	3
4. Assuan, vom Flusse gesehen	4
5. Nilstauwerk bei Assuan	5
6. Stauungssee und Nildamm bei Assuan	6
7. Insel Philä bei hohem Wasserstand	7
8. Insel Philä bei niedrigem Wasserstand	8
9. Bischarin	9
10. Bischarinkinder	9
11. Bischari-Mädchen	9
12. Tempelreste von Kalabsche	10
13. Der Nil bei Abu Hor	11
14. Ein Berberiner als Nil-Bootsmann	12
15. Tempel von Dakka	14
16. Nubische Uferlandschaft	15
17. Sonnentempel von Abu Simbel	16
18. Halfa	18
19. Zweiter Nilkatarakt	19
20. Eisenbahnstation in der Wüste	20
21. Pyramiden von Meroë	23
22. Abbasplatz mit Markthallen und der Moschee in Khartum	25
23. Khartum von Osten	27
24. Ababde	28
25. Lord Herbert Kitchener	29
26. Altes Missionsgebäude in Khartum nach der Zerstörung	31
27. Sir Reginald Wingate	32
28. Omdurman	34
29. Hafen von Omdurman	35
30. Grabmal des Mahdi in Omdurman	36
31. Haus des Kalifen in Omdurman	37
32. Auf dem Schlachtfeld von Kerreri	38
33. Christliche Ruinen von Soba bei Khartum	39
34. Eierverkauf, Omdurman	41
35. Missionsschiff „Redemptor"	42
36. An der Vereinigung des Weißen und Blauen Nil	44
37. Dschebel Auli	45
38. Steinbrüche von Dschebel Auli	46
39. Duem	48
40. Schöpfeimer	49
41. Fasch schoja	50
42. Viehherde am Weißen Nil	51
43. Insel Abba	52
44. Südliche Ansicht der Berge von Dschebelen	53
45. Steppenbrände am Weißen Nil	55
46. Kapelle von Lul im Festschmuck	56
47. Mission Lul 1904	57
48. Dompalme in Lul als Glockenturm	58
49. König Kur der Schilluk	59
50. Kodok	60
51. Schillukjünglinge	61
52. König Fadiet der Schilluk	62
53. Kriegstanz der Schilluk	63
54. Kriegstanz der Schilluk	64
55. Schillukjüngling	65
56. Schillukehepaar	66
57. Schillukknabe	66
58. Dorf Wau der Schilluk	67
59. Taufkiah	69
60. Holzstation an der Mündung des Sobat	70
61. Schillukfischer	71
62. Schillukjünglinge	72
63. Der Steuermann des „Redemptor"	73
64. Termitenhügel	77
65. Dinka-Gehöft	81
66. Dinka beim Baue einer Hütte	83
67. Kornspeicher der Dinka	84
68. Raststation Deleba	86
69. Hütten der Regierung in Wau	90
70. Unsere Träger	93
71. Brücke über den Getti	97

Seite

72. Waldpartie 100
73. Golo-Gehöft 102
74. Golo-Männer 103
75. Golo-Mädchen 105
76. Großhäuptling Kayango der Golo und sein Sohn Jusef 107
77. Golo-Knabe 107
78. Frauen von Badari bei unserem Empfange 110
79. Beim Dschur-Häuptling Abu Mudir 111
80. Beim Dschur-Häuptling Kangeh . . 113
81. Häuptling Abdallah und Söhne . . 116
82. Versammlung der Häuptlinge des Bahr el Ghazal 119
83. Golodorf Bovalo 120
84. Kayangos Fremdenhütte 122
85. Dschur-Neger 126
86. Dschur-Frauen 127
87. Hütte, Bienenstock, Schmelzofen und Gerätschaften der Dschur-Neger . 130
88. Dschur-Knaben 132
89. Dinka-Hirt 133
90. Dschur-Mädchen 134
91. Dschur-Häuptling Dud mit Familie 137
92. Schimpanse 140
93. Dschur-Neger 142
94. Tanz der Dschur-Neger 144
95. Ein Schillukdorf 147
96. Affenbrotbaum 148
97. Der Fluß durch eine Grasbarre geschlossen 149
98. Seddbildung 150
99. Im Sedd 151
100. Grassumpfebene am Dschur-Fluß . 153
101. Dampfer Tamai auf dem Dschur-Fluß 154
102. Der Schuhschnabelvogel 155
103. Dinka von Liäd in ihrer Aschentracht 158
104. Wau, vom Flusse gesehen 159
105. Bewohner von Wau bei Ankunft des Dampfers 160
106. Mission Mbili im Sommer 1904 . 161
107. Bellanda-Frau 162
108. Großhäuptling Oikelo der Bellanda und Leute 163
109. Ufer am oberen Dschur 164
110. Elfenbeinkarawane 165
111. Mission Kayango im Sommer 1904 166
112. Dinkagehöft in Liäd 167
113. Nuer 168
114. Schiffe im Sedd 169
115. Schiffe im Sedd 170
116. Im Dorfe Wau der Schilluk . . . 171
117. Schilluk-Neger von Lul 172
118. Schilluk-Krieger 173
119. Schilluk-Frauen 174
120. Schilluk-Mädchen 175

Seite

121. Schilluk-Männer 176
122. Schilluk-Knaben vom Aschenlager . 177
123. Schillukburschen, sich zur Ruhe begebend 178
124. Schilluk-Jünglinge mit Lanzen und Schild 179
125. Schilluk-Fürst 180
126. Nykanggrab von Nibodo 181
127. Ehrwürdiger Baum beim Nykanggrab von Nibodo 182
128. Armringe der Schilluk 183
129. Schilluk-Frau und Sohn 184
130. Schilluk-Knabe 185
131. Nilbarke mit Missionären auf der Fahrt nach Attigo 186
132. Blinder Schilluk-Barde mit Führer 186
133. Schilluk 187
134. Kapellenhütte in Attigo 190
135. Dorfplatz des Großhäuptlings von Tonga 191
136. Wau, von der Landseite gesehen . 192
137. Elefanten 197
138. Junger Löwe 199
139. Gehöft eines Kresch 205
140. Fluß Biri 210
141. Häuptling Jango der Adscha mit zwei Söhnen 211
142. Kreschfrau 213
143. Kreschfrau 213
144. Miniaturtempelchen der Kresch . . 214
145. Fluß Sopo 216
146. Bett des Flusses Koko 217
147. Im Dorfe Zongono 223
148. Opferbaum 228
149. Kossinga 233
150. Dinka-Frauen 238
151. Am Ufer des Pango 240
152. Dinka-Neger 241
153. Ein Missionärsgrab in Wau . . . 244
154. Zwei Dinka aus dem Dorfe Makuatsch 245
155. Eröffnung der Roten Meer-Bahn in Port Sudan 248
156. Herrenhaus der Pflanzung bei Zeidab 249
157. Bahnhof in Atbara 249
158. Eisenbahnzug in der Station Thamian 250
159. Expreßzug der Sudan-Regierungsbahn 252
160. Kirche und Haus der Mission in Suakin 253
161. Bedscha-Familie 254
162. O-Soki-Jünglinge 255
163. Haus des Kaufmanns Genani in Suakin 256
164. Suakin 257
165. Hafeneinfahrt von Port Sudan . . 258

*

Seite

166. Neubauten der Post und des Gouvernorates in Port Sudan . . . 259
167. Port Sudan mit dem alten Regierungsamte im Vordergrunde . . 259
168. Straße in Port Sudan 260
169. Kirche und Haus der Mission in Port Sudan 261
170. Mission Wau am Ende 1906 . . . 264
171. Unsere Njam Njam-Träger . . . 265
172. Hütten von Ukanda bei den Stromschnellen 268
173. Stromschnellen bei Raffili 270
174. Bellanda im Ufergrase bei Raffili . 271
175. Stromschnellen bei Raffili zur Flutzeit 272
176. Häuptling Kodschali und seine Brüder 274
177. Njam Njam-Frau 276
178. Wasserfall im Flusse Jubbo . . . 278
179. Njam Njam-Sultan Tombora . . 281
180. Geschnitzte Statue in Tombora . . 288
181. Eine Gruppe der Söhne Bekkas . . 292
182. Die Töchter Wandos 295
183. Zauberer der Njam Njam 301
184. Haartracht eines Njam Njam . . 304
185. Njam Njam-Gehöft 309
186. Bellandafrauen 313
187. Bellandaknaben 314
188. Sandsturm in Khartum 317
189. Sandsturm in Khartum 318
190. Erkowit mit dem Berge Sela . . . 321
191. Kandelaber-Euphorbie in Erkowit . 322
192. Teilansicht von Erkowit 323
193. Nomade in Erkowit 324
194. Zelthütten der Nomaden in Erkowit 325
195. Friedhof der Nomaden in Erkowit . 326
196. Ziegenherde in Erkowit 327
197. Waldschlucht in Erkowit 329
198. Gipfel des Berges Sela in Erkowit 329
199. Erkowit aus der Vogelschau . . . 330
200. Hügel mit dem von uns bewohnten Hause in Erkowit 331
201. Sommerhäuser in Erkowit 332
202. Regierungshäuschen in Erkowit . . 333
203. Einheimische Barke auf dem Nil . 336
204. Ausfluß des Bahr el Dschebel . . 337
205. Schambeh 342
206. Schilfufer am Bahr el Dschebel . . 342
207. Der „Redemptor" bei der Holzstation Kenisa 344
208. Agok Tiär 345
209. Alter Missionsgarten von Kenisa . 346
210. Holzstation Tombe 349
211. Kiro 350
212. Wachsoldaten des Kongostaates in Kiro 351
213. Mongalla von Norden 353

Seite

214. Mongalla von Süden. — Zahmes Zebra auf der Weide 354
215. Lado 355
216. Soldaten des Kongostaates in Lado 356
217. Straße in Lado 357
218. Soldatenhütten in Lado 358
219. Flußufer bei Gondokoro 359
220. Das Niltal von Redschaf bis Gondokoro 360/61
221. Der katholische Korporal in Gondokoro 362
222. Katholische Baganda in Gondokoro 363
223. Katholische Baganda nach dem Gottesdienst 364
224. Haus des englischen Kollektors in Gondokoro 365
225. Hütten der Baganda in Gondokoro 366
226. Früherer Missionsgarten in Gondokoro 366
227. Soldat des Kongo vom Stamme der Sango 367
228. Diener der Belgier in Redschaf . . 367
229. Hauptplatz in Redschaf 368
230. Pilzförmiger Granitfelsen bei Redschaf 368
231. Berg Redschaf 369
232. Dorf Tombe 369
233. Barihäuptling Tombe und Leute . 370
234. Vieh der Bari in Tombe 371
235. Ein Baridorf am oberen Nil . . . 372
236. Unsere Begleitsoldaten 374
237. Barileute in Kiriba 375
238. Viehhürde der Bari bei Kiriba . . 376
239. Landschaft bei Ledschu 379
240. Landschaft bei Dscharden Nyonki . 381
241. Gegend am Flusse Uma 382
242. Unsere Baganda-Träger 383
243. Nimuli 385
244. Unser Lager in Nimuli 386
245. Lager Roosevelts in Nimuli . . . 387
246. Hauptstraße in Nimuli 388
247. Unser Führer Sorur 389
248. Madi-Häuptling Kagni und Familie 390
249. Dorf Kagnis 390
250. Niltal südwestlich von Nimuli . . 391
251. Madihäuptling Tikaja und Leute . 392
252. In einem Madidorf bei Tikaja . . 393
253. Madijünglinge bei Tikaja 394
254. Madiknaben vom Dorfe Tikajas . 395
255. Madifrauen 396
256. Unser Lager beim Madihäuptling A-u 397
257. Madijünglinge 398
258. Das alte Dufile 399
259. Felseninseln im Nil zwischen Nimuli und Koba 400
260. Der Nil zwischen Nimuli und Koba 401

Seite

261. Regierungshütten in Koba . . . 404
262. Regierungshütten in Koba . . . 404
263. Haus des Verwaltungsbeamten in Koba 405
264. Unsere Wohnung in Koba 406
265. Unser Führer Taufik 407
266. Unser Führer Bilal mit einem Gefährten 407
267. Blick auf den Viktoria-Nil 408
268. Unser Lager am Viktoria-Nil . . . 409
269. Häuptling Koba mit zwei Dienern 410
270. Dorf Kobas 410
271. Die in Koba versammelten Häuptlinge mit Gefolge 411
272. Häuptling Kalobanero und Leute . 412
273. Häuptling Ludschu und Leute . . 412
274. Inneres des Dorfes Ludschus . . 413
275. Dörfchen Solimans 414
276. Im Dorfe Diras 415
277. Häuptling Duong und Leute . . . 416
278. Häuptling Omadsch und Söhne . . 417
279. Dörfer Omadschs 418
280. Häuptling Manano und Leute . . 419
281. Häuptling Njobbo und Leute . . . 419
282. Die Katholiken unter unseren Trägern 421
283. Katholische Baganda in Koba . . 424
284. Unser Lager bei Omadsch 426
285. Alurukknaben von Omadsch . . . 427
286. Bau der Kapellenhütte in Omadsch 428
287. Bau unserer Wohnhütte in Omadsch 429
288. Ansicht der Mission Omadsch in ihren Anfängen 430
289. Aluru 431
290. Alurufrauen mit Grasbündeln . . 431
291. Aluru 432
292. Im Dorfe Omadschs 433
293. Dorf des Häuptlings Omadsch . . 434
294. Aluru 435
295. Alurukrieger 436
296. Alurukknaben 436
297. Luruhütte 437
298. Opferhäuschen der Aluru 437
299. Lurukknabe 438
300. Alurugecken 438
301. Soldat vom Stamme der Aluru . 439
302. Ascholi 440
303. Leuchter-Euphorbie 444
304. Dorfstraße in Unyoro 445
305. Eingeborener Katechist mit Frau und Kind in Unyoro 450
306. Hofnarr des Königs von Unyoro . 451
307. Dorf in Uganda 456
308. Schlafkranke 458
309. Auf der Straße nach Kampala . . 459
310. Mission der Weißen Väter in Rubaga 460
311. Minister Stanislaus Mugwanya . 461

Seite

312. Vor der katholischen Kirche in Rubaga 463
313. Katholische Kirche in Nsambia . . 464
314. Entebbe 465
315. Regierungspalast in Entebbe . . . 466
316. Im Botanischen Garten zu Entebbe 467
317. Dampfer „Winifred“ 468
318. Der Viktoria-Nyanza-See 469
319. Daudi Dschua II., König von Uganda 474
320. Ripon-Fälle 477
321. Männer und Frauen der Baganda 479
322. Baganda-Frauen 481
323. Port Florence 482
324. Kavirondo-Gehöft 483
325. Viadukt der Uganda-Bahn 484
326. Kikuyu 485
327. Bahnhof von Nairobi 486
328. Massai-Mädchen 487
329. Massai-Frauen 488
330. Mombasa mit dem Hafen Kilindini 489
331. Aden mit dem Hafen 490
332. Aden 491
333. Alte Zisternen in Aden 492
334. König Georg V. von Großbritannien in Sinkat 497
335. Plan von Khartum 501
336. Brücke über den Blauen Nil in Khartum 502
337. Palast des Generalgouverneurs (von Süden) 503
338. Palast des Generalgouverneurs (von Norden) 503
339. Regierungsgebäude in Khartum . 504
340. Koptische Kirche in Khartum . . . 504
341. Katholische Mission in Khartum (von Süden) 505
342. Katholische Mission in Khartum (von Norden) 505
343. Beamtenwohnung in Khartum . . 506
344. Anglikanische Kathedrale in Khartum 506
345. Griechische Kirche in Khartum . . 507
346. Standbild Gordons in Khartum . 508
347. Aegyptische Nationalbank in Khartum 509
348. Gordon-Hotel in Khartum 509
349. Europäischer Markt in Khartum . 510
350. Moschee in Khartum 511
351. Arabischer Markt in Khartum . . 511
352. Teilansicht von Khartum 512
353. Gruppe von Negersoldaten . . . 513
354. Arabischer Einwohner von Khartum 514
355. Schwarzer Einwohner von Khartum 515
356. Straßenjungen in Khartum . . . 516
357. Eingeborene Katholiken in Khartum 518
358. Katholische Neger in Khartum . . 519
359. Totalansicht von Khartum . . . 520/21
360. Postamt im Innern des Sudan . . 520
361. Knabenschule der Mission in Khartum 522

Seite

362. Mädchenschule der Mission in Khartum 523
363. Nuba-Neger 524
364. Nuba-Negerin 525
365. Katholische Soldaten der britischen Garnison in Khartum 526
366. Knabenschule der Mission in Omdurman 527
367. Mädchenschule der Mission in Omdurman 528
368. Katechistenzöglinge der Mission in Assuan 529
369. Schwarze Missionszöglinge . . . 530
370. Uebergabe des Kaiserbildes in Khartum 531
371. Kautschukpflanzung in der Mission Attigo 532
372. Missionsstation Lul 533
373. Christliche Schillukneger in Lul . . 534
374. Missionsdorf in Lul 535
375. Missionshaus in Attigo 536

Seite

376. Bau der Missionskirche in Attigo . 537
377. Katechumenen in Attigo 538
378. Mädchen der Katechismusschule in Attigo 539
379. Neugetaufte in Attigo 540
380. Mission Kayango 1906 541
381. Mission Kayango 1908 542
382. Missionshaus in Kayango 543
383. Frauen des Eingeborenendorfes der Mission Kayango 544
384. Firmlinge der Mission Kayango . 544
385. Neuchristen der Mission Kayango . 545
386. Mission Mbili 1908 546
387. Visitation in der Mission Mbili . . 547
388. Gouvernorat in Wau 548
389. Missionshaus in Wau 548
390. Missionszöglinge in Wau 549
391. Missionszöglinge in Wau beim Essen 550
392. Missionszöglinge in Wau beim Spiel 551
393. Einige Häuptlinge d. Bahr el Ghazal 552
394. Ascholi-Häuptlinge mit Gefolge in Gulu 553

Von Assuan nach Khartum.

Abreise in die Mission. — Assuan. — Das nubische Niltal. — Die Barabra. — Christliche Erinnerungen. — Auf der Sudan-Eisenbahn durch die nubische Wüste und das Niltal. — Khartum. — Omdurman. — Das Schlachtfeld von Kerreri. — Soba.

Nachdem ich am 11. September 1903 vom Hl. Vater Papst Pius X. zum Apostolischen Vikar von Zentralafrika und Titularbischof von Trocmadä ernannt worden war und am 8. November 1903 in der Metropolitankirche zu U. L. Fr. in München von Erzbischof Dr. Franz Joseph von Stein unter Assistenz der Bischöfe Dr. Anton von Henle von Passau und Sigismund Felix Freiherrn von Ow, Weihbischof von Regensburg, die Bischofsweihe empfangen hatte,

Katholische Mission in Assuan.

begab ich mich über Rom in meinen neuen Wirkungskreis. Gestärkt durch den Segen des so liebenswürdigen Hl. Vaters verließ ich Rom am 17. Dezember und kam nach vier Tagen in Alexandrien in Aegypten an; es war vor 21 Jahren, am 5. Dezember 1882, gewesen, daß ich hier zum ersten Male afrikanischen Boden betreten hatte.

Am 24. Dezember 1903, am Vorabend von Weihnachten, langte ich in Begleitung zweier Patres in Assuan, der Grenzstadt und ersten Station des mir

anvertrauten Vikariats an. Zu meinem Empfange waren Abgeordnete der Zivil- und Militärbehörden erschienen, und ein Galawagen war zu meiner Verfügung gestellt worden, der mich in die Mission brachte. Hier hatte mein seliger Vorgänger, Bischof Roveggio, seine Residenz mit einer schönen Kirche zur Unbefleckten Empfängnis errichtet. Ich feierte hier das hl. Weihnachtsfest und machte in den folgenden Tagen Besuche bei den Behörden und Gläubigen.

Kataraktenhotel in Assuan.

Assuan besaß eine Kolonie von Kaufleuten, Beamten, Unternehmern und Arbeitern aus Europa und den Levanteländern; mit diesen sowie mit den alljährlich in größerer Zahl kommenden Wintergästen befaßte sich hauptsächlich unsere seelsorgliche Tätigkeit, da eine Propaganda unter den zahlreichen mohammedanischen

Einwohnern ganz aussichtslos ist. Es war mir für diesmal nicht möglich, mich länger im schönen Assuan aufzuhalten. Meine Sehnsucht ging nach Khartum, der Hauptstadt des Sudan, das auch die Hauptstation der wiedereröffneten Mission werden sollte.

So verließ ich denn am 28. Dezember in Begleitung zweier Patres wiederum Assuan. Mit starken Eseln begaben wir uns nach dem eine Stunde flußaufwärts gelegenen Schellal, dem Anlegeplatz der Sudan-Regierungsdampfer.

Von der Höhe der zwischen Assuan und Schellal sich ausdehnenden Steinwüste werfen wir noch einen letzten Blick auf das im Abendsonnenschein hingebettete

Altes christliches Kloster St. Simeon bei Assuan.

Assuan. Im Vordergrunde zu unseren Füßen erhebt sich das riesige Katarakt-Hotel mit seinen weitläufigen Gebäulichkeiten und seinem stimmungsvollen, als arabische Moschee eingebauten Speisesaal. Darüber hinaus wird die vom Silberband des Nilstromes umschlungene, palmenreiche Insel Elephantine, die Dschezira el zahr, d. h. Blumeninsel der Araber, mit dem über dem dichten Grün wie ein Zauberschloß herauslugenden Savoy-Hotel sichtbar. Hinter dem lachenden Eiland blicken ernste, mit Grabesstätten und -kuppen mohammedanischer Heiliger geschmückte Wüstenberge herüber, und ragen aus der dahinterliegenden Sandwüste die ernsten Ueberreste des alten christlichen Mönchsklosters St. Simeon auf. Im Mittelpunkt des prächtigen, kontrastreichen Bildes ruht unter stolz sich wiegenden Palmenkronen das in die schmale, fruchtbare Talsenkung zwischen der ansteigenden Wüste und dem

heiligen Nile sich hineinschmiegende, anmutigschöne Assuan, das Syene der Ptolemiden, einst ein Bischofssitz des alten, gläubigen Afrika und ein Mittelpunkt christlichen Lebens, und verleiht mit seinen in den wolkenlosen, azurnen Himmel aufstrebenden Kuppeln und Minarets und mit dem blendendweißen Kalkputz seiner vielgestaltigen Häuser dem Bilde ein recht orientalisches Gepräge, mit dem die modernen Hotelbauten doch wieder seltsam kontrastieren. Dem entzückenden Stadtbilde vorgelagert, breitet sich die tote Steinwüste aus, nur belebt von unzähligen Grabmalen vergangener Geschlechter, deren zahlreiche Kuppeln und Totensteine dem

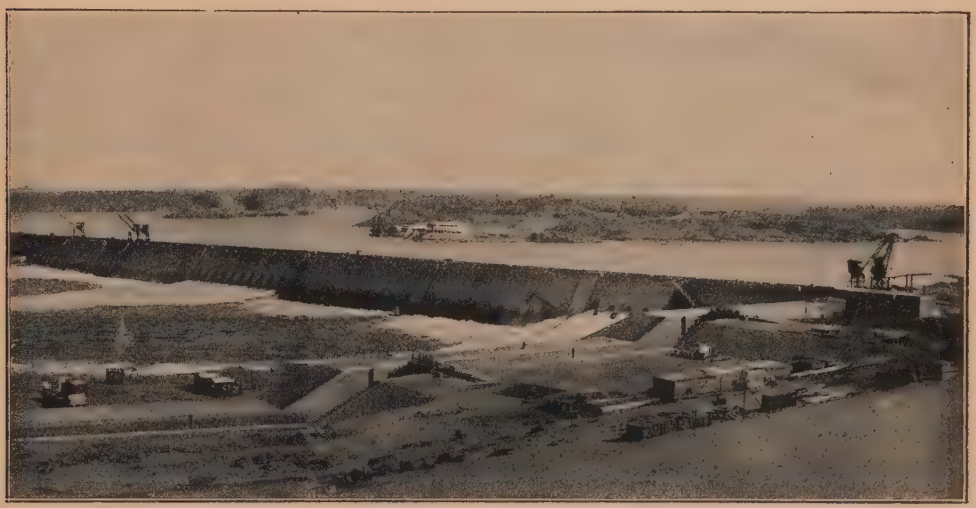
Assuan, vom Flusse gesehen.

sonnigen Bilde den Schatten steter Todeserinnerung hinzufügen. Hier ist der Syenit, der Rosengranit zu Hause, aus dem die Pharaonen ihre Obelisken hauen ließen, und am jenseitigen Hange ist noch heute ein angefangener Steinblock zu sehen, der aber wie seine ganze Umgebung noch im Keime zum Tode verurteilt ist. Gegen Westen und Süden erblickt das Auge die nackten, schwarzgebrannten Felsberge im Flußbett und den von ihnen eingeengten, weißschäumenden Strom, der sich zwischen den unzähligen Klippen durchzwängt und sein erzürntes Tosen bis zu unserem erhöhten Standort heraufsendet, bis der Blick gehemmt wird durch den hellschimmernden, riesigen Stauungsdamm bei Schellal, diesem Meisterwerk heutiger Technik, und den darüber wie neugierig hervorlugenden Isistempel auf der lieblichen

Insel Philä, dem Zeugnis der pylonenfesten Baukunst vorzeitlicher Geschlechter. Um dieses ganze entzückende Rundbild schlingt sich wie ein Rahmen die weite, lebloſe Wüste, auf deren eintönigem Graugelb des Gesteins und Sandes das trunkene Auge des Beschauers ausruht. Es ist ein Stück Erde, mit so viel Wundern der Natur, der Menschenhand und der mehrtausendjährigen Geschichte geschmückt, daß es seinesgleichen sucht.

Die Flußpartie zwischen Assuan und dem Barabradorf Schellal ist von starrer, packender, oft schauerlich-wilder Schönheit; die an den Sonnenseiten geschwärzten Felsberge treten oft weit in den Strom hinein und erinnern manchmal an wilde Talschluchten der Tiroler Alpen.

Schellal war mir kein unbekannter Ort. Hier hatte ich vom jetzigen würdigen Ortsscheich Abd el Aziz in K o r r o r Unterricht im Arabischen erhalten, als ich im



Nilstauwerk bei Assuan. (F. Fiorillo, Assuan.)

Jahre 1884 mit unserer flüchtigen Mission von Khartum sieben Monate dort verbrachte.

Wir besichtigten den großen Stauungsdamm, der in der Nähe gesehen, von geradezu überwältigendem Eindruck ist. An der Grundfläche 28 und an der Krönung 6½ m breit und 30 m hoch, ganz in Quadern aus dem harten Granit der Gegend, sperrt das Riesenbauwerk in einer Länge von 2 km das Flußbett von Ufer zu Ufer ab. Der oberhalb des Dammes aufgestaute Strom bildet einen weiten See, während unterhalb der Sperre das weite, von vielen kleinen Rinnsalen durchzogene Flußbett beinahe wasserlos ist, da von den durch hydraulische Kraft regulierbaren 180 Schleusentoren nur eine kleine Anzahl geöffnet bleibt, durch welche das weißschäumende Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt und unter donnerndem Getöse hervorbricht und noch lange seine Schaumwirbel im grünblinkenden Flusse zieht. Am Westufer befindet sich am Ende des Dammes ein etwa 10 m breiter Kanal, welcher die Durchfahrt der Schiffe ermöglicht. Zur Ueberwindung der etwa

24 Meter, um welche der Spiegel des Stauwassers über dem Spiegel des wieder ruhig gewordenen Ausflußwassers liegt, sind vier große Schleusen notwendig, welche 3 Binnenbassins einschließen. Von diesen Schleusen wird zurzeit immer nur eine geöffnet und das nilaufwärts gehende Schiff stufenförmig emporgehoben, bis es die Höhe des Stauungssees erreicht hat. Am Ende des Dammes und in seiner Fortsetzung ist der Kanal von einer eisernen Brücke überspannt, die gleichfalls mit hydraulischer Kraft getrieben und, mit erstaunlicher Genauigkeit arbeitend, in zwei Teilen sich erhebend, durchfahrende Schiffe passieren läßt. Der Stauungssee faßt eine Milliarde Kubikmeter Wasser. Wenn der Nil anfangs Juli zu steigen beginnt,

Stauungssee und Nildamm bei Assuan. (Dittrich, Cairo)

so werden alle Schleusen geöffnet. Etwa um den 1. Dezember herum, wenn aller Schlamm durchgegangen und das Wasser ziemlich klar geworden ist, werden die Tore wieder allmählich und in bestimmter Ordnung geschlossen, und der See erreicht seinen höchsten Stand gegen den 1. Februar. Wenn dann in Aegypten mit dem Monat April Wassermangel eintritt, wird die jeweils notwendige Wassermenge abgelassen, bis sich der See wieder bis um die Mitte Juli gänzlich entleert. Vor drei Jahren wurde damit begonnen, den Damm um weitere 6 m zu erhöhen und entsprechend zu erweitern und verstärken. Dadurch wird es dann möglich sein, 2½ Milliarden Kubikmeter Wasser aufzustauen. Die Pharaonen bauten mit der Fronarbeit des Volkes die himmelstürmenden Grabstätten der Pyramiden, und ihre Nachfolger als Beherrscher Aegyptens, die Engländer, bereichern mit genialer Baukunst Boden und Bauern des Landes!

Leider ist dieses Wunder moderner Technik nicht zum Vorteil von Philä, der Perle Nubiens. Es wäre aber doch nur sentimentale Nörgelei, wollte man deshalb das Bauwerk, das Millionen von Fellachen den Kornacker bewässert, schief ansehen! Wie ein Märchengebilde hebt sich das liebliche Eiland aus der Flut des künstlichen Sees, von den finsteren, zerklüfteten Felsenhügeln der Nachbarinseln wie von

Insel Philä bei hohem Wasserstand. (Marques, Assuan.)

trutzigen, wilden Riesen umlagert und bewacht. Zierlich und doch sicher und fest ragen seine Pylonen, Säulenhallen, Tempelbauten und der die ganze Gegend beherrschende, säulengebildete Kiosk auf. In den altägyptischen Zeiten war die Insel, die 350 m lang und 120 m breit ist, dem Kulte von Isis und Osiris geweiht. Es war die heilige Insel; niemand durfte ohne besondere Erlaubnis darauf landen.

Die Pilgerfahrt zum heiligen Philä war bei den alten Aegyptern das, was heute für die Muselmänner jene nach der Kaaba in Mekka ist. Ihr heiligster Schwur war jener, der im Namen „dessen, der in Philä schläft", d. h. Osiris, geschah. Die Griechen und Römer ließen Spuren ihrer Anwesenheit in Figuren und Inschriften zurück. Um die Zeit des Kaisers Justinian trat an die Stelle des Isis- und Osiris-Kults der christliche. Ein Portikus wurde in eine Kirche verwandelt. Mehrere in die Steinwände gemeißelte Kreuze, griechische und koptische Inschriften sind Zeugen des christlichen Kultes, der hier geübt wurde. Im Nordosten der Insel wurde später

Insel Philä bei niedrigem Wasserstand.

eine kleine Kirche in Basilikaform erbaut, deren Grundmauern noch deutlich erkennbar sind. Neben der Kirche entstand ein Dorf, dessen Ruinen noch bestehen. Der christliche Kult wurde durch den Islam verdrängt; nun blieb die Insel verlassen, da den Muselmännern alle Skulpturen ein Greuel sind. Dem christlichen Besucher sind die Ruinen von Philä ehrwürdig; in ihnen feierte das Christentum nach Ueberwindung des Heidentums seine heiligen Geheimnisse. Inmitten der kolossalen Reste, die mit dem Zeichen der Erlösung versehen sind, weckt der Gedanke, daß an dieser Stätte der christliche Kult blühte und von hier aus sich über Nubien verbreitete, ein wehmütiges Gefühl; die fanatischste aller Religionen zerstörte das

Christentum von Philä und Nubien, und die Bewohner des Niltals haben nur mehr eine dunkle Idee von der heiligen Religion ihrer Ahnen.

Bischarin.

Bischarinkinder.

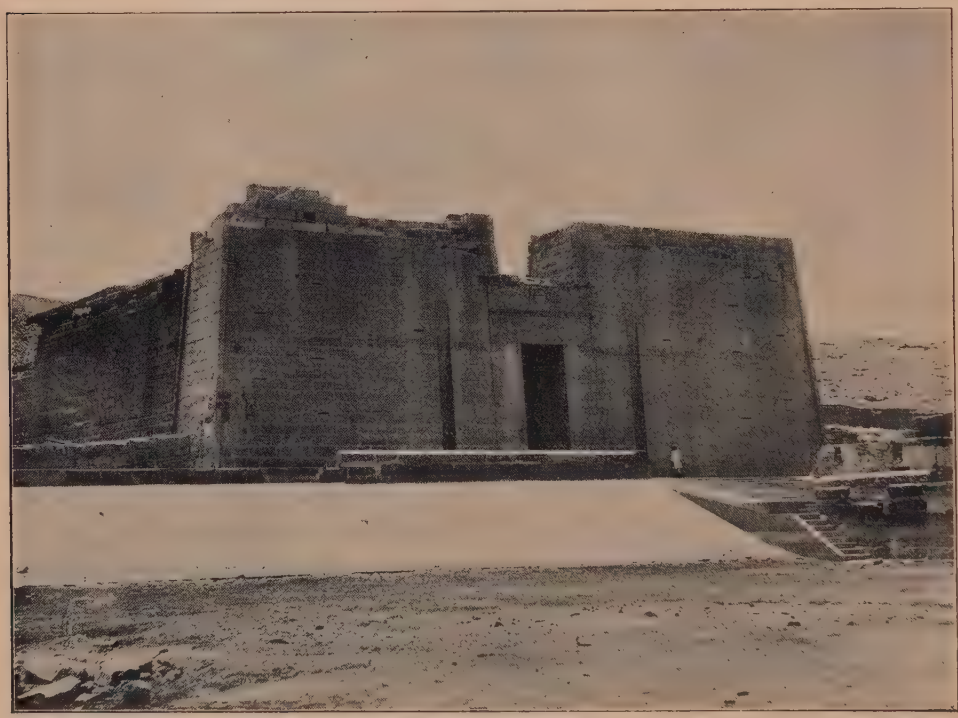
Bischari-Mädchen.

Inzwischen ist der Abend hereingebrochen, und wir begeben uns an Bord des Nildampfers der Sudan-Regierung, der uns nach Halfa am zweiten Nilkatarakt bringen soll. Wir nehmen Abschied von den in Assuan zurückbleibenden Mit-

brüdern, bald setzt die Maschine das am Heck befindliche Rad in Bewegung, und fort geht es in die mondhelle Nacht hinein, dem Süden zu.

Land und Volk der Barabra zwischen dem ersten und zweiten Nilkatarakt waren mir ebenso wenig neu als der Nomadenstamm der Bischarin, welche die Steppen östlich von Assuan bewohnen. Vor Jahren hatte ich als junger Missionär wiederholt in Assuan geweilt und die Reise von dort nach Halfa gemacht.

Der Nil fließt breit und tief. Eine Mauer von Granitfelsen erhebt sich zu beiden Seiten. An manchen Stellen lassen die Felsen kaum Raum für einen Fußpfad, an anderen ist ein schmaler Saum zu Dattelpflanzungen und Feldbau be-



Tempelreste von Kalabsche. (Marques, Assuan.)

nutzt, und nur an den bebauten Stellen befinden sich die Wohnungen und Dörfer der Barabra, während an den unfruchtbaren Uferstellen jegliches Leben fehlt. Besonders einsam und geheimnisvoll gestaltet sich die Gegend zur Nachtzeit, da das beleuchtete Dampfschiff mit taktmäßig arbeitender Maschine und unermüdlich rauschendem Schaufelrade durch die dunkle Stille zieht, aus der nur das kreischende Geheul eines Schakals aufhallt, vom Echo von Fels zu Fels und von Ufer zu Ufer getragen.

Nach 1½stündiger Fahrt kommen wir am Westufer beim Dorfe Debot vorüber, das ganz in der Nähe des Flusses Reste eines alten heidnischen Tempels aus

der Ptolemäerzeit besitzt. Nach weiteren 2½ Stunden passieren wir die Ortschaft Kertasch mit seinem kleinen Tempel, der lebhaft an den Kiosk von Philä erinnert. Auch befindet sich hier eine alte Römerveste, wahrscheinlich das antike Tzitzi. Nicht lange nachher taucht Tafah, das alte Taphis, mit einem Walde von Dattelpalmen und schattigen Sykomoren auf, das Ruinen zweier Tempel besitzt, von denen der eine den ersten Christen auch als Kirche diente, wie sich auch ein Kloster hier befand. Die Einwohner von Tafah nennen sich noch heute „aulad el nasara" d. h. Söhne der Christen. Dies ist eine der wenigen noch bestehenden Ueberlieferungen, in denen die Erinnerung der Eingeborenen an das frühere Christentum Nubiens zum Ausdruck kommt.

Südlich von Tafah treten die Bergzüge näher an den Fluß heran, bis sie denselben ganz einengen. Bald darauf folgt auf dem linken Ufer das Dorf Kalabsche, das Talmis der Alten. Der großartige Tempel, der auch dem

Der Nil bei Abu Hor. (R. Türstig, Omdurman.)

christlichen Kult gedient, enthält die bekannte Inschrift des nobadischen Königs Silko über seinen Feldzug gegen die Blemyer, die heutigen Bischarin und sonstigen Zweige der großen Bedschafamilie, eines der wichtigsten Dokumente für die christliche Geschichte Nubiens.

Der Morgen findet uns bei Abu Hor, wo der Fluß abermals Schnellen bildet. Hier passieren wir den Wendekreis des Krebses und betreten die tropische Zone. Die Fahrt geht zwischen hochfelsigen Ufern von wilder Szenerie dahin; weite Strecken sind unbewohnt. Da die Höhe der Ufer die Bewässerung erschwert, so ist der Ackerbau nur stellenweise möglich, und nur von Zeit zu Zeit hebt sich ein grüner Fleck von der nackten Sand- und Steinwüste ab. Spärliche Hütten, von einigen Dattelpalmen beschattet, unterbrechen dieses Bild der Unfruchtbarkeit.

Die eingeborenen Barabra sind von rötlichbrauner, seltener schwarzbrauner Hautfarbe. Von Gestalt sind sie mittelgroß und schlank. Langköpfig, haben sie gewöhnlich hohe Stirn, langgeschlitzte Augen, mäßig großen

Mund, regelmäßiges Kinn und vortretende Backenknochen. Die Gesamterscheinung macht den Eindruck großer Magerkeit und Zierlichkeit. Sie sind von gutmütigem Wesen und nicht geringer Intelligenz. Bescheiden und genügsam, geben sie sich mit wenigem zufrieden. Obwohl zu langen und anstrengenden Arbeiten nicht geneigt, können sie im gegebenen Falle Tüchtiges leisten und große Strapazen und Entbehrungen ertragen. In ihrer Heimat meistens nur

Ein Berberiner als Nil-Bootsmann.

auf die Bedürfnisse des Tages bedacht, wissen sie nichts von Sorge für die Zukunft. Bietet sich Gelegenheit, so sind sie erwerbsüchtig und ertragen große Mühen für den kleinsten Gewinn. Wenn sie in der Fremde sind, sparen sie fleißig. Viele Barabra dienen in Aegypten als Türhüter, Hauswächter, Köche und Zimmerburschen. Auf dem Nile sind sie so recht in ihrem Element, und die ganze Bootsmannschaft auf den Dampfern und Segelbarken zwischen Assuan und Khartum rekrutiert sich aus diesen kundigen Söhnen Nubiens. Die Barabra, deren Vor-

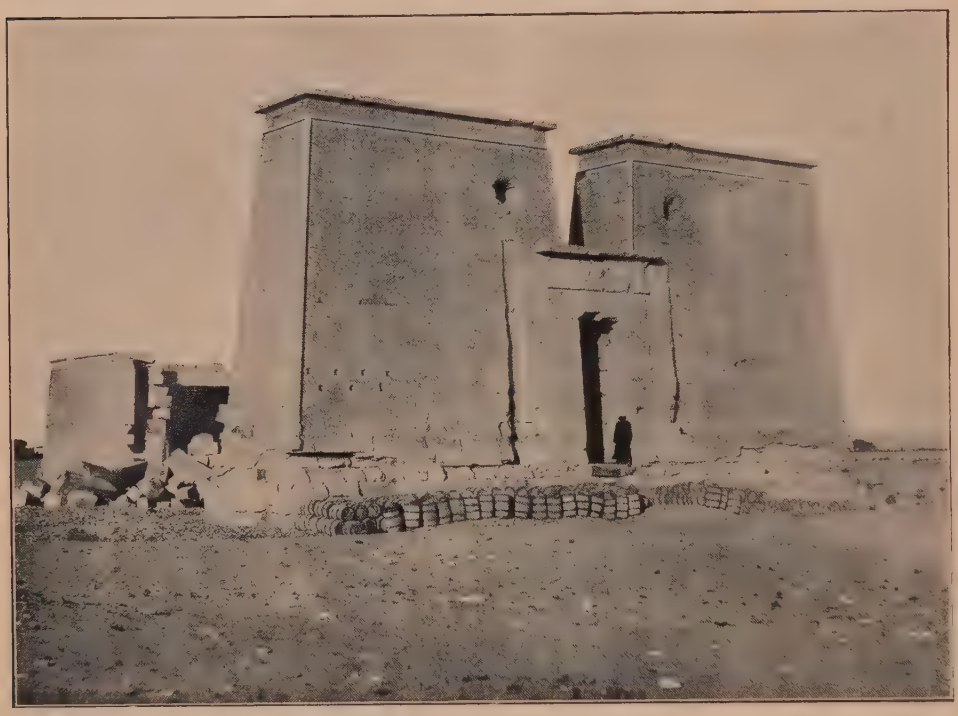
fahren, die Nobaden, einst das Christentum in das Niltal gebracht, sind heute ausnahmslos Muselmänner und als solche fatalistisch und abergläubisch. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in einer Pluderhose, einem einfachen, weiten Hemde und einer kleinen Mütze, Takia genannt. Tritt der Mann öffentlich auf, so trägt er ein weites, hemdartiges Kleid von blauer, grauer, schwarzer oder weißer Farbe mit langen, weiten Aermeln. Ein weißer Turban bildet die Kopfbedeckung. Die Fußbekleidung sind der rote, geschnäbelte, Markub genannte Lederpantoffel, der ohne Strümpfe getragen wird, oder auch dürftige Sandalen aus Leder oder Strohgeflecht. Die Weiber tragen alle weite Hosen, welche Sitte sie von allen südlicher wohnenden Stämmen unterscheidet, und über denselben ein schwarzes, faltiges Hemd ohne Aermel von einer Länge, daß der untere Teil der Hosen noch sichtbar bleibt. Das Haupt wird mit einem Tuche von gleicher Farbe verhüllt, dessen Enden auf dem Rücken weit herunterhängen. Außer dieser Kleidung ist bei den Frauen eine Anzahl verschiedener Zieraten in Gebrauch. Der gewöhnlichste Schmuck besteht in Glasperlen von verschiedener Größe, Form und Farbe. Aus denselben sowie aus Korallen, Schneckenhäuschen, Muscheln und gewissen Pflanzensamen werden Schnüre und Zierden für Hals, Arm und Fuß gefertigt. Eine eigentümliche Sitte der Frauen ist das Tragen eines Nasenringes im rechten Nasenflügel; die blau gefärbten Lippen, die geschwärzten Augenlider und die mit Henna rot gefärbten Fingernägel vollenden die Verunstaltung. Auf die Haarfrisur verwenden die Frauen große Sorgfalt. Sie ordnen das Haar in Flechten, Raupen, Strähnen und dünnen Locken. Um es weich und elastisch zu erhalten, tränken und salben sie es mit Oel, Butter oder Fett; um den Geruch dieser Substanzen zu verbessern, wird häufig Moschus darunter gemischt. Die Männer hingegen scheren das Haupthaar ganz kurz und rasieren es wohl auch gänzlich, wobei sie nur auf dem Vorderscheitel einen vereinzelten Büschel stehen lassen, den sie mit der Zeit zu einem Zöpfchen ausflechten.

Die Wohnungen der Barabra sind im allgemeinen Hütten aus Lehm und ungebrannten Ziegeln von oft kaum 3 Meter Höhe, mit einer niedrigen Tür und einigen kleinen Oeffnungen in den Wänden an Stelle der Fenster; das Dach besteht aus Lehmgewölbe oder Maisstroh. Bei den Armen bestehen sie nur aus einem Raum, der die ganze Familie und auch noch die Haustiere beherbergt. Die Reicheren besitzen auch Wohnungen aus Stein, mehrere Gemächer und selbst ein Gastzimmer.

Die Barabra treiben Ackerbau und Viehzucht, allerdings nicht in dem Umfange wie die Fellachen in Aegypten. Ihr zwischen den Felsen eingekeiltes Land läßt ihnen hierzu wenig Spielraum. Da es in Nubien selten regnet, so ist der Ackerbauer ganz auf künstliche Bewässerung angewiesen, welche mittelst Schöpfräder, deren Knarren Tag und Nacht über den weiten Nil hallt, bewerkstelligt wird. Die Aussaat beginnt nach dem Zurücktreten des Niles, Ende Oktober und Anfangs November. Gebaut werden Sirch oder Durrahirse, gelbe Hirse, Mais, Rizinus, Sesam, Bohnen, Klee, Salat, Rettich, Spinat, Zuckerrüben, Eibisch, Erbsen, Linsen, Tomaten, Eierfrüchte, Zwiebeln, Gurken, Melonen und Kürbisse. Von den

Bäumen ist hauptsächlich die Dattelpalme vertreten, und die Datteln aus Nubien gehören zu den geschätztesten. Ferner kommen vor Dompalmen, Tamarinden- und Sykomorenbäume, sowie Akazien, Mimosen und Weiden. Als Haustiere werden gezüchtet Ziegen, Rinder, Kamele, Pferde, Esel, Hunde und Hühner. Auch die Fischerei wird eifrig betrieben und ist im fischreichen Nilstrom recht ergiebig.

Sie sind ein altehrwürdiges Völklein, diese Barabra, mit ihrer christlichen Vergangenheit und ihrer melodischen Sprache. Schade, daß der Islam eine erfolgreiche Missionstätigkeit unter ihnen vorläufig ausschließt.



Tempel von Dakka. (Marques, Assuan.)

Zwei Stunden nach Abu Hor erhebt sich am felsigen Westufer der guterhaltene Tempel von Dendur, welcher der Trias von Philä, Isis, Osiris und Koris, sowie der Ortsgottheit Petisi geweiht war. Eirpanome, König der Nobaden, wandelte mit Gutheißung und Hilfe des Bischofs von Philä und des byzantinischen Exarchen von Talmis zu Ende des sechsten Jahrhunderts den heidnischen Tempel in eine christliche Kirche um; dieses Beispiel wurde in ganz Nubien befolgt, und viele heidnische Kultusstätten wurden nach der Bekehrung ihrer Diener in Kirchen umgeändert und dem christlichen Kulte angepaßt.

Die Landschaft wird nun zu beiden Seiten flacher. Vom Westufer glänzt goldgelb der Wüstensand herüber, während am Ostufer vermehrtere Vegetation sich zeigt.

Bald kommt der Felsentempel von Gerf Hüssein auf der Westseite in Sicht. Er bezeichnet die Stelle der von Ramses II. gegründeten Stadt Pi-Ptah oder Per-Ptah. Vom gegenseitigen Ufer blicken von der Höhe eines beträchtlichen Hügels die Ruinen der alten Byzantinerveste Sabagura herab, bekannt durch den Widerstand gegen die Angriffe der Truppen Ibrahim Paschas.

Die Sonne hat inzwischen ihren höchsten Stand erreicht und brennt heiß auf die über dem Oberdeck aufgespannte Leinwand herab. Die Mittagsstille wird nur durch das taktmäßige Stoßen der Maschine und das Platschen des Wasserrades unterbrochen. Der Ufersand glitzert und flimmert in der Sonne. Der Fluß windet sich in zahlreichen Krümmungen und ist häufig durch flache Sandinseln in mehrere Arme geteilt.

Nubische Uferlandschaft.

Das Dorf Dakka liegt ganz im goldenen Sande begraben und macht einen wehmütigen Eindruck. Es ist dies das alte Pselchis der Griechen, in dessen Nähe der römische Feldherr Petronius im Jahre 23 v. Chr. die Aethiopier schlug. Der nahe Tempel, der zur Zeit des Ptolomäers Philadelphus vom Aethiopierkönig Ergamenes erbaut worden und dem Gotte Thot von Pnubs, d. h. dem Herrn von Pnubs (Stadt in Aethiopien) geweiht war, läßt in nächster Nähe seine Ruinen mit den wuchtigen Pylonen und bilderreichen Säulen emporragen. Hier hat das Christentum sehr deutliche Spuren hinterlassen. Im ersten Vorbau, dem besterhaltenen des Tempels, findet sich auf dem Boden ein verstümmelter Steinblock, der als Altar gedient haben mochte. Die vordere Mauer ist mit Malereien im byzantinischen Stile geschmückt, die in Freskoverputz ausgeführt sind. Man sieht das Bild des guten Hirten mit dem Schäflein auf den Schultern und dem Glorienschein ums Haupt. Die Augen sind noch deutlich erkennbar, wie auch ein Teil der Draperie und das Evangelienbuch auf den Knien. Der Erlöser

ist von Engelsköpfen und den Figuren zweier Heiligen flankiert, die als Mönche gekleidet sind und wahrscheinlich die Hl. Antonius und Paulus, die ersten Eremiten darstellen, während andere sie für die Hl. Apostel Petrus und Paulus halten. Unter dem Kreise sieht man das Bild einer Frau, die von einem Chor von Männern umgeben ist; es stellt die allerseligste Jungfrau und die Apostel dar. Im Seitenraume ist die Büste der seligsten Jungfrau gemalt. An den Wänden kehrt wiederholt die Linienführung einer Gruppe von drei Männern mit Heiligenschein und in bischöflichen Gewändern wieder. Auch die Decke ist bemalt, und an

Sonnentempel von Abu Simbel. (F. Fiorillo, Assuan.)

der Westwand in der Höhe eine Schar apokalyptischer Reiter dargestellt. Mit der Zeit hat sich der Verputz, den die Christen angewendet, abgelöst und ist teilweise zu Boden gefallen, so daß die Steinskulpturen der Aegypter wieder zum Vorschein kommen. Unter den verschiedenen griechischen Inschriften findet sich jene eines gewissen Mönches Theophilus, der unter anderem sagt, daß er Priester der Isis gewesen und dann Christ geworden sei.

Auf dem Ostufer, Dakka fast gegenüber, liegt das Dorf Kubban, von wo der Weg nach den 60 km entfernten Goldminen von Um Garrajat führt. Dieselben wurden bis ins Mittelalter bebaut und sind in den letzten Jahren von einer Gesellschaft wieder in Angriff genommen worden.

Das Niltal
von Assuan bis Halfa.
Massstab 1 : 2000000.
0 20 40 60 80 100 Km
Sudaneisenbahn.
Reiseroute.
Nordgrenze des Apost. Vikariats.
Wendekreis des Krebses
Grenze zw. Aegypten u. d. Angl. äg. Sudan
Alter Karawanenweg
Sudan Bahn
Station No 2
ASSUAN
Schellal
Debot
Kertasch
Tafah
Kalabsche
Abu Hor
Kueschab
Dendur
Gerf Hussein
Ruin. v. Sabagura
Dakka
Kubban
Ofedunia
Maharaga
Amada
Sebuah
Derr
Ibrim
Korosko
Nil-Strom
Abu Simbel
Fareg
Faras
W. Halfa
Halfa-Camp.
Sarras
Murrat
Ambugol
31
32
33
24
23
22
21
32 östl. v. Greenwich

An den Ruinen des Isis und Osiris geweihten Tempelchens von Maharraga oder Ofedunia, das durch deutliche Zeichen seine einstige Benutzung zum christlichen Kult beweist, vorbei, erscheint am Ostufer das Dorf Sebua oder Wadi Sebua, d. h. Tal der Löwen. Der dem Ammon-Ra gewidmete Tempel ist gut erhalten und enthält einige Kolossalfiguren. Die Säle und Kammern sind zum großen Teile vom Wüstensand verschüttet; einige der letzteren haben dem christlichen Kulte gedient. Von der Löwen- oder Sphinx-Allee, die zum Pylon des Tempels führte, sind nur mehr wenige Ueberreste vorhanden.

Dunkelheit war wieder hereingebrochen, als wir Korosko passierten. Von hier aus führte die alte Karawanenstraße durch die Nubische Wüste in die Negerländer.

Von hier ab wendet sich der Nil schroff nach Nordwesten und macht eine starke Krümmung bis nach Derr, wo er wieder die südwestliche Richtung annimmt. Das Tal ist fruchtbarer, Dörfer und Wasserräder sind zahlreich, und Datteln und Akazien bilden fast ununterbrochene Haine. In der Nacht passieren wir die Tempelruinen von Amada, einst gleichfalls eine christliche Kirche, die volkreiche Ortschaft Derr und das Dorf Ibrim mit den Ruinen der auf einem Felsenvorsprung erbauten Festung, dem Primis der Römer. Ibrim war einst ein nubischer Bischofssitz und daher von großer Bedeutung in der christlichen Epoche. Außer den Ruinen einer alten Mauer, wahrscheinlich römischen Ursprungs, und eines Steingebäudes aus derselben Zeit sowie den Resten einer Basilika im Innern der Festung, die noch einige gut gearbeitete Bögen und Säulen im byzantinischen Stile aufweisen, ist nichts mehr von Bedeutung vorhanden..

Wieder steigt der Morgen herauf, und der wolkenlose, nubische Himmel spannt sich über dem Niltale, der Völkerstraße von Jahrtausenden, aus. Die Wüste tritt wieder näher an den Strom heran. Nach zweistündiger Morgenfahrt langen wir an einer hochbedeutsamen Stelle an. Zur Linken haben wir den kleinen Felsentempel von Fareg, von den Christen ihrem Gottesdienst dienstbar gemacht; zur Rechten sind die beiden Felsentempel von Ipsambul oder Abu Simbel. Alle drei Tempel sind aus dem harten Stein herausgehauen und die drei Hügel in harter Maulwurfsarbeit unterminiert und von innen heraus ausgehöhlt. Die zwei Tempel von Abu Simbel sind von Ramses II. erbaut. Die Fassade des großen Tempels, der dem Ammon-Ra von Theben und dem Re-Harachte von Heliopolis gewidmet war, ist in einer Breite von 36 m und einer Höhe von 32 m schräg nach rückwärts geneigt. Unter dem von Hundsaffen gebildeten Gesimse befindet sich die Widmungsschrift des Erbauers. Geradezu Bewunderung erregen die vier Kolossalstatuen Ramses II. in sitzender Stellung, welche etwa 19 m hoch sind und trotz dieses ungeheuren Maßstabes von vollendetstem Ebenmaß und in Haltung und Ausdruck meisterhaft gebildet erscheinen. Aus der Ferne muten sie wie lebende Wesen an, und namentlich die drei Antlitze sind von einer vollendet weichen Plastik und noch sehr gut erhalten, und man sieht es ihnen nicht an, daß sie mit den weitgeöffneten Augen seit mehr als drei Jahrtausenden der aufgehenden Sonne entgegenschauen. Die Längs-

achse des Tempels läuft fast genau von Osten nach Westen, so daß bei Sonnenaufgang die Sonnenstrahlen bis ins innerste Heiligtum hineinscheinen, das etwa 50 m tief im Felsenkegel zurückliegt. Die auf Sockeln stehenden Statuen am Rande des Vorplatzes, ein mitrageschmückter Falke immer mit einer Osiris-mumie abwechselnd, sind mehr als 3 m hoch, und doch erscheinen sie in dieser Umgebung von Riesen nur als Nippsachen. Die Lage des Ortes gewährt Aufschluß über den Gottesdienst, der hier stattfand; zweimal am Tage, bei Sonnenaufgang und -untergang grüßte der Priester die Geburt und den Tod des Sonnengottes. Der kleine Tempel, Hathor geweiht, ist vom großen durch ein Seitental getrennt und geht etwa 20 m in den Hügel hinein. Die Stirnseite ist etwas nach Süden gewandt und von mächtigen, Inschriften tragenden Pfeilern geziert; neben der Eingangspforte erheben sich je drei 9 m hohe Kolossalstatuen

Halfa.

Ramses II. und seiner Gemahlin Nefretere, während sechs kleinere Statuen die königlichen Kinder wiedergeben.

Der kleine Felsentempel von Farag besteht aus einem Saale, der von vier Säulen gestützt wird, sowie aus zwei Seitenkammern und einem Zugang. An der Decke sieht man das Bild des Erlösers und das des hl. Georg mit dem Drachen, wie er noch heute dargestellt wird.

Sandwüsten und Felsenzüge, einige wenige Oasen mit Palmen und elenden Hütten und zahlreiche Sandbänke im Flusse, das ist das Bild der Gegend. Nach 2 Stunden erblicken wir auf dem Westufer nahe der Insel Faras einen primitiven Grenzpfahl; wir verlassen hier das politische Aegypten und treten in den anglo-ägyptischen Sudan ein.

Am Nachmittag erreichen wir Halfa, den Endpunkt der Schiffahrt; zwei Stunden südlich beginnt der zweite und größte Nilkatarakt. Die kleine, reinliche Stadt, eine Gründung der Engländer, lugt freundlich unter Palmen und schattigen Albizzien hervor. Die Ankunft unseres Dampfschiffes bringt Leben in den Ort,

und die Bewohner strömen in hellen Haufen ans Ufer. Halfa ist als Kopfstation der Sudan-Regierungsbahn ein wichtiger Posten, und unter den vielen europäischen und levantinischen Beamten und Kaufleuten befinden sich auch zahlreiche Katholiken des lateinischen und orientalischen Ritus.

Im Mittelalter bildete der zweite Katarakt die Grenze zwischen den Provinzen Maris (zwischen Philä und Halfa) und Makorrah (zwischen Halfa und Dongola). In der christlichen Zeit waren beide Provinzen dem König von Dongola unterworfen; der nördliche Teil wurde durch einen Statthalter, der südliche vom König selbst verwaltet. Nach der Einnahme Assuans durch die Muselmänner drangen dieselben nach Süden vor und eroberten zunächst Maris und dann auch Dongola, von wo aus der Islam immer weiter nach Süden vordrang. Wehmut beschleicht uns beim Gedanken an die Geschichte dieses Landes. Einst im

Zweiter Nilkatarakt. (Marques, Assuan.)

dunklen Glauben der altägyptischen Geheimnisse begraben, öffnete es sich dem Lichte des Christentums, um dann wieder auf unbekannte Zeiten im Schatten des Islam zu schlummern. Aegypter, Aethiopier, Perser, Griechen, Römer, Christen und Araber haben in den verschiedenen Epochen ihre Anwesenheit in Felsen und Stein verewigt. Der heutige Bewohner des nubischen Niltales, der mohammedanische Berber, führt ein elendes Dasein zu Füßen der Denkmäler glanzvollerer Zeiten. Er wirft sich in seiner kleinen Moschee zu Boden, gegen die Kaaba gerichtet, von woher der Ruin seiner Heimat den Ursprung nahm. Ironie des Schicksals! Allein der arme Eingeborene denkt nicht nach; er hat die glorreiche Vergangenheit seines Vaterlandes und den Glanz seiner Vorväter vergessen und lebt sein armseliges Leben, blind und fatalistisch in sein elendes Los ergeben.

An Ausdehnung übertrifft der zweite oder große Nilkatarakt jenen von Assuan, indem er sich bei einem Gefälle von 30 bis 40 m über 12 bis

15 km Länge erstreckt. Zahlreiche Klippen bezeichnen den Eingang; es sind jedoch nicht die hohen Granitwälle von Philä, sondern Sandsteinrücken, welche den Fluß einengen. Riffe ragen aus den Fluten empor; verkrüppelte Suntsträucher wachsen aus den Spalten der geborstenen Felsen, und Halfagras, das der Gegend den Namen gibt, färbt die Abhänge. Die Kette der schwarzen Felsen, die den Fluß hemmen, gipfelt in dem Berge Abu-Sir, der sich finster aus dem nachdringenden Sande der Wüste erhebt. Von seiner Spitze aus bietet sich ein herrlicher Ueberblick über das Felsen- und Inselmeer. Da liegt der große Katarakt zu unseren Füßen; so weit das Auge zu reichen vermag, ein Chaos von schwarzen, glänzenden Felseninseln, zwischen denen der Fluß, in hundert Kanäle und Bäche geteilt, schäumt, steigt und fällt, glatt hinfließend, wo der Lauf frei ist, brausend und murmelnd, wo er eingeengt ist, hier hastig in großen Wirbeln sich selbst verfolgend, dort in trägen Pfuhlen und Pfützen ruhend. Glänzende Silberbäche winden sich vom fernen Horizont an durch das wirre Steinmeer, um in brausenden und schäumenden Stromschnellen

Eisenbahnstation in der Wüste.

sich heranzuwälzen und zu unseren Füßen in tosenden Fällen vorüberzufliehen. Aus den zerklüfteten Massen dringt das Echo des Getöses gleich fernem Donnerrollen empor. Kein Volk bewohnt diese Gegend; entblößt sind die Ufer von Hütten und Schöpfrädern, nur raubgierige Geier sieht man auf den sonnverbrannten Klippen den faulen Leib eines auf den Sand gespülten Krokodils zerfleischen.

Nur mit Gewalt trennt sich der Blick von diesem großartigen Bilde, um über die gelbe Sandwüste von Abu-Salám zu schweifen, die sich wellenförmig und öde ausdehnt. —

Nach einer Stunde verließen wir im Expreßzug der Sudanbahn Halfa. Pfeilgerade laufen Schienenstrang und Telegraph in die Wüste hinein, die große Biegung des Niles bis nach Abu Hamed abschneidend. Der Zug ist sehr lang und führt in allen Wägen das notwendige Wasser mit, das durch seine trübe Färbung die Abstammung vom Vater Nil verrät. Obgleich wir uns in der Wüste befinden, so ist doch die Fahrt durchaus nicht unbehaglich; die doppelte Dachbekleidung der Wägen schwächt die Kraft der Sonnenstrahlen, und die seitlich einfallende Sonne

kann durch die an den niedrigen Fenstern angebrachten Schattengitter gedämpft werden.

Kaum ist der Zug in die Wüste eingetreten, als auch schon die Fata Morgana ihre trügerischen Bilder hervorzaubert. Auf der rechten Seite allerdings ist der Nil noch immer nahe, und man weiß nicht, ob das, was man sieht, der Fluß oder ein Truggebilde sei; aber auch auf der linken, vollständig wasserlosen Seite erblickt das Auge einen gewaltigen Strom, der sich oft seeartig erweitert, bald näher rückt und bald sich entfernt; seine Ufer erscheinen mit buschigen Sträuchern bestanden, und man sieht deutlich das Glitzern und Flimmern des Scheinwassers in der Sonne.

Fern am Horizont tauchen hohe, gelbe Sandfahnen auf, die, vom Wirbelwinde getrieben, mit großer Schnelligkeit sich um sich selbst drehen, ihre fahlgelben Ausläufer bis in das Blau des Himmels emporwirbeln und demselben ein schmutzig-blaßgelbes Aussehen verleihen. Wenn ein solcher Habub oder Sandwind in die Nähe kommt, so ist bald alles mit staubigem Sand bedeckt, der auch durch die kleinsten Ritzen und Spalten der geschlossenen Türen und Fenster eindringt. Da der heiße Wind nicht kühlend wirkt, so nimmt die Hitze in den geschlossenen Räumen noch zu und wird äußerst drückend und beschwerlich.

Der Schienenstrang von Halfa bis K h a r t u m hat eine Länge von 575 engl. Meilen oder 925 km. Davon entfallen 230 Meilen (370 km) auf die Wüstenfahrt bis Abu Hamed, zu welcher Strecke der Zug etwa 11 Stunden braucht. Es sind 9 Wasserstationen in Abständen von 14 bis 28 Meilen errichtet. In ihnen entwickelt sich beim Halten des Zuges für kurze Zeit ein lebhaftes Treiben. Die Maschine wird mit Wasser, das aus tiefen Brunnen heraufgepumpt wird, oder, wenn nötig, mit Kohlen versorgt. Da die Bahn eine Militärbahn ist, so sind die Angestellten fast ausnahmslos ägyptische Soldaten. Diese Wüstenstationen umfassen nur zwei oder drei kleine Lehmhütten und hier und da ein winziges Gärtchen, und man begreift, daß die Soldaten, meist Fellachen aus Aegypten, sich in der fremden Wüste langweilen.

Die nubische Wüste ist von mehreren Gebirgen durchzogen, deren kahle Felskegel die wunderlichsten Formen aufweisen. Drüben am Westrande der stillen Wüste verschwindet jetzt die Sonne. Der Himmel färbt sich mit glühenden Tinten, deren goldene und purpurne Töne hart nebeneinanderstehen, und der Glutschein des Firmaments verleiht der gelben Wüste einen rosigen Anhauch. Kurze Zeit nur dauert das schöne Schauspiel, dann tritt beinahe unmittelbar Dunkelheit ein, und bald beleuchtet die Mondsichel mit silbernem Scheine das schweigende Sandmeer. Die Luft hat sich abgekühlt und weht rein und würzig durch die offenen Fenster herein, schmeichelnd und kosend um Stirn und Schläfen fächelnd.

Gegen 5 Uhr morgens lichtet sich der nächtliche Himmel im Osten und macht die noch schwarze Wüste gespensterhaft abstechen vom helleren Firmament. Allmählich mischen sich rotgelbe Töne in das nüchterne Graublau des Himmels, bis die im Osten hängenden Wolken mit goldenen Rändern verbrämt sind und das übrige Firmament ein liebliches Hellblau annimmt. Da steigt triumphierend die purpurne Sonne aus dem Glutbad empor und übergießt wie mit einem Lächeln die jung-

fräulich errötende Wüste, die in ihrer ganzen herben, schweigenden Schönheit vor uns sich auftut. Ein frischer Wind umbraust den in den prächtigen Morgen hineineilenden Zug und erquickt die erwachenden Schläfer mit seinem köstlichen, reinen Hauche.

Die Wüste hat vieles gemeinsam mit dem Meere; die reine Luft, das erhabene Schweigen und die scheinbar unbegrenzte Ausdehnung. Nennt man ja doch auch die Wüste ein Sandmeer und das Meer eine Wasserwüste. Mir fällt bei der Betrachtung der eigentümlichen Schönheit der Wüste das Wort unseres vaterländischen Dichters Ernst Moritz Arndt ein, wo er von der Heimat spricht „Und wären es nackte Felsen und öde Inseln, du mußt das Land lieben, da deine Wiege stand!" und ich kann es verstehen, daß auch der eingeborene Beduine an seiner heimatlichen Wüste hängt. Auch ist es verständlich, daß in den ersten Zeiten der Kirche die Mönche und Einsiedler sich gerade in die Wüste zurückzogen, die so recht ein Bild ihres eigenen, weltentsagenden Lebens war. Wie die Wüste des Schmuckes der Pflanzenwelt entbehrt, so verschmähten die Eremiten alle Bequemlichkeit und Weichlichkeit des Lebens, und wie die Wüste in ihrer Oede so recht eigentlich die von Gott dem Herrn nach dem Sündenfalle verfluchte Erde darstellt, so fand auch der Büßer gerade in ihr die geeignete Lebensstätte. Wie wiederum da, wo Gott schlägt, gleichzeitig auch Segen ist, und die Mönche bei ihrem Leben der Buße und Abtötung süßen, himmlischen Trost empfanden, so auch besitzt die Wüste trotz ihres rauhen Aeußern ihre ganz eigene, heimliche Schönheit.

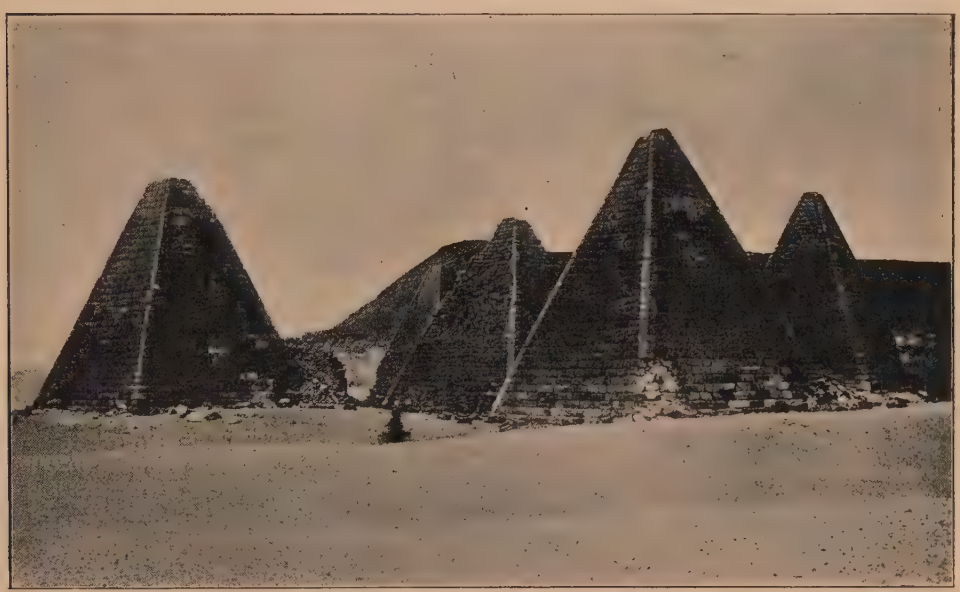
Zu unserer Rechten tauchen dunkelfarbige Hügelzüge aus der wellenförmigen Sandwüste auf; bald auch werden Palmen und Akazien sichtbar; wir nähern uns wieder dem Nile und halten an der bedeutenden Station Abu Hamed. Diese Ortschaft hat ihren Namen von einem Scheich, der in der Nähe begraben ist. Von hier ab läuft die Eisenbahn im Flußtal zwischen der Steppe und dem Kulturland dahin. Das Ufer ist von Palmen und buschigem Unterwuchs deutlich bezeichnet und nie weit entfernt.

Kurz nach Mittag erreichen wir Berber, von den Arabern El Mecharif genannt. Einst eine Königsstadt, ist sie noch heute sehr volkreich und zieht sich mit unzähligen Erdhütten in einer Länge von 9 km am Nile hin, dessen Tal hier ungemein fruchtbar ist. Von hier zweigt die Karawanenstraße nach Suakin am Roten Meere ab, die ich im Jahre 1883 als junger Missionär zurückgelegt habe. Berber spielt in der Geschichte der Mission eine nicht unbedeutende, aber auch wenig erfreuliche Rolle. Hier bestand von 1874 an zeitweilig eine kleine Missionsstation. Sie wurde bald aufgelassen, wie ja der nubische Boden mit seinen ausschließlich mohammedanischen Bewohnern ein ebenso unfruchtbares Arbeitsfeld bildet wie sonstwo die islamitische Welt. Es starben hier vier Missionäre, drei davon auf der Durchreise, darunter der Apostolische Provikar P. Reinthaler (1862) und im Mai 1902 mein Vorgänger Bischof Roveggio, der, auf der Reise nach Assuan begriffen, im Eisenbahnwagen verschied. Von der Bahnstrecke aus sahen wir den Wüstenfriedhof, wo er mitten unter Kopten und Andersgläubigen begraben lag. Bereits nach einem halben Jahre konnte ich seine sterblichen Ueber-

reste erheben und nach Assuan übertragen, wo ich sie in der von ihm erbauten Kirche der Unbefl. Empfängnis feierlich zur letzten Ruhe bestattete. Wie in allen größeren Orten an der Bahnlinie, so gibt es auch in Berber eine Anzahl Katholiken, meistens Kaufleute und Beamte.

Nach einer halben Stunde kreuzen wir auf der eisernen Bogenbrücke den Atbara, den einzigen Zufluß des Nil zwischen Khartum und seiner Deltamündung. Der Fluß, ein Sohn der abessinischen Berge, ist mäßig breit, und seine reißenden Wasser füllen das Bett um diese Jahreszeit kaum zur Hälfte.

Jenseits des Flusses erreichen wir die Gegend, welche einst das berühmte alte Reich Meroë bildete. Plinius berichtet, daß den Thron von Meroë Jahrhunderte hindurch Königinnen innehatten, die den Namen Candace



Pyramiden von Meroë. (M. Venieris, Khartum.)

führten, wie in Aegypten die Könige den Namen Pharao. So erzählt auch der hl. Lukas in der Apostelgeschichte (VIII. 26, 27) von einem Kämmerer der Königin Candace von Aethiopien, welcher vom hl. Philippus die Taufe empfing. Nach Ansicht der Hl. Hieronymus, Cyrillus und Eusebius gewann dieser christliche Kämmerer die Königin und durch sie das ganze Land dem Christentum. Nach einer alten vatikanischen Handschrift aus dem Jahre 1188 soll der erwähnte Kämmerer der Candace auch den hl. Matthäus aufgenommen haben, als er zur Predigt des Evangeliums nach Aethiopien kam.

Am westlichen Abendhimmel tauchen die Pyramiden von Meroë auf, die im Gegensatz zu denen von Aegypten eine verhältnismäßig kleinere Grundfläche und größere Längsachse besitzen und daher schlanker, aber auch nicht so gut erhalten sind als jene.

Zur Römerzeit waren es zwei Städte, welche sich die Herrschaft im südlichen Nubien streitig machten, nämlich Napata, die Hauptstadt eines Reiches in der großen Krümmung des Nils, und Berua, die Hauptstadt des meroitischen Reiches, das Meroë der alexandrinischen Geographen.

Als die Stadt Napata vom römischen Feldherrn Petronius zerstört ward (23 oder 24 vor Chr.), flüchtete die Königin Candace nach Meroë und verhandelte dort mit den Römern den Frieden. Nun konzentrierte sich die gesamte Macht Aethiopiens in Meroë. Die Ruinen von Meroë sind nichts anderes als in Stein ausgeführte Motive aus Aegypten. Die Inschriften der Pyramiden zeigen, daß man zur Zeit ihrer Erbauung nicht mehr die volle Kenntnis der hieroglyphischen Schrift besaß. In jener Zeit war eine äthiopisch-demotische Schrift im Gebrauch und allgemein verstanden. Später finden wir eine äthiopisch-griechische Schrift, ähnlich der koptischen, mit einigen Buchstaben aus derselben. Man kennt also die Zeichen der griechisch-äthiopischen Schrift der Christen des oberen Nubiens, aber man kennt die alte Sprache noch nicht, d. h. die Bedeutung der Worte.

Die Macht von Meroë fiel mit dem Wachsen des Einflusses des neueren Reiches von Aloa.

Bereits in völliger Dunkelheit kommen wir nach Schendi, dem letzten größeren Orte vor Khartum.

Es war die Nacht vom letzten Dezember 1903 zum 1. Januar 1904. Um 1 Uhr hielt der Zug in der Station Khartum-Nord. Von unseren Mitbrüdern begrüßt, schritten wir zum Ufer des Blauen Nil. Der kleine Missionsdampfer, welcher seit dem Heimgange meines seligen Vorgängers trauernd auf dem Sandufer Omdurmans geruht, trat nun zum erstenmal wieder in Dienst und setzte uns nach Khartum über. Es war 2 Uhr morgens, als ich den Boden Khartums wieder betrat. Das erste Mal war es 1883 gewesen. Welch eine Geschichte der Stadt lag zwischen 1883 und 1904!

* * *

Die Entstehung Khartums fällt in die Jahre 1821 bis 1824. Den Vizekönig Mohammed Ali von Aegypten gelüstete es nach den Goldschätzen des Sudan. Er schickte im Jahre 1820 unter dem Oberbefehle seines Sohnes Ismail Pascha eine Armee zur Eroberung desselben aus.

In die Zeit dieses Feldzuges fällt der Ursprung Khartums. Zwischen den beiden Flüssen sahen sich die Feldherren vor einem etwaigen Landsturm gesichert und schlugen auf der Spitze der Halbinsel ihr Lager auf. Die Bewohner der Umgegend, welche Schafe, Milch und Getreide zum Verkaufe ins Lager brachten, bauten sich zur größeren Bequemlichkeit für ihren Handel Hütten in der Nähe, und so entstand allmählich eine Stadt, der man nach der Form der langgestreckten Halbinsel den Namen Chartum, d. h. Elefantenrüssel, gab. Der Handel zwischen den Negerländern, Kordofan und Abessinien einerseits und Aegypten und dem Roten Meere anderseits konzentrierte sich bald am äußerst günstigen Vereinigungspunkte der beiden schiffbaren Flüsse. Khartum wurde 1825

Residenz des Statthalters und Hauptstadt des ganzen Sudan; hierdurch war die weitere Entwicklung der Stadt gesichert.

Die Lage von Alt-Khartum in einer unfruchtbaren, sandigen Ebene war nicht die lieblichste. Das Stadtbild selbst, ein planloses Durcheinander niedriger Erdhütten, untermischt mit einigen öffentlichen Gebäuden aus gebrannten Ziegeln, der Moschee mit einem einfachen, konischen Minarett und einigen Gruppen schöner Dattelpalmen, bot dem Auge wenig Anziehendes. Von Anfang an ohne Plan und ohne Symmetrie und ganz nach Willkür angelegt, kam zur größeren Verunstaltung der Stadt noch der Umstand, daß das Material zu den geschmacklosen, meist nur ebenerdigen Lehmgebäuden nahe am Bauplatz selbst aufgegraben wurde, wo-

Abbasplatz mit Markthallen und der Moschee in Khartum.

durch halsbrecherische Gruben und Gräben entstanden, in denen das Regenwasser monatelang stand und im Vereine mit dem in die Erdlöcher geworfenen Unrate Scharen von Stechmücken, die Träger der Fieber, erzeugten, welche der Stadt das unheimliche Prädikat „Grab der Europäer" eintrugen.

Die Bevölkerung bestand aus Europäern und Eingeborenen, Arabern und Negern. Der Hauptteil der Bevölkerung war arabisch. Die Araber waren von den verschiedensten Stämmen und aus den verschiedensten Gegenden. Auch die Neger der Stadt gehörten verschiedenen Stämmen an und bildeten jenen Teil der Bevölkerung, der arbeiten und leiden mußte, kurz, es waren die Sklaven.

Bis zum Jahre 1882 befand sich die Entwicklung Khartums in aufsteigender Linie. Die Einwohnerzahl erreichte 60 000, und der großartige Handel mit den Rohprodukten Innerafrikas brachte eine relative Wohlhabenheit.

Die Wichtigkeit der Hauptstadt Khartum erkannten auch die ersten katholischen Missionäre, die in diese Gegend vordrangen und die erste und wichtigste Missionsstation daselbst gründeten.

Die ersten Glaubensboten kamen am 12. Februar 1848 unter Führung des P. Max Ryllo, S. J., Provikar des neuerrichteten Apostolischen Vikariats von Zentralafrika, in Khartum an. P. Ryllo kaufte ein Grundstück, und bereits zu Pfingsten 1848 (am 11. Juni) konnte eine Kapelle eröffnet werden. Nebenbei wurden kleine, losgekaufte Neger in Erziehung genommen. Ryllo erlag schon am 17. Juni 1848 dem Klima; sterbend hatte er seine Vollmachten an seinen Begleiter Dr. Ignaz Knoblecher, einen gebürtigen Krainer, übertragen.

Knoblecher dehnte die Missionstätigkeit bis weit nach Süden aus und gründete die beiden Stationen Heiligenkreuz bei den Dinka und Gondokoro bei den Bari. Für die damalige Zeit mit ihren armen Verkehrsmitteln waren diese entfernten Gründungen staunenswerte Leistungen.

Am 29. März 1852 kehrte Knoblecher mit dem Titel und den Vollmachten eines Provikars von einer Europareise zurück, auf der es ihm gelungen war, das Protektorat Kaiser Franz Josefs I. über die Mission von Zentralafrika und das Zustandekommen des österreichischen Marienvereins für Afrika zu erlangen.

Gegen Ende des Jahres 1857 trat Knoblecher eine Reise nach Europa an und starb am 13. April 1858 in Neapel an den Folgen ausgestandener Strapazen. Als sein Nachfolger wurde Msgr. Matthäus Kirchner aus Bamberg, gestorben am 5. Januar 1912 als Geistlicher Rat, Dekan und Stadtpfarrer in Scheßlitz, zum Apostolischen Provikar ernannt. Doch die Sterblichkeit unter den Missionären war eine derartige, daß Provikar Kirchner im Jahre 1861 nur mehr über fünf Priester verfügte, weshalb er beschloß, zur Sicherung der Zukunft der Mission dieselbe dem Orden des hl. Franziskus zu übergeben. Sein Vorschlag wurde angenommen und P. Reinthaler, O. S. Fr., aus der steiermärkischen Provinz, zum Apostolischen Provikar ernannt. Der seraphische Orden entsandte eine beträchtliche Anzahl Mitglieder in die Mission, und das Missionspersonal belief sich im Jahre 1862 auf 51 Köpfe. Doch trat abermals große Sterblichkeit ein und P. Reinthaler selbst verschied am 30. April 1862.

Fast alle Ueberlebenden kehrten nun nach Europa zurück und die Mission wurde dem jeweiligen Apostolischen Delegaten von Aegypten unterstellt.

In Khartum blieb P. Fabian Pfeifer aus Tirol mit einigen Laien und mehrere Jahre sogar als alleiniger Priester zurück. Später kamen P. Dismas Stadelmayr aus Innsbruck und P. Bonaventura Habeschi, ein schwarzer Missionszögling aus Khartum. Als 1870 P. Fabian nach Tirol zurückkehrte, blieb P. Dismas in Khartum bis zum Jahr 1873.

Daniel Comboni aus Limone in der Diözese Brescia, welcher bereits unter Knoblecher kurze Zeit am oberen Nil gewesen, hatte mittlerweile in Verona ein Missionsseminar gegründet, dem er auch die neue Schwesternkongregation „Fromme Mütter der Negerländer", ebenfalls in Verona, an die Seite stellte. Außer

bei dem Marien-Vereine in Wien fand Comboni Unterstützung bei dem 1853 in Köln a. Rh. gegründeten Vereine zur Unterstützung der armen Negerkinder sowie bei dem Ludwig-Missionsvereine in München. Als Apostolischer Provikar übernahm Comboni die Mission in Khartum im genannten Jahre.

Khartum von Osten.

Während früher die Missionäre nach Süden vorgedrungen waren, wandte sich Comboni von Khartum aus nach Südwesten und gründete zwei Stationen in Kordofan, und zwar in der Hauptstadt El Obeid und bei den Nuba-Negern in Delen.

Am 11. April 1878 hielt Comboni als Apostolischer Vikar und Titularbischof von Claudiopolis seinen Einzug in Khartum. Er starb ebenda am 10. Oktober 1881. Gott nahm ihn zu sich und ersparte ihm so den Anblick der gänzlichen Verwüstung, die über die Mission bald darauf hereinbrach.

Die Mißwirtschaft der ägyptischen Regierung im Sudan hatte schon lange die Unzufriedenheit der Bevölkerung wachgerufen. Da erhob sich ein Derwisch aus Dongola, Mohammed Ahmed, der, diese allgemeine Unzufriedenheit

Abdde. (R. Türstig, Omdurman.)

geschickt ausnützend, sich als den „Mahdi" oder Gesandten Gottes ausgab, der den Auftrag habe, die rechtgläubigen Anhänger Mohammeds vom Joche der „ketzerischen Türken" und der „Ungläubigen" zu befreien. Mohammed Ahmed fand in dem religiösem Fanatismus leicht zugänglichen Volke einen gewaltigen Anhang. Die Behörden unterschätzten von Anfang an seinen Einfluß, und so kam es, daß der Mahdi in mehreren Gefechten Sieger über die Regierungstruppen blieb, El Obeid und das ganze Kordofan sich unterwarf, am 5. November 1883 die Armee des Generals Hicks, auf deren erfolgreiche Operationen man auf Seite der Regie-

rung die größten und letzten Hoffnungen gesetzt hatte, gänzlich vernichtete und nun eine Gefahr für Khartum selbst wurde.

In dieser schweren Zeit wurde der englische General Gordon, der bereits von 1877 bis 1879 Generalstatthalter des Sudan gewesen war und sich einer großen Beliebtheit beim Volke erfreute, für den einzig geeigneten Mann gehalten, den verlorenen Posten zu retten. Er kam am 18. Februar 1884 in Khartum an und wurde von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen.

Aber auf allen Seiten dehnte sich der Aufstand aus, und die Vorhut der Truppen des Mahdi schloß bereits im März die Stadt von Süden ein.

Lord Herbert Kitchener.

Der Geist der Empörung griff auch im Norden um sich. Die Djaalin von Matamma und die Ababda von Abu-Hamed nahmen Berber nach achttägiger Belagerung im Sturme ein. So war Gordon vom Verkehr mit dem Norden abgeschlossen.

Am 2. Mai machte Gordon einen Ausfall und erfocht einen glänzenden Sieg. Er leistete Erstaunliches und führte alles aus, was die Kriegskunst in solchen Fällen eingeben kann.

Am 23. Oktober 1884 kam der Mahdi selbst mit dem Kern seiner Anhänger vor Khartum an; 200 000 Feinde umschlossen die bedrängte Stadt von allen Seiten, die selbst voll war von Verrätern. Gordon war sozusagen allein inmitten

der Feinde. Die Soldaten hungerten und waren mutlos; Gordon leistete Uebermenschliches, um ihren Mut zu beleben.

In der Nacht auf den 26. Januar 1885 näherten sich die Scharen des Mahdi der Stadt von Süden her und nahmen dieselbe nicht ohne Verrat ein. Einem das Bett durchbrechenden Strome ähnlich ergossen sich die fanatischen Horden, über 50 000 Mann zählend, über das verzweifelte Khartum und richteten ein fürchterliches Blutbad unter den wehrlosen, aus dem Schlafe geschreckten Bewohnern an.

Eines der ersten Opfer ihres Blutdurstes war Gordon selbst, der auf der Treppe seines Palastes, von mehreren Lanzen durchbohrt, zusammenbrach. Man hieb ihm den Kopf ab und schickte ihn als Siegestrophäe dem Mahdi nach Omdurman.

Der österreichische Konsul Hansal wurde enthauptet, seine Leiche mit der seines Hundes mit Spiritus begossen, angezündet und dann halb verkohlt in den Fluß geworfen.

Dem griechischen Konsul Leondidi schnitt man zuerst die Hände ab und enthauptete ihn dann.

Der amerikanische Konsul Asser sank tot nieder beim Anblick des unter seinen Augen enthaupteten Bruders.

Von vielen Familien rettete nur das weibliche Geschlecht das Leben, während die Männer sämtlich niedergeschlachtet wurden. Aber auch vieler Weiber und Kinder wurde nicht geschont.

Als bereits alle Straßen mit Leichen bedeckt waren, durchzogen Rotten die Stadt und spürten überall nach zufällig noch Lebenden, um ihnen den Garaus zu machen. Stundenlang dauerte das Morden. Endlich gab der Mahdi selbst Befehl, das Gemetzel einzustellen und der Ueberlebenden zu schonen.

Ausgesucht waren die Qualen, mit denen man die Ueberlebenden zur Herausgabe ihres Geldes zu zwingen suchte; die Nilpferdpeitsche sauste tagelang auf die Rücken der wimmernden Hinterbliebenen.

Man dachte vorerst nicht an Beerdigung der Leichen, sondern an Verteilung der Beute. Ganz Khartum wurde unter die Hunderte von Emiren verteilt. Die freien Weiber und die Sklavinnen wurden in das „Bet-el-Mal" (Schatzkammer) gebracht. Man denke sich den Schmerz dieser Unglücklichen, die wie das Vieh in einem Hofe zusammengesperrt, vielfach noch mit den Kleidern angetan waren, an denen das Blut ihrer ermordeten Gatten und Söhne klebte. Ein grausames Los wartete ihrer. Sie sollten die Mörder ihrer Männer, wilde, schmutzige Barbaren, heiraten.

Viele Frauen und Mädchen erlagen dem Schmerze, dem Hunger und der Kälte; andere erblindeten infolge des fortgesetzten Weinens. Zahlreiche Säuglinge verhungerten. Noch lange nachher sah man auf dem Markte von Omdurman die jungen Frauen ermordeter Männer herumbetteln und hilflos auf offener Straße gebären, welche zumeist das Sterbelager für Mutter und Kind wurde.

Weiterhin erging ein Befehl, alles Wertvolle, wie Gold, Silber, Ringe, Edelsteine und Wertsachen in die Schatzkammer abzuliefern. Vieles verschwand in den

Taschen der Emire und Krieger, und obgleich der Mahdi für die geringste Unterschlagung mit dem Höllenfeuer drohte, so riskierten die Krieger doch die Hölle und behielten für sich, was sie erworben hatten. Trotzdem liefen große Schätze ein.

Die schönen Gärten Khartums verteilten die Großen unter sich. Kalif Abdullahi nahm den Garten Gordons, Kalif el Scherif den großen Garten der Mission. Jeder Emir wählte sich ein Haus und richtete sich dort mit Weibern und Sklaven ein. Stets aber wurde Omdurman als Hauptstadt des neuen Reiches betrachtet, und die Großen nahmen in Khartum, der Stadt der „Ungläubigen", nur vorübergehend Aufenthalt.

Schreckliche Fügung! Zwei Tage nach dem Falle Khartums, am 28. Januar 1885, kamen von Norden her zwei Dampfer in Sicht. Es waren die Engländer, die Gordon Hilfe bringen sollten. Sie kamen zu spät, zu spät um zwei Tage!

Altes Missionsgebäude in Khartum nach der Zerstörung.

Als sie die angerichtete Verwüstung sahen, blieb ihnen nichts übrig, als umzukehren, wobei ihnen die Mahdisten in ohnmächtiger Wut eine Menge Kugeln nachschickten.

Der Mahdi sollte die Früchte seiner Siege nicht lange genießen. Schwelgerisches Wohlleben brachte ihn zu Grabe. Er starb schon am 22. Juni 1885, angeblich an Herzverfettung.

Vor seinem Tode hatte er den Kalifen Abdullahi el Taischi zu seinem Nachfolger ernannt. Dieser sah mit mißliebigen Augen auf Khartum, die Rivalin Omdurmans. Im August 1886 gab er strengen Befehl, daß alle Bewohner Khartums binnen drei Tagen die Stadt verlassen müßten. Sofort wurde dem Befehle Folge geleistet. Nun ging es an die Zerstörung Khartums; die Häuser wurden niedergerissen und Balken, Fenster und Türen nach Omdurman geschleppt. In kurzer Zeit blieben in Khartum nur mehr Ruinen. Es wurden dann auch die Mauern, die aus gebrannten Ziegeln bestanden, abgebrochen, um diese in Omdurman zu verwenden. Drei Gebäude blieben einstweilen aufrecht, das Arsenal, der Palast Gordons und die katholische Mission. Im übrigen war die einst blühende und wohl-

habende Hauptstadt des Sudan ein Erd- und Trümmerhaufen, auf dem Euphorbien und Dorngestrüppe wucherten.

Der allgemeinen Vernichtungswut des Mahdi fiel auch die katholische Mission zum Opfer.

Als der neue Apostolische Vikar Franz Sogaro, in dessen Begleitung ich mich befand, am 6. März 1883 in Khartum ankam, hatte der Mahdi bereits Kordofan erobert, die Missionsstationen Delen und El-Obeid zerstört und Missionäre und Schwestern gefangen genommen. Die Lage wurde für Khartum selbst äußerst gefährlich. Es war höchste Zeit, sich zu retten.

Sir Reginald Wingate. (W. Croole.)

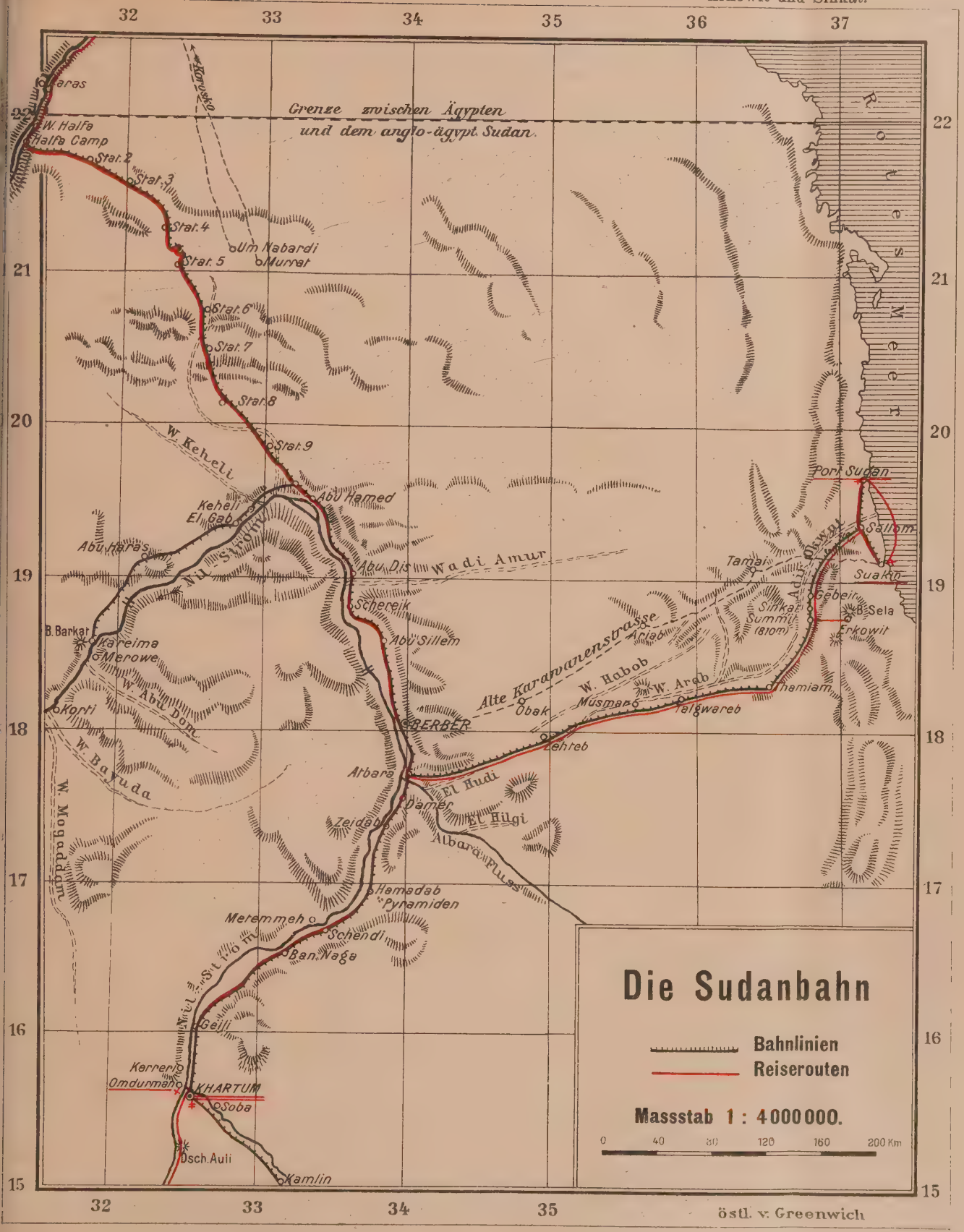
Am 11. Dezember 1883 verließen die Missionäre und Schwestern mit etwa hundert christlichen Negern beiderlei Geschlechts die Stadt und zogen sich nach Aegypten zurück. Dort weilte der Apostolische Vikar Sogaro, der später zum Titularbischof von Trapezopolis erhoben wurde, mit den Geretteten im Exil, und die ganze Mission war vernichtet.

Zwölf Jahre lang war Khartum ein Trümmerhaufen. Die Hauptstadt des Mahdireiches war Omdurman mit etwa 100 000 Menschen.

Endlich kam die Stunde der Wiedereroberung des Sudan. Bei Kerreri, nördlich von Omdurman, stellten sich am 2. September 1898 die fanatischen Derwischhorden, etwa 40 000 Mann stark, den anglo-ägyptischen Truppen, insgesamt etwa

Blatt B.

Zu den Reisen: Von Assuan nach Khartum.
Von Khartum zum Roten Meere.
Erkowit und Sinkat.



23 000 Mann, entgegen. Die Anglo-Aegypter mähten mit Gewehr- und Mitrailleusensalven Tausende von Fanatikern wie Gras zu Boden, trieben den um Erbarmen flehenden Rest vor sich her und zogen siegreich in Omdurman ein.

Gleich am 4. September 1898 betrat der Sieger Lord Kitchener das von Gestrüpp und Unkraut überwucherte Trümmerfeld des einstigen Khartum, hißte auf den Ueberresten des alten Regierungspalastes die englische und ägyptische Fahne und veranstaltete eine imposante Trauerfeier für Gordon.

Mit dem folgenden Morgen begann die Auferstehung Khartums. Scharen von Arbeitern legten die Ruinenstätten für Neubauten frei.

Lord Kitchener selbst zeichnete die Hauptlinien der neuen und großangelegten Stadt in den Sand. Ohne Zeit zu verlieren, entwarfen die Militäringenieure an Ort und Stelle die Pläne für die Regierungsgebäude.

Die Stadt wurde aus Gesundheitsrücksichten höher angelegt, wozu teils die Ruinen und teils die umliegenden Sandhügel dienten. Die Straßen wurden ausgesteckt und sogleich mit jungen Bäumen bepflanzt.

Am 31. Dezember 1899 erreichte die von Wady-Halfa ausgehende neue Eisenbahn ihren Endpunkt Halfaya, das Khartum gegenüber am rechten Ufer des Blauen Niles liegt, als Vorstadt betrachtet wird und als solche den Namen Khartum-Nord führt.

Lord Kitchener blieb nicht lange an der Spitze des Zivilisationswerkes im Sudan; er wurde nach Südafrika abberufen. In der Person von Sir Reginald Wingate, schon bisher die rechte Hand Kitcheners, wurde ein vorzüglicher Nachfolger gefunden, der gegenwärtig Generalgouverneur des Sudan ist.

Sechzehn Jahre hindurch war jegliche Missionstätigkeit im Sudan unterbrochen. In dieser Zwischenzeit beschäftigten sich Missionäre und Schwestern in der Verbannung in Aegypten. Bischof Sogaro zog sich 1894 aus Gesundheitsrücksichten zurück, wurde zum Titularerzbischof von Amida befördert und später zum Präsidenten der Akademie der Adeligen Geistlichen in Rom ernannt, wo er am 6. Februar 1912 starb. Sein Nachfolger als Apostolischer Vikar, Anton Roveggio, Titularbischof von Amastri, verlegte seinen Sitz zuerst nach Assuan, wo er eine hübsche Kirche zur Unbefleckten Empfängnis und je ein Haus für Missionäre und Schwestern baute. Endlich im Jahre 1899 konnte die Missionstätigkeit im Sudan wieder beginnen. Bischof Roveggio gründete die erste Station in Omdurman. Auf dem von ihm angeschafften Schiffe „Redemptor" drang er nach Süden vor und eröffnete die Station Lul unter den Schilluknegern. Er starb am 2. Mai 1902 in Berber auf der Reise.

Natürlich mußte wie früher, die Hauptstation in Khartum gegründet werden. Die Regierung hatte für das dortige einstige Grundstück der Mission, das für ihre Zwecke benötigt ward, ein anderes nebst einer Geldentschädigung überlassen. Dieses neue Grundstück liegt in schönster, zentraler Lage am Ufer des Blauen Nil.

Das englische Neu-Khartum war so ganz verschieden vom ägyptischen Alt-Khartum. An den breiten Straßen, welche die planmäßig angelegte Stadt schnurgerade von einem Ende zum andern durchziehen, erheben sich ein- und zweistöckige

Stein- und Ziegelbauten von teilweise geschmackvoller Erscheinung. Verschiedenartige Laubbäume fassen die Straßen alleeartig ein und beginnen die Trottoirs zu be-

Omdurman.

schatten, und die öffentlichen Plätze werden in blumengeschmückte Gärten und Zieranlagen umgewandelt. Am schönsten ist die Promenade am Kai des Blauen Nil,

welche mehrere Kilometer lang, an der Front der sämtlich in wohlgepflegte Palmen- und Blumengärten gebetteten Privat- und Regierungsgebäude hinläuft. An den Palast des Generalstatthalters, als den ungefähren Mittelpunkt dieser Front, reihen sich flußabwärts das Kriegsministerium, die Postdirektion, eine Reihe Beamtenwohnungen, die koptische Kirche, das Grand Hotel und der Zoologische Garten, und flußaufwärts, mit Beamtenwohnungen untermischt, die Ateliers der öffentlichen Arbeiten, der Sudanklub, unsere Mission, das Militärspital, das Gordonkolleg und die britischen Kasernen. In den inneren, besonders arabischen Stadtteilen, sieht es freilich noch etwas afrikanisch aus. Auf dem europäischen und arabischen Markt herrscht reges Leben. Moderne Einrichtungen sanitärer und verkehrlicher Art geben der kaum aus dem Boden erstandenen Stadt einen großstädtischen Anstrich. In den Straßen wird der Staub durch künstliche Besprengung niedergeschlagen, während den öffentlichen Verkehr eine schmalspurige Trambahn und Reitesel

Hafen von Omdurman. (M. Venieris, Khartum.)

besorgen. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner sind Eingeborene, Araber und Neger. Von den Eingewanderten sind Aegypter, Griechen, Engländer, Italiener, Deutsche, Oesterreicher und vereinzelte Angehörige anderer Nationen zu nennen. In bezug auf Religion besteht die große Ueberzahl aus Mohammedanern.

Unsere Mission befand sich noch ganz in den Anfängen. In einem ebenerdigen, kleinen Hause wurde ein Zimmer als öffentliche Kapelle benutzt. Die Schwestern hatten nahe am Markte ein Häuschen inne und begannen eine kleine Mädchenschule. Von anderen christlichen Bekenntnissen hielten die Anglikaner Gottesdienst im Palaste des Generalgouverneurs und die getrennten Kopten in einem Lehmgebäude auf ihrem Grundstücke. So fand ich die Dinge bei meiner Ankunft in der Neujahrsnacht 1903/04. —

Bald nach meiner Ankunft in Khartum stattete ich der Schwesterstadt Omdurman, die etwa 6 km westlich liegt und mit Khartum durch Bootsverkehr verbunden war, einen Besuch ab. Omdurman war weniger schön als interessant;

es spiegelte die Zusammensetzung der Völker des Sudan im kleinen wieder und war noch voll von Erinnerungen an die kaum verflossenen Schreckenstage der Mahdiherrschaft, der es seine Existenz verdankt. Die ägyptische Regierung hatte hier vor dem Aufstand nur ein kleines Fort; die Rebellen aber bauten dort nach der Zerstörung Khartums ihre Hauptstadt, die „Boga", d. h. Lager, auf, da der Boden von Khartum durch die „Ungläubigen" entweiht worden war.

Damals zählte Omdurman etwa 35 000 Einwohner, doch bewiesen unzählige leerstehende Hütten und ganze Viertel, daß es einmal die vierfache Bevölkerungszahl besessen. Die Stadt ist reinlich und wegen ihrer hohen Lage auf durchlässigem Sandsteinufer gesund. Sie bildet ein Meer von unregelmäßig gebauten, ebenerdigen Lehmhütten mit winkeligen Straßen und Gäßchen, dem am Flußufer ein

Grabmal des Mahdi in Omdurman.

Wald von Masten der Segelbarken vorgelagert ist. Omdurman ist als Landesmarkt von größter Bedeutung, die ihm auch die neuerstandene Rivalin Khartum nicht ganz zu rauben vermochte; Gummi, Elfenbein und Straußenfedern bilden die Hauptgegenstände des Handels.

Die katholische Mission hatte dort eine Station, die erste Gründung im neueröffneten Sudan, mit P. Joseph Ohrwalder, dem langjährigen Gefangenen des Mahdi, an der Spitze. Die Gläubigen, etwa 200 an Zahl, sind hauptsächlich Orientalen, zugewandert aus Syrien und anderen Teilen der Levante. Später kam ich noch oft nach Omdurman zur Spendung der hl. Firmung usw.

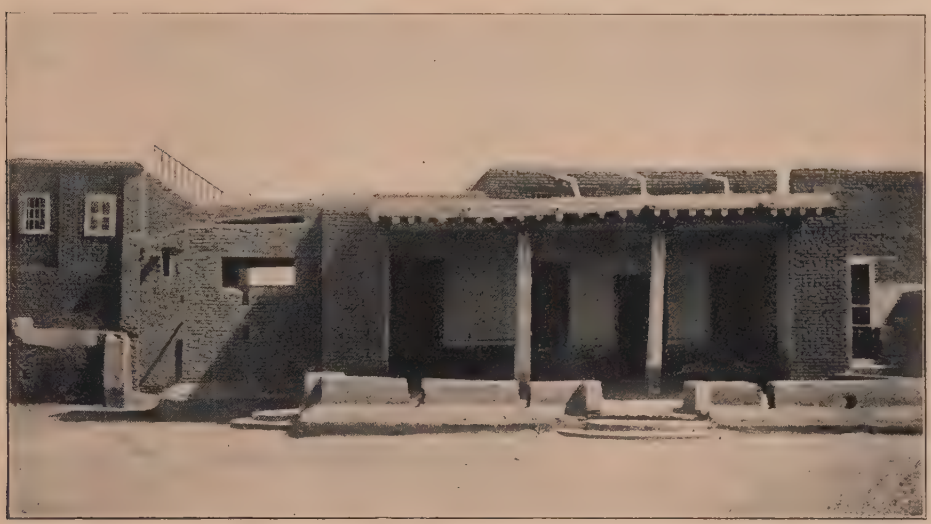
Von Omdurman aus machte ich einen Ausflug nach dem 11 km nördlich gelegenen Schlachtfelde von Kererei. Diese Stätte ist für die Geschichte des Sudan so wichtig geworden, daß sie der Erwähnung würdig ist.

Der Weg führt zunächst durch ein Ruinenfeld, Reste des alten Omdurman, halb und zum Teil ganz zerfallene Hütten, dazwischen wieder gut erhaltene, aber

alles unbewohnt. An dieses Ruinenfeld reiht sich gleich das Totenreich, der Friedhof. Zu beiden Seiten des Weges dehnen sich die einförmigen Grabhügel aus, hier und da durch einen kuppelartigen Bau aus ungebrannten Ziegeln unterbrochen.

Nach zweistündigem Marsche gelangen wir zum Hügel von Kerreri. Aus dem felsigen ansteigenden Terrain erhebt sich der Kegel in einer Höhe von ungefähr 50 m. Er scheint gleichsam aus Felsblöcken aufgeschichtet zu sein. Von seiner Höhe bietet sich ein eigenartiger Anblick dar. Den Mittelpunkt des Rundbildes bildet der Nilstrom, welcher von Süden nach Norden zieht und zahlreiche Inseln umschließt. Zu unseren Füßen ist das Dörfchen Kerreri unter schattenreichen Suntbäumen. Gegen Süden schauend, erblickt man das Hüttenmeer von Omdurman. Von Khartum sind nur die grünen Palmen zu sehen.

Auf dem Felde also, das sich zu unseren Füßen ausdehnt, wurde die Schlacht geschlagen, die der Herrschaft des Nachfolgers des Mahdi ein jähes Ende bereitete,



Haus des Kalifen in Omdurman. (R. Türstig, Omdurman).

unzählige Unglückliche aus den Klauen dieses Gewaltmenschen befreite und das ungeheuere Ländergebiet des Sudan von einem unerträglichen Joche, das wie ein drückender Alp auf ihm ruhte, befreite. Lassen wir die denkwürdige Feldschlacht vor unseren Augen auferstehen.

Es war am frühen Morgen des 2. September 1898, als der Kalif Abdullahi mit seinen Horden Omdurman verließ. In Schlachtordnung wandten sich die Scharen Kerreri zu, wo die anglo-ägyptischen Truppen schon am Tage vorher angekommen waren. Bald nach 7 Uhr begann der Kampf, der von der anglo-ägyptischen Artillerie eröffnet wurde. Trotz des mörderischen Feuers stürmten die Feinde die Anhöhe, auf der wir uns jetzt befinden, hinan und warfen sich mit aller Gewalt auf die linke Flanke, in der Absicht, sie zu durchbrechen und das ganze Heer zu umzingeln; 15 Minuten hielten sie dem Feuer stand, machten dann eine Schwenkung

und rückten gegen das Zentrum vor. Die hier postierten Negerbataillone empfingen sie aber mit so fürchterlichen und wohlgezielten Salven, daß sie wie Gras auf der Wiese niedergemäht wurden. Jetzt erst, nachdem sie mit beispielloser Tapferkeit und tollkühner Todesverachtung gekämpft hatten, zogen sie sich zurück; waren doch ihre Fahnenträger bis auf hundert Schritte an die ägyptischen Truppen herangekommen und die Emire an der Spitze ihrer Leute im ärgsten Kugelregen einhergeritten!

Nachdem der erste Sturm zurückgeschlagen war, rückten die siegreichen Truppen gleich in Schlachtordnung gegen Omdurman vor. Wie zu erwarten war, zeigte sich bald der Feind von neuem, vorläufig noch durch die weiter vom Fluß abseits gelegenen felsigen Anhöhen gedeckt. Dieses Mal führte der Kalif selbst

Auf dem Schlachtfeld von Kerreri. (R. Türstig, Omdurman.)

seine Truppen an. Es mochten ungefähr 15 000 Mann sein, die mit voller Wucht unter lautem Geheul und Kriegsgesängen heranjagten und sich auf die beiden ägyptischen Bataillone warfen, die den rechten Flügel bildeten. Diese stellten sich sogleich zum Kampfe und wiesen mit Hilfe der Schnellfeuergeschütze den ersten Angriff ab. Indessen ließ der Oberkommandant des Zentrums eine Schwenkung machen, um dem herannahenden Feinde in die Flanke zu fallen. Es war gerade die rechte Zeit; innerhalb zehn Minuten, noch bevor sie irgendwelchen Schaden hatten anrichten können, wurden die Feinde in eine Bodensenkung unter das lebhafte Kreuzfeuer der drei Brigaden und der Artillerie getrieben. Die Macht der Derwische war vollständig lahmgelegt; trotz ihrer geradezu unglaublichen, tollkühnen Tapferkeit wurden sie buchstäblich niedergemäht. Bald war das ganze

Schlachtfeld mit Leichen und Verwundeten bedeckt, die Ueberlebenden mußten sich zur Flucht wenden und nach deren Abzug sah die Stätte, wo all die Toten und Sterbenden in ihren weißen Gewändern lagen, wie ein schneebedeckter Anger aus.

Die Verluste der Anglo-Aegypter waren verhältnismäßig gering. Die Engländer hatten 25 Tote und 99 Verwundete, die Aegypter 21 Tote und 230 Verwundete.

Der Kalif hatte inzwischen mit einem Teile des Heeres das Weite gesucht und sich gegen Kordofan geflüchtet. Den zur Verfolgung abgesandten Reitern gelang es zwar nicht, ihn selbst gefangen zu nehmen, wohl aber die Mehrzahl seiner Leute, so daß er angeblich nur mit 130 Mann Begleitung entkam.

Christliche Ruinen von Soba bei Khartum.

Das also war der kümmerliche Rest der 35 000, die am Morgen Omdurman verlassen hatten; das Feld bedeckten ungefähr 10 000 tote und 16 000 verwundete Derwische, die übrigen mit Ausnahme der oben erwähnten 130 Mann waren gefangen genommen, und doch hatte der ganze Kampf nicht länger als zwei Stunden gewährt!

Das siegreiche Heer zog nach der Schlacht ohne weiteren Widerstand in die Stadt ein, woselbst noch 150 christliche Gefangene vorgefunden wurden, darunter auch noch einige Mitglieder unserer alten Mission.

Auf dem Heimwege kamen wir auch an dem zur Erinnerung an die Gefallenen errichteten Obelisken vorbei; anfangs bestand das Denkmal aus aufgehäuften Schädeln und Gebeinen der gefallenen Feinde, und noch bleichten in der Sonne viele zerstreute Tier- und Menschenknochen sowie zahlreiche Totenschädel. Wie ein Markstein in der Geschichte des Landes ragt die Steinsäule auf. Christliche Kraft

hatte da in vernichtendem Kampfe über trotzige und fanatische Barbarei gesiegt und eine neue Zeit für das ausgedehnte Land eingeleitet. —

Von Khartum aus besuchte ich zweimal Soba, vier Stunden ostwärts am rechten Ufer des Blauen Nil gelegen. Der Ort wird von manchen identifiziert mit dem alten Saba, dessen Fürstin, die Königin von Saba, in der Hl. Schrift (3. Kön. X, 1, 4, 10, 13) Erwähnung findet. Josephus Flavius berichtet, daß die Fürstin, welche den König Salomon besuchte, Königin von Aegypten und Aethiopien war und daß ihre Residenz Saba geheißen habe.

Soba war die Hauptstadt des südlichen äthiopischen Reiches von Aloa und enthielt prächtige Bauten, goldgeschmückte Kirchen und üppige Gärten. Die Wunder, welche Geschichte und Ueberlieferung uns vom Zustand Meroës berichten, schienen sich im christlichen Aloa zu erneuern. Zahlreiche Klöster bildeten eine Krone um die königliche Stadt von Soba.

Die Gegend ist eben, der Boden trocken und schwarz; die Vegetation beschränkt sich auf das Flußufer. Bald treffen wir Hügel an, auf denen Ausgrabungen von gebrannten Ziegeln vorgenommen wurden, deren Reste auf eine Wegstunde den Boden bedecken. Es sind die Ruinen der alten Hauptstadt des einst mächtigen christlichen Reiches von Aloa. Als Zeugen der christlichen Vergangenheit ragen noch vier Säulenschäfte, wie in Kuppelstellung gegen einander gestellt, sowie Teile von Kapitälen mit dem koptischen Kreuze auf. Ein Ziegelhügel, der die anderen an Höhe übertrifft, bezeichnet den Ort der Kathedrale, welche Selim von Assuan im 10. Jahrhundert als herrlich mit Gold geschmückt beschreibt. Hügel und Erde sind durchgewühlt, um aus den Resten die gebrannten Ziegel zu gewinnen. Verschiedene Bauten des vormahdistischen Khartum und Sennar wurden aus diesem Material aufgeführt. Dieser Vandalismus hatte zur Folge, daß man heute den Plan der alten christlichen Stadt nicht mehr erkennen kann. Mauern und Form der Gebäude sind nicht mehr festzustellen. Man sieht nur, daß sie aus gebrannten Ziegeln aufgeführt waren. Auf dem südlichsten Hügel finden sich einige Blöcke von gearbeitetem Stein von gelblicher Farbe, auf einem anderen einige zur Hälfte gearbeitete Tafeln von schwarzem Stein. Erst Ausgrabungen auf dem weiten Felde könnten feststellen, ob noch weitere für die christliche Geschichte Nubiens wichtige Funde zu erwarten seien.

Die Geschichte des Christentums von Nubien enthält noch manche dunkle Periode und ist besonders vom 14. Jahrhundert an ein nahezu unbeschriebenes Blatt. Längs des Blauen Nil bis nach Sennar sind noch christliche Ueberreste zu entdecken. Selbst bei Geteina am Weißen Nil wurden schon beschriebene Ziegel und Töpferarbeiten der christlichen Periode aufgefunden. Die Sammlung all der zerstreuten Angaben mittelalterlicher und späterer Schriftsteller über das nubische Christentum, im Verein mit den Ergebnissen weiterer Ausgrabungen, könnte eine Geschichte des letzten Abschnitts der nubischen Kirche zustande bringen. Eine Geschichte des Christentums im Sudan, das wäre ein dankenswertes Thema, dem ich herzlichst einen berufenen Bearbeiter wünschen möchte.

Khartum hatte für unser Missionswerk seine Wichtigkeit als der natürliche Mittelpunkt, von dem die Unternehmungen zur Bekehrung der Heiden ausgehen sollten. Bisher bestand im Heidenland nur die Station Lul bei den Schilluknegern. Es war nur meine Ankunft abgewartet worden, um neue Stationen im fernen Süden, und zwar zuerst in der Provinz Bahr el Ghazal zu gründen. Dorthin also zog es mich. Kaum in Khartum angekommen, ließ ich sogleich die erforderlichen Vorbereitungen zu einer größeren Missionsexpedition treffen und dieselben beschleunigen, so daß nach wenigen Wochen alles zur Abreise bereit stand.

Eierverkauf, Omdurman.

Von Khartum nach Wau.

Der „Redemptor". — Auf dem Weißen Nil. — Eintritt in die Sumpfregion. — Die Dinka. — Nächtliches Sumpfleben. — Lul. — Kodok. — Ein Schilluktanz. — König Fadiet der Schilluk. — Im Sumpfsee No. — Irrfahrt. — Auf dem Gazellenfluß. — Der Fluß versperrt. — Der Kit. — Meschra el Rek. — Im Morast. — Marsch durch das Land der Dinka. — Ein Bruder erkrankt. — Begegnung mit einem französischen Reisenden. — Besserung des Kranken. — Ueppigkeit des Waldes. — Termitenbauten. Erste Begegnung mit den Dschur. — Wau, der Hauptort der Provinz.

Die sechste Morgenstunde des 21. Januar 1904 war zur Abreise festgesetzt. Der kleine Missionsdampfer zischte und pustete wie vor unmutigem Reisedrang, so daß es in den morgenstillen Kronen der Palmen widerhallte. Seine bescheidenen Maße von 19 m Länge und 3,70 m Breite befähigen ihn besonders für seichte, ge-

Missionsschiff „Redemptor".

wundene Flußläufe, wozu der geringe Tiefgang von nur 60 cm und die Anlage des Schaufelrades am Hinterteile des Schiffes noch beitragen. Eine einzylindrige Maschine, die von einem ziemlich großen Heizkessel am Vorderteile gespeist wird, verleiht dem Schifflein bei der Bergfahrt eine Geschwindigkeit von etwa 6 und bei der Talfahrt 10 km in der Stunde. Zwei Kabinen in der Mitte des Unterdecks und eine Kabine vorn auf dem Oberdeck vervollständigen die äußere Ausstattung. Eigens für seinen Zweck im Erlöserjahr 1900 erbaut, hatte sein Schöpfer, Bischof Roveggio, das Schifflein „Redemptor" genannt, und diesen seinen hehren

Namen trug es auf der Stirnseite in glänzenden, erhabenen Metallbuchstaben. Bereits war es bis in die Nähe des Erdgleichers vorgedrungen, und heute stand es wieder mutig da, bereit, in neuen Gegenden neue Proben seiner Tüchtigkeit abzulegen.

Pünktlich um die festgesetzte Stunde gab die Dampfpfeife das Zeichen zur Abfahrt, und schnell ging es den Blauen Nil hinab, an den Palmengärten, Bauten und Villen Khartums vorbei, und dann in weitem Bogen um die Landzunge herum, die in den Zusammenfluß der beiden Ströme hineinragt, in den machtvoll dahergleitenden Weißen Nil hinein, dessen milchfarbene Fluten sich widerwillig mit den klaren Bergwassern des Blauen Flusses vereinigen. Zu unserer Rechten und weiterhin nach Norden dehnt sich das unübersehbare Lehmhüttenmeer Omdurmans.

Der über zwei Meilen breite Strom bietet ein Bild, das durch seine Unübersehbarkeit und geheimnisvolle Unbestimmtheit überwältigt. Eher einem See als einem Strom vergleichbar, zieht sich die Wasserfläche scheinbar uferlos nach Süden. Die beiderseitige Sandebene verschwimmt mit dem Wasserspiegel, und die ganze sonnenflimmernde Fläche fließt mit dem Horizont unbestimmt ineinander, so ganz ein Bild unseres Reisezieles. Und doch war unsere Stimmung eine festtägliche und feierliche. Dort im geheimnisvollen Süden lag unser Arbeitsfeld, das die göttliche Vorsehung uns erschließen wollte. Die links in der Ferne sichtbaren Gebäude und Palmen von Khartum winken uns den letzten Scheidegruß zu.

Es waren unser neun, fünf Priester, von denen vier gleich mir zum erstenmale diese Richtung befuhren, und drei Brüder, von denen zwei die Schiffsmaschine bedienten. Ein Steuermann, vier Matrosen, zwei Heizer und ein Schiffsjunge bildeten die Bootsmannschaft, die mit Ausnahme eines Heizers, der Bongoneger war, insgesamt Barabra aus Nubien waren. Siebzehn Personen, das war etwas viel in Anbetracht des verfügbaren Raumes an Bord, der überdies noch durch Kisten und Gepäckstücke beschränkt wurde.

Für uns Neulinge in dieser Gegend hatte mehr oder weniger alles den Reiz der Neuheit. Die niedrigen Sandufer starren anfangs in fast völliger Nacktheit, und ein vereinzelter Strauch bringt in seiner Verlassenheit das Merkmal der allgemeinen Eintönigkeit nur zu lebhafterem Bewußtsein. Dies gilt auch von dem ersten Baume am rechten Flußufer, der nach einer Stunde Fahrt erreicht wird. Dieser, eine Akazie, welcher Sturm und Sonnenbrand ihr hohes Alter in den runzeligen Stamm und auf die zerrauste Krone geschrieben, gilt als geschichtliche Landmarke. Hier pflegen seit länger denn Menschengedenken die von Khartum abgegangenen Südfahrer anzulegen und die letzten Abschiedsgrüße mit zurückbleibenden Freunden zu tauschen; hier wiederum werfen die von Süden kommenden Fahrzeuge Anker, wenn sie nicht mehr vor Einbruch der Nacht die Sandbänke bis nach Omdurman passieren können. Erst nach einem gewissen Mohi Bey benannt, ist der blätterarme Greis heute als Gordon-Baum bekannt.

Das anfangs 2 bis 3 Meilen breite Strombett verengert sich zwar stellenweise, behält jedoch stets einen mehr als einen Kilometer breiten Wasserspiegel. In dieser Jahreszeit ist der Strom im Sinken. Ueberall dort, wo das Wasser von den

An der Vereinigung des Weißen und Blauen Nil.

sanft abfallenden Uferböschungen sich zurückzieht, sproßt frischer Graswuchs auf, welcher zahlreichen Viehherden eine saftige Weide bietet. Sie gehören den Fite-hab am rechten und den Hassanieh am linken Ufer, beides halbnomadisierende Araberstämme. Zur Regenzeit ziehen sie mit ihren Herden landeinwärts und treiben Feldbau; beginnt der Strom zu sinken, so suchen sie wieder seine Ufer auf. Man sieht es auch an ihren Behausungen, daß sie Wandervölker sind, denn die niedrigen, viereckigen Hütten aus Tierhaarmatten oder Stroh sind ganz nach Beduinenart. Die Ufer und Inselränder, von denen sich der Fluß zurückgezogen, werden mit leichter Mühe bebaut mit Hirse, Bohnen, Linsen, Zwiebeln, Tomaten, Gurken und Melonen.

Im Süden tritt der Dschebel (Berg) Auli in den Gesichtskreis. Plötzlich nahmen zwei Flußpferde unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die alten Nil-

Dschebel Auli.

fahrer zwar würdigten sie kaum eines Blickes, die Neulinge aber trieb der Ruf „Nilpferd" alle aufs Oberdeck. Aus der Entfernung schienen es zwei aus dem Wasser ragende Felsriffe zu sein. Je näher wir kamen, desto mehr wuchs ihre und unsere Neugierde. Wie auf Befehl streckten sie ihre unförmlichen, fleischfarbenen Köpfe aus dem Wasser und betrachteten uns einen Augenblick, um dann grunzend und schwerfällig wieder unterzutauchen. Als der Dampfer ihren Tummelplatz passiert hatte, erschienen ihre Köpfe wiederum auf der Oberfläche und gafften uns noch lange unbeweglich in possierlicher Neugier nach.

Mittags endlich langten wir bei Dschebel Auli auf dem rechten Ufer an, 50 km von Khartum entfernt. Die etwa 50 m hohe Erhebung von sonnengeschwärztem Sandstein, von vielleicht vulkanischem Ursprung, verdient nach unseren Begriffen nicht den Namen Berg, aber in der toten Einförmigkeit des Flachlandes bedeutet sie immerhin eine Landmarke, während ihre ausgiebigen Steinbrüche um den Aufbau von Neu-Khartum verdient sind.

Von der Höhe des Auli niedersteigend, begegnen die Blicke einem etwas veränderten Landschaftsbilde. In die blendendgelben Sanddünen mischen sich vereinzelt lichte Bestände von Akazienbüschen, besonders Suntakazien, welche das beste Bau- und Brennmaterial liefern. Auf eine weite Strecke hat die Axt gehaust, wie die zahlreichen Baumstümpfe bezeugen. Das linke Ufer weist noch dichtere und häufigere Akazien- und Mimosenbestände auf, hinter denen in der Ferne der gutbeschriebene Tafelberg Mandera und später der Barima sichtbar sind. Vorlagerungen von Wassergras an den Ufern, und zahlreiche, kleine Inseln beleben den Strom. Die ganze Gegend ist reich an Wasservögeln; Scharen von Wildgänsen und -Enten, Reihern, Ibissen und Pelikanen fischen an den seichten Stellen, wo sich auch Wasserläufer, Strandpfeifer, Lappenkibitze und Kraniche zu schaffen machen.

Steinbrüche von Dschebel Auli.

Auf dem hohen Ostufer liegt Geteina, die erste größere Ortschaft, 97 km von Khartum entfernt, mit langen Reihen von Erdwohnungen. Ausgedehnte Anbauten von Hirse und Zuckerrohr, sowie große Herden von Rindern, Kamelen und Schafen deuten auf regen Landbau und Viehzucht.

Indessen war die Sonne gesunken. Aus der Nachglut im Westen hoben sich der Abendstern und die Mondsichel leuchtend ab und erhellten unsere Fahrbahn in der Mitte des majestätischen Stromes. Lange noch blieben wir auf Deck versammelt in heiterer Unterhaltung, die durch fromme Lieder gewürzt wurde. Erst als der Mond gesunken war und das Dunkel die Fahrt zwischen Sandbänken unsicher machte, legten wir bei El Gheraza an.

22. Januar. Ein kalter Nordwind hielt die ganze Nacht und bis zur Morgenröte an, da das Glöcklein zum Aufstehen und zur Abfahrt rief. Ich stand schon früher an Deck, als noch der Himmel in ungeschwächtem Glanze der Sterne funkelte. Wundervoll leuchtete das Kreuz des Südens; vier Sterne, Diamantennägeln ver-

gleichbar, stellen die Kreuzesform mit längerem Längs- und kürzerem Querbalken dar. Ein herrliches Bild von vielsagender Bedeutung, hatte ich es oft im Süden des Wendekreises, nie aber so aus- und eindrucksvoll wie heute beobachtet. Sein Anblick war Himmelstrost und Paradiesessprache! In der flammenden Schrift der Sterne steht das Symbol der Welterlösung an den Himmel geschrieben, allen sichtbar, allen zur Einladung und zum Troste. In die Betrachtung dieses gestirnten Symbols der Gottesliebe versunken, bemerkte ich kaum, daß das Objekt meiner Morgenbetrachtung zu erblassen und dem leiblichen Auge allmählich zu entschwinden begann. Mit jeder Minute färbte sich der Himmel im Osten heller, dann rötlich, rot und röter, wie Glühen aus unsichtbarer Feueresse. Da erscheint ein feuriger Punkt, dann eine Linie, die sich zum Halbbogen krümmt und schließlich zur Halbscheibe und zum feurigen Ball anwächst, der langsam von der Linie des Gesichtskreises aufschwebt. Zuerst ein glühendroter Feuerball, dessen Licht und Strahlen von einem Dunstkreis gebannt scheinen, wird die Sonne dann zur blendenden Lichtkugel, die alles mit ihrem strahlenden Scheine überflutet.

Die Beschränkung im Raume, die das kleine Schifflein von uns forderte, wurde überreich aufgewogen durch einen Vorzug, der oft auf dem prächtigsten Ozeandampfer versagt bleibt; täglich konnten wir Priester auf unserem kleinen Tragaltar die hl. Messe feiern.

Im Gebiet von Wadi Schelai beschränkt sich der Anbau auf das linke Ufer und die Inseln. An den wasserfreien Flächen siedeln sich die Leute mit Viehbesitz an und errichten Hütten aus Matten und Stroh mit flachem oder konischem Dache. Mit Hilfe künstlicher Bewässerung, die durch Schöpfvorrichtungen geschieht, wachsen die Saaten im guten Erdreich rasch heran und sind gewöhnlich im Mai erntereif.

Auf dem rechten Ufer folgen sich in Abständen eine Reihe von Dörfern, von Danagla bewohnt, welche regen Bootsbau betreiben. Die Behausungen, eckige oder runde Erdhütten, zeugen von der Seßhaftigkeit der Bewohner. Als trauernde Zeugen einstigen Holzreichtums der Gegend ragen meilenweit die Baumstümpfe auf; die Stämme wurden abgeschlagen und zur Feuerung der Dampfer benützt.

Die lieblichen Inseln und buschigen Uferhänge sind von einer unbeschreiblich mannigfachen Vogelwelt belebt. Zu Hunderten rudern die Nilgänse und -Enten im Strome, laufen watschelnd am Ufer hin oder flattern schwerfällig von Insel zu Insel. Schwanweiße Ibisse trippeln im Sande, Reiher ergehen sich gravitätisch im seichten Wasser, rabenschwarze Schlangenhalsvögel stürzen sich pfeilschnell in die Wellen, tauchen und schwimmen ruckweise, nur den Kopf über den Wasserspiegel haltend. Dunkelfiederige Schreiadler mit blendendweißer Brust sitzen unbeweglich auf den Kronen der Bäume, mit scharfem Auge nach Fischbeute Ausschau haltend.

In der Nähe einer Gruppe von Strandläufern, welche sich auf einer flach verlaufenden Sandbank tummelten, lagen mehrere Gegenstände von der Größe und Form von Baumstämmen, die sich aber durch das Fernrohr als Krokodile entpuppten. Sie lagen nebeneinander im Sande und schienen zu schlafen; eines von ihnen hatte den gewaltigen Rachen geöffnet und hielt ihn der Sonne entgegen,

gleich als wollte es sich das Innere erwärmen lassen. Ein geschäftiger Vogel hüpfte auf dem geöffneten Rachen herum und besorgte die Arbeit eines Zahnstochers. Plötzlich erhob er sich und umflog das Reptil mehrmals, schrille Töne ausstoßend. Sogleich kam Leben in die trägen Kolosse; behende glitten sie den Hang hinab und verschwanden im schützenden Flusse.

Nachdem wir im Osten den landeinwärts gelegenen Dschebel Araschkol, eine aus elf verschiedenen Spitzen bestehende Steinmasse, und das große Dorf Schebescha passiert hatten, erreichten wir Duem, mit 7000 Einwohnern, 177 km von Khartum entfernt. Die unmittelbar am hohen Ufer gelegene Stadt macht mit den gut geordneten und ausgedehnten Vierteln, den geräumigen Erd-

Duem.

wohnungen und Höfen und dem regen Marktleben einen gefälligen Eindruck. Duem ist der Stapelplatz der bedeutenden Gummiausfuhr Kordofans. Eben eingetroffene Esel- und Kamelkarawanen laden geschäftig ihre Lasten ab. In das Gewirr von Menschen und Tieren mischt sich das Geschrei einer großen Anzahl waschender Weiber und badender Kinder. Die offene Lage auf Sandboden spricht dafür, daß der Ort einer der gesündesten im Süden von Khartum ist. Unter der mohammedanischen Mehrzahl befindet sich eine schwankende Anzahl von Katholiken, welche vom Wandermissionär pastoriert werden.

Weiterhin sind beide Ufer mit Busch und teilweise dichtem Wald von Akazien bedeckt. Im Gebüsch einer der zahlreichen Inseln sind die ersten Affen zu sehen. Eine neue Erscheinung im Flusse sind schwimmende Grasbarren, die sich stellenweise zu kleinen Inseln verdichten.

Der Weisse Nil
von Khartum bis zum See No.
Massstab 1 : 4000000.
0 40 80 120 160 200 Km
Reiserouten.
28 29 30 31 32 33
16 15 14 13 12 11 10 9 8
Kerreri
OMDURMAN
KHARTUM
Soba
Blauer Nil
Dsch. Auli
Kamlin
Rufaa
Dsch. Mandera
Weisser Nil
Hassanieh
Getena
Dsch. Barima
Wadi Schelai
Wad Medani
Dsch. Araschkol
Schebescha
Duëm
Kaua
Sennar
Bara
D. Abu Sinin
Insel Abba
Faschi Schoja
Goz Abu Goma
D. Baschom
El Obeid
Taiara
Dsch. Delgo
Abu Zeid
Malbes
Gedid
Omdebriga
Nahud
Rahed
D. Daier
D. Abu Dom
Dschebelen
Selim Baggara
Eddaia
Sinut
Delen
D. Tagale
Renk
D. Golfan
Tendik
D. Gurun
D. Delgo
Nuba
Berge
B. Tefafan
Ch. Rau
D. Moro
D. Gedir
M. Zeraf
D. Schat
Talodi
D. Morun
Ka Ka
D. Eliri
Melut
Dinka
Schilluk
Ch. Adar
Kodok
Lul
Wau
Likki
See No
Lollo
Tonga
Attigo
Weisser Nil
Taufikia
Bahr el Homr
Bahr el Arab
Bahr el Ghazal
Rohl
D. Zeraf
Dschur Fluss
See Fell
Amian
Meschra el Rek
Mayik
Madal
Gadein
Bahr el Dschebel
Bahr el Zeraf
Ch. Fluss
Anuak
Sobat
Nasser
Sudan u. Abessin.
Grenze zw. Pibor
33 östl. v. Greenw.

Kaua, 210 km von Khartum entfernt, auf dem hohen und offenen Ostufer, ist als Stapelplatz der Ausfuhrprodukte von Sennar von einiger Bedeutung. Die Eingeborenen, eine Mischung der Stämme der Dschaalin und Hassanieh mit Danagla, wohnen in Lehmhütten mit konischem Strohdach. Zu den Kaufleuten zählt eine kleine Kolonie orientalischer Katholiken. Wir fanden kein Holz vor und legten erst spät abends bei der Insel Anabra am Westufer an.

23. Januar. Während die Mannschaft frühe Holz fällte, machte ich den Eingeborenen einen Besuch. Es waren Leute vom Stamme der Hassanieh, die ein bitterarmes Leben zu führen schienen. Die Insel war wüst, der Busch fast ganz abgeholzt, und ringsum brüteten sumpfige Pfützen. Der wenige, sonst fruchtbare

Schöpfeimer.

Humusboden war spärlich bebaut, und die niedrigen, maulwurfartigen Wohnungen waren aus Gras, Stroh oder Matten flüchtig hergestellt, und auch die nachlässigen Viehgehege aus Dornen trugen den Stempel des Armseligen und Zeitweiligen an sich. Die Leute von schmutzig-brauner Hautfarbe waren notdürftig in unsaubere Baumwollzeugfetzen gekleidet. Alle fröstelten und hielten sich in der Nähe des lodernden Feuers. Ihre Verarmung reicht in die Schreckenszeit des Kalifen zurück, von dem sie sagten, er habe ihnen alles, selbst die Kleidung genommen und schließlich noch den nackten Leib getötet, so daß das alte Geschlecht ausgestorben sei; in der Tat waren alle noch jugendlich. Eine Frau bot eine Schale Milch gegen Salz an, das sie lange besah, versuchte und umherzeigte, bis sie von dessen Echtheit überzeugt war, um es dann wie einen Schatz in ihrer Hütte in Sicherheit zu bringen.

Die Fällung und Verladung des benötigten Brennholzes ging so langsam vonstatten, daß uns der Wert der Holzstationen recht zum Bewußtsein kam.

Auf den zahlreichen Inseln sind die Leute eifrig an der Arbeit, zeitweilige Grashütten zu bauen, Schöpfvorrichtungen anzulegen und Weizen, Gerste, Hirse, Zwiebeln, Bohnen und eßbaren Eibisch zu säen. Eine Person öffnet mit einem an langer Stange befestigten spatelförmigen Eisen das Erdreich, während eine andere, hinterher gehend, den Samen einstreut und mit dem Fuße wieder zuscharrt. In einem anscheinend wohlhabenden Dorfe am rechten Ufer betreiben Ansiedler aus der Gegend von Dongola Bootsbau in größerem Umfang. Die dichten Wälder von Suntakazien, welche stellenweise in den Strom hereinreichen, liefern das vorzüglichste Schiffsbauholz.

Faschischoja.

Das Flußbild ändert sich zusehends. Die Bestände von Schilfgras werden dichter und zahlreicher und bilden schließlich zusammenhängende Vorlagerungen der Ufer, deren fester Boden vom Buschwald bezeichnet ist. Der freie Wasserspiegel, welcher an Ausdehnung bedeutend abgenommen hat, treibt uns zahlreiche freischwimmende, größere und kleinere Schilfinselchen entgegen.

Wir gelangen zur Nordspitze der Insel Abba, der größten aller Flußinseln. Da der östliche Flußarm unbefahrbar ist, steuern wir in den westlichen. Die Insel zu unserer Linken weist dichten Bestand von Busch und Wald auf. Um Mittag halten wir am Westufer bei der Holzstation Faschischoja.

In Ermangelung der Kohle ist Holz für die Dampfschiffahrt auf dem Nil unentbehrlich. Die Regierung siedelte an holzreichen Punkten Arbeiter an, welche das Holz schlagen und zum Ufer schaffen. Meistens ausgediente Negersoldaten, welche, Gott weiß wo, in Aegypten oder im Sudan geboren und herumgekommen sind, finden sie hier einen Verdienst. Mit ihren Frauen und Kindern bewohnen sie Stroh- oder Grashütten, bebauen ein Stück Land und halten sich auch einige Schäflein.

Sie scheinen keine Not zu leiden, jedoch ist ihr Leben an diesen Sumpfufern kein beneidenswertes. Ihnen obliegt es auch, das Holz auf das Schiff zu tragen, wobei sie häufig im Schlamme waten müssen. Ihre meist verlebten Züge lassen auf ein wechselreiches Vorleben schließen.

Auf der Weiterfahrt fesselt auf dem linken Ufer eine hohe, weite Sandebene, von buchstäblich Tausenden von Viehstücken belebt, die Aufmerksamkeit. Der Steuermann berichtet, daß er hier im Jahre 1899 die Negertruppen gelandet, die unter General Wingates Oberbefehl den flüchtigen Kalifen Abdullahi verfolgt und getötet, womit das Ende des Mahdireiches besiegelt ward. Auffällig! Auf der

Viehherde am Weißen Nil.

Insel Abba hatte dieses Schreckensreich seinen Anfang genommen; dort liegen unter einer mächtigen Baumgruppe die Lehmtrümmer der einstigen Wohnung des Mahdi. Hier faßte er seine Eroberungspläne und hier sammelte er seine ersten fanatischen Anhänger um sich.

Auf der Südspitze der Insel Abba liegt ein kleines Schillukdorf, die nördlichste Ansiedelung dieses ersten Negerstammes.

Gegen Abend hielten wir in Goz Abu Gomaa am rechten Ufer, 280 km von Khartum entfernt. Der Ort mit seinen Lehm- und Strohhütten ist der Mittelpunkt einer fruchtbaren, vieh- und holzreichen Gegend, während auch bedeutender Schiffsbau betrieben wird. Einige griechische und syrische Kaufleute, darunter Katholiken, halten daselbst Kaufläden.

Von hier erweitern sich die Schilfgrasvorlagerungen an beiden Flußufern bis zu 400 m Breite, hinter denen sich prächtiger Wald mit Laub- und Dornbäumen ausdehnt. Die schwimmenden Grasinseln werden zahlreicher. Der Mond ermöglichte die Weiterfahrt, bis gegen 11 Uhr die Furt von Abu Zeid Halt gebot.

24. Januar. Auf eine Strecke von 6 km dehnt sich ein etwa 1200 m breiter Wasserspiegel aus, unter welchem in geringer Tiefe felsenharte Bänke von zerbrochenen Austernschalen schimmern und ein gefährliches Hindernis für die Schiffahrt bilden. Die Furt ist jedoch selbst bei niedrigstem Wasserstande passierbar.

Während bisher auf beiden Ufern ausschließlich braune Stämme von arabischer Herkunft, mehr oder weniger seßhaft, mit arabischer Sprache und mohammedanischer Religion wohnen, beginnen jetzt die Vorboten des heidnischen Negerlandes. Auf dem linken Ufer erscheinen Fischeransiedelungen der Schilluk, auf dem rechten solche der Dinka.

Insel Abba.

Im Süden tauchen zwei Bergspitzen von Dschebelen auf. Immer dichter wird die Ufervegetation. Jenseits der Grasinseln ragen Wälder von tropischer Ueppigkeit auf.

Gegen mittag passieren wir Dschebelen, 355 km von Khartum entfernt. Eine kahle Granitmasse mit fünf höheren und vier kleineren Spitzen, steigt sie ganz unvermittelt aus der flachen Grasebene auf und bildet die bedeutendste Landmarke südlich von Khartum. Einst von Dinka bewohnt, die sich vor den Sklavenjägern nach Süden zurückgezogen haben, ist jetzt die ganze Gegend völlig menschenleer; dafür hat der König der Tiere hier sein Revier aufgeschlagen. Dschebelen, dessen höchster Gipfel etwa 170 m aufsteigt, bildet einen wichtigen Markstein in der Physiognomie der Länder und Völker des Weißen Stromes. Es ist der gewaltige Grenzzeiger zwischen mohammedanischem und heidnischem Sudan, zwischen Sand- und Sumpfgegend. Hier beginnt eine neue Welt.

Ein Saum von Wald bezeichnet beiderseits das höhergelegene feste Land, dem ein breiter Streifen von Sumpfgras vorgelagert ist. Zwischen diesen windet sich träge der Fluß, häufig schwimmende Grasinseln tragend. Gegen Mittag, als der Nordwind schwieg und die Sonne heißer brannte, stellten sich als unwillkommene Gäste große Stechfliegen ein. Von der Größe einer Wespe, sind sie mit scharfem, spitzem Saugrüssel ausgestattet, mit dem sie auch durch die dickste Bekleidung durchstechen und Blut saugen. Dabei kommen sie in solcher Menge, daß man gerade zu tun hat, sie abzuwehren und doch noch unversehens manchen Stich erhält, der wie Feuer brennt, sonst aber außer Schwellungen der Haut ohne nachteilige Folgen bleibt. Erst mit der Sonne geht dieser Plagegeist zur Ruhe, und sogleich macht uns der Abend mit einem anderen bekannt. Bei Eintritt der Dunkelheit treten die

Südliche Ansicht der Berge von Dschebelen.

Stechmücken auf. Gleich als wollten sie ihrem Jubel über unsere Ankunft in ihrem Revier Ausdruck geben, umkreisen sie uns mit unheimlichem Gesumme, um sich dann unbemerkt auf einen freien Körperteil zu setzen und mit ihrem feinen Rüssel das Blut auszusaugen. Wir können uns nur retten, indem wir unter dem Mückennetz Schutz suchen, dessen Unentbehrlichkeit wir gleich in dieser Nacht erkennen. Wir hielten um 10 Uhr am Ostufer.

25. Januar. Bei einer Temperatur von 15° C fuhren wir um 4 Uhr morgens weiter. Auf einer Holzstation am rechten Ufer luden wir 10 cbm Holz. An Stelle des schweren und ausgiebigen Suntholzes trat das leichtere des Heglig.

Es folgte R e n k auf dem rechten Ufer, 450 km von Khartum entfernt. Landeinwärts sind mehrere ausgedehnte Dörfer sichtbar. Hier beginnt eigentlich das

Gebiet der Dinkaneger. Nahe am Landungsplatz liegen mehrere Gebäude aus gebrannten Ziegeln, mit Wellblechdächern und Fensterläden. Die Anwesenheit eines englischen Offiziers verleiht dem Platze eine gewisse Wichtigkeit. Am Ufer lag ein kleiner Dampfer mit dem bedeutungsvollen Namen „Befreier"; er gehörte dem Amte der Unterdrückung der Sklaverei.

Die Einförmigkeit der flachen Wildnis wird unterbrochen durch den etwa 70 m hohen, ganz einsamen Hügelkegel, den die Schiffer Dschebel Ahmed Aga, die Dinka aber Tefafan nennen, 545 km von Khartum entfernt. Ein am Nordfuß des Kegels mündender, meist trockener Regenbach führt den Namen Dinkafluß. Am Ufer lagerte eine französische Jagdgesellschaft mit drei Booten und einigen Zelten.

Gegen abend zeigen sich mehrere Siedelungen in Gruppen von 10 bis 30 Hütten mit Kegeldach, teilweise von Strohzäunen umgeben; die eingeborenen Schilluk lugen neugierig nach uns aus. Die Gegend heißt Kaka, die Nordgrenze der seßhaften Schilluk. Ihre schönen Hüttengruppen auf der hohen, fast baumlosen Uferlinie reizten mich zu einem Besuche, doch unsere Reise drängte zur Eile, und ich mußte ihn auf eine spätere Gelegenheit verschieben.

Von hier an folgen sich auf dieser Seite die Dörfer in ununterbrochener Kette. Zwischen uns und ihnen liegt tiefer Sumpf, der in einer Breite von 100 bis 200 m mit dichtem Gras und Rohr bedeckt ist. Nähert sich das Schiff dem Ufer, so gewahrt man ein höchst wechselvolles Sumpfleben. Dunkelgrünes Sumpfgras, Papyrusstauden mit stolzen Blütenwedeln und Ambadschsträucher mit goldgelben Blüten sind mit Sumpf-, Wasser- und Schlingpflanzen zu einer festen Decke zusammengekittet, auf welcher rote und gelbe Kletterblumen, mit weißen Wasserlilien vermischt, sich wie bunte Verbrämungen ausnehmen. Ein prächtiger Wiesenteppich scheint es zu sein, der zu einem Spaziergang einladet, würde nicht der tiefe Sumpf unterhalb brüten. Ein reges Leben webt über dieser Fläche. An den Stauden und Halmen kleben Hunderte und Tausende von kugelrunden, niedlichen Nestern der safrangelben, kleinen Webervögel, die nimmermüde von Halm zu Halm hüpfen und in dichten Schwärmen von Staude zu Staude ziehen, während kolibriartige Schwalben und Wolken von Sperlingen über Fluß und Ufer eilen.

Da, wo das Sumpfufer festerem Boden Platz macht, tritt Waldbestand auf. Zwischen Tamarinden, Christusdornen und Seifenbäumen steht der prächtige Taleh mit rötlichem Stamm, tiefgrünen Blättern und gelben Blüten, und erheben sich knorrige Suntakazien mit regellosen Verästelungen, vergebens sich den Schlangenwindungen der Schmarotzergewächse und zudringlichen Schlingpflanzen zu entwinden suchend. Da handelt die Natur in ungezwungener Freiheit, wandelt unbelästigt auf freier Spur und schafft ein Eden der Tierwelt. Umflattert von Schmetterlingen sonnen sich Eidechsen, bunt wie die Palette eines Malers, neben goldglänzenden Vögelein. Hie und da springt eine Tetelantilope, die eben ihren Durst am Flusse gestillt, in mächtigen Sätzen ins Waldesdickicht. Dann hinwiederum wälzt sich ein gewaltiges Flußpferd aus dem Grasversteck heraus in den Strom und verschwindet in plumpem Falle in den Wellen.

Um 10 Uhr hielten wir bei der Holzstation Dschurabel Aesch (Brotsack). Auf das Signal erschienen die Holzknechte, ehemalige Derwische aus Omdurman, darunter wahre Galgengesichter, in zerrissenem Schuhwerk, lumpigen Kleidern, mit dem mohammedanischen Rosenkranz am Halse. Während sie 20 cbm Holz einluden, ging ich nach der nahen Polizei- und Telegraphenstation Melut, 673 km von Khartum. Der Mamur, ein hellbrauner ägyptischer Offizier, empfing uns freundlich, führte uns durch sein nettes Gemüse- und Blumengärtchen und schenkte uns ein Sträußchen frischer, duftender Nelken aus demselben. Der Telegraphenbeamte, aus Halfa gebürtig, pries die Bedeutung seines Amtes, wo Touristen Depeschen nach London und Paris aufgegeben hätten. Am meisten interessierten mich die Dinkaneger, denen ich hier zum erstenmal in ihrer Heimat gegenüberstand. Unter einem Baume waren ihrer mehrere Dutzend versammelt. Kohlschwarz, mit

Steppenbrände am Weißen Nil.

schneeweißen Zähnen, saßen sie da und grüßten uns nach Türkensitte, indem sie die Hand linkisch an die Stirne legten. Der Mamur befahl ihnen herrisch, aufzustehen. Die hohen, schlanken Gestalten reckten sich wie Riesen, es lag aber etwas wie von sklavischer Furcht in ihrem Benehmen. Ihre Wohnungen sind weit landeinwärts, um sich den zahllosen Mücken am Uferstrich zu entziehen. Hierher kommen sie nur, um ihre Streithändel, die fast immer um Frauen sich drehen, vor der Regierung auszutragen. Von diesen Dinka, deren Bekehrung die Mission in Heiligkreuz bereits im letzten Jahrhundert versucht, konnte ich mich nur schwer trennen; ich verließ sie mit dem festen Entschluß, für ihre Bekehrung zu arbeiten.

Obgleich diese Regierungsposten dazu beitragen, die Wildheit der Eingeborenen zu mildern, liegt in der Anwesenheit der meist mohammedanischen Beamten und Soldaten eine große Gefahr, daß unbemerkt und unbewußt der Islam sich einschleiche zum Schaden der Christianisierung.

Von hier ab wird der Baumwuchs spärlicher. Die Dörfer der Dinka auf dem rechten Ufer sind, abgesehen von einzelnen an den Fluß vorgeschobenen Viehparken, in unsichtbarer Ferne im Innern verstreut. Dagegen folgen sich auf dem linken Ufer die Dörfer der Schilluk in ununterbrochener Reihe. Um sich und ihr Vieh vor den Millionen Stechmücken zu schützen, unterhalten sie viele und große Feuer. Dem Sonnenuntergang folgt fast unvermittelt Dunkelheit, welche durch die vielen Dorf- und Steppenfeuer wieder einigermaßen erhellt wird. Auf der ganzen Linie lodern die feurigen Gluten, beleuchten die aufsteigenden Rauchwolken und heben die Hütten, Herden und Schillukgestalten in schaurig-gespenstischer Feuerschattierung ab. Der Glutschein des Firmaments spiegelt sich im Strom, der in der Ferne glühendflüssiger Lava gleicht.

Kapelle von Lul im Festschmuck.

Die feierlichwilde Pracht schien auch die Tätigkeit der Tierwelt anzuregen. Im hohen Sumpfgras begann ein vielstimmiges Konzert; in das nimmermüde Zirpen ungezählter Grillen mischte sich vielartiges Gesumme mannigfacher Insekten, alles aber übertönte das mächtige Gequake der Frösche; zwischenhinein erscholl zeitweilig das schrille Krächzen eines Nachtvogels und das tiefe Gegrunze eines Flußpferdes. Aber auch die lästigen Stechmücken hatten sich wieder eingestellt, die sich nicht nur auf das heimtückische Summen beschränkten, sondern auch zu Tätlichkeiten übergingen.

An K o d o k, 745 km von Khartum entfernt, vorbei, ging es nach L u l, das wir um 1 Uhr nachts erreichten.

27. Januar. Frühe las ich an Bord die hl. Messe. Es war ein unfreundlicher Morgen. Ueber der Gegend hingen Nebelschwaden, deren graue Dünste nicht nur

das anbrechende Tageslicht, sondern auch die Sonne zu ersticken schienen. Vom Ufer drang der Klang der Felltrommel herüber. Bald tauchten die beiden Missionäre der Station aus der Nebelschicht auf. Nach herzlicher Begrüßung ging es auf sumpfigem Pfade im Gänsemarsch zur Mission.

Mission Tul 1904.

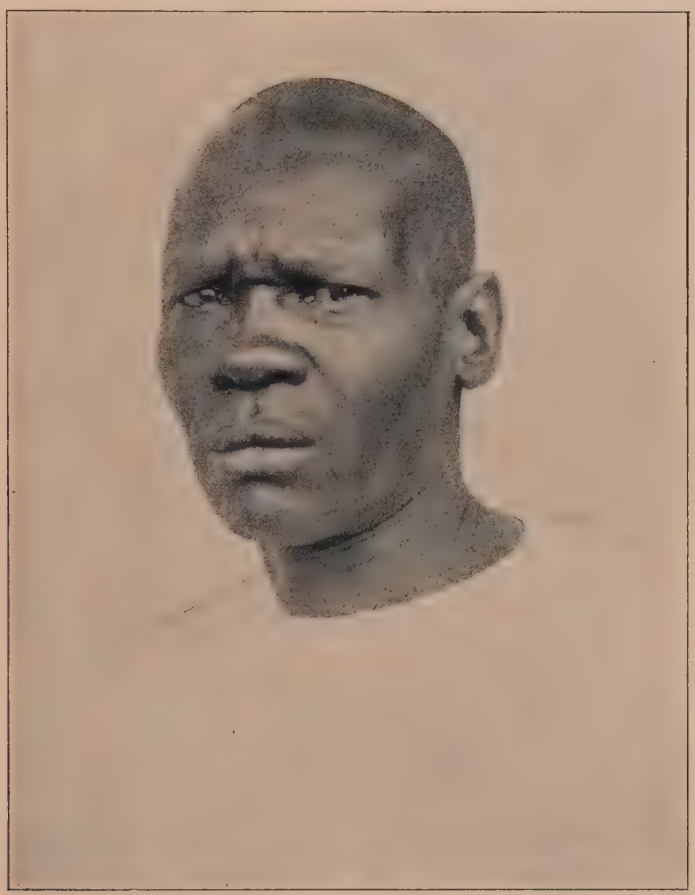
Auf halbem Wege stürzten plötzlich zwei Schilluk mit bunten Festschürzen aus dem hohen Grase hervor und auf den vor mir schreitenden Priester zu, um ihn auf ihre Schultern zu heben. Er sträubte sich und deutete auf mich; sie ergriffen mich ohne weiteres an den Füßen, um mich emporzuheben; ich wußte nicht, wie mir war, und während ich mich noch weigerte, hatten sie mich schon auf die Schultern genommen; alles Bitten und Abwehren half nichts, ich mußte es geschehen lassen.

Im selben Augenblick stürmten aus dem Grase auf beiden Seiten Hunderte kohlschwarzer und mit grauer Asche bestreuter Männer in Kriegertracht herbei, schwangen Lanzen und sprangen unter wildem Geschrei zu beiden Seiten vor mir her.

Dompalme in Lul als Glockenturm. (Morhig, Khartum).

Vor der kleinen Kapelle ließen sich beide Reihen auf die Fersen nieder, ich stieg ab und betrat die Kapelle unter dem Läuten des Glöckleins. Flintenschüsse knallten unter furchtbarem Heulen der Männer und Klirren der Lanzen. Einem Tedeum folgte der Segen mit dem Hochwürdigsten Gute. Das war mein Einzug bei den Negern.

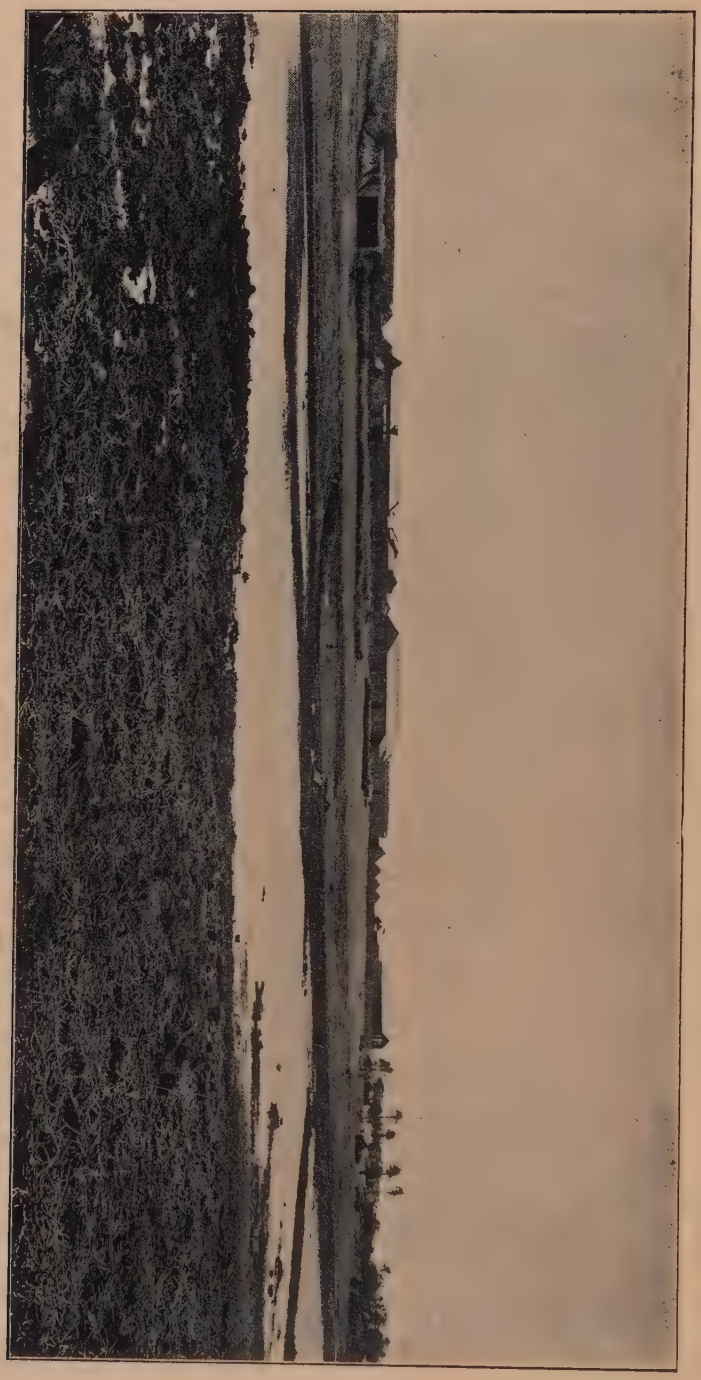
Lul ward im Jahre 1900 gegründet und war die erste und einzige Missionsstation in den Heidenländern. Das Aeußere ähnelte zurzeit einem kleien Schilluk-dorfe. Um einen großen freien Platz gruppierten sich sieben Hütten in landesüblicher Bauart. Die Mitte des Hofes nahm eine hohe, gabeläftige Dompalme ein, welche als Turm für zwei Glöcklein diente. In einiger Entfernung befanden sich die von einem Strohzaun umgebenen Hütten der Schwestern. Zwischen beiden



König Kur der Schilluk. (R. Türftig, Omdurman).

Niederlassungen lag die kleine, den hl. Schutzengeln geweihte Kapelle aus gebrannten Ziegeln. Ein Brunnen lieferte gesundes Wasser. Ein großer Ofen barg Tausende von Ziegeln für den Bau einer neuen Wohnung. Der Garten am Flußufer wurde durch eine eiserne Pumpe bewässert, in bestem Zustande erhalten und lieferte Gemüse, Bananen und Limonen. Nur angestrengte Wachsamkeit konnte dieselben gegen Mäuse, Würmer, Ameisen, Käfer und andere gefräßige Insekten sowie gegen die unersättlichen Vögel schützen.

Nachmittags brachte uns der Redemptor in 2½ Stunden nach Kodok zurück, 18 Meilen nördlich, zum Besuche des englischen Beamten der Provinz des Oberen



Kobol.

Niles, in dessen Bereich Lul gelegen ist. Etwa auf halbem Wege wird am linken Ufer landeinwärts Faschoda, der einzige Hügel des ganzen Schilluklandes, sichtbar, auf welchem der König seinen Sitz hat. Seine Hütten unterscheiden sich äußerlich durch nichts von denen der Untertanen. Der letzte König, namens Kur, hatte seine Macht zu Willkürlichkeiten mißbraucht und wurde von der Regierung nach Halfa verbannt, wo er vor einigen Jahren starb. Sein Nachfolger Fadiet ist ein gefügiges Werkzeug der Regierung, was zu seinem und des Landes Vorteil gereicht.

Weit mehr bedeutet der englische Gouverneur in Kodok, einst Faschoda. Eine kleine Halbinsel, von zwei Seiten von tiefem Sumpf umgeben, ist mit Hütten und Bauten bedeckt. Den südlichen Teil nehmen die Hütten der Schilluk und ein-

Schillukjünglinge.

gewanderten Neger ein. Daran reihen sich nach Norden der Marktplatz, Wohnungen für Angestellte, das Spital, das Polizeiamt und Magazine, dann die auf dem einstigen französischen Fort erbaute Gouverneurwohnung mit Amtsgebäude, alles aus gebrannten Ziegeln und mit Wellblechdach versehen.

Der Ort hat seine Geschichte. Früher ein beträchtlicher Handels- und Stapelplatz für Sklaven und ägyptischer Posten, fiel er den Derwischen des Mahdi anheim. Am 10. Juli 1898 wurde er von den Franzosen unter Marchand besetzt, die vom Kongo-Ubangi durch den Bahr el Ghazal bis dahin vorgedrungen waren.

Die französische Herrschaft war von sehr kurzer Dauer. Die Nachricht, daß in Faschoda Weiße angekommen, veranlaßte den Sieger von Omdurman, Lord Kitchener, zur Fahrt dahin, wo er am 19. September die britisch-ägyptische Flagge neben der französischen hißte. Nach Verhandlungen zwischen England und Frank-

reich, während welchen eine Zeitlang der Weltfriede ernstlich bedroht erschien und der Name Faschoda sprichwörtlich und gleichbedeutend mit Kriegsgefahr wurde, ward die Stellung Frankreichs daselbst als unhaltbar anerkannt, und Marchand zog am 11. Dezember über Abessinien nach Frankreich ab. Der Name Faschoda aber blieb gleichbedeutend mit Schlappe, und das war er für Frankreich. In höflicher Weise wurde dieser Name durch den neueren und richtigeren K o d o k ersetzt, der sich schnell eingebürgert hat. Am Abend kehrten wir nach Lul zurück.

König Fadiet der Schilluk. (R. Türstig, Omdurman.)

Für den folgenden Tag waren die Ankunft des Königs und ein großer Tanz angesagt. Um die Mission herum wurde es frühzeitig lebendig. Von allen Seiten strömte die Burschenschaft herbei, alle in der wildschönen Tracht der Kriegstänzer, frisiert, geölt, bemalt, mit Perlen, Metall- und Elfenbeinringen und Leopardenfellen geschmückt, mit glänzend geputzten Lanzen, mit Holzkeulen und mächtigen Schilden bewaffnet.

Unermüdlich wurde von jungen Schilluk die Trommel geschlagen, während andere geschäftig umherliefen und Anordnungen trafen.

Um 10 Uhr hieß es, der König komme, als sogleich fast alle Schilluk von Lul ihm entgegenliefen. Es dauerte aber eine gute Stunde, bis er sichtbar wurde. Zuerst erschien eine große Schar Schilluk und näherte sich uns im Laufschritt; hinter dieser folgte eine andere, noch zahlreichere und dann noch eine dritte. Nachdem uns diese Abteilung mit dem gewöhnlichen Schwenken der Schilde begrüßt hatte, ließen sich alle Krieger auf ein Knie nieder, während die Jünglinge, welche die Trommel bedienten, wie wütend auf diese und auf eine leere Blechkanne einhieben. Nun rückte eine Abteilung Krieger von mittlerer Größe heran; alle erhoben sich wieder, und unter Flintenschüssen, Hörnerblasen, dem Rollen der Trommel und dem Aneinanderschlagen der Lanzen und Schilde, näherte sich inmitten der letzten Abteilung majestätisch ein Mann von gewöhnlichem Ausdruck, welcher sich von den übrigen Schilluk nur dadurch unterschied, daß er in blendendweiße, weitfaltige Lein-

Kriegstanz der Schilluk.

wand gekleidet war und die Lanze mit der Spitze nach oben gekehrt trug, während die übrigen die Lanzenspitzen zur Erde hielten; diese Persönlichkeit war Ret Fadiet, der König der Schilluk. Umgeben von 500 und mehr Kriegern, die mit ihrer hohen Gestalt einen schönen Kranz um ihn bildeten, kam er auf uns zu. Als er auf einige Schritte Entfernung herangekommen war, grüßte er mich militärisch und reichte dann mir und den Patres die Hand. Ich trat mit ihm in eine Hütte, wo ihm ein kleiner Imbiß gereicht wurde.

Draußen auf dem Platze hatten die Schillukscharen inzwischen um die Trommel herum Platz genommen. Die drei Abteilungen stellten drei Podo oder Distrikte dar. Eine von ihnen hatte zwei Flaggen, welche ihnen vor einiger Zeit von der Mission gegeben worden waren und auf deren einer ein Kreuz eingezeichnet war. Der Tanz begann. Die Abteilungen der Krieger, in Reihen zu vier oder fünf, geführt von ihren Häuptlingen, gefolgt von den Mädchen und Frauen, liefen

um die Trommel herum, welche im Takte geschlagen wurde, während sie, Lanzen und Schilde schwingend, hohe Weisen sangen. Zeitweilig schwieg die Trommel, und alsdann sangen die Krieger ruhiger und hielten die Schilde und Lanzen wagerecht. Zu den Abteilungen der ersten drei Distrikte gesellten sich in der Folge noch andere. Wenn die Ankunft einer neuen Abteilung verkündet ward, zogen sich alle auf dem Platz befindlichen Krieger auf die Seite zurück, und die neuen kamen in die Laufbahn, indem sie Lanzen und Schilde schwangen, wie um die ersteren anzugreifen, welche sich gleichsam im Verteidigungszustand befanden. Die beiden Teile ahmten einen Angriff und eine Abwehr nach. Den Neuangekommenen wurde dann die

Kriegstanz der Schilluk.

Ehre gelassen, um die Trommel zu tanzen. Zuerst tanzten die Burschen allein und getrennt von den Mädchen. In einem großen Kreise ging einer hinter dem andern her, die Arme in der Luft haltend und den Oberkörper vor- oder zurückbeugend, oder die Arme auf der Brust und die Ellenbogen nach hinten haltend. In diesen verschiedenen Stellungen bewegte sich jeder für sich, doch ging alles so schön im Takt, daß es scheinen konnte, als ob alle nur einen Körper bildeten. Dabei rückten sie langsam, aber stetig, voran. Die Mädchen befanden sich innerhalb des Tanzkreises und wählten sich nun jedes seinen Tänzer, indem es ihn leicht am Arm berührte. Die Trommel wurde nun mit Macht geschlagen. Die Burschen tanzten wie zuvor, neben sich die Tänzerin, die stets in angemessener Entfernung blieb und nie berührt wurde. In der Zwischenzeit sang jeder Tänzer seiner Partnerin Steg-

reiflieder vor, und man kann sich den ohrenzerreißenden Lärm vorstellen, den dieser vielstimmige Gesang im Verein mit dem Klingeln der massenhaft angehängten Glöcklein, dem Klirren der Waffen, dem Aufeinanderschlagen der Stöcke und Schilde und dem Dröhnen der gewaltigen Trommel hervorbrachte. Dieser Tanz ist äußerst ermüdend, und ein Europäer würde es kaum eine halbe Stunde aushalten können; die Schilluk aber haben den Mut, mehrere Stunden mit leerem Magen zu tanzen.

Schillukjüngling. (R. Türstig, Omdurman.)

In diese gewöhnlichen wurden unterhaltende Zwischentänze eingeflochten. Plötzlich verließen sie den Tanzring und machten einen fingierten Angriff auf einen eingebildeten Feind oder wehrten einen beutesuchenden Löwen ab, verfolgten eine Giraffe oder jagten einen Elefanten. In der mimischen Darstellung dieser Kriegs-, Jagd- und Naturszenen ist dieses Naturvolk unübertrefflich.

Mit dem König und den Patres sah ich den Tänzen eine geraume Zeit zu. Ich mußte die Ausdauer dieser kriegerischen Burschen bewundern. Man sah, daß sie

in ihrem Elemente waren. Wohl kam es vor, daß einer seine Abteilung verließ, um im Schatten ein wenig auszuschnaufen; aber die Ruhe durfte nicht zu lange dauern, weil seine Gefährten im Vorbeiziehen ihn sonst auslachten.

Gegen 4 Uhr wurden zwei Ochsen und große Krüge voll Kornbier zur Verfügung der Tänzer gestellt. Seit mehreren Tagen hatten etliche Schillukfrauen gearbeitet, um das Bier zu bereiten, welchem alle Ehre angetan wurde, was auch weiter nicht verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß die Leute seit sieben Stunden unausgesetzt herumgesprungen waren. Auch von den Ochsen blieb nicht das geringste übrig.

Die Sonne begann bereits zu sinken, als der Tanz für kurze Zeit wieder aufgenommen wurde. Nachdem einige Gänge gemacht worden waren, kamen alle

Schillukehepaar. (R. Türstig, Omdurman.)

Schillukknabe. (R. Türstig, Omdurman.)

Krieger zusammen und setzten sich vor uns und dem König nieder, um zu parlamentieren. Es war ein Streit zu schlichten. Nicht alle Abteilungen, welche getanzt hatten, besaßen eine Fahne. Da nun jene, welche nicht damit versehen waren, dringend nach einer solchen begehrten, so ließ ein Pater sogleich einige von denen, welche die Station schmückten, herunterholen und den Schilluk, welche keine besaßen, geben. Sie befestigten dieselben sofort an ihre Lanzen, und das Zeichen unserer Erlösung, mit welchem sie geziert waren, flatterte frei im Winde wie zu tröstlicher Vorbedeutung.

Als ich mich endlich verabschieden wollte, hockten alle Schilluk auf einen Wink des Königs auf die Erde nieder. Er begann stehend, mit der Lanze in der Rechten, seine Abschiedsrede, in welcher er lange zugunsten der Mission sprach, und

alle Schilluk erwiderten häufig im Chore „atschoh“ (ja). Nach ihm nahm ein Pater in der Schillukſprache in meinem Namen das Wort, indem er für den feſtlichen Empfang dankte und erklärte, daß wir einzig aus dem Grunde hier ſeien, um ihnen das Wort Gottes zu bringen und ihnen Wohltaten zu erweiſen. Die Vergangenheit ſei Gewährleiſtung für die Zukunft. Ihm folgte der Häuptling eines Diſtrikts und dann ein anderer, und wer weiß, wie lange die Sache noch gedauert hätte, wenn nicht der König dazwiſchen getreten wäre, indem er ſagte, er ſei zufrieden, da er ſehe, daß alle die beſten Abſichten in bezug auf uns hätten. Er erklärte ſomit die Sitzung für geſchloſſen, und nachdem er uns freundlichſt gegrüßt hatte, entfernte er ſich mit ſeinem Gefolge unter dem üblichen Gelärme der Geſänge, der Trommeln, der Hörner und Flintenſchüſſe.

Wer die Verhältniſſe nicht kennt, wird ſich wundern, daß der ganze Empfang in Lul ſich auf einen Tanz beſchränkte. Und doch bedeutete ſelbſt

Dorf Wau der Schilluk.

dieſer und beſonders die Anweſenheit des Königs einen Fortſchritt des Miſſionswerkes. Dieſes urwüchſige Naturvolk war allem Fremden durchaus abhold. Unſere erſten Miſſionäre des letzten Jahrhunderts wagten es gar nicht, hier zu landen. Obwohl ſeit Jahrhunderten Nachbarn der Araber, hat noch kein Schilluk das Knie zum Gebete der Kaaba gebeugt. Wir galten als Fremde, und man ſah uns mit Verachtung an. Man hielt uns für armſelige Flüchtlinge aus der Heimat, die im „ſchönen“ Schillukſande ihr Glück machen mußten. Den Vorteil, ihre Luft atmen zu dürfen, ſollten wir durch viele Geſchenke bezahlen, weshalb ſie das Betteln als ihr Recht und das Geben als unſere Pflicht betrachteten. Die männliche Welt ging fadennackt und verachtete jede Kleidung. Nur Schmuck und Arzneien nahmen ſie an. Es brauchte Zeit, Geduld und Ausdauer, bis bei einem ſo hochmütigen und wilden Volke ein merklicher Wandel zu

unseren Gunsten vor sich gehen konnte. Wir lebten der Hoffnung, keiner verlor den Mut, und wir setzten unser Vertrauen in die Zukunft auf Gott.

29. Januar. Abfahrt nach Süden. An Stelle eines Priesters, der in Lul zurückblieb, trat ein Bruder zu unserer Reisegesellschaft. Das Glöcklein und Flintenschüsse geben uns den Scheidegruß. Aus den Schillukdörfern, welche in ununterbrochener Kette auf dem trockenen Uferrücken sich hinziehen, eilen manche Bewohner an den Rand des Sumpfes und winken uns zum Abschied zu. Nur stellenweise tritt an dieser Seite das trockene Land an das Ufer heran, so bei der Ortschaft Wau, welche, von Delebpalmen und riesigen Sykomoren beschattet, dem Auge einen herzerfreuenden Ruhepunkt inmitten des eintönigen, ermüdenden Morastes bietet.

Den besten Landungsplatz besitzt Taufikiah mit seinem dichten Haine von Dom- und Delebpalmen, in deren Schatten sich die netten, reinlichen Ziegelbauten, Zelte und Lehmhütten gar lieblich ausnehmen. Der malerische Anblick läßt nicht vermuten, daß binnenwärts der schlammige Sumpf gähnt. Das ganze regsame Leben drängt sich am Flußrande zusammen. Ein Handelsplatz ist es nicht, auch nicht ein Anziehungspunkt für die Eingeborenen. Ein schwarzes Regiment, das in militärisch genau angeordneten Hütten am Südende des Ortes liegt, und Post und Telegraph geben ihm seine Bedeutung. Die einzige größere, bewaffnete Macht seit Khartum und für ein Ländergebiet von Tausenden von Quadratmeilen und Dutzenden von wilden Stämmen, ist es ein Beweis für die friedliche Gesinnung der letzteren. Obwohl wir den Telegraphen, der hier seine Endstation hat, nie in Anspruch nahmen, so fühlten wir doch, daß sein Verlassen einen weiteren Schritt von der Kultur weg bedeutete.

Um 5 Uhr erreichten wir die Mündung des Sobat, der, von Osten kommend, sich durch raschen Lauf zwischen gut umschriebenen Ufern als Bergstrom kennzeichnet. An der Mündung etwa 150 m breit und 4 m tief, werden seine gelben Fluten von den dunkelfarbigen Wassermassen des Weißen Nil fast kampf- und spurlos verschlungen. Wir füllen unsere Behälter mit seinem Wasser, das besser mundet, als das des Weißen Nil. Ganz nahe bei der Mündung auf dem linken Ufer liegen die Reste eines befestigten Lagers, 1898 von den Truppen des Sudan gegen die Derwische des Mahdi errichtet.

Von hier geht die südliche Richtung des Stromlaufes allmählich in eine westliche über. Alsbald kommt im Nordwesten der Seitenarm Lollo in Sicht, welcher den Strom beim See No verlassen. Bei seiner Mündung nimmt die Insel Tonga ihren Anfang, die zuerst ganz versumpft und unbewohnt ist. Dagegen folgen sich im Norden, jenseits des Lollo, zahlreich die Dörfer der Schilluk mit ihren vielgegabelten Dompalmen.

Gegen 8 Uhr abends hielten wir in dem von Süden kommenden, seeartig erweiterten Seitenwasser Attar zur Einnahme von Feuerungsmaterial. Dann ging es die ganze Nacht gegen Westen weiter.

30. Januar. Es wehte kalter Nord, und trübes Wetter beschränkte die Fernsicht. Mit Mühe waren am nördlichen Horizont die Umrisse der Schilluk-

dörfer von Fanikang, eines der bevölkertsten Teile des ganzen Landes jenseits des Lollo, zu unterscheiden, während aus dem südlichen Flachland einzelne Gehöfte der Nuerneger schattenhaft auftauchten. Als die Sonne die Dunstschleier zerrissen, trat im Südwesten ein vereinsamter Berg in den Gesichtskreis, wieder eine der so seltenen Landmarken, nach dem Giraffenfluß Dschebel Zeraf benannt, welcher, wie der Lollo, den Hauptstrom verlassen und sich hier in einer Breite von etwa 50 m wieder mit ihm vereinigt. Die Insel Tonga zeigt hier nicht mehr sumpfigen Charakter; mehrere Schillukdörfer, unterbrochen von einzelnen Baumgruppen, ziehen sich auf ihrem hohen Rücken hin. Wir sind beim Distrikt von Tonga, dem bevölkertsten des Schilluklandes. Auf der trockenen Rückenlinie reihen sich in geringen Abständen Dorf an Dorf, so dicht, daß ich von

Taufikiah.

einem Punkte aus deren 42 zählen konnte. Es sind bald Gruppen von 5 bis 20, bald große Ortschaften von 50 und mehr Hütten. Die bedeutendste ist die des Großhäuptlings Fanjok, die wohl über 100 Hütten zählt. Jedes Dorf gruppiert sich um eine oder mehrere Dompalmen; sonst ist die ganze Ebene fast baumlos. Eben stiegen die Eingeborenen zahlreich zum Fischfang zum Ufer hernieder. Einzelne trugen die Boote aus dem korkleichten Holze des Ambadsch auf dem Haupte, andere ruderten in Einbäumen aus den zahlreichen engen Kanälen dem freien Flusse zu; bald wurden sie vom hohen Grase verschlungen, bald tauchten ihre schwarzen Gestalten unvermutet wieder auf. Die nackten, schlanken Gestalten mit Elfenbein- oder Messingringen an den Armen und Füßen, mit einem Perlgürtel um die Lenden, Perlschnüren um Haupt und Stirne, das Haar rot gepudert und

teilweise helmartig aufgerichtet, mit je zwei Lanzen bewaffnet, waren wahre Prachtneger. Einzelne waren noch im grauen Morgenanzug, sie schienen eben aus der Asche gekrochen zu sein. Ihr erster Anblick, der an Teufelsgestalten erinnerte, streifte etwas vom Erschreckenden ab, als uns aus ihrem Munde mit den weißblinkenden Zähnen ein biederes „Freunde" entgegentönte. Mit größter Geschicklichkeit beherrschten die stämmigen Jünglinge die lanzettförmigen Ruder mit kurzer Handhabe und steuerten bald im offenen Fahrwasser, bald durch die wirren Graskanäle.

Gegen Westen zu nehmen Dörfer und Dompalmen an Zahl und Größe ab. Noch einige Hüttengruppen auf baumloser Fläche, wie verlaufene Schäflein auf einsamer Afterweide, und dann gähnt menschenleer der flache Grassumpf.

Holzstation an der Mündung des Sobat.

Der Fluß windet sich in fortwährenden Krümmungen durch eine beiderseits unabsehbare Sumpflandschaft im allgemeinen nach Westen. Mit jeder Krümmung erscheint ein neues Bild, und doch hat das Ganze stets dieselbe Färbung der lebensarmen Sumpffläche. Bald umgibt uns ein scheinbar endloses Meer von Sumpfgras, in das immer häufiger Gruppen von 3—4 m hohem Rohr mit buschigen Wedeln und weißblühende Wasserlilien sich mischen; bald dehnt sich eine mit Papyrus und Ambadsch durchsetzte, meilenweite Fläche mit gelbem, hohem Gras aus, einem wogenden Aehrenfelde vergleichbar, aus dem, riesigen Maulwurfshaufen ähnlich, als neue Ausstattung graue Termitenhügel aufragen. Dahinter wird wieder eine grüne Linie von Gras und Ambadsch sichtbar, zum Zeichen, daß dort die Moräste eines Seitenkanals brüten. Nur der Baum und der Termitenhügel sind Zeichen des festen Landes; wo diese fehlen, schauert der Sumpf.

Zwei Gewächse geben der Gegend einen neuen Anstrich. Ganze Wäldchen von Ambadsch, mit gelben Blüten übersät und teilweise von Schlinggewächsen

überwuchert, treten auf. Der Papyrus sodann verdrängt stellenweise das Wollgras und steht da in allen seinen Entwicklungsstadien. Vom schwachen Stämmlein bis zu den ausgewachsenen Stauden von 4 m Höhe, die, schlank gleich einer Dattel, ihr mit Lockenfäden geschmücktes Haupt im Winde wiegen, von dem im lebensfrischen Vollwuchs begriffenen Stamme bis zur abdorrenden Staude mit sinkendem Haupte erscheint er in endlosen Beständen auf schwankem Wassergrunde.

Die Sumpflandschaft hat auch hier ihre Bewohner. Zwar fehlt der Mensch, aber die Tierwelt ist vertreten. Schwärme von Wildenten ziehen schnatternd am Ufer hin. Hochbeinige Stelzvögel fischen nach Nahrung, und graue Vögel von der Größe eines Rebhuhnes trippeln im Sumpfgrase und fliegen bei geöffneten Schwingen als weiße Gestalten fort, denn beim Ausbreiten der Flügel ändert sich die Farbe ihres Gefieders. Turteltauben girren im Busche, und Geier

Schillukfischer.

lauern beutelüstern auf den Termitenkegeln. Die Spuren des Elefanten sind am Ufer zu sehen, und Flußpferde und Krokodile beleben die Wasser.

„Krokodil!“ rief der Steuermann, „ein totes“, fügte er verbessernd bei. Am nahen Ufer lag es, 4 m lang, starr und unbeweglich. Schnell warfen sich zwei Matrosen in den Strom, um es zu holen. Da erhebt sich eine Schar krächzender Wächtervögel, und im Nu erwacht das schlafende Untier und wälzt sich schwerfällig ins Wasser.

Am Abend, wenn die Vogelwelt zur Ruhe geht, beginnt ein Leben neuer Art. Grillen zirpen, Fliegen und Mücken summen, Käfer schwirren, Nachtvögel pfeifen und schnalzen, Nilpferde grunzen und rauschen im Grase, ungezählte und ungesehene, große und kleine Frösche quaken, und Leuchtkäfer und flimmernde Insekten irren wie zweifelnde Funken gespensterhaft über die Papyrus- und Ambadschbüsche dahin.

Um 8 Uhr abends fahren wir in den See No ein. Gleich nach der Mündung des Bahrel Dschebel halten wir im offenen See, da der Steuermann, der zum erstenmal diese Richtung befährt, sich nicht weiter wagt.

31. Januar. Der Morgen lüftet den Schleier von der Mündung des Bahrel Dschebel. Der etwa 150 m breite Fluß schiebt zwischen Papyrusufern seine braunen Wasser, mit zahllosen Grasstücken besät, von Süden daher und vermengt sie mit den lichteren Fluten des Bahrel Ghazal. Der Zusammenfluß staut nach Westen hin eine breite Wasserfläche, die auf den Karten See No, von den Schiffern Mogrenel Bohur (Begegnung der Flüsse) genannt wird. Die Ufer sind so niedrig, daß einzelne Bäume und Stauden am fernen Horizont als hohe Gegenstände erscheinen. Der Steuermann hockt auf dem Dach des Vorderdeckes und späht nach dem Fahrwasser aus. Während im Süden die hohen

Schillukjünglinge.

Gräser den Ausblick hindern, lassen im Nordwesten 3—4 m hohe Termitenhügel stellenweise trockenes Land erkennen. Grasinseln verdecken Nebenkanäle, Ausbuchtungen und Hinterwasser. Es bedarf großer Flußkenntnis, um die Richtung des Hauptstromes festzuhalten.

Bei einer Gruppe Termitenhügel am linken Ufer fahren wir nach Westen, aber nach einstündiger Fahrt gewahren wir, daß der Ausweg verschlossen ist. Wir hatten das Fahrwasser verlassen und uns verirrt. Der Ausblick ist anödend: soweit das Fernrohr reicht, ist endloses Grasmeer und dahinter der Sumpf. Also zurück zu den Termitenhügeln.

Es ist 9 Uhr. Wir befahren den südlichen Kanal mit unzähligen Windungen. Sumpfgräser schwimmen uns langsam entgegen, was uns in der Ansicht bestärkt, daß wir uns in der richtigen Strömung befinden. Ein einzelner Wasservogel stürzt aus einer Papyrusstaude hervor, wie erschrocken über das Erscheinen eines

Fahrzeuges. Immer enger wird der Kanal, kaum mehr 30 m breit, und stets enger schließt sich das endlose Grasmeer um uns zusammen. Nach einer Fahrt von 2½ Stunden kommt ein Deleb in Sicht. Er gilt den Schiffern als richtunggebend. Der Steuermann hält sich seiner Sache sicher und fährt getrost weiter, wobei der Deleb in ziemlicher Entfernung zu unserer Rechten stehen bleibt. Um 3 Uhr tauchen aus dem Grasmeer zur Rechten die Segelspitzen einer Barke auf, die sich verirrt und von den Schiffern verlassen worden, wie der Steuermann meinte. Das Land zu beiden Seiten wird trockener. Bei einer Häufung von Termitenhügeln steht eine prächtige Antilope mit ihrem Jungen in unverwandter Ruhe, und weder das Geräusch des Dampfers noch ein Schuß machen ihr Eindruck; offenbar hat sie nie ein Schiff gesehen, noch einen Schuß gehört. Das

Der Steuermann des „Redemptor". (R. Türstig, Omdurman.)

machte mich nachdenklich; dazu kam die zunehmende Trägheit des Wassers, das kaum mehr irgend eine wahrnehmbare Strömung hatte. Ich machte den Steuermann auf diese Zeichen aufmerksam und gab der Befürchtung Ausdruck, daß wir auf einer Irrfahrt seien. Er stutzte und fuhr weiter. Es währte nicht lange, und er mußte sich durch den Augenschein von der Richtigkeit meiner Vermutung überzeugen. Gegen 5 Uhr schloß sich vor uns der Kanal, in dem wir seit acht Stunden gefahren, auf drei Seiten ein endloses Sumpf- und Grasmeer. Es war nur ein Ausgang möglich: zurück! Acht Stunden waren wir umsonst gefahren, hatten nutzlos das Holz verbrannt; hier war nicht ein Zweiglein zu haben. Es war Gefahr, daß uns das Holz zur Rückfahrt nicht mehr reiche, was unsere Lage sehr bedenklich gestaltet hätte. Ich taufte das von unserem Steuermann entdeckte Hin-

terwasser nach seinem Namen, was ihm in echtem Schifferstolz die Schamröte auf die dunkle Stirne trieb, und befahl ihm, sogleich den Bug zu wenden und bis zur Stelle zurückzukehren, wo wir den Deleb und die Barke gesehen hatten. Nachts gegen 9 Uhr kamen wir dort an, hatten also im ganzen 12 Stunden Fahrt vergeudet.

Wir sandten Matrosen aus, um mit der Barke in Verkehr zu gelangen. Bis an die Schultern im Sumpfe watend, gelang es ihnen, so weit vorzudringen, daß ihre Rufe von den Bootsleuten verstanden werden konnten. Völlig erschöpft kamen sie zurück mit der Nachricht, wir sollten in den nächsten Kanal einfahren, der den Deleb links lasse, wenn nicht, werde der Bootsführer am Morgen kommen und uns den Weg weisen. Unser Steuermann wollte nach den bereits gemachten Irrfahrten nicht noch die Schande auf sich laden, von einem Bootsmann zurechtgeführt zu werden, und fuhr weiter. Um 1 Uhr morgens endlich entdeckte er den nur 15 m breiten Kanal, der den fahrbaren Hauptarm des Bahr el Ghazal darstellte. Nach kurzer Fahrt in demselben stießen wir auf eine Grasbarre. Es war unsere erste Begegnung mit einem derartigen Hindernisse der Flußfahrt, und wir mußten den Morgen abwarten, um uns über die Lage klar zu werden.

1. Februar. Von unserem Kanal links durch eine niedrige Sumpffläche getrennt und in derselben Richtung zog sich ein Wasserspiegel hin, der nach dem erwähnten Deleb benannt und als Mündungsarm des vom Süden kommenden Flusses Rohl angenommen wird. Es war derselbe, in dem wir irregefahren waren. Sonst war die ganze Gegend so verlassen und eintönig und die Luft so dumpf und schwül, daß auch die aufgegangene Sonne ihr nicht Leben und Farbe zu verleihen vermochte.

Vor uns sperrte auf etwa 50 m die Grasbarre die ganze Breite des 7 m tiefen Fahrkanals. Sie mußte durchbrochen werden. Zuerst fuhr die Mannschaft im Boote zur Barre und löste mit Hilfe von Sägen, Hacken, Beilen und Stricken einzelne Stücke der verfilzten Masse los. Wir überzeugten uns bald, daß dieses Vorgehen erst nach Tagen zum Ziele führen würde, und nur eine größere Kraft imstande sei, ausgiebigere Breschen in die Barre zu legen und die Durchfahrt zu erzwingen. Der „Redemptor" fuhr also ohne das große Boot mit Volldampf in die Barre hinein, dort wo sie am wenigsten Widerstandskraft zu besitzen schien und drang so lange vor, bis die aufgestaute Grasmasse uns festbannte. Dann fuhr er rückwärts und wieder vorwärts und so fort, bis nach einstündiger Arbeit die ersten 15 m der Barre durchbrochen waren. Nun kehrten wir zurück und nahmen das Boot ins Schlepptau. Die Schwere des Bootes, das überdies die Lenksamkeit des Schiffes verminderte, gestaltete den zweiten Durchbruch durch die bereits wieder geschlossene Barre noch schwieriger. Die Leute mußten auf diese hinabsteigen, die Massen vorn beiseite oder unter das Schiff drücken, dann wieder am Vorder- oder Hinterteile des Schiffes heben, mit langen Stangen vom Schiffe aus die Massen beiseite schieben und zerteilen. Ging es nicht mehr vom Flecke, so wurde wieder rückwärts und dann mit Volldampf wieder vorwärts gefahren, und Heben und Schieben begann von neuem. Diese Arbeit wurde vom Gesang unter-

stützt und jeder Ruck nach vorwärts mit Freudengeschrei begleitet. Die Ausdauer der braunen Gesellen, die wie Krokodile vor, hinter und neben dem Schiffe bis an den Hals im Wasser mit den Pflanzenmassen kämpften und dabei von Blutegeln gequält wurden, war bewundernswert. Als wir so in tiefster Arbeit steckten, kam das Postschiff „Matammeh" auf der Talfahrt daher und durchschnitt mit der Kraft seiner mächtigen Maschine die Barre verhältnismäßig leicht. Bald nachher, nach 6 Stunden harter Arbeit, gelangten auch wir ins freie Fahrwasser, und als der „Redemptor" mit wachsender Geschwindigkeit den letzten Teil der Grasbarre durchbrach, verliehen die vereinten Signalpfeifen des Schiffes und des Kessels der allallgemeinen Freude feierlichen Ausdruck.

Der enge und tiefe Kanal windet sich durch Sumpf mit stellenweisen Ausbuchtungen, aus denen die Grasmassen weggeschwemmt worden sind. Ein träger, breiter Wasserarm, der rechts in den Kanal mündet und nach dem Berg Liri benannt ist, soll zur Flutzeit die Verbindung mit dem Lollo-Fluß herstellen. Mit ihm streiten sich mehrere andere Hinterwasser um diese Aufgabe. Welchem derselben sie in Wirklichkeit zufällt, ist in diesem Sumpfwirrwarr nicht so leicht zu entscheiden. Bald nachher nähert sich links auf ein Kilometer der Seitenarm, an dem die erwähnte einzelne Delebpalme als geschichtlich gewordene Landmarke aufragt. Am linken Ufer dehnt sich hinter dem Saume des Grassumpfes eine breite, flache Ebene aus, welcher die dicht gesäten Termitenhaufen das Aussehen eines gewaltigen Friedhofes verleihen. Termitenhügel und niedere Büsche bezeichnen das trockene Land. Erstere bilden eine charakteristische Eigenheit der Gegend und treten nirgendwo so mächtig und zahlreich auf. Von der Linie des Horizontes heben sich spitze Wohnungen der Nuer ab. Mit jeder der schier endlosen Windungen scheint die Trostlosigkeit der Gegend sich zu steigern.

Verengung und Windungen des Kanals dauern fort bis zu einer Ausweitung von etwa 400 m Breite am rechten Ufer, angeblich die Mündung der Abzugswasser des von Süden kommenden Flusses Yei. Unsere Schiffer bezeichneten diesen Seitenarm als Moya el Ardeba, nach einem riesigen Tamarindenbaum am Rande der Ausbuchtung.

Von da an gestaltet sich das Fluß- und Uferbild merklich wechselreicher. Der Fahrkanal wird breiter, in die Gras- und Papyrusgürtel drängen sich zuerst vereinzelte, dann geschlossene Büsche von Ambadsch, und die bisherige Nacktheit der Flächen wird durch Gruppen von Gebüsch ersetzt, in die sich als Neuling die Kandelabereuphorbie einschmuggelt. Selbst Baumwaldungen treten in Sicht. An einer trockenen Stelle des rechten Ufers fällten wir Brennholz.

Nachdem wir abermals eine Lagunenmündung passiert, die am linken Ufer hereintritt und uns als ein Ausfluß des Bahrel Arab bezeichnet wird, tauchen landeinwärts beiderseitig Waldbestände auf, und wir halten am rechten Ufer beim Holzplatz Ghaba (Wald) el Arab.

Der gesamte Holzvorrat war ausverkauft, und wir waren gezwungen, so lange zu bleiben, bis genügend Holz zur Weiterfahrt bis nach Meschra geschlagen wurde, da bis dorthin keines mehr zu finden war.

Wir befanden uns in einer Flußerweiterung, verursacht durch die nahe Mündung des Bahr el Arab. Abends ankerten wir der Mücken wegen im offenen Fahrwasser.

2. Februar. Nach der Abfahrt um 3 Uhr nachmittags passieren wir bald den Bahr el Arab, dessen Kanal von 60—80 m Breite sich nach Nordwesten wendet und trotz der gänzlichen Verlegung mit Grasbarren zwischen den gut gezeichneten, aber sumpfigen Ufern deutlich erkennbar ist. Wäre seine Reinigung von den Grasschoppungen möglich, so würde eine mächtige Wasserstraße nach dem westlichen Sudan eröffnet werden.

Oberhalb des Mündungsgebietes verengt sich der Bahr el Ghazal bis auf 25 m, und die Uferbilder der folgenden Strecke lassen an malerischer Schönheit alles Bisherige weit hinter sich. Aus dem dichten Ufergras ragen ununterbrochen Büsche von Ambadschsträuchern auf, die sich selbst zu niedlichen Miniaturwäldchen verdichten, und zwischen ihnen schlängelt der Fluß in sanften Windungen. Von der Ferne nehmen sich diese Uferbilder so anmutig aus, daß man an künstliche Parkanlagen erinnert wird, und erst in der Nähe gewahrt man, daß das ganze, schöne Bild im Wasser fußt, wie eine flüssig gewordene Fata Morgana des Sumpfes!

Am Abend zeigte Feuerschein in verschiedenen Richtungen die entfernten Wohnungen der Eingeborenen an. Die Atmosphäre war mit schwerer Feuchtigkeit gefüllt und wimmelte von Mücken. Der Fluß erweitert sich nach Süden hin zusehends und geht schließlich in den ausgedehnten See Fell über, dessen stellenweise große Seichtigkeit uns veranlaßte, um Mitternacht Anker zu werfen.

3. Februar. Der See Fell, früher Ambadi oder Kit genannt, erinnert mit seinem Namen an Hauptmann Fell, welcher unter großen Anstrengungen und Entbehrungen den verstopften Dschur-Fluß der Schiffahrt öffnete und später in Tombora dem Schwarzwasserfieber erlag. Die wechselnde Ausdehnung des Sees beträgt etwa 16 km in der Länge und 1½ km in der Breite. Soweit das Auge reicht, dehnt sich nach beiden Seiten niedriger Grassumpf aus, in dem weder Papyrus noch Ambadsch vertreten sind. Der See ist an den tiefsten Stellen des Kanals 10 m tief, seichtet jedoch rasch nach beiden Seiten hin ab. Er ist das Stauungsergebnis der Mündungswasser der vom Westen und Süden kommenden Flüsse und bildet wie der See No ein Wasserreservoir des Bahr el Ghazal.

Bei der Ausfahrt aus dem See in den etwa über 100 m breiten Flußkanal sieht man rechts einen 80 m breiten Wasserarm, von Nordwesten kommend. Dies soll die Mündung des in seinem ganzen Laufe noch geheimnisvollen Bahr el Homr sein. Unser Fluß, dessen Breite oft wechselt, schleicht, stellenweise durch schwimmende Inseln geteilt, durch eine tote Sumpffläche, deren Ausdehnung nach allen Seiten auch nicht annähernd zu bestimmen ist, dahin. Eine einförmigere Flachheit läßt sich schwerlich vorstellen; kein Hochgras ragt auf, nur trostloser Morast allseits.

Um 6½ Uhr morgens erreichten wir abermals eine bedeutende Erweiterung, die von der Mündung des Flusses Dschur gebildet wird. Wir fuhren ein wenig in diesen von Süden kommenden Fluß hinein und schöpften von seinem guten Wasser.

Von hier ändert der Bahr el Ghazal seinen Namen in Kit. Dies erscheint vollauf gerechtfertigt durch die tatsächlichen, ganz verschiedenen Verhältnisse dieses Wasserweges, denn diesen Namen verdient der Kit mehr als den eines Flusses. Es ist ein unübersehbares Gras- und Schilfmeer, durch dessen grasfreie Flächen wir uns nach Süden durchwinden. Stellenweise treten trockene Plätze auf, teils abgeschwemmte Termitenhaufen, teils wirkliche Inseln. Auf einer derselben waren acht fasernackte, hochgewachsene Dinkaneger damit beschäftigt, ein erlegtes Flußpferd zu zerteilen, das rotglänzende Fleisch in dicke Riemen zu schneiden und an einem Stangengerüst zu trocknen, während andere in einem ausgehöhlten Einbaum

Termitenhügel.

der Fischerei nachgingen. Die gutmütigen Schwarzen erhoben die rechte Hand zu unserer Begrüßung.

In eine breite Wasserfläche mündet von Südosten her der Fluß Tondsch und bald nachher der Molmul ein. Die Mündung dieser beiden Flüsse, deren Wasser sich schon lange vorher großenteils in Sümpfen verlieren, speisen das weitverzweigte Wassernetz des Kit, sind jedoch nicht imstande, den von der starken

Strömung des Dschur zurückgestauten Wassermassen eine bedeutende Bewegung zu verleihen; diese ist zwar vorhanden, aber kaum bemerkbar.

Nun waren wir an das Ende der Wasserstraße gelangt. Bereits sind im Westen die klaren Umrisse von Baum und Busch sichtbar, die Wahrzeichen des Festlandes. Noch einige weitere Windungen, und vor uns liegen die Strohdächer von Meschra el Rek.

Am 4. Februar um 11 Uhr vormittags legten wir am trockenen Ufer an. Man staunt, hier einen wasserreichen Flußlauf plötzlich in einer Sackgasse enden zu sehen; des Rätsels Lösung ist, daß wir es eben nicht mit einem Flusse im landläufigen Sinne zu tun haben, sondern mit dem Stauungsergebnis mehrerer Flüsse in einer natürlichen Senkung des Bodens.

Gleich bei unserer Ankunft erschien der ägyptische Beamte in Begleitung einiger Unterbeamten und eröffnete uns, daß er vom Gouverneur der Provinz Befehl habe, uns auf jede Weise behilflich zu sein. So wurde die Abreise zu Land nach Wau auf den nächsten Tag festgesetzt und sogleich mit der Ausladung des Gepäcks und der Esel begonnen.

Meschra el Rek bedeutet Landungsplatz der Rek, des anwohnenden Zweiges des großen Dinkavolkes. Vereinzelte Akazien und Kandelabereuphorbien, von Schlingpflanzen umsponnen, und Termitenhügel bilden die einzige Abwechslung des Bodens. Die Station bestand aus vier langgestreckten, befestigten Proviant- und Munitionshütten und einer Anzahl Strohhütten für die 15 Negersoldaten mit ihren Familien. Ein griechischer Händler unterhielt einen Laden, in dem alles mögliche zu hohen und höchsten Preisen zu haben und nicht zu haben war. Wir waren glücklicherweise mit dem Notwendigen versehen. Auf allen Seiten vom Sumpf umgeben, welcher selbst gegen das Festland hin noch 3 km breit ist, war die Luft selbst jetzt in der regenlosen Zeit feucht. Das Holz zur Feuerung und zum Hüttenbau muß meilenweit hergeholt und teuer bezahlt werden, und die stehenden Sümpfe bieten das einzige Trinkwasser. Die eingeborenen Dinka leben 11 bis 13 km entfernt landeinwärts. Eine ungesündere und traurigere Stelle läßt sich schwerlich denken. Die Beamten trugen uns denn auch wahre Klagelieder vor. Ihr einziger Trost war das monatliche Erscheinen des Postschiffes.

Am Abend hatten wir Gelegenheit, mit „Meschra bei Nacht" Bekanntschaft zu machen. Das ist wahrhaftig der schrecklichste der Schrecken für den, der ohne Mückennetz in diesen Sumpf sich wagt. Bald nach Sonnenuntergang begann ein Konzert von Tausenden summender Stechmücken, die sich blutgierig auf uns warfen. Nur im festverschlossenen Mückennetz konnte man sich ihrer erwehren.

5. Februar. Wir, fünf Priester und drei Brüder, drei Schiffsleute, ein Negersoldat, mit 21 Eseln, einem Maultier und unserem Gepäck, sollten die Landreise nach Wau antreten. Der „Redemptor" sollte in Meschra bleiben, bis alles weitere Notwendige durch die Esel nachbefördert worden wäre. Von der Straße des Festlandes trennte uns der 3 km breite Sumpf. Durch ihn mußten Menschen, Tiere und Gepäck geschafft werden. Zuerst wurde eine Abteilung von uns mit Gepäck durch denselben befördert vermittels eines Bootes, das von Schiffsleuten ge-

zogen und geschoben wurde. Die verspätete Rückkehr derselben ließ die Schwierigkeit des Durchzuges ahnen. Indes wurden die Esel übergesetzt, eine anstrengende und aufregende Arbeit. Der tiefe Sumpf mit seinem Moraste und seinem dichten Graswuchs machte ihnen sowohl den Marsch als auch das Schwimmen höchst schwierig, es drohte bald hier, bald dort ein Langohr zu ertrinken oder im Schlamme zu ersticken, und nur der vereinten Anstrengung aller verfügbaren Menschen gelang es, sie zu retten, den Kopf über Wasser zu halten und durch den Sumpf zu befördern. Erst gegen Abend konnten wir übrigen das Boot besteigen, das von den Leuten, die bis zum Halse im Sumpfe standen, geschoben wurde. Etwa in der Mitte wurde er aber so seicht, daß das Boot nicht mehr weiterzubringen war. Es blieb nichts übrig, als in das Wasser zu steigen und zu Fuß sich durchzuschlagen. Infolge der Unebenheit des Bodens sank bald da, bald dort einer bis an die Schultern ein, während andere das Gleichgewicht verloren und der ganzen Länge nach in den Sumpf fielen. Die Sonne war bereits gesunken, und den dichten Gras- und Röhrichtmassen entstieg ein Heer von Mücken, die über uns herfielen. Mit den Händen gegen sie kämpfend und mit den Füßen im Moraste weitertastend, rangen wir uns durch und gelangten, bis zum Scheitel mit Schlamm besudelt und im Gesichte und an den Armen von Mücken blutig gestochen, bei unserer Vorhut auf dem Lande an. „A la guerre comme à la guerre", sagten wir uns, reinigten uns von Schlamm und Blut und suchten trockene Kleider hervor. Bei einer mächtigen Sykomore nächtigten wir. Schlaf war unmöglich. Die ungezählten Mücken des nahen Sumpfes verfolgten uns wütend und blutdürstig die ganze Nacht und wußten auch durch die Mückennetze zu dringen. Selten habe ich den Anbruch des Tages sehnsüchtiger erwartet.

6. Februar. Nach Sonnenaufgang konnte der Weitermarsch beginnen. Die Gegend stellte eine flache, mit dürrem, hohem Grase und lichtem Busch bestandene Steppe mit Lehmboden dar, durch die sich der Fußweg in gelinden Windungen zog. Im allgemeinen gestaltete der gut betretene Weg den Marsch leicht, der nur da mühsam wurde, wo an sumpfigen, jetzt ausgetrockneten Stellen Elefanten die tiefen, nun verhärteten Eindrücke ihrer gewaltigen Hufklauen zurückgelassen hatten. Solche Strecken sind leichter zu Fuß als im Sattel zu überwinden. Weit größere Schwierigkeiten aber bereiten dem Marsche die Bodensenkungen, in denen das angesammelte Regenwasser so lange stehen bleibt, bis es verdunstet. Eine solche Moraststelle trafen wir nach zwei Stunden. Esel und Menschen sanken bis über die Knie in den Schlamm. Wir hätten uns bald durchgearbeitet, aber die Esel mit ihren Lasten strauchelten häufig auf dem schlüpfrigen und unebenen Weg, der mit Morast und meterhohem Grase bedeckt war. Auf der langen Fahrt an Ruhe gewöhnt, hatten sie Mühe, sich selbst auf gutem Wege in geordneter Reihe zu halten. Unter solchen Umständen aber ging alle Ordnung aus Rand und Band. Dazu kam, daß unsere Männer wohl mit Segeln und Tauen, aber nicht mit Lasteseln umzugehen verstanden. Da hieß es für uns alle, fortwährend zu Hilfe zu eilen, hier einen Esel, dort eine Kiste aus dem Schlamme zu ziehen und die halsstarrigen und wasserscheuen Tiere wieder zu beladen und in Gang zu bringen. Manches

wurde verdorben. Erst nach anderthalbstündiger Arbeit hatten wir uns durchgekämpft, und unter einem schattigen Baume, in Schweiß gebadet und mit Schlamm bedeckt, gesammelt.

Dann ging es auf gutem Wege weiter durch lichten Busch, dessen hervorragendste Vertreter dichtbelaubte Tamarinden und Sykomoren sowie krüppelige Akazien bildeten. Beiderseitig war das Steppengras abgebrannt. Immer anmutiger gestaltete sich der Busch, und Stoppelfelder ließen die Nähe von Menschen vermuten. Rechts und links tauchten denn auch Hütten auf, aus denen die Dinka uns neugierig beobachteten. Mittags hielten wir beim Dinkahäuptling A d s c h a k. Die geräumige Fremdenhütte mit Lehmmauern und Kegeldach aus sauber gestutztem Stroh ließ die Sorgfalt und Geschicklichkeit der Eingeborenen im Baue der Wohnungen erkennen. Eine Anzahl der hochgewachsenen, schwarzen Gestalten kam langsam, scheu und mißtrauisch herbei, alle splitternackt bis auf den Häuptling, welcher weißen Kaftan und roten Fez trug. Dieser war anfangs für unseren Wunsch, einen Hammel zu kaufen, taub. Erst nachdem er einige Datteln gekostet und Messingdraht zu Gesicht bekommen hatte, ließ er ein kleines Schäflein bringen. „Was kostet es?" fragte ich. „Du bist Gast in meiner Hütte, und ich schenke es dir," war die Antwort. Großmut fordert Großmut, und ein geschenkter Hammel kommt teuerer zu stehen als ein gekaufter. Er erhielt 2 m Messingdraht. „Dies ist für mich," sagte er, „und was ist für meine Leute?" Noch zwanzig haselnußgroße Glasperlen, und Häuptling und Leute waren zufrieden. Auf die Bitte, uns Korn für die Esel zu verkaufen, hob er eine Eselsfeige vom Boden auf und sagte: „Wir Dinka sind selbst so arm, daß wir diese Frucht essen müssen." Auch für das milchfarbige Wasser, das uns in großer Kürbisschale geboten wurde, bezahlten wir Perlen. Bei dieser Begegnung mit dem Dinkavolke hatte ich den Eindruck, daß es wild, mißtrauisch und Fremden abhold ist.

Der nachmittägige Marsch war eher ein Spaziergang durch einen Park. Viele Fußpfade kreuzten den breiten, ebenen Weg in der Richtung der Wohnungen, die beiderseits zwischen den grünenden Büschen hervorlugten.

Am Abend lagerten wir in A m i a n, der ersten der von der Regierung auf dieser Strecke angelegten Herbergen mit einigen Strohhütten und einem Brunnenloch. Das geschöpfte Wasser zeigte eine gelbliche, häßliche Färbung und roch übel. Beim Kochen stieß es fingerdicken, grünlichen Schaum ab.

7. Februar. Im flachen Steppenland nahmen die Bäume an Zahl und Größe zu. Zu den früher genannten trat jetzt vereinzelt die Borassuspalme mit ihren riesigen, rauschenden Blätterfächern. Die großen Sykomoren scheinen dieses Flachland besonders zu bevorzugen. Neben diesen Patriarchen der Baumwelt, in deren Schatten ganze Karawanen und Dörfer lagern können, drängt sich die Kigelie in den Vordergrund. Ein Prachtexemplar derselben prangt ganz nahe der Station M a d a l, wo wir mittags rasteten. Hier findet sich häufig die merkwürdige Erscheinung, daß Delebpalmen von Laubbäumen, meist Kigelien und Sykomoren, vollständig umschlossen sind, so daß es den Anschein hat, als ob die Palme aus dem Stamme des Baumes herauswachse. Der Same des Laubbaumes ging in un-

mittelbarer Nähe der jungen Palme auf, und dieser fand bei fortschreitendem Wachstum nicht mehr den genügenden Raum zur Bildung eines regelrechten Stammes, sondern mußte sich um den Schaft der Palme herumschmiegen, denselben mehr oder weniger umklammernd.

Der Dinkahäuptling Madal brachte Tamarinde und Hirsebier, wofür er beschenkt wurde.

8. Februar. Wir brachen zeitig auf. Die Gegend schwärmte von flinken Gazellen und Antilopen. Scharen von Pfauenkranichen, deren Erscheinung ebenso prächtig als ihre scharfe Stimme häßlich ist, flogen durch die Luft. In der Station M a y i k hielten wir zur Mittagpause. Ein 6 m tiefes Brunnenloch enthielt Wasser von der Farbe des Milchkaffees. Der Häuptling erschien und entschuldigte sich mit seiner Armut, daß er nichts geben könne.

Dinka-Gehöft.

Einer der Brüder klagte hier über Fieber. In Anbetracht der ausgestandenen Strapazen und besonders der Sumpfbäder, der zu dieser Jahreszeit unerträglichen Hitze bei Tag und der Kälte bei Nacht, sowie des Mangels an gesundem Trinkwasser konnte es nicht wundernehmen. Um dem Kranken Ruhe zu gönnen und ihn mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln zu pflegen, beschlossen wir, zu bleiben.

Den Nachmittag benützten wir zu einem Besuche des Gehöftes des Häuptlings. War es doch unser lebhafter Wunsch, die Dinka zu Hause zu sehen. In einer Stunde erreichten wir das Gehöft, um das sich in Entfernungen mehrere andere gruppierten. Vier geräumige Hütten mit Strohdach umgaben einen tennenartigen, reinlichen Platz, wo wir uns auf fußdicken Holzstücken niederließen, die man uns zu dem Zwecke gebracht hatte. Nur der Häuptling trug außer Messingringen an den Pulsen, einer schweren Elfenbeinspange am Oberarm und Schnüren blauer Glasperlen an Hals und Füßen noch Fetzen Stoff und ein Stück Gazellenfell. Der etwa zwölfjährige Erstgeborene, ein strammer Junge, tat sich durch einen mächtigen Busch schneeweißer Straußenfedern, die hoch auf seinem Scheitel wallten,

hervor. Frauen ließen sich anfangs nicht sehen. Erst nachher krochen sie, mit Fellen geschürzt und mit Perlenschnüren und Metallspangen schwer beladen, langsam und scheu aus den Hütten hervor. Da ich unter den Anwesenden Mißtrauen und Schüchternheit wahrnahm, griff ich in die Taschen und verteilte Perlen, welche mit freudestrahlenden Gesichtern entgegengenommen wurden und einen runzeligen und gebrochenen Alten in solche Begeisterung versetzten, daß er aus freien Stücken der allgemeinen Freude durch einen feurigen Tanz Ausdruck verlieh. Mit den fleischlosen Armen in der Luft herumfechtend, erging sich das schlotternde Knochengerüst in gewagten Hoch- und Seitensprüngen und pries mit zahnlosem Munde und in kreischenden Tönen in improvisierter Naturpoesie unsere Freigebigkeit. Als der Alte erschöpft niedergekauert war, beschenkte ich ihn noch mit einigen Perlen, die er wohlgefällig in freier Hand betrachtete; dann kroch er auf den Knien zu mir heran und bespuckte meine Füße dreimal mit solcher Heftigkeit, daß ich unwillkürlich zurückwich. Es wurde mir bedeutet, daß dies die landesübliche Aeußerung größter Dankbarkeit sei.

Die Leute machten den Eindruck großer Armut. In Ermangelung von Hirse nährten sie sich kümmerlich von den Früchten der Sykomore. Man begreift nicht, weshalb sie so wenig Getreide bauen, wie es aus der Beschränktheit der Stoppelfelder ersichtlich ist, während doch fruchtbarer Boden im Ueberfluß zu ihrer Verfügung steht. Ihr Hunger ist auf Rechnung der eigenen angeborenen Trägheit zu setzen. Gerade deshalb dauerte mich das arme Volk, bei dessen Hebung Gewöhnung an Arbeit eine erste Rolle spielen muß.

Beim Abschied verlangte der Häuptling ein Kleid für seinen Sohn, dem ich eines meiner Hemden gab; trotzdem erschien er am folgenden Morgen wieder faser-nackt in unserem Lager.

9. Februar. Da der Kranke sich schwach fühlte, mußten wir den ganzen Tag bleiben. Der Platz schien von Hyänen und Löwen heimgesucht. In der Nacht gaben die Reittiere wiederholt mit kläglicher Stimme Zeichen des Allarms. Der Instinkt dieser Tiere, die zum ersten Male in diese Gegend kommen, ist staunenswert. Von Ferne merken sie die Annäherung wilder Tiere und stoßen melancholische Töne aus, daß wie Weinen klingt. So ein Tierweinen in schwarzer Nacht auf einsamer Steppe hat etwas Eigentümliches, Unheimliches. Feuer, die wir angezündet, hielten jede Gefahr fern.

Am Morgen war der Kranke nicht besser. Ich las bei ihm die hl. Messe. Zur Erlangung ärztlicher Hilfe war es geboten, uns möglichst rasch Wau zu nähern. Wir versuchten, den Leidenden auf ein Maultier zu setzen und, von uns gestützt, weiter zu befördern. Nach einer kurzen Strecke verlor er die Kraft und mußte in den Schatten eines Strauches gebracht werden. Es wurde auf dem stärksten Esel mit Hilfe von Holz, Decken und Stricken ein Lager eingerichtet, auf dem der Kranke ausgestreckt liegen konnte. Einer ging nebenher und schützte ihn mit dem Schirme gegen die glühende Sonne. Auf diese Weise brachten wir ihn von Manjan bis zur Station Dschemeiz, so genannt nach einer riesigen Sykomore, welche

uns gastlich in ihren Schatten aufnahm. Das Wasser übertraf an Ekelhaftigkeit alles Bisherige.

Die Strecke von Manjan war die trostloseste; eine öde Steppe, von hohem Wüstengras und vereinzelten struppigen Sträuchern bestanden. Das dürre Hochgras wogte stellenweise gleich sommerreifen Kornfeldern, an anderen Stellen hatte Feuer weite Flächen in schwarze Brandstätten mit versengtem Buschwerk umgewandelt.

Dinka beim Baue einer Hütte.

Erst gegen Abend machte sich ein Ansteigen der Gegend bemerkbar und kündigte sich ein Uebergang vom Lehmboden in Sandboden an. Zugleich kamen uns die ersten Steinchen am Wege zu Gesichte, deren vollständige Abwesenheit von Meschra bis hierher aufgefallen war. Nach Sonnenuntergang loderte am südlichen Himmel Feuerschein auf. Dort mußte die nächste Station sein. Es kostete noch einen Kampf, sie zu erreichen. Die Esel, durch den Geruch der Raubtiere stutzig gemacht, witterten bei jedem Strauche Gefahr. Die furchtsamen Tiere in Reih' und Glied zu halten, war in der Dunkelheit eine mühevolle Arbeit. Erst in später Nacht erreichten wir G a d e i n.

11. Februar. Auf freiem Platze gruppierten sich drei nett gebaute, geräumige Hütten um einen patriarchalischen Doppelbaum, entstanden aus der Umarmung einer Sykomore durch einen Ficus platyphylla, in dessen mächtigem Stamme ein Bienenschwarm seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Zwei Negersoldaten hielten den Platz in Ordnung. Die veränderte Beschaffenheit der Gegend fiel sofort in die Augen. Wildgänse von fast 2 m Flügelweite und 85 cm Länge, Aasgeier, Falken, die im Fluge rauben, Turteltauben, Schwalben und etliche Singvögel belebten die Gegend. Die frischere und feinere Luft sowie die weitere Fernsicht ließen auf die höhere Lage schließen. Das Wasser der Sandlöcher roch zwar nicht übel, hatte aber

Kornspeicher der Dinka.

eine häßliche, gelbgrüne Farbe und bildete zugleich die Tränke der zahlreichen Rinderherden. Natürlich sotten wir es vor dem Genusse.

Die Bevölkerung war hier dichter als an den früheren Orten. In allen Richtungen sah man Gehöfte und Weiler zerstreut, von Feldern umgeben und durch gut begangene Pfade verbunden. Unter den Hütten taten sich mehrere durch ihren Umfang und kuppelartigen Dächer hervor. Es waren die Ställe für Schafe und Rinder, von denen die Mehrzahl sich jetzt auf den einige Stunden entfernten Weidetriften befand. Dort waren auch meist die Männer und Jünglinge abwesend, deren Hauptbeschäftigung die Viehzucht bildet. Haus- und Feldarbeit ist Sache der Frauen, und diese waren mit den Kindern in großer Anzahl zu sehen. Jede Familie bildet ein gesondertes Gehöft, bestehend aus mehreren Hütten, die einen

freien, getennten Platz umschließen. Ein primitives Gerüst aus Holz dient als Kornspeicher und Proviantmagazin. Maisbüschel, Bohnen, Waldfrüchte und Tabak waren da in Strohkörben, Kürbisschalen und Tongefäßen aufbewahrt. Schmuck- und Tauschgegenstände lagen daneben. Um die Mutter oder Großmutter waren die Kinder versammelt, lauschten deren Erzählungen, spielten mit Fruchtkernen oder tummelten sich fröhlich herum und neckten den Haushund. Kam dann der Vater oder Bruder am Abend vom Weideplatz mit Milch in Flaschenkürbissen oder Ziegenhäuten, so lief ihm die muntere Schar um die Wette entgegen. Trotzdem es eine Gegend war, die häufig von Karawanen durchzogen wurde, so trugen doch alle große Scheu und Mißtrauen zur Schau. Bei meiner Annäherung wurde die muntere Schar schweigsam, blickte stumm und fragend zur Mutter, die gleich einer um ihre Küchlein besorgten Henne herbeikam. Selbst dargebotene Perlen konnten nicht ihr Zutrauen gewinnen. Ein altes Großmütterchen, der fünf Finger fehlten, saß im Kreise ihrer Enkel und gab mir auf Befragung zu verstehen, daß ein Leopard ihr die Finger abgerissen habe. Die Knäblein betrachteten mich mit Gazellenaugen. Als ich beim Weggehen einem derselben winkte, sich mir zu nähern und einige Perlen in Empfang zu nehmen, vermutete die besorgte Greisin offenbar, ich wolle ihr Enkelein zum Lager locken. Sie gebärdete sich wie eine Löwin, der man ihr Junges entreißen will, schrie und gestikulierte, erhob den verstümmelten Arm zum Himmel und bedeutete mir, mich zurückzuziehen. Alle ihre Schwüre und Ausdrücke verstand ich nicht, aber es schien mir deutlich genug, daß sie die arabischen Sklavenhändler des letzten Jahrhunderts verwünschte. Die Greuel, welche jene Menschenräuber im Dinkalande verübt, sind bis heute unauslöschlich im Gedächtnis der noch lebenden Augenzeugen eingegraben, werden von Geschlecht zu Geschlecht erzählt und erhalten im ganzen Volk Mißtrauen und Abneigung gegen Fremde lebendig. Häuptling B u ck, Bruder Gadeins, berichtete, daß die jetzt einsamen Gegenden einstens dicht bevölkert gewesen seien. Trotzdem die Dinkafamilien sehr kinderreich sind, wird es noch lange Zeit brauchen, bis die menschenleeren Steppen sich bevölkert haben werden wie einst, und lange wird es dauern, bis eine neue Generation das Mißtrauen gegen die Fremden ablegt.

Mit Rücksicht auf unseren Kranken verbrachten wir hier auch die folgende Nacht und legten am Morgen nur zwei Stunden zurück auf gutem Wege, der durch einen parkähnlichen Busch von Hochbäumen zum verlassenen Weiler Dumkot führte. In einer Sandniederung fanden wir warmes, aber gutes Wasser. In der Nacht verschlimmerte sich der Zustand des Kranken derart, daß wir ernste Sorgen hegten. Ich las frühzeitig die hl. Messe und reichte ihm zur Vorsicht die hl. Wegzehrung. Die halbverkohlte Hütte, in der dies geschah, war 3 m breit, ebenso hoch und hatte ein Türloch von einem halben Meter, durch das wir mit Mühe aus- und einkriechen konnten. Wir machten uns mit dem Schwerkranken auf, um ehestens die Hilfe eines Arztes zu erreichen.

Auf der baumarmen Sandebene mit Geröllflächen von taubeneigroßen Steinchen, irrten Herden von Antilopen, eine Truppe von Giraffen und mehrere Strauße umher.

Nach zweistündigem Marsche betraten wir den ersten eigentlichen Wald. Der Anblick des in allen Schattierungen vertretenen Grünes der Blätter tat dem Auge wohl, das durch die Eintönigkeit der fahlen Steppenfarben völlig ermüdet war. Zahlreiche, selbst mächtige Stämme lagen entwurzelt am Boden wie von einem Sturme niedergerungen. Es war das Werk der Elefanten, die dabei ihren Uebermut befriedigten, ihre Rüsselgymnastik übten oder sich Laubfutter verschafften. Mitten im Walde zogen wir nach einer Stunde an der Station Birel Gorud oder Affenbrunnen, durch einen Zaunverhau gegen die reißenden Tiere geschützt, vorbei. Es waren kurz vorher zwei Träger von Löwen zerrissen worden. Mittags rasteten wir im Schatten einer Sykomore, in welcher zwei schlanke Borassuspalmen eingewachsen waren.

Raststation Deleba.

In der Station Dugdug, welche wir gegen Abend erreichten, verschlimmerte sich der Zustand des Kranken bedeutend. Da schritt aus dem Walde unerwartet ein Franzose hervor, der von Ubangi kommend nach Aegypten reiste. Wir führten den freundlichen Herrn zum Kranken und stellten ihn als Arzt vor. Er verschrieb Coffeïn. Zugleich sandte ich einen Mitbruder nach Wau mit einem Briefe, worin ich dem Gouverneur unsere Ankunft anzeigte und um einen Arzt ersuchte. Erfreulicherweise trat eine Wendung zum Bessern im Zustande des Kranken ein, ob infolge der Arznei oder des Vertrauens, das ihm der vermeintliche Arzt eingeflößt hatte, lasse ich dahingestellt. Ohne Erfolg waren ja auch unsere Gebete nicht. Am Morgen führte uns der Weg in zwei Stunden nach der Station Deleba, so genannt nach der herrlichen Borassuspalme, deren Zahl und herrlicher Bestand der Gegend das Gepräge geben. Nach einer weiteren Stunde folgte ein förmlicher Wald von hunderten der prächtigen Palmen, deren reife

goldfarbene Früchte in mächtigen Bündeln unter den Blättern hingen und die Luft mit ihrem Dufte würzten. Einzelne waren ihrer Kronen beraubt und starrten als trauernde Holzsäulen, Obelisken gleich, hoch in die Lüfte. Eine Kolonie schneeweißer Storchvögel, welche ihre Nester auf den Bäumen hatten, kreisten lautlos um die Gipfel und erhöhten den Reiz dieses packenden Bildes. Um so eintöniger war die folgende Strecke mit Steppenstroh von solcher Höhe, daß Mann, Reittier und Sonnenschirm darin verschwanden. Seit Gadein war keine Seele zu sehen, nur verlassene Hüttenreste trauerten am Wege. Erst gegen Abend deuteten Hammelherden und Hunderte schöner Kühe auf die Nähe von Ajom.

Häuptling Ajom, ein gebrochener Greis, der sich mit Mühe auf einen Stock gestützt aufrecht halten konnte, erschien in der Station, begleitet von seiner ersten Frau und einer Schar von Söhnen und Enkeln. Er selbst trug ein schmutziges Hemd und zwei dicke Elfenbeinspangen am Oberarm, die Frau ein Ziegenfell, zahlreiche Ohrringe und Perlenschnüre, während alle übrigen völlig unbekleidet waren. Für das Geschenk eines Schafes erhielt er Messingdraht. Nachdem er sich durch gewissenhaftes Abmessen mit der Hand überzeugt hatte, daß dessen Wert denjenigen seines Schäfleins weit übertreffe, stieg in ihm und seinen Leuten die Handelslust. Mehrere Hammel wurden zum Verkaufe gebracht, aber von uns nicht angenommen. Sowohl Ajom als dessen Bruder Majar, der in hochrotem Galakleide zu unserer Begrüßung oder Besichtigung erschienen war, hielten es nicht unter ihrer Würde, in aufdringlicher Weise zu betteln. Sie stellten zahlreiche Verwandte und Frauen zur Beschenkung vor. Als wir seiner ersten Frau Perlen anboten, wies sie dieselbe entrüstet zurück mit der Bemerkung, sie müsse mit Messing beschert werden. Ajom galt wegen seines Reichtums und seines Alters als einer der einflußreichsten Dinkahäuptlinge. Er war die Verkörperung des überlieferten zähen Konservatismus dieses Volkes, der in der Abschließung und Abneigung gegen alles Fremde gipfelte. Ein alter Fuchs, nach dessen Ansicht Gastfreundschaft darin bestand, uns möglichst viele Geschenke abzulocken, erwiderte er auf unseren Wunsch, seine Gehöfte zu besuchen, mit allerlei Ausflüchten. Seinen Viehstand gab er auf zwei Kühe an, obwohl wir bereits einen seiner überfüllten Viehställe gesehen hatten und andere in der Nähe seiner Wohnung erblickten. Wir sprachen ihm von Dendid (Gott), und er hörte mit seinen Leuten lange zu. Daß der gebrochene Mann nicht mehr lange leben konnte, ahnten wir. Er selbst äußerte, daß er seinem Volke nicht mehr notwendig sei, da er einen erwachsenen Sohn habe, und bald zu den Vätern gehen werde. Ein Jahr nachher kam ich wieder dahin. Das Gehöfte mit der mächtigen Viehhütte war ein Trümmerhaufen, aus dem die geschwärzten Lehmmauern und Pfähle düster emporragten. Der alte Ajom war nicht mehr. Er war zu seinen Vätern gegangen, indem er sich als unnütz lebendig hatte begraben lassen. Dies ist eine grausame Sitte der Dinka. Sein Sohn war in einiger Entfernung von der Karawanenstraße angesiedelt.

Bald nach dieser Station beginnt Wald, unterbrochen von bald nackten, bald mit Hochgras bestandenen Flächen. Stundenlang wechseln die bunten Bilder,

deren Neuheit unsere Aufmerksamkeit gefangen hält. Immer neue Gattungen von Bäumen und Sträuchern treten auf. Für einzelne finden wir Vergleiche in der Heimat, andere sind uns völlig neu. Gediegenheit und Tadellosigkeit mancher Stämme müßten einen Sägemüller in Entzücken versetzen; anderen wiederum könnte kaum ein Kohlenbrenner eine nützliche Seite abgewinnen. Hier wuchern frei und ungezwungen üppige Sträucher, welche bei uns nur in Glashäusern und Ziergärten als fremde Seltenheiten mit Aufwand größter Sorgfalt gezogen werden. Manche sind mit eßbaren Früchten behangen, deren eine Anzahl von unseren Leuten gierig gegessen werden, andere bringen sie erst zur Reife. Hier und dort prangen Büschel schneeweißer, purpurroter und safrangelber Blüten. Die Rinde, fein und glatt, rauh und gefurcht, ist ebenso vielgestaltig als die Farbe des Holzes, das in Rot, Grün, Gelb und Braun, Schwarz und Blau vertreten ist. Schwer zu beschreiben ist die staunenswerte Vielgestaltigkeit des Laubes, und geradezu unbeschreiblich ist die Abstufung seines ewigen Grüns. Alle Töne, deren diese milde Farbe fähig ist, vom lichtesten Hellgrün bis zum tiefsten Dunkelgrün, sind hier in ihren feinsten Schattierungen zur Schau gestellt.

Auf freien Flächen halten die Termiten ständige Ausstellung der Erzeugnisse ihrer bautechnischen Fertigkeit. Wie mit Pilzen ist der Boden mit ihren durchschnittlich einen halben Meter hohen, erdfarbenen und steinharten Bauten mannigfaltigster Formen bedeckt. Vorherrschend ist die Pilz-, Hut- und Kegelform, vielleicht eine instinktmäßige Nachahmung der Dächergestaltung dieser Gegenden. Einzelne sind Maulwurfshaufen zum Verwechseln ähnlich, während andere abgestumpfte Miniaturobelisken darstellen. Am auffälligsten sind Anhäufungen verschiedenartiger Gestaltungen, Bauten mit Türmchen und Basteien, Fensternischen und Torbögen, ganz an mittelalterliche Burgen erinnernd. Anderswo sieht man bis zu 3 m hohe Bauten, wie von gotischem Stile mit kühn aufstrebenden Spitztürmen und An- und Nebenbauten mit Spitzbogenanlage. Wie doch die kleinen Tierchen dazu gelangt sind, solche Riesenmodelle gotischer Kirchenbauten und mittelalterlicher Burgen in so bewunderungswürdiger Gleichförmigkeit zu erstellen!

Die Wellungen des Bodens werden immer ausgesprochener, und Lagen von rötlichem Eisenstein treten auf. Aus einem felsigen Dickicht drangen schrille Töne, wie Kindergeschrei. Es war eine Herde Paviane, wie kleine Mopse, größere wie Pudelhunde und ausgewachsene wie Bernhardinerhunde. Bei der Annäherung kletterten sie behend herab, liefen herbei, stutzten, machten Kehrt und verschwanden brummend und bellend im Dickicht.

Als wir am Mittag die Station M o j e n erreichten, flohen drei mächtige Paviane mit dem Jungen auf dem Rücken aus der Fremdenhütte. Das dortige Brunnenloch mit schmutzigem Wasser war von ungezählten Bienen, Fliegen, Bremsen und Schmetterlingen besetzt. Hier war der letzte Ort der Dinka. Etliche stämmige Männer, welche aus Neugierde erschienen, waren mit Tuchfetzen umgürtet, eine Ausnahme von der volksüblichen Nacktheit der Männerwelt und wohl eine Folge des Einflusses von Wau.

Der Weitermarsch führte uns stets auf steinigem Wege durch den Wald, der immer dichter und selbst so dicht wurde, daß er das Fortkommen erschwerte, aber nirgends den Schatten eines Tannen- oder Buchenwaldes bot. Auch vermißte man fast gänzlich den Vogelsang, den das Girren einer einsamen Turteltaube nicht ersetzen konnte. Gegen Abend erblickten wir von einem Höhenrücken aus Waldzüge im Süden mit deutlich gezeichneten Wellenlinien. Erfreut schlossen wir auf eine gesunde Berggegend. Nach Eintritt der Dunkelheit wurde der steinige Weg noch schwieriger, und erst in später Nacht erreichten wir die Station Malual, wo uns der vorausgesandte Pater mit einem syrischen Arzt erwartete. Letzterer war mit Arzneien und Stärkungsmitteln versehen, konnte aber nur erklären, daß der Kranke außer Gefahr sei. In einem Brief drückte mir der Gouverneur seine Freude über unser Kommen aus und versprach, uns in jeder Weise behilflich zu sein.

Am Morgen, 15. Februar, trafen wir gleich hinter der Station die ersten Siedelungen der Dschur, deren Gebiet hier beginnt. Die Hütten sind etwas unansehnlicher, als diejenigen der Dinka, die Leute etwas kleiner und um einen Schatten heller und durchwegs wenigstens dürftig bekleidet. Schon bei dieser ersten Begegnung gewannen wir einen günstigen Eindruck von diesem schlichten Volke. In den Niederungen zeigte grüner Rasenboden eine bescheidene Flora, hauptsächlich lichtgelber und violettroter Zwiebelblüten. Die leichtgewellte, bewaldete Gegend ist reich an rötlichem Raseneisenstein, der in breiten Adern den Boden durchfurcht.

Gegen Mittag lichtete sich der Wald fast unvermutet. Ein herrliches Bild tat sich vor uns auf. Wie ein wogendes Saatfeld im Schmucke der Sommerreife breitet sich eine mit 3 m hohem, vertrocknetem Grase besetzte Niederung aus. An deren Rande zieht sich ein Streifen grünen Schilfbusches hin und zeichnet den Lauf des Flusses Dschur. Dahinter lehnen sich graue Hüttengruppen an den Fuß eines dichtbewaldeten Hügelrückens. Das ist Wau. Die Lage ist die schönste, die wir bisher gesehen. Mit dem frischen Schwunge, den der Anblick des nahen Reisezieles dem Wanderer verleiht, eilen wir durch das hohe Gras zum Ufer des Dschur und schlürfen das klare Wasser, eine wahre Erquickung nach all dem, was wir bisher getrunken. Ein Boot setzte uns über den Fluß. Der englische Gouverneur, Major Boulnois, empfing uns freundlich und geleitete uns zu unserem zeitweiligen Zeltlager nahe am Flußufer. Den Weg von Meschra nach Wau, der 180 km beträgt, hatten wir in 10 Tagen mit 38 Marschstunden zurückgelegt.

Wau ist neueren Datums. Ein Regierungsposten dieses Namens am Flusse Wau bestand schon unter der ägyptischen Herrschaft. Auf dem Vormarsch aus dem Französischen Kongo nach dem Bahr el Ghazal legten im Jahre 1897 die Franzosen am jetzigen Orte das Fort Desaix an, das zugleich Hauptquartier ihrer übrigen Posten als Tombura, Kodschali, Raffili, Meschra el Rek, Bahr el Arab, Tondsch, Mbia und Adschak bildete. Doch die Anwesenheit der Franzosen bedeutete wenig mehr als einen Durchzug und ein allerdings sehr kühnes Abenteuer. Von einer wirklichen Besetzung der ausgedehnten Provinz konnte keine Rede sein, dazu

fehlte ihnen die Zugangsstraße, die über Khartum führt. Die englisch-französische Erklärung vom 21. März 1899 erkannte die Unhaltbarkeit der französischen Stellung an, bestimmte die Abgrenzung des beiderseitigen Interessengebietes und sicherte der weiten Provinz des Bahr el Ghazal die Wohltat englischer Verwaltung. Am 14. Dezember 1899 landete eine englisch-ägyptische Expedition in Meschra el Rek und begab sich nach dem Innern. Von Nord nach Süd und von Ost nach West wurde das ganze Gebiet durchzogen und überall der Verkehr mit den Eingeborenen angebahnt. Zuerst von den mohammedanischen Händlern und Sklavenjägern und dann von den Derwischen des Mahdi jahrzehntelang bedrängt und dezimiert, begrüßten besonders die schwächeren Volksstämme mit Jubel eine geordnete Regierung. Anderseits wußten die Engländer als erfahrene

Hütten der Regierung in Wau.

Meister in der Behandlung wilder und halbwilder Völker den Leuten Vertrauen in ihren Gerechtigkeitssinn einzuflößen. Nur die beiden mächtigsten Stämme der Provinz, die Dinka und Njam Njam, setzten vereinzelten Widerstand entgegen. Der Dinkazweig der Agar, welcher einen englischen Offizier verräterisch ermordet hatte, wurde gezüchtigt und bat um Annahme seiner Unterwerfung, während der alte Häuptling Jambio der Njam Njam in ablehnender Haltung der Regierung gegenüber verharrte, worin er auch durch die Unbestimmtheit der Abgrenzung zwischen Sudan und Kongostaat bestärkt worden sein mag. Die militärischen Regierungsposten von Schambeh am Nil, Rumbek, Tondsch, Wau, Schak-Schak, Dem Sibehr, Kossinga und Kafiakingi bildeten eine Kette durch die ganze Breite der Provinz, bestanden aber nur aus einigen Strohhütten mit einer kleinen Truppe regulärer und irregulärer Soldaten. Daß eine so beschränkte Macht unter dem

Befehl von drei oder vier englischen Offizieren die Hunderttausende von teilweise sich feindlich gegenüberstehenden Negern im Banne der Ordnung und des Vertrauens hielten, spricht mehr als Worte für das Verwaltungstalent der Engländer.

Wau war der Hauptort der Provinz. Um und über einen bewaldeten Hügelrücken, welcher hier seine Adern von rötlichem Raseneisenstein bis an das Ufer des Dschurflusses heranschiebt, schmiegten sich Hunderte von Strohhütten der schwarzen Soldaten mit ihren Familien und der Eingeborenen. Diese Häufung von Strohhütten unterschied sich von einem größeren Negerdorf nur durch die reinlichen Wege, welche sie durchziehen und in Quartiere teilen. Ein Viehpark ganz in der Nähe des Amtes vervollständigte das afrikanische Aussehen der Provinzhauptstadt. In einer Strohhütte, in deren Nähe Holzkreuze die Grabstätte der Franzosen bezeichnete, führte ein griechischer Händler einen Kaufladen, welcher, weil ohne Wettbewerb, glänzenden Absatz seiner einfachen Gegenstände des allergewöhnlichsten täglichen Gebrauches, als Tauschartikel, Glasperlen, Messingdraht und Stoffe, erzielte. Die Engländer bewohnten Strohhütten an der Uferfront, welche sich von den übrigen äußerlich nur durch größeren Umfang hervortaten. Ihre Anwesenheit flößte derartiges Vertrauen ein, daß der Ort täglich an Ausdehnung zunahm. Von allen Richtungen und aus allen Stämmen kamen die Leute herbei und siedelten sich inner- und außerhalb des Ortes an. Bei unserer Ankunft zählte der Ort etwa 1000 Einwohner, heute, nach 8 Jahren, sind es über 5000. Die Lage ist günstig. Der Dschurfluß ist durch 4 bis 5 Monate in der Regenzeit schiffbar und bildet alsdann eine direkte Verbindung zu Wasser mit Khartum. Kein Ort von Khartum bis hierher erfreut sich einer prächtigeren Lage; Hügel und Tal, Wald und Steppe, Fluß und Bach schlingen den Zauber einer wechselvollen Landschaft um den aufstrebenden Ort. Was uns jedoch gleich bei unserer Ankunft auffiel, war ein Hauch von Islam, welcher die Stadt beherrschte. Die Soldaten und Beamten, aus dem mohammedanischen Sudan eingeführt, verbreiteten mohammedanische Sitten. Die Eingeborenen standen unter dem Einflusse wie des sonstigen Apparates so auch unter dieser Erscheinung.

Rundreise im Nordwesten von Wau und Gründung der Mission Kayango.

Unsere Karawane. — Bei den Dschur. — Bei den Bongo. — Bei den Bellanda. — Bei den Golo. — Bei den Ndoggo. — Bei den Bareh. — Beim Großhäuptling der Golo. — Bei den Schatt. — Dem Genani. — Bei den Njam Njam. — Wieder bei den Dschur. — Bei einem Dschangehpatriarchen. — Wieder in Wau. — Versammlung der Häuptlinge. — Neuerlicher Aufbruch nach Kayango. — Wahl des Platzes für die Mission. — Bau der Kapelle. — Einweihung der Mission. — Rückkehr nach Wau.

Wau eignete sich vorläufig nicht zu einer Missionsniederlassung. Ich wünschte einen Ort mit heidnischer Bevölkerung, gesunder Lage und leichter Verbindung mit Wau. Der Gouverneur ging mir mit Bereitwilligkeit und Sachkenntnis an die Hand. Auf seinen Rat beschloß ich, zuerst eine Rundreise nach Nordwesten und dann allenfalls eine solche nach Südosten zu machen.

Während das übrige Personal in Wau zurückblieb und die Beförderung unserer Sachen von Meschra mit Hilfe der Esel leitete, brach ich am 17. Februar mit einem Priester und einem Bruder zur ersten Rundreise auf. Unsere Karawane bestand aus 12 Trägern, der Mehrzahl nach Njam Njam, und drei Weg- und Ortskundigen. An ihrer Spitze stand als Ehrenbegleitung der Korporal Adam, ein hochgewachsener, kohlschwarzer, schneidiger und verständiger Neger aus Darfur. Er hatte unter der Fahne des Mahdi zuerst in seiner Heimat gegen die ägyptischen Truppen, dann in der Entscheidungsschlacht bei Omdurman gegen die Engländer gekämpft, war dem flüchtigen Abdullahi gefolgt, bei dessen Vernichtung in Gefangenschaft geraten, als begeisterter Soldat in den Dienst der Sieger getreten und hatte auf vielen Zügen die Provinz kennen gelernt. Ferner begleitete uns Almas, ein redegewandter Mischlingsneger vom Stamme der Kresch, der sich als unseren Führer betitelte. Der dritte war Soliman, Bruder des Großhäuptlings Limbo der Ndoggo, ein gutmütiger Junge, ausgerüstet mit einem Sonnenschirm, den er aber stets geschlossen trug. Der Gouverneur begleitete mich eine Strecke Weges, teilte mir vertraulich die soeben eingetroffene Nachricht mit, daß der Häuptling Jambio der Njam Njam eine Militärkolonne angegriffen und sich gegen die Regierung erklärt habe, und beauftragte die Leute, mich als seinen Bruder zu ehren und vorzustellen.

Unser Weg führte uns zuerst nach Südwest, dann nach Süden in zwei Stunden zum Gehöft des Vorstehers Ater der Dschur, dessen Untertanenschaft ganze zehn Gehöfte umfaßte. Der Vorsteher mit seinem Vater begrüßte uns freundlich.

Im Schatten eines Butterbaumes schaukelte die junge Frau ein Knäblein im Wiegenkorb aus Rohrgeflecht, und eine Schar Hühner und ein wolfsgelber Haushund spazierten zwischen den reinlich gehaltenen Hütten herum; ein Weileridyll im Walde.

Zwei weitere Marschstunden brachten uns zur Niederlassung des Bongohäuptlings Kadongo. Sind alle Bongo nach ihm zu beurteilen, so sind es gutmütige Leute. Der gedrungene und behäbige Mann von großer Muskelkraft und gewinnendem Aeußeren gab der Freude über unser Kommen lebhaften Ausdruck und wurde nicht müde zu bedauern, daß unsere Begleitung ihn nicht rechtzeitig verständigt habe und er keine Vorbereitungen habe treffen können. Geschäftig brachte er in Fülle herbei, was er uns und den Leuten bieten konnte

Unsere Träger.

„Ihr könnt jederzeit kommen, und Kornbier ist immer da, aber einen solchen Pascha wie diesen da hättet ihr schon gestern anmelden sollen." Ich beteuerte ihm meine Zufriedenheit und bekräftigte sie mit Geschenken von Messingdraht, Stoff und Perlen für ihn und seine Frauen.

Den Kern der Ansiedlung bilden fünf runde Hütten von 5 m im Durchmesser und ebensolcher Höhe. Auf meterhoher Wand aus Pflöcken und Lehm ruht das spitze Strohdach. Durch ein 80 cm hohes und 50 cm breites Türloch, das durch ein verschiebbares Rohrgeflecht geschlossen wird, kann man sich mit Not in das Innere begeben. Die Feuerstelle mit zwei Reibsteinen zum Mahlen des Kornes befindet sich auf dem Boden; Lanzen, Köcher und Bogen lehnen an den Wänden. Auf einem Holzgerüst sind Tongeschirre, Rohrkörbe und Schmuckgegen-

stände aus Messing und Perlen hinterlegt. Der wohlgeglättete Boden aus Tonstrich bildet die Schlafstätte der Eltern und kleinen Kinder; Tierhäute dienen als Unterlage und ein dicker, glatter Baumstamm als gemeinschaftliches Kopfkissen.

Neben diesen Wohnhütten stehen in ungezwungener Anordnung offene Speicher auf schulterhohen Pfahlgerüsten zum Schutze der Vorräte von ungedroschenem Korn, Feldfrüchten und anderen Lebensmitteln gegen Termiten, Ratten und Feuchtigkeit. Auf anderen ähnlichen und mit Stroh bedeckten Gerüsten werden die Früchte gegen den Regen geschützt. Das gedroschene Korn wird in rundem, mit Ton ausgestrichenen Riesenkörben aus Stroh aufbewahrt. Ein Verhau aus Dornsträuchern für die Ziegen und Miniaturhütten auf Pfählen für die Hühner gehören zur Zahl der landwirtschaftlichen Gebäulichkeiten.

Diese ganze Hüttengruppe reiht sich um einen geglätteten, sauber gehaltenen Hofraum, dessen Mitte ein Butterbaum mit schattenspendender Krone einnimmt. Im Schutze dieses natürlichen Sonnendaches werden alle diejenigen häuslichen Arbeiten vorgenommen, die mehr Licht und Raum erfordern, als die dunklen und niedrigen Wohnhütten zu bieten vermögen. Hier sammeln sich Hunde und Hühner, und muntere Kinder beim frohen Spiel vervollständigen dieses Bild afrikanischer Dorfschaft.

Die abgeernteten, brachliegenden Felder im weiten Umkreise und die auf den Gerüsten aufgehäuften Erträgnisse sprechen für die Vorliebe des Volkes zum Ackerbau. Außer den Getreidearten von roter und weißer Hirse und Eleusine sieht man Bohnen, Erdnüsse, Sesam, gelbe und weiße Kürbisse, Eibisch und Tabak. Neben diesen Kulturpflanzen liegen wilde Waldfrüchte, Kräuter, Knollen, Blätter und Wurzeln, zur Abwechslung im Küchenzettel bestimmt.

Andere Erzeugnisse bekunden gelungene Proben ihres Gewerbefleißes. Die bauchigen Wasser- und Bierkrüge aus Ton, ohne Drehscheibe aus freier Hand hergestellt und nach allerlei Mustern zierlich gestrichelt, und Fischnetze und Jagdgarne aus Bastfasern legen Zeugnis vom gewerblichen Fleiße und dem Geschick der Frauen ab. Derbe Tragkörbe aus Bambus und kugelrunde Hüllen aus großen, lederigen Blättern dienen zum Aufbewahren und Transport von Korn und Mehl. Die Holzschnitzerei ist durch zierliche, vierfüßige Schemelchen von der Gestalt eines Sattels aus einem Stück des kastanienbraunen Göllbaumholzes und becherförmige Holzmörser, in denen das Korn zerstampft wird, vertreten. Die größte Kunstfertigkeit bekunden die Geräte aus Eisen, an dem das Land Ueberfluß hat, so flache, tellerförmige Spaten und zierliche Pfeil- und Lanzenspitzen, deren feine Widerhaken in Anbetracht der primitiven Schmiedewerkzeuge eine staunenswerte Leistung darstellen.

Während die Männer sich mit Zeugfetzen begnügen und als Schmuck Perlen, Armringe aus Eisen, Messing, Büffel- und Elefantenhaut hinzufügen, scheint die Kleiderkammer der Frauen der Wald zu bilden, aus dem sie sich jeden Morgen dichte Büschel von geschmeidigem Laub holen, die sie an einer Lendenschnur vorne und hinten befestigen. Einzelne tragen noch ein langes Büschel aus Bast, das, an der Hüftenschnur befestigt, kuhschweifartig hinten bis auf die Fersen

herabhängt und ihren durchwegs wohlbeleibten Erscheinungen einen tierischen Anklang verleiht. Schwere Reihen von Metallspangen an Händen und Füßen und Perlenschnüre am Halse bilden den Zierat. Ferner scheint der Kega ein notwendiges weibliches Schmuckstück zu sein. Bei den kleinen Mädchen besteht derselbe in einem dünnen Strohhalm, der in die engdurchlöcherte Unterlippe gesteckt wird. Durch Einführung immer dickerer Halme wird mit dem zunehmenden Alter die kleine Oeffnung so erweitert, daß sie Holzpflöcke und Knochenstücke faßt, und der Kega einer Alten hatte die Dicke eines hübschen Korkpfropfens. Einzelne tragen Metallringe in den Ohrrändern und Nasenflügeln, andere einen Metallnagel in der Oberlippe oder einen Kupferring in der Nasenscheidewand, ähnlich wütigen Zugstieren.

Beim Besuche einiger umliegender Gehöfte begegneten wir Grabstätten, von pyramidenförmigen Steinhaufen bedeckt, deren Mitte ein Gefäß Trinkwasser für die Verstorbenen enthielt. Auf die Frage nach dem Zwecke dieser Wasserurnen antwortete der Häuptling, so sei es immer der Brauch in ihrem Lande gewesen. Ob es nicht doch ein Ueberbleibsel des ihnen entschwundenen Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode ist? Angeblich wissen sie nichts davon. Ihre religiösen Ideen sind in bemitleidenswertem Maße beschränkt und verdunkelt. Gott nennen sie L o m e, der ihnen jedoch mehr ein Gegenstand der Furcht zu sein scheint. Eine Verehrung zollen sie ihm nicht. Um so eifriger sind sie bestrebt, sich vor bösen Geistern, die in Gestalt von Hexen und Waldkobolden als Fledermäuse, Eulen und Affen auftreten, durch zauberkräftige Wurzeln und Kräuter zu schützen. Armes Volk! Ihr Wald ist ihnen voll von feindseligen Geistern. „Wir fürchten die Geister, weil sie uns Böses zufügen; es gibt keinen guten unter ihnen.“ Das war Kadongos Glaubensbekenntnis. Auf den Vorhalt, daß wir einen guten Lome kennen und ihn den Leuten zeigen wollten, meinte der gute Mann: „Ihr habt so viel anderes Gute, das uns fehlt; möglich, daß ihr auch einen guten Lome habt.“ Ein anstelliges, verständiges Völkchen wäre es, aber leider sehr wenig zahlreich und weit verstreut, ein dem Vernichtungskampfe entronnener winziger Bruchteil!

Der Häuptling erzählte uns, wie sein Volk im Süden zuerst von den arabischen Sklavenhändlern des letzten Jahrhunderts und dann von den Emiren des Mahdi und den Njam Njam gehetzt, verfolgt, dezimiert und zerstreut worden sei, und wie der Rest sich schließlich hierher zuerst unter die Fittiche der Franzosen und dann der Engländer geflüchtet habe. Seine und seiner Leute Anhänglichkeit an die neue Regierung und die Weißen ist bedingungslos. Man sieht es ihnen an, daß sie aufatmen nach all den Greueln der Vergangenheit und sich wieder ihres Daseins erfreuen. Das arbeitsame und lebhafte Völklein brachte uns die beste Ansicht über die Bongo bei. Noch lange nachdem wir zur Ruhe gegangen, erging sich das Familiengesinde in lebhafter Unterhaltung, erzählte sich unter lautem Gelächter die Eindrücke des Tages, schäkerte und sang und nahm schon vor der Morgendämmerung das Gespräch wieder auf.

18. Februar. Mit besten Eindrücken von diesem Bongorest und seinem biederen Häuptling wandten wir uns am Morgen nach Nordwesten, zogen durch

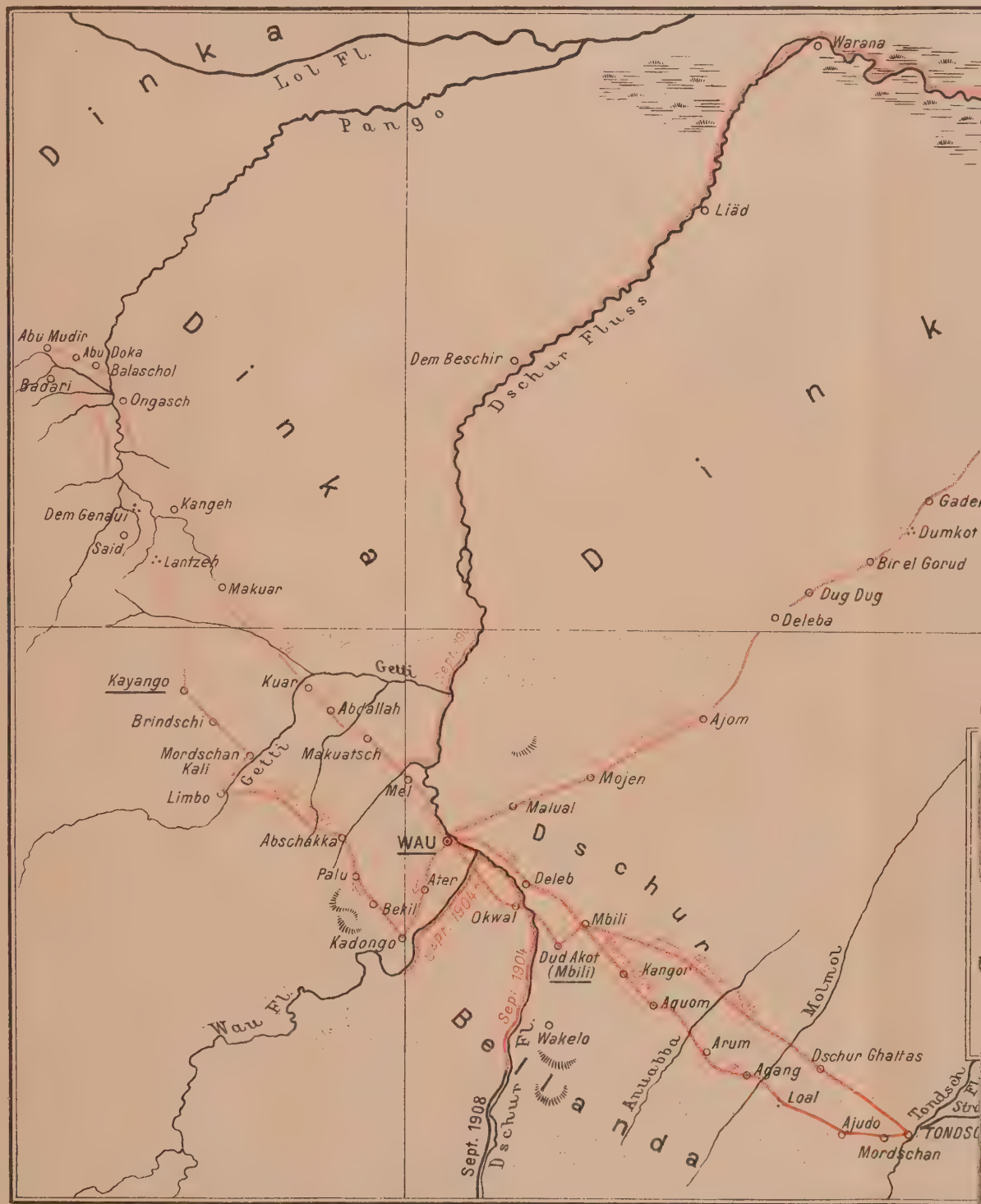
gewelltes Waldland und stiegen über einen steinigen Höhenrücken mit schönem Ausblick auf die südlichen Waldzüge in eine grasreiche Niederung hinab, an deren Saume der Bellanda-Weiler Bekit, von einem Dorngehege umschlossen, in magere Felder gebettet lag. Die Abgelegenheit vom Verkehrswege mocht die Leute wenig in Berührung mit Fremden bringen, so daß man ihnen die Ueberraschung über unser Erscheinen ansah. Bei einem Blicke in eine der niedlichen und reinlichen Hütten gewahrte ich unter einem Bettgestell zwei Knaben, die sich dort aus Furcht vor uns verkrochen hatten und erst auf Zureden der Eltern hervorkamen. Den einsamen Leuten stand Harmlosigkeit in die Augen geschrieben. Sie zeigten uns freundlich alles, was sie ihr Eigen nannten. Eine Anzahl von Antilopenhörnern sprachen für ihre Erfolge auf der Jagd. Mit sichtlichem Wohlgefallen breitete der Vater mit Hilfe der Söhne ein großes Netz aus kräftigen Baststricken von 15 m Länge und 1½ m Breite vor unseren Augen aus und erklärte, wie dasselbe im Walde ausgespannt und durch Kesseltreiben das Wild darin gefangen werde.

Unser Marsch am Abhange eines mäßigen Hügelrückens führte uns zu den ersten Gehöften der Golo, dem dritten Volksstamm mit eigener Sprache, dem wir auf der kurzen Reise begegneten, ein Beweis für die Buntheit des Völkergemisches in diesen Gegenden. Es folgten der Reihe nach die Gehöfte Bada, Pelu, Brindschi, Lengo, Njioh, während von einem Höhenzuge aus ein Dutzend anderer, im Busch verstreut, sichtbar waren; überall freundliche Gesichter und zutrauliches Wesen.

Wir näherten uns Abschakka, an der Straße nach Dem Sibehr, die wir gestern verlassen hatten. In Abwesenheit des Häuptlings kam und begrüßte uns mit Gewehrfeuer dessen Bruder Safa an der Spitze der Mannschaft. Hier befanden wir uns in einem neuen Element. Es war nicht die Urwüchsigkeit der Dinka, Dschur, Bongo und Bellanda; es lag etwas von Anklängen einer Zivilisation darin, die auf den ersten Blick an die Araber erinnerte. Schnitt und Farbe der Kleidung, vorab das häufige Auftauchen der weißen Mütze, die geschnäbelten Pantoffel, sowie die Speisen, die uns und den Trägern reichlich vorgesetzt wurden, darunter die dünnen Brotfladen in Blechschüsseln, und noch mehr die geschminkte Art und Weise im Benehmen der Leute, waren Beweise für den Einfluß arabischen Wesens, der sich besonders im Hofe des Häuptlings breit machte. Ein äußerer Zaun aus Strohgeflecht und ein innerer aus Dornengehege umschlossen den von Bäumen beschatteten Hüttenkomplex mit Kornmagazinen und Pfahlgerüsten. Die viereckige und geräumige Behausung des Häuptlings wies Bettgestelle mit Mückennetz, Kleidungsstücke, Stuhl und Tischchen, Säbel und Remingtongewehr in bunter Unordnung auf. Eine Anzahl von Frauen und Kindern waren mit der Bereitung von Speisen beschäftigt oder saßen müßig im Schatten da.

Beim Besuche der Umgebung kamen wir an acht vereinzelten Siedelungen vorüber, welche malerisch im Busche zerstreut lagen. Etwa eine Stunde entfernt lagen in der Niederung des Regenbaches Atal die Brunnen, die diese ganze Gegend tränkten. In Erdlöchern von etwa 2 m Tiefe, in die man auf einer derben Leiter

Zu den Reisen: Von Khartum nach
Rundreise im Nordw
Rundreise im Südost
Von Khartum zu Wa



Vau.
sten von Wau und Gründung der Mission Kayango.
n von Wau und Gründung der Mission Mbili.
ser nach Wau.

hinabstieg, befand sich etwa halbmetertiefes, weißliches Wasser, dem bei unserer Ankunft eben ein Mann entstieg, welcher allem Anschein nach ein Bad darin genommen hatte! Daß es dann wieder zum Trinken benutzt werden mußte, focht die Eingeborenen offenbar nicht an! Abschakka war, von den Njam Njam verfolgt, vor mehreren Jahren aus Dem Bekir im Südwesten hierher verzogen, wie man denn auch überall an den Feldern bemerkte, daß alle Ansiedlungen neuerer Zeit waren. Der kleine Häuptling vereinigte unter seinen Fittichen Bellanda, Golo und Kresch, deren gesamte wehrbare Mannschaft etwa 40 Mann betrug.

19. Februar. Der Marsch am Morgen führte uns durch Wald über steinige Flächen und Niederungen, in denen bunte Zwiebelgewächse sich in das dürre Hochgras mischten, an den Regenbach Ngogu, Grenze des Bezirkes Abschakkas. Jenseits

Brücke über den Getti.

beginnt mit dem Gehöfte Donscha der Bereich der Ndoggo, deren Großhäuptling am jenseitigen Ufer des Flusses Getti seinen Sitz hat. Das tiefe Rinnsal war an dieser Stelle fast ausgetrocknet. Die Nachricht von unserer Reise war jetzt schon überall bekannt geworden. So stand der Großhäuptling Limbo, ein schmächtiger, dunkelbrauner Mann mit spärlichem Bartwuchs, in Pumphosen und Jacke zu unserer Begrüßung bereit. Unter Trompetenstößen und Flintenschüssen führte er uns durch die Reihen seiner Mannschaft zur Fremdenhütte, wo sogleich Tee aufgetragen wurde.

Während wir uns gütlich taten und Limbo unsere Anerkennung bezeugten, benachrichtigte man uns, daß die Truppe noch in Waffen stehe und die Abnahme der Parade meinerseits erwarte. Wir verfügten uns also hinaus und schritten langsam die Front ab. Stramm standen sie alle da in Reih' und Glied, zuerst 30 Mann in weißen Pluderhosen und Hemd, mit Flinten aller

Modelle, vom Remington und Lebel bis zum uralten Zündnadelgewehr, dann 20 knabenhafte Rekruten, welche nach der größeren oder geringeren Mangelhaftigkeit der Kleidung geordnet zu sein schienen, so daß auf den letzten nur mehr ein lumpiger Lendenfetzen traf, und fast alle Söhne Limbos waren, wie dieser schmunzelnd bemerkte. Das Ganze mag wohl den Hauptteil der Waffenmannschaft Limbos dargestellt haben, über die sein Sohn, ein einnehmender Jüngling in Kakianzug und Sportmütze, den Oberbefehl führte. Mit Händedruck brachte ich dem Großhäuptling und dem Befehlshaber unsere Befriedigung zum Ausdruck, worauf wir uns unter Gewehrfeuer und Trompetenklang zurückzogen. Wie aus dem bereits Gesagten ersichtlich, hatten wir hier eine weitere Stufe im Gebiete arabischer Einflußsphäre erreicht.

In unserer Wohnung mit Mattenwänden und Bambusdach wurden wir unter der persönlichen Leitung Limbos mit dem Besten aus Küche und Keller bedient. Auf einem eisernen Klapptischchen wurde uns zuerst Hühnerragout mit Brotfladen vorgesetzt und Löffel und Gabel bereitgestellt. Der Reihe nach erschienen sodann zwei Teller voll besten Honigs, Gefäße mit Milch, Hirsebier und eine Flasche Kornschnaps. Entsprechend reichlich wurden unsere Träger gespeist.

Unsere Gegengeschenke bestanden in Leinwand, Messingdraht, Perlen, Salz und Spiegeln. Limbo, obwohl befriedigt, meinte: „Das ist für meine Leute. Wo ist Hose und Jacke für mich?“ Auf die Erklärung, daß dieser sein Geschmack uns nicht bekannt gewesen und er später damit bedacht werden würde, gab er sich zufrieden.

An unsere Wohnung stieß der offene Hof des Häuptlings. Seine Privatwohnung, ein viereckiger Lehmbau mit hohem Giebeldach, war außen und innen mit schwarzem Flußschlamm beworfen und glänzend geglättet. Kleider, Flaschen, Lanzen, Flinten, Teller, Köcher, schöne Gefäße und Körbe aus Dattelblättern lagen, standen und hingen durcheinander. Etwa 20 Hütten mit je einem Verhau dienten für seine 12 Frauen und seine Kinder. Jede Frau hatte ihren Kornspeicher. Mit sichtlichem Behagen und ausführlicher Breite erklärte Limbo seinen Apparat zur Branntweinbrennerei, der häufig in Tätigkeit zu sein scheint, wie eben jetzt, da er ein bekannter Trinker ist. Aus einem großen Gefäße Bier wird der durch Sieden erzeugte Alkohol durch ein dichtgeschlossenes Bambusrohr schräg aufwärts und dann in ein anderes schräg abwärts geleitet, das ihn in ein Gefäß entleert.

Die Siedelung war zugleich Friedhof. Kurz nacheinander waren drei Todesfälle vorgefallen, und die frischen Gräber befanden sich unmittelbar vor der verlassenen Hütte der Verstorbenen, zweier Frauen und eines Sohnes, jedes mit einer zementfesten Tonlage geschlossen, mit einem Gefäß Kornbier versehen und mit einem kleinen Strohdach bedeckt. Die ganze Siedelung war von Graben und Wall umgeben, Resten der Anlagen des alten Sklavenjägers Biselli, der hier im letzten Jahrhundert gehaust und mit dessen Namen der Ort selbst heute noch auf Karten eingetragen ist. Mit ganz sonderbaren Gefühlen, die in tiefster Entrüstung gipfelten, stand ich auf diesen Ruinen der einstigen Zwingburg der

Menschenjäger. Ich freute mich herzlich über ihren Fall und auch über den Entschluß Limbos, infolge der erwähnten Todesfälle diesen Ort abermals dem wuchernden Grase der Wildnis zu überlassen und in der Nähe seine Wohnstätte aufzuschlagen.

Der Tag war für die Leute ein Festtag. Es wurde auf Kosten des Häuptlings gegessen und getrunken, und dann begann der Tanz beim Klange zweier Instrumente und zweier Trommeln. Musik und Tanz, dem sich am Abend auch die Frauen anschlossen, kamen mir langweilig vor.

Limbo, der gleich Abschakka auf der Flucht vor den Njam Njam vom Westen hierher geflüchtet, gebot einst über 1000 Männer. In der letzten Zeit verzogen viele Golo und Kresch oder siedelten sich in Wau an. Heute zehrt er nur mehr vom Rufe seiner vergangenen Macht. Wie in einer Kaserne wurden tagsüber die Signale mit Trompeten gegeben und am Abend zur Ruhe geblasen.

Hier kam uns auf Veranlassung des Gouverneurs der Waldinspektor entgegen, um uns an den folgenden Tagen zu begleiten.

20. Februar. Ein fast dreistündiger Marsch nach Norden durch waldiges und eisensteinhaltiges Hügelland führte uns zum Häuptling Mordschan Kali, gleichfalls am Bache Getti; wieder ein neues Völklein, die Bareh. Bei den ersten Hütten begrüßten uns Freudenschüsse, und der alte Onkel des Häuptlings, ein ehrwürdiger Greis in weißem Haar, mit langem Hemd, rotem Gürtel und Strohhut bekleidet, kam uns entgegen. Eine ungekünstelte Gutmütigkeit leuchtete aus seinem Gesicht, auf dem ein unbeschreiblicher Zug ewigen Lächelns lag. Etwas voran erwarteten uns einige Männer, darunter eine noch jugendliche, dunkelschwarze Erscheinung in purpurrotem Mantel und von ruhigen, freundlichen Manieren. Das war der Häuptling. Er reichte uns die Hand zum Gruße, feuerte seine Flinte in den Boden ab, eilte im Sturmlauf zur Schar seiner Männer und stellte sich an ihre Spitze. Es folgten Ehrensalven, Begrüßung und Besichtigung der Truppe.

Gleich den Ndoggo, Golo und Kresch kamen die Bareh, vor den Einfällen der Njam Njam flüchtend, vom Westen hierher. Es fällt gleich die durchschnittlich dunklere Schwärze der Hautfarbe auf. Ihr Name in Verbindung mit diesem Umstande mag zur Behauptung Anlaß geben, daß die Bareh eine Kolonie des großen Stammes der Bari am Oberen Nil seien. Ich will die Gründe dafür und dagegen nicht erörtern. In der Sprache finden sich keine Anklänge. Jedenfalls haben sie nichts von der sprichwörtlichen Trägheit der Bari an sich, was allerdings dem Einfluß der Berührung mit den Nachbarstämmen zugeschrieben werden kann. Sie sind ein rühriges Völklein, das Fleiß auf den Bau der Wohnungen und die Bestellung der Felder verwendet und den Hausstand mit den Erzeugnissen seines Gewerbefleißes verschönert. Infolge ihrer geringen Anzahl von etwa 700 Seelen können sie sich trotz ihrer eigenen Sprache nicht als unabhängiges Volk halten, sondern müssen sich an ihre mächtigeren Nachbarn, die Golo, anlehnen, von denen sie auch umschlossen sind. Ihr Häuptling steht daher im Abhängigkeitsverhältnis zum Großhäuptling der Golo. Auch hier wurde uns zu Ehren getanzt, wobei drei

zierliche Trommeln verschiedener Größe Verwendung fanden, bestehend aus einem mit Riemen aus Antilopenhaut umflochtenen Holzzylinder mit Trommelfell aus Elefantenohr.

Der Ort liegt am Wege von Wau nach Schak-Schak. Auf demselben setzten wir die Reise nach Nordwesten fort durch waldiges, teilweise steiniges Gebiet, unterbrochen von Termitenebenen und abgebrannten Grasflächen. Weiterhin folgt lichter Wald, welcher durch Mannigfaltigkeit der mächtigsten und höchsten Baumriesen das Bild außerordentlichen Wachstums darstellt. Allmählich mehrten sich die Wohnstätten der Golo und nach zweistündigem Marsche näherten wir uns jener des Großhäuptlings Kayango, der uns entgegenkam und uns ähnlich

Waldpartie.

wie bisher mit Gewehrfeuer, Trompetenschall und Ehrentruppe empfing, wozu sich noch das gellende Trillern der Frauen gesellte. Kayango war mir allenthalben als einer der mächtigsten Häuptlinge in der Umgebung von Wau geschildert worden, und er selbst war sich seiner Stellung bewußt. Bald nach der Ankunft führte er uns eine Ziege zum Geschenk vor und ließ mir durch unseren Korporal in das Ohr flüstern, er finde es unter seiner Würde, mir, einem Pascha, Hühner zu schenken, wie es Limbo getan. Das war natürlich darauf berechnet, mir zu schmeicheln, mir eine hohe Meinung von ihm beizubringen und mir ein möglichst großes Geschenk abzulocken. Ich beschloß, solange zu bleiben, bis ich mir ein hinreichende Bild von Ort, Leuten und Umgebung verschafft haben würde.

Gleich den Ndoggo und Bareh sind auch die Golo, von den Njam Njam bedrängt, vom Westen hierher gekommen. Ihre äußere Erscheinung erinnert im

gedrungenen Bau, in üppiger Muskulatur und breiter Schädelbildung an die Bongo, während in ihrer dunklen Kupferfarbe der Stich in das Rote weniger ausgeprägt ist und die unförmliche Beleibtheit der Frauen hier ganz in Wegfall kommt. Wer hier in den Mittelpunkt der Golo tritt, dem drängt sich sogleich auf den ersten Blick der Eindruck auf, daß wir es hier nicht mit einem rassereinen Volksstamm zu tun haben. Sie mögen einst ein Volk mit ausgeprägtem Einzeltypus gewesen sein, aber dieser ist heute mit fremden Elementen vermischt, deren Herkunft nicht zweifelhaft sein kann. Ihre letzten nachweisbaren Sitze zogen sich an der östlichen Seite der Nil-Kongowasserscheide zwischen den Flüssen Kuru und Pango hin, wo sie im Westen die Kresch, im Südwesten die Njam Njam und im Osten die Sere und Bongo zu Nachbarn hatten. Dort standen sie auch in langjährigem Verhältnis zu den arabischen Händlern und Sklavenjägern, wie sie noch heute mit den mohammedanischen Krämern, die auf der Karawanenstraße ihr Land durchziehen, in Berührung kommen.

Ihre Wohnstätten, weit entfernt von der Wuchtigkeit und Festigkeit der Dinkahütten, nehmen sich recht leicht und zierlich aus. Das Kegeldach aus geraden Stangen oder Bambusstäben und Stroh ruht auf einem zaunförmigen Geflecht aus Aesten und Bast, von innen mit Tonerde der steinharten Termitenbauten verputzt. Einzelne Hütten weisen den Fortschritt auf, daß zwischen Wand und Dach ein Lüftungsraum offen gelassen ist. Der Eingang bietet etwas mehr Bequemlichkeit als bei anderen Stämmen und ist nach außen durch eine hin und wieder verzierte Lage von Ton ausgezeichnet, welche an Pfosten erinnert. In der Mitte des Innern erhebt sich ein Pfahlgerüst, auf welchem Matten, Körbe und Geschirre Platz finden, während ein niedriges Pfahlgestell als Lager dient. Das Innere ist ebenso reinlich gehalten als das Aeußere, und das Ganze ist schmuck und vom schönsten Ebenmaß. Eine oder mehrere dieser Hütten mit eigenem, von der Erde erhabenen und bedeckten Kornspeicher, Hühnerstall und Sonnendach, unter welchem gearbeitet, geplaudert oder ausgeruht wird, das Ganze entweder frei und offen oder eingepflockt, bilden ein Familiengehöft, um welches herum sich die Felder reihen. Ein Hund und hie und da eine Ziege oder ein Schaf, welch letztere von den Dinka bezogen werden, gehören gewöhnlich zu einem besseren Hausstand, nicht zu reden von den Hühnern, die nirgends fehlen.

Auf Kleidung halten die Golo viel, sind aber nicht wählerisch. Von einer Volkstracht kann bei den Männern keine Rede sein. Einen Fetzen um die Lenden tragen selbst die Aermsten. Genähte Kleider, lose Hosen und Oberhemden in allen Farben sind viel im Gebrauch und von allen geschätzt. Arabischer Schnitt in den Kleidern und die weißen und blutroten Mützen der Mohammedaner sind allgemein beliebt. Hosen, Jacken, Hut und Schuhe nach europäischem Muster gelten als die edelste aller Trachten, die aber nur die Spitzen des Landes und nur als Gala zu Ehren eines europäischen Besuchers oder als Beweis ihrer Ueberlegenheit gegenüber dem einfachen Untertan an sich zur Schau stellen. Daß die Golo Geschmack und Vorliebe für Kleidung haben, wird weniger auffallen, wenn ich sage, daß sie gewandte Schneider und Weber sind und aus wilder Baumwolle Garn

spinnen und Stoffe verfertigen. Merkwürdig, hier näht und flickt der Mann und setzt in die Kleider seine Ehre, während die Frau zu Hause nur Blätter- oder Grasbüschel an der Lendenschnur trägt und nur beim Ausgehen und in Anwesenheit von Fremden sich in ein Stück dunklen Stoffes hüllt. Hingegen behängen sich die Frauen mit Schmuck, mit Schnüren roter und weißer Glasperlen, eisernen, kupfernen oder messingenen Arm- und Fußspangen, Nasen-, Ohren- und Lippenringen, lauter Tand, den das männliche Geschlecht von sich weist.

Die Metallringe beziehen die Golo von den Dschur und Bongo, ebenso Beile, Spaten und Lanzen, welch letztere neben den selteneren Bogen und Pfeilen ihre heimischen Waffen bilden. Mit diesen allein kommt sich freilich ein richtiger Golo minderwertig vor. Sein Ideal ist die Flinte, und im Vergleich mit anderen Stämmen besitzen sie auch eine große Anzahl derselben, allerdings meist alter

Golo-Gehöft.

Systeme und in unbrauchbarem Zustande. Man sieht viele mit der Flinte über der Schulter, doch ist sie meist nur ein Zierstück, da ihnen die Munition fehlt. In der Korb- und Mattenflechterei legen sie große Geschicklichkeit an den Tag. Noch schätzenswerter sind ihre Erzeugnisse in der Holzschnitzerei, wenn man bedenkt, daß ihnen einfache Beile und Messer als Werkzeuge dienen müssen. Arm- und Lehnstühle aus Holz und Ochsen- oder Leopardenfellgeflecht sind zwar roh gearbeitet, übertreffen aber an praktischer Bequemlichkeit manche unserer kunstvollen Salonsessel. Die an denselben als Verzierungen angebrachten hölzernen Darstellungen von Menschenköpfen verdienen als Anfangsleistungen in der Figurenschnitzerei ebenso Beachtung wie Masken aus Kürbisschalen, mit Wachs bestrichen und mit roten und weißen Fruchtkapseln besetzt.

Ackerbau und Jagd sind die beiden vornehmsten Beschäftigungen der Golo. In der Nähe des Gehöftes oder an einer Stelle im Walde wird von April bis Juni der Acker bereitet. Zuerst werden die hohen Gräser verbrannt und dann die

kleinen Bäume etwa meterhoch über dem Erdboden abgehauen. An die dicken Bäume wird Feuer gelegt und solange unterhalten, bis sie selbst Feuer fangen. Die Regenzeit dauert etwa von Juni bis Oktober. Nach den ersten Niederschlägen läuft alles auf die Felder. Männer und Burschen öffnen mit einem an einer Stange befestigten kleinen Eisenspaten, der viel Aehnlichkeit mit einer Backofenschaufel im kleinen hat, kleine Löcher im erweichten Boden, in welche Frauen und Kinder je drei bis fünf Hirsekörner werfen und mittels des Fußes wieder mit Erde bedecken. Dann ruht der Golo aus. Nach zwei bis drei Wochen ist die Saat aufgegangen und mit ihr das Unkraut. Das Ausjäten desselben besorgen ausschließlich die Frauen, und zwar schnell und tadellos. Nach weiteren zwei Wochen findet eine abermalige Reinigung der Felder vom Unkraut statt. Es folgt wieder eine Ruhezeit, die mit Tanzen und Singen bis Mitternacht und mit Opfern zur

Golo-Männer.

Erlangung ausgiebigen Regens verbracht wird. Die Saat wächst inzwischen und mit ihr die Sorge des Golo. Auf den Feldern werden Pfahlgerüste erbaut, auf denen die Knaben vom Morgen bis zum Abend Wache halten und mit Schreien und Werfen von Steinen die lüsternen Korndiebe, gefräßige Vögel und Affen, verscheuchen. Gegen Ende November ist die Frucht reif, und es erscheinen die Frauen, biegen die zwei bis drei Meter hohen Stengel um, schneiden die Fruchtbüschel ab und sammeln sie in Körbe. Die Stengel bleiben bis zum April stehen und werden dann verbrannt. Das eingeheimste Getreide wird von den Frauen ausgedroschen und in den großen, korbartigen Behältern aufgestapelt, deren Umfang oft derart ist, daß sie bis zu 100 Zentner Korn zu fassen vermögen. Eleusine und Sesam werden ebenso, jedoch dichter, angebaut. Außerdem werden Liebesäpfel, Kürbisse, Bohnen und Tabak gepflanzt, und zwar ihrer Ueberwachung wegen gewöhnlich ganz in der Nähe der Wohnhütten.

Da giftige Insekten die Viehzucht unmöglich machen, so sind die Golo zur Beschaffung von Fleisch auf die Jagd angewiesen. Weil die Regierung aus wohlberechtigter Vorsicht Eingeborenen selten Munition verabreicht, so gehen sie damit mit der größten Sparsamkeit um und feuern nur dann, wenn sie des Erfolges ganz sicher sind. Dies macht sie auch zu guten Schützen.

Elefantenjagd ist die einträglichste, aber auch die aufregendste. Nicht selten büßt hierbei der eine oder andere der Jäger das Leben ein. Antilopen und Gazellen werden häufig mit Netzen und Leoparden mit Fallen gefangen. Das letztgenannte Ereignis wird als Befreiung von einem gefürchteten Feinde von der ganzen Umgegend mit Tanz und Trommelschlag gefeiert.

Musik und Tanz bilden ein besonderes Vergnügen der Golo. Sie haben ihre heimischen Musikwerkzeuge. Die Trommel besteht aus einem länglichen Baumstück mit Schallfell aus Elefantenohr. Ein zimbelartiges Instrument, das Rongo genannt wird, setzt sich aus Holztasten mit Flaschenkürbissen als Resonanzböden zusammen, und durch Klopfen mit zwei mit Kautschukköpfen versehenen Klöppeln auf den Holztasten werden ganz melodische Töne erzeugt. Kastagnetten von mit Steinchen gefüllten Kürbisschalen werden mit der Hand geschüttelt und vervollständigen im Verein mit den genannten Instrumenten die Tanzmusik. Getanzt wird von Männern und Frauen sowohl getrennt als gemeinsam; in letzterem Falle kommen beide Geschlechter nicht in Berührung, sondern tanzen, sich gegenüberstehend oder sich begegnend und ausweichend. Die Tänze, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte, bestehen in Bewegungen und Zuckungen der Glieder, besonders des Oberkörpers, oder in langsamem Hin- und Herrutschen auf den Zehenspitzen, wobei zeitweise ein Tänzer aus der Reihe tritt, unter rascheren Bewegungen und Gestikulationen die andern umkreist und zum Tanze anfeuert. Alle begleiten den Tanz mit eintönigem Rezitativ und Händeklatschen. Abgesehen von Hüften- und Muskelzuckungen, welche etwas Unschönes an sich haben, sind die Tänze anständig zu nennen.

Ein öffentlicher Tanz ist ebensowenig ohne Hirsebier denkbar, wie bei uns eine Lustbarkeit ohne Gerstensaft.

Musikalische Begabung fehlt dem Volke nicht. Der anheimelnde und weichmelodische Gesang, womit die Frauen die harte Arbeit des täglichen Kornmahlens begleiten, erinnert recht lebhaft an ein zartes Wiegenlied, womit die liebevolle Mutter ihr Kind in Schlummer singt.

Heiterkeit und Scherz fand ich bei keinem Negervolke in solchem Grade. Ein Zug von Trübsinn und Schwermut liegt sonst im Charakter des Negers. Im Golo aber fließt eine unversiegbare Ader von Scherzhaftigkeit und Lustbarkeit, die sich bei jeder Gelegenheit und auch ohne eine solche Luft macht. In müßiger Unterhaltung beisammen sitzend oder im Gänsemarsch auf dem Pfade der Wildnis wandelnd, zum Essen versammelt oder bei der Arbeit beschäftigt, sieht und hört man sie plaudern, erzählen, scherzen und lachen. In ihre Unterhaltung muß stets etwas eingeflochten sein, was die Lachmuskeln anregt, da Lachen und lautes Lachen

von ihnen unzertrennlich ist. Das deutet auch auf den leichtfertigen und oberflächlichen Sinn, der ihnen eigen ist.

Wie schon bemerkt, als von der Kleidung die Rede war, äußert sich bei diesem Volke eine unverkennbare Neigung zu allem, was Zivilisation bedeutet, sei es arabische oder europäische. Durch langjährigen Verkehr mit Arabern wurden sie zuerst mit der arabischen bekannt. Ihre Gebieter waren Jahrzehnte hindurch Araber, deren überlegene Kultur sie vor Augen hatten. Allerdings war es die Kultur von Freibeutern und Blutsaugern, welche ihren eigenen Vorteil auf Rechnung des unterjochten Volkes suchten und durch Sklavenraub das Land entvölkerten. Dinka, Bongo, Dschur und Njam Njam, welche fremdem Einfluß weniger zugänglich sind, verhielten sich dieser Kultur gegenüber ablehnend. Die Golo hingegen nahmen manches von arabischer Sitte an. Viele führen arabische

Golo-Mädchen.

Namen. In ihre sozialen Verhältnisse hat sich manches vom Islam eingeschlichen. Von mohammedanischen Händlern, die als reisende Krämer gleich Bündeljuden durch ihr Land wandern, beziehen sie Gebetsschnüre und Amulette. In Wirklichkeit ist jedoch selten einer Muselmann. Fragt man sie nach ihrer Religion, so sagen sie, sie seien Golo.

Ihre religiösen Ansichten sind vom Animismus beherrscht. Sie haben eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das sie M b i l l i nennen und welchem sie die Schöpfung und unbedingte Herrschaft über Leben und Tod des Menschen zuschreiben. Diese Gottheit fügt nach ihrer Anschauung niemandem Uebles zu, kümmert sich um nichts, als um völlige Herrschaft über das Weltall. Dagegen haben die Golo große Furcht vor einem göttlichen Wesen, daß sie B a z e nennen. Es ist der Gott, der alle Ereignisse im Leben überwacht und ihnen günstigen oder

ungünstigen Ausgang verleiht. Hat jemand z. B. auf der Jagd sein Ziel verfehlt, so sagt er: „Baze hat mein Auge verdreht.“ Hat jemand Glück bei seinen Geschäften, so sagen die Golo: „Dieser hat das gute Auge des Baze über sich.“ Darum bringen sie dieser Gottheit unaufhörlich Opfer dar, um ihr Wohlwollen zu erwerben. Zu diesem Zwecke hat jede Familie neben ihrer Hütte eine zweite, kleinere, in welcher die Opfergaben für diesen Gott niedergelegt werden. Vor der Aussaat wird hier auf einige Zeit der Samen untergebracht, damit der Gott ihn in Gnaden ansehe und eine gesegnete Ernte verleihe. Niemand wagt, in der Erntezeit eine Frucht zu genießen, ohne dem Gotte vorher ein Erstlingsopfer davon dargebracht zu haben. Wenn nicht hinreichend Regen fällt, so daß die Saat darunter leidet, so versammelt der Dorfhäuptling die ganze Gemeinde vor dem größten Tempelchen des Gottes, um das nötige Wasser zu erflehen.

Noch eine dritte Gottheit haben die Golo, die sie als bösen Geist mit „M a“ bezeichnen. Sie sagen, daß er die denkbar seltsamsten und fürchterlichsten Gestalten annehme und sich unter das Volk mische, um Unheil zu stiften und im Namen des Gottes Baze Rache zu üben.

Die Golo hegen auch eine große, furchtsame Verehrung gegen die Geister der Verstorbenen. Nach einem Todesfalle wird der Verstorbene in Leinwand und Strohmatten gewickelt und, auf einer Art Gitter von Holzstäben liegend, begraben. Drei Tage hindurch läßt man Bierkrüge und Speise auf dem Grabhügel stehen, und in der ganzen Zeit hört die Totenklage nicht auf. Nach Verlauf dieser Frist wird noch ein großer Totentanz abgehalten. Darauf häuft man Steine auf den Grabhügel, und die hinterbliebene Familie verlegt ihre Hütten, aus Furcht, der Geist des Verstorbenen könnte noch Rache nehmen für manches zu Lebzeiten erduldete Unrecht.

Die Gefahr des vordringenden Islam sowie die große Ehrfurcht und Verehrung Europäern gegenüber rieten zu einer Missionsniederlassung bei diesem Volke.

Der Oberhäuptling Kayango ragt durch seine heldenhafte Vergangenheit und seine persönlichen Eigenschaften über die durchschnittliche Bedeutung eines Negerhäuptlings hinaus. Ein Mann von etwa 60 Jahren von kaum mittlerer und schmächtiger Statur, dunkelschwarzer Hautfarbe, mit graumeliertem Kinnbart, imponiert er zwar nicht durch äußere Erscheinung, aber das gemessene, würdige Auftreten sowie die Ruhe und Sicherheit seiner Manieren nehmen für ihn ein. Seine Kleidung ist stets von tadelloser Reinlichkeit, sei es, daß er im einfachen Hausanzug, weißer Pluderhose mit Hemd und Mütze, sich unter seinem Gesinde bewegt, sei es, daß er im faltenreichen Kaftan und zierlich gewundenem Turban mit Arabern verkehrt, sei es, daß er in Tuchhose, Weste und Ueberrock, mit Tropenhelm und Lederschnürschuhen Europäern gegenübertritt oder in der Gala des scharlachroten, goldverbrämten Sultanmantels, mit roter Mütze und prächtigem Ehrensäbel vor den Behörden erscheint. Während er einerseits in ungezwungenster Herablassung unter seinem Volke verkehrt, ist er anderseits bestrebt, seine Würde gebührend zur Schau zu tragen. Dahin gehören das Halten von Eseln und selbst Pferden zum Reiten,

Beherbergung und Bewirtung vieler Besucher, Verteilung reichlicher Geschenke und Nachahmung der Regierungseinrichtungen von Wau. Er hält sich eine kleine Truppe, für welche, obgleich sie nicht militärisch geschult ist, ein Knabe Signale bläst wie in einer Kaserne. Zum Abschnitt der Großtuerei gehört auch die Anzahl der Frauen, die er sich hält und häufig wechselt. Trotzdem ist Kayango nicht einer jener Oberhäuptlinge, deren Einfluß auf der Abstammung, dem roten Mantel und der Frauenzahl beruht. Seine geistige Ueberlegenheit tritt nach kurzem Verkehr mit ihm zutage. Ungemein ruhig und gemessen, ist er ein Mann mit zwei Ohren und einem Munde. Er ist jedoch nicht ein trockener, gestrenger Herr. Die Gabe

Großhäuptling Kayango der Golo und sein Sohn Jusef.

Golo-Knabe.

scherzhafter Unterhaltung, die sein Volk auszeichnet, besitzt auch er in hohem Grade, und er weiß sie um so besser zu verwerten, je mehr er den Untertanen an Geist überlegen ist. Seine Persönlichkeit hält das Volk der Golo trotz einzelner Gegenströmungen zu einem Ganzen zusammen. Das war Kayango zur Zeit unserer Ankunft bei ihm. Heute trifft manches nicht mehr zu, und seine Bedeutung ist im Abnehmen begriffen.

Das Volk der Golo, einst zahlreicher, wurde durch die Sklavenjagden der Araber und Einfälle der Njam Njam stark gelichtet. Viele wurden aus der Heimat entführt und leben unter den Njam Njam oder unter Arabern zerstreut, von denen sie wegen ihrer Anstelligkeit als Diener geschätzt werden. Der Großhäuptling gebietet noch über ca. 500 Mann, und, Weiber und Kinder gerechnet, beträgt sein Volk höchstens 2500 Seelen.

Die Sprache der Golo klingt melodisch, ist durch häufiges Vorkommen der Umlaute ö und ü ausgezeichnet und ihre Erlernung durch schwierige Schnalz- und Nasallaute erschwert. Einfacher ist das Ndoggo, das infolge der Vermischung mit diesem Stamme von allen Golo neben der Muttersprache gesprochen wird. Ihre Kenntnis der arabischen Sprache beschränkt sich auf eine Anzahl der gebräuchlichsten Worte und Ausdrücke, welche sie vielfach verstümmelt und sich mundgerecht gemacht haben.

Volk und Gegend von Kayango hatten mir von den bis dahin besuchten den vorteilhaftesten Eindruck gemacht. In gehobener Stimmung setzten wir am 23. Februar nachmittags unsere Reise in nördlicher Richtung fort, um weitere Gegenden in Augenschein zu nehmen.

Bald hatten wir die letzten Gehöfte der Golo hinter uns. Auf gewelltem Boden wechselten eisensteinhaltige und Termiten-Ebenen mit Waldbeständen. Nach vier Stunden erreichten wir die verlassene Niederlassung des Unterhäuptlings Lantzeh mit etwa 20 Hütten. Das nahe Brunnenloch enthielt ungenießbares Wasser. Die häufigen Grabstätten sprachen zur Genüge dafür, daß der Ort ungesund und von den Bewohnern verlassen worden war. Eine schlaflose Nacht infolge drückender, feuchter Hitze grub diese trostlose Einöde in unser Gedächtnis ein.

24. Februar. Ein einstündiger Marsch am frühen Morgen führte uns zum Weiler des Häuptlings Said. Hier standen wir abermals einem neuen Volke, den Schatt, gegenüber. Die Hauptgruppe dieses mit den Schilluk verwandten Stammes ist bei Schak-Schak ansässig, und von dort her wurden einzelne Kolonien in verschiedene Richtungen verschlagen. Die hiesige war erst seit kurzem am Platze. Das gutmütige Völkchen, das die Schilluksprache fast unversehrt sich erhalten hat und in der äußeren Erscheinung an die Dschur erinnert, sammelte sich um den von einer Tamarinde beschatteten Termitenhügel in der Mitte des Dörfchens und erzählte uns offenherzig seine Schicksale. Die Wohnungen und besonders die Tracht der Frauen wiesen auf den Einfluß der gebietenden Golo und Ndoggo hin. In ihrer Gutherzigkeit suchten sie uns und unsere Träger nach Möglichkeit zu bewirten; ihre Armut an Korn gestattete ihnen aber nicht die Beschaffung des von den Trägern so sehr ersehnten Bieres. Wir belohnten ihren guten Willen mit entsprechenden Geschenken.

In einstündigem Marsche gelangten wir nach Dem Genaui. Das war geschichtlich berüchtigter Boden. Ein gewisser Genaui hatte daselbst im letzten Jahrhundert sein Standquartier aufgeschlagen, von dem aus er durch Zweigniederlassungen die umliegenden Gebiete der Dinka zu Zwecken des Elfenbein- und Sklavenhandels brandschatzte und seine Unternehmungen bis weit nach dem Westen in das Land der Banda ausdehnte. Als die Regierung durch Gessi den Sklavenjägern zu Leibe ging und die Uebergabe der zahlreichen Handelsniederlassungen forderte, verstand es Genaui durch Anschluß an die Regierung gegen Soliman Sibehr seinen Besitz möglichst lange für sich zu retten, und noch 1880 wirtschaftete daselbst sein Sohn als letzter Privathändler. Doch das verdiente Schicksal ereilte gar bald dieses Räubernest. Die Dschangeh oder Dinka, von jeher unversöhnliche Gegner der Fremden, waren nicht gesonnen, gleich kleineren Stämmen

sich widerstandslos dem Untergange weihen zu lassen. Des Kinder- und Viehraubes müde, schloß sich eine bedeutende Mannschaft zusammen und eilte zum Kampfe um den Bestand des Volkes. Ein Strom wilder Krieger wälzte sich über die äußeren Felder heran, vernichtete alles mit Eisen und Feuer und umzingelte von allen Seiten das befestigte Geviert. Nach heldenmütigem Verzweiflungskampfe und mit großen Verlusten gelang es ihnen, die Zwingburg zu erobern. Alles wurde niedergemacht, und von Dem Genaui blieb nichts übrig als ein Ruinenhaufen und ein fluchwürdiges Andenken. Mehr denn 20 Regenperioden sind darüber hingezogen und haben den Ort mit wildem Wuchse überzogen. In der Wahl desselben haben die Sklavenjäger Talent bewiesen. Seine Lage von etwa 500 m über dem Meere ist eine der höchsten dieser Gegend und zweifellos die schönste in dem bisher von uns bereisten Gebiete. Nach Norden hin eröffnet sich ein unvergleichlicher Ausblick auf die Talniederung des Flusses Pango. Zu unseren Füßen liegt die im Hintergrunde von dunkelgrünen Waldstreifen eingefaßte Ueberschwemmungsebene, aus deren lichtgelbem, hohem Steppengrase Haine schlanker Borassuspalmen aufragen. Ein herrlicher Fleck Erde, dieses Dem Genaui, ebenso reizend und anmutend, als seine Vergangenheit düster ist.

Kaum hatten wir die Trümmerstätte der nordischen Sklavenjäger verlassen, als wir mit einer Schwenkung nach Südwesten eine kleine Siedelung erreichten. Diese war, merkwürdig genug, von N j a m N j a m bewohnt, jenem Volke, das wie die arabischen Händler von Norden her, von Süden aus Jagdzüge gegen die Negerstämme unternommen hatte, um Sklaven und Menschenfleisch zu erbeuten. An die Menschenfresserei, die an ihren Namen sich heftet, anknüpfend, fragten wir diese ersten Njam Njam, die uns gegenübertraten, scherzend, ob sie Menschenfleisch essen Zähnefletschend und laut lachend versicherten sie in gebrochenem Arabisch: „Essen Menschen keine."

An der Stelle, wo der Pfad aus dem Gebüsch hervortritt und zu Tale niedersteigt, stehen als Landmarken zwei Borassuspalmen, würdige Vertreter ihres Geschlechts. Auf nahezu 30 m hohem, glattem Stamme von 40 cm Durchmesser im unteren und 60 cm im oberen, angeschwollenen Teile wiegten sich die rauschenden Kronen der gewaltigen Fächerwedel. Die Bestände dieser Palmen verdichten sich allmählich zu Hainen, welche als königliche Trabanten den Lauf des Flusses begleiten. Auch wir folgten ihm eine Strecke bis zur Furt. Etwa 4 m hohe Lehmwände schlossen das sandige Bett von ungefähr 25 m Breite ein, in welchem der Pango sein jetzt 12 m breites und 30 cm tiefes Wasser langsam dahinschob. Im Vergleich zum Dschurfluß war er um diese Zeit wasserarm, die breite Steppenniederung seines Ueberschwemmungsgebiets spricht jedoch dafür, daß er zur Regenzeit gewaltige Wassermassen befördert und eine stark entwickelte Schwellhöhe besitzt.

In geringer Entfernung vom Gegenufer erreichten wir die Fremdenhütten mitten in dichtem Walde. Allenthalben verrieten die Spuren das Vorhandensein von Tieren, von der Gazelle bis zum Elefanten, die hier zur Tränke kommen. Auffallend war mir, daß dieses ganze Flußgebiet, abgesehen von der kleinen Njam Njam-Kolonie, gänzlich unbewohnt ist.

Erst der folgende Morgen, 26. Februar, führte uns in vier Stunden zur Siedelung des Njam Njam-Häuptlings Badari. Weiber von Kupferfarbe, breitem Gesicht und gedrungenem Wuchse mit fliegenden, kunstvoll geflochtenen Locken, Perlen und Knöpfen an Stirn, Schläfen und Pulsen, mit roten Pflöckchen in den Nasenflügeln, in die flatternde Kleidung arabischer Tracht gehüllt, kamen uns eine Strecke entgegengeeilt und erhoben auf ein gegebenes Zeichen schrilles Gejohle und Trillern. Alle überbot eine Alte mit grüngefärbten Haaren, welche ihre Hexengestalt vor uns aufpflanzte, uns mit einem häßlichen Geschrei empfing und dann wie von rasendem Wahnsinn ergriffen, unter stürmischem Hin- und Herwerfen der Arme und Verdrehungen der Gesichtsmuskeln und Augen wie ein Ball auf- und niederschnellte. So widerwärtig war ihr Benehmen, daß selbst die Ge-

Frauen von Badari bei unserem Empfange.

nossinnen sie auslachten, während sie durch diese Art von Begrüßung unsere Ankunft zu feiern beabsichtigte.

In solcher Begleitung erreichten wir die Fremdenhütten, wo Häuptling Badari und seine Männer uns mit Gewehrsalven empfingen. Die Frauen aber schlossen einen Kreis um uns und besangen unsere Ankunft, bis wir sie um Schweigen baten.

Auf den ersten Blick machte es den Eindruck, daß wir uns hier nicht unter urwüchsigen, sondern mit arabischem Firniß überzogenen Njam Njam befanden. Die Angaben des Häuptlings lösten das Rätsel. Badaris Vater stammte aus dem Lande der Njam Njam des Sultans Zemio am Oberen Ubangi und kam durch den Sklavenhändler Genaui nach Khartum. Der Sohn lebte lange Zeit im mohammedanischen Sudan und kam, als vor einigen Jahren die Engländer nach Niederwerfung des Mahdireiches die Neger Omdurmans in ihre alte Heimat zurückschickten, mit seinen Stammesgenossen hierher.

Unsere Abreise am Nachmittag wurde durch ein heftiges Gewitter vereitelt, das mehrere Stunden andauerte. Erst am folgenden Morgen machten wir uns nach dem kaum eine Stunde entfernten Dorfe Abu Mudirs auf, der am weitesten nach Westen vorgeschobenen Ansiedelung der Dschur. Der Häuptling, ein Herkules von Gestalt, im Kaftan und mit dem Schwerte umgürtet, empfing uns festlich inmitten seiner Leute. Mit Ausnahme der kleinen Kinder waren alle bekleidet, die Männer und Knaben mit Stoffetzen, die Frauen mit Fellen oder dunklen Stoffen. Bei den letzteren überbot der Schmuck alles bisher Gesehene. Knöchel, Pulse, Arme und Hals waren mit bunten Perlenschnüren überladen; in den Ohrläppchen steckten je bis zu zehn Metallringe und in den durchlöcherten

Beim Dschur-Häuptling Abu-Mudir.

Nasenflügeln und Oberlippen dicke Strohhalme oder Holzbolzen. Die Frauen ließen es sich nicht nehmen, unsere Anwesenheit durch ununterbrochene Tänze zu feiern. Manches, was sich der Beobachtung darbot, mußte den Eindruck erwecken, daß auch die Urwüchsigkeit dieser Dschur unter fremden Einflüssen gelitten habe. Unter den Weibern stach ein hellbrauner Araber-Typus ab, ein Beweis, daß der Verkehr mit den Arabern des Nordens sich fühlbar macht, und diesen gesellte sich in letzter Zeit der halbarabisierte Badari bei. Die schrillen Töne, mit denen uns die Frauen begrüßten, ihr unbescheidenes Wesen und ihre Zudringlichkeit im Betteln von Geschenken für ihren Tanz sind unter anderem auf Rechnung dieses Einflusses zu setzen. Unsere Aufmerksamkeit zog ein verhüllter Alter auf sich. Als er sich entblößte, bot sich ein schrecklicher Anblick dar. An fünf Stellen war der

Körper mit faustgroßen Eiterbeulen bedeckt; „Schweinekrankheit" nannten die Leute bezeichnend das Uebel. Auch der Häuptling trug Spuren davon an sich. Der Weg der Araber!

In unserem Reiseplan war zunächst ein Abstecher nach Norden zum Dinkahäuptling Adschak vorgesehen. Bereits in Badari hatte man uns aufmerksam gemacht, daß jener wie fast alle Dinkahäuptlinge sich ablehnend gegen Regierung und Fremde verhalte, und nun betonte man hier die weite Entfernung und Unsicherheit des Weges. Es war klar, daß unsere Leute keine Lust verspürten, sich unter die gefürchteten Dinka zu wagen, welche als der zahlreichste Volksstamm die Hälfte der Provinz innehaben. Bis vor einigen Jahren übten sie durch die Ueberlegenheit ihrer Zahl und Waffen über die Dschur und andere Nachbarstämme eine Art Oberherrschaft aus und trieben beliebige Naturabgaben ein. Mit der Ankunft der neuen Regierung hörte dieses Verhältnis auf, doch ist den kleineren Stämmen noch eine gewisse Furcht vor ihnen geblieben. In Anbetracht der Stimmung unserer Leute und des uns zu Gebote stehenden ungenügenden Schutzes sowie des Umstandes, daß bei der Unsicherheit der Verhältnisse jener Gegend die Reise dahin unserem Zwecke, der Ausfindigmachung geeigneter Orte für Missionsstationen, nicht gedient hätte, nahmen wir von derselben Abstand und traten die Rückreise nach Südosten an.

In halbstündigen Abständen folgten die Dschurweiler Abu Doka und Balaschol. Der Häuptlingssohn des letzteren Ortes, ein hübscher Jüngling, dem sein europäischer Anzug nicht unschön stand, hatte uns bereits von Abu Mudir abgeholt und hierher begleitet. Die guten Leute empfingen uns so festlich als möglich und bewirteten unsere Träger reichlich. Unter den Geräten eigenen Fabrikats fielen nett geflochtene Matten, umfangreiche, gebrannte Wassergefäße aus Lehm und Strohhäcksel und starke Fischernetze aus Bastgeflecht auf.

Von hier aus folgten sich von Hirsefeldern umgebene Gehöfte. In einem derselben bot man abermals reichliches Essen für unsere Träger an, die aber ablehnten mit der Erklärung, daß sie satt seien. Die guten Leute erhielten jedoch dessenungeachtet ihre Geschenke.

Nach schönem Walde lag das breite Tal des Pango vor uns. Ueber die jenseitige Talniederung ansteigend, betraten wir den Busch, in dessen Mitte das Dschurdorf Ongasch zur Rast einlud. Unter einem Baume sammelte sich das Volk um uns. Sie sind durchwegs höher und schlanker als die bisher gesehenen Völker, etwas kleiner und heller als die Dinka. Ihre Gestalt und der zierliche, um die Schultern hängende Ueberwurf nach Art einer kurzen Toga erinnerten an die Schilluk. Die Tanzlustigen ließen es sich nicht nehmen, uns durch ihre Sprünge und lärmenden Gesänge zu feiern. Ihr Eifer wurde noch angestachelt, als einige Burschen das gut erhaltene Vorderteil einer Antilope herbeischleppten. Das Tier war von einem Löwen zerrissen, zur Hälfte verzehrt und der Rest den Eingeborenen durch die kreisenden Aare verraten worden.

Am Morgen bogen wir nach kurzem Marsche am Rande des Flußtales in südöstlicher Richtung in den Busch ein, der bald hochstämmigem Walde Platz machte.

In einer Senkung begegneten wir dem ersten Bambus, dessen 10 m hohe Rohre dichte Bestände und undurchdringliche Dickichte bildeten. Weiterhin entwickelte sich der Wald zu solcher Fülle und Mächtigkeit, daß er kaum Raum für den engen Fußpfad ließ. Bald hinter der umfangreichen Siedelung des Unterhäuptlings Abu Tarbusch war eigens für uns das Holz zu beiden Seiten gefällt und ein breiter Weg durch die Wildnis geschaffen worden. Nach vierstündigem Marsche zogen wir unter Ehrensalven und Freudengejohle durch die aufgestellten Reihen der wehrhaften Männer bei Häuptling Kangeh ein und stiegen in der großen Gasthütte mitten im Dorfe ab.

Beim Dschur-Häuptling Kangeh.

Ort und Leute machten den Eindruck einer gewissen Fortgeschrittenheit und Wohlhabenheit, und man fühlte sich behaglich in dieser freundlich gesinnten Umgebung. Kangeh, von mächtiger Gestalt, in farbigem Mantel, roter Mütze, Strümpfen und derben Lederschuhen, zeigte sichtliche Freude über unser Kommen und war bestrebt, sich als noblen Gastgeber zu zeigen. Als erstes Geschenk brachte er eine Flasche Kornschnaps und empfahl denselben mit der Bemerkung, daß er täglich dieses Quantum trinke.

In vier Mörsern zugleich wurde Korn zerstoßen, und alle Frauen waren auf den Beinen, um für die Bewirtung unserer Leute vorzusorgen.

Die Zierlichkeit der geräumigen Hütten und die feine Ausarbeitung der Geräte stellten den Geschmack und die Kunstfertigkeit der Eingeborenen in günstigstes Licht. Am meisten erregten unsere Aufmerksamkeit zwei in Holz geschnitzte Menschenköpfe, welche die Rücklehne eines Armsessels zierten und in allen Teilen gut

ausgearbeitet waren. Für die relative Wohlhabenheit der Leute sprachen nicht nur die ausgedehnten Felder, zahlreichen Kornspeicher und gefüllten Fruchtkörbe sowie das Kornbier, das den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein in Strömen floß, sondern auch der reichliche Schmuck der Frauen.

Für den Abend war ein großer Tanz zu unseren Ehren angesagt; die Stunden der Abendkühle scheinen für solche Vergnügen bevorzugt zu sein. Um eine große und zwei kleinere Trommeln sammelten sich langsam über 100 Burschen und 20 Frauen und Mädchen, begleitet von einer Schar Kinder. Beide Geschlechter standen sich zuerst getrennt gegenüber. Die Klänge der Trommeln elektrisierten Füße und Oberkörper der Tanzenden, welche eine Zeitlang am selben Flecke stehend, unter Gesang und Händeklatschen rhythmische Muskelbewegungen machten, und dann sich langsam mit trippelnden Füßen gegeneinander bewegten und wieder zurückwichen. Je nach einer Weile folgte ein Wechsel im Takte und Rhythmus der Musik und damit im Tanze. Alle Tänze entbehrten durchaus der wilden und stürmischen Szenen eines Kriegstanzes der Schilluk. Trotz der Teilnahme beider Geschlechter hielt sich alles in den Schranken der Anständigkeit.

Als wir die Ruhe aufgesucht hatten, dauerte der Tanz fort, wobei die Spieler in löblicher Rücksichtnahme auf unsere Nachtruhe aus eigenem Antriebe die Trommeln durch Schellen ersetzten. Am Morgen saßen sie schon frühe vor unserer Hütte und rieben sich den Schlaf aus den müden Augen.

Mit guten Eindrücken schieden wir von Kangeh und zogen über eine Hochebene mit fast ununterbrochenen Hirsefeldern und einzelnen Gehöften, die jedoch meist menschenleer waren. An einer Stelle im Walde stießen wir auf eine Eisenschmelze mit Schmiede. Während wir mit der Betrachtung der zierlichen Schmelzöfen und der Schmiedewerkzeuge beschäftigt waren, brachte einer unserer Leute die Nachricht, daß er im Walde auf eine Schar von 200 bewaffneten Negern gestoßen sei, die bei seiner Annäherung mit den Lanzen drohten. Der eine hielt sie für Dschangeh, die sich unserem Marsche in ihr Land entgegensetzten, oder einen Handstreich gegen uns ausführen wollten; ein anderer wähnte sie für Dschur, die von ihren Gehöften sich in den Wald geflüchtet, um sich dem Trägerdienst zu entziehen. Die Sache war unklar. Daß die Dschangeh, abgesagte Gegner aller Fremden, von unserer Absicht, sie zu besuchen, gehört und sich hier in feindlicher Absicht gesammelt, war mehr als wahrscheinlich. Wir befanden uns nur in Begleitung weniger Leute, da unsere Träger von Kangeh aus einen Seitenweg eingeschlagen hatten. Gegenüber einer solchen Schar bewaffneter Dschangeh hätte unsere Gesamtzahl auch nichts bedeutet. Die Lage war nicht geheuer, das fühlten wir alle und zogen eilig unseres Weges. Der Marsch wurde häufig verzögert durch heftiges Unwohlsein des Bruders, das ihn zu wiederholter Rast zwang. Endlich nach 4½stündigem Marsche, gelangten wir zum Dorfe Makuar. Hier quälte uns wieder die Besorgnis um die Träger, die mehrere Stunden lang nicht eintrafen und erst durch ausgesandte Boten auf Irrwegen angetroffen wurden.

Der Häuptling befand sich zur Strafe für Ungehorsam gegen die Regierung in Wau. Seine Leute aber empfingen uns mit größter Herzlichkeit und Unter-

würfigkeit. Zuerst erschienen die Frauen, erhoben ein schrilles Freudengeschrei und streckten kniend uns beide Hände zum Gruß entgegen. Sodann rutschten die Männer ebenfalls auf den Knien zu uns heran. Männer und Frauen wetteiferten in unserer Bedienung und in Bewirtung der Träger. Da unser Kranker zur Fortsetzung der Reise sich nicht fähig fühlte, brachten wir ihn zum Schutze gegen den Wind in einer geschlossenen Hütte unter. An der schwarzen Wand derselben fielen weiße Kreidefiguren von Schafen, Antilopen, Elefanten und Menschen auf, Versuche eines angehenden Appelles der Dschurneger.

Am folgenden Morgen ging es durch schönen Buschwald und über mehrere, jetzt ausgetrocknete Regenbäche, von denen der bedeutendste der Getti ist, der alle übrigen aufnimmt und zum Flusse Dschur führt. Wir überschritten ihn an einer Stelle, an welcher das mit dichter Busch- und Schlingvegetation beschattete Bett eine nur 2 cm tiefe Wasserlache enthielt und gelangten zum Weiler Kuâr. Bei unserer Annäherung flohen die Knaben nach allen Richtungen, und die wenigen Leute zeigten sich scheu und furchtsam. Man führte uns abseits von den Hütten unter einen Baum, um uns dort zu sagen, daß der Häuptling abwesend sei und man uns nichts geben könne. Unser Adam begann im Feldwebelton loszuziehen und die Leute mit derben Drohungen einzuschüchtern. Ich gebot ihm Schweigen und bedeutete ihm, daß die Leute kein Unrecht begangen und keine Vorwürfe verdient hätten, und daß, wenn sie mißtrauisch geworden, dies eine Folge der Anmaßung sei, welche sie von Soldaten erführen und wovon er selbst soeben eine Probe abgelegt. Mit einem militärischen „Zu Befehl, Herr!" nahm er diesen Verweis entgegen.

Ein Führer brachte uns über den Bach Atiroh zur Siedelung Abdallah, wo wir nach 5½stündigem Marsche rasteten. Obwohl auch hier der Häuptling abwesend war, kam man uns mit Zutraulichkeit entgegen. Groß und Klein drängte sich heran, die Weiber, um uns anzusingen, die Männer, um zu plaudern, die Jugend, um uns anzustaunen, und alle in der Absicht, irgendein Geschenk zu erhalten. Wie immer belohnten wir ihre Dienste reichlich. Nun kannte ihre Zutraulichkeit keine Grenzen mehr, und man wollte uns zur Nächtigung bereden unter dem Vorwande, daß unsere nächste Station im Gebiete der feindseligen Dinka gelegen sei.

Ein zweistündiger Marsch brachte uns an einem Dschur- und einem Dinkaweiler vorüber zur Wohnung des Dschangehhäuptlings Makuatsch, die in einem Hirsefelde mitten im Walde gelegen war. Vieles hatten wir schon über ihn gehört. Der Mann, der 110 Jahre zählen sollte, hatte seine Geschichte. Einst erstreckte sich seine Macht über alle Dschangeh nördlich von Wau, und Teile der Dschur, Bongo, Ndoggo, Bareh und Golo trugen sein Joch, so daß er weit und breit der mächtigste Häuptling war. Nach der Ankunft der englischen Regierung zogen sich die fremden Elemente von ihm zurück und machten sich selbständig, so daß seine Oberhoheit nur mehr von den benachbarten Dschangeh anerkannt wurde. Einige Tage vorher hatte die Regierung ihn auch der Häuptlingswürde entkleidet, ihm die Ehrenzeichen, roten Mantel und Säbel, abgenommen, und an seine Stelle

Häuptling Dull, der einige Stunden nordöstlich wohnt, gesetzt. Trotzdem waren wir gespannt, die Bekanntschaft des Negerpatriarchen zu machen.

Eine einzige Hütte und ein Kornspeicher nebst Sonnendach bildeten die Residenz, um welche herum die Hütten und Pflanzungen seiner Leute im Walde zerstreut lagen. Ein Dschangeh, der uns begleitete, kroch durch das enge Eingangsloch in die Hütte hinein, klärte den Alten über unseren Besuch auf und lud ihn ein, herauszukommen. Nun kam zuerst sein Weib, eine Bongo, ans Freie. Dann wurden im Türloche zwei Hände und ein greises Haupt, das einen prüfenden Blick auf uns warf, sichtbar, und nun kam der ganze Greis langsam hervor, richtete sich mühsam auf und nahm zur Begrüßung unsere Rechte in beide Hände.

Häuptling Abdallah und Söhne.

Hochgewachsen, aber durch das Alter zusammengeschrumpft, ein splitternacktes, wankendes Beingerüst, umhüllt von zäher, runzeliger Negerhaut, welche ihren Glanz verloren und leblos grau geworden, die von Unrat triefenden Augen halb geöffnet, das Haupt noch fast ganz mit grauweißem Wollhaar bedeckt, das fleischlose Kinn von kurzem, gebleichtem Bart umrahmt, eine von hundertjährigem Sonnenbrand ausgemergelte Mumie, so stand Makuatsch vor uns. An den Leibesstellen, wo Milz und Leber liegen, traten Anschwellungen von der Größe eines Straußeneies hervor, so daß ich mich wunderte, wie der Mann noch leben könne. Um den Hals hing eine lange Schnur weißgrauer Muschelblättchen, vor Schmutz zusammengeklebt, an der ein kleines Wurzelstück als Amulett und eine Miniaturdose aus Bambusrohr mit Kautabak befestigt waren; ein dicker Elfenbeinring am linken Oberarm und zwei solche am rechten Unterarm und Handgelenk bildeten statt jeglicher Kleidung den Schmuck.

Auf unsere Bitte um Herberge für die Nacht winkt er schweigend der Frau, die ein Fell herbeibringt. Mit Hilfe eines langen Stockes läßt er sich darauf nieder. Man reicht ihm eine Kürbisschale Wasser; er faßt sie mit beiden Händen, wie um zu trinken, füllt aber nur den Mund, spuckt eifrig gegen mich und dann noch eifriger in das Wasser, taucht die Hand in dasselbe, besprengt uns, tut dann einen tüchtigen Schluck aus der Schale und reicht uns dieselbe zum Trunke. Wir zogen es vor, aus unserem Schlauch zu trinken. Nach dieser Begrüßung, nach Landessitte die feierlichste, begann er ein Klagelied über seine jetzige Armut und Verlassenheit, sowie über den Verlust des Ehrenkleides. Und hier, als ob er merkte, daß ihm etwas mehr fehle als der rote Mantel, ließ er sich ein Hemd holen, das Zeit und andere Ursachen gelbbraun gefärbt hatten, und zog es an. Ich ließ ihm erwidern, daß ich zwar Freund der Engländer, aber kein Regierungsbeamter sei und für die Wiedererlangung des Ehrenkleides nichts tun könne, daß ich ihm aber Stoff zu einem neuen Kleid schenken würde, und sogleich überreichten wir ihm Leinwand mit Perlen und Messingdraht. Das Geschenk eines Huhnes lehnte ich dankend ab, mit dem Hinweis, daß wir außer Wasser und Herberge nichts bedürften. Auch den Zweck unserer Reise erklärten wir ihm. Er zeigte Teilnahme, und unsere Unterhaltung wurde zutraulicher.

Während des langen Gespräches sammelten sich zahlreiche Dschangeh, und immer neue tauchten aus allen Richtungen des Waldes auf, lauter wohlgebaute, stämmige Männer und Burschen, alle mit blitzenden Lanzen und wuchtigen Keulen bewaffnet. Schließlich starrte ein ganzer Wald von Lanzen um uns herum. Alle begrüßten den Greis, uns kein Mensch. Das ganze machte uns keinen besonders friedfertigen Eindruck. Es lag der Gedanke nahe, daß man uns für Regierungsleute betrachte, und daß ein Wink des verletzten Greises genüge, und es war um uns geschehen. Ein ähnliches Gefühl hatte auch unser Soldat, der heimlich sein Gewehr in Bereitschaft setzte.

Plötzlich tauchte aus dem Waldesdunkel eine riesenhafte Negergestalt in blendendweißem, wallendem Kleide auf und kam auf uns zu. Es war Häuptling Dull, der auf die Nachricht von unserer Ankunft noch nachts herbeigeeilt war. Dull war der von der Regierung an Stelle Makuatschs ernannte neue Häuptling der Dschangeh. Als einziges Stammeszeichen trug er einen großen Kuhstrick um den Hals. Sein Erscheinen bannte alle Besorgnis. Nun verschwanden auch die Lanzenträger wieder langsam. Makuatsch und Dull, welcher Gegensatz! Ersterer ein geknickter Greis, die Verkörperung der Ueberlieferung des Stammes, der lebendige Ausdruck des steifen Festhaltens am Hergebrachten und der Abneigung gegen alles Fremde; letzterer ein mächtiger Riese in der Vollkraft der Jahre und vertraut mit dem Gang des Fortschrittes! Kein Wunder, daß die Regierung Makuatsch mit Dull vertauschte.

Die Verknöcherung dieses Volkes in der Abneigung gegen Fremdes hängt mit seinem konservativen Charakter zusammen, ist aber auch in den traurigen Erfahrungen begründet, die es seitens der Fremden, besonders der mohammedanischen Sklavenjäger, gemacht hat. Eine Mission unter diesem zahlreichen Volke

war eines meiner Ideale. Unter den damaligen Verhältnissen aber boten sich wenig Aussichten auf Erfolg. Der Missionär wäre mit anderen Fremden in einen Topf geworfen und mit Mißtrauen behandelt worden, anstatt mit Vertrauen, der Grundbedingung für ein erfolgreiches Wirken. Zuerst muß die Regierung unter ihnen Fuß fassen. Dies scheint mir aber nicht durch mohammedanische Beamte und Soldaten erreichbar, welche die Neger als minderwertige Geschöpfe ansehen und nicht zu behandeln verstehen. Hingegen besitzen die Engländer, diese Meister in der Verwaltung wilder Völker und Länder, jene Eigenschaften, welche das Mißtrauen dieses Volkes überwinden können. Die Annäherung der Dinka an die Regierung hat denn auch seither gute Fortschritte gemacht, und eine Mission unter ihnen dürfte Erfolg haben.

Am 1. März trafen wir zuerst die Trümmer eines Dorfes, das von der Regierung wegen Widerspenstigkeit des Häuptlings verbrannt worden war. Die geschwärzten Reste der Lehmmauern ragten auf als eine eindringliche Mahnung an die Dschangeh zum Anschluß an die Regierung. Weiler und Gehöfte folgten sich zahlreicher als sonstwo. Viele Leute grüßten, indem sie die Rechte erhoben oder beide Hände uns entgegenstreckten. Einzelne kamen auch herbei und begleiteten uns eine Strecke. Das männliche Geschlecht war durchwegs völlig nackt, die Weiber mit Fellen bekleidet; alle zeigten sich freundlich. Offenbar machte sich hier der Einfluß der Nähe Waus fühlbar. Ein strammer, nackter Führer, den wir von Makuatsch mitgenommen, wollte nicht mehr weiter, aus Furcht, in Wau als Träger zurückbehalten zu werden. Schließlich ließ er sich doch herbei. Im Dorfe Bol besuchte er Bekannte und erschien dann mit weißer Pumphose bekleidet, die er sich entliehen hatte, um stadtfähig zu sein; das ist ein schätzenswerter Einfluß, den der Regierungssitz in dieser Hinsicht auf die Sitten der Umgebung ausübt.

Unser kranker Bruder fühlte sich schwach, und nach dreistündigem Marsche hielten wir in Mel, bewohnt von einem Gemisch von Dschangeh und Dschur. Der Häuptling und die Mehrzahl der Männer waren abwesend behufs Verlegung der Ortschaft. Die Anwesenden empfingen uns sehr freundlich. Einen Eisensteinrücken überschreitend, gelangten wir in die Niederung des Dschurflusses und hielten nach 1½stündigem Marsche bei unseren Zelten in Wau.

Fast alle unsere Mitbrüder lagen am Malariafieber darnieder, so daß unserer nur zwei auf den Beinen blieben. Fieber ist die Feuertaufe, der jeder Ankömmling des Bahr el Ghazal sich zu unterziehen hat. Unter der Behandlung des englischen und des syrischen Arztes kamen jedoch alle bald wieder auf die Beine.

Das Ergebnis der geschilderten Rundreise sollte die sofortige Gründung einer Missionsstation sein. Den Anforderungen entsprach am besten Kayango, und ich wählte diesen Mittelpunkt der Golo um so mehr, als ich beabsichtigte, auf einer Reise nach Osten einen zweiten Platz für eine Mission unter den Dschur ausfindig zu machen. Diese beiden Völker boten nämlich vorläufig günstigere Aussichten als andere für eine erfolgreiche Missionsarbeit. Meine Mitbrüder und der Gouverneur billigten meine Pläne, und so beschloß ich, die Eröffnung der Missionsstation Kayango ehestens in Angriff zu nehmen.

Am 4. März fand eine große Versammlung der Häuptlinge statt. Das Amt des Gouverneurs war mit englischen und ägyptischen Flaggen geschmückt. Einer nach dem anderen wurden die Häuptlinge eingeführt, vom Gouverneur freundlich mit Händedruck begrüßt und kurz über ihre Verhältnisse befragt. Es erschienen an 20 Häuptlinge, darunter die meisten der von uns besuchten. Dem Häuptling Kayango empfahl der Gouverneur eindringlich die Unterstützung unserer Sache und versprach, keinen Träger von ihm zu nehmen, wohingegen er seine Leute zu unserer Verfügung stellen sollte. Die Häuptlinge mit ihren farbigen Galamänteln und Ehrensäbeln boten ein hübsches Bild. Solange sie wie angenagelt stillstanden, stellten sie etwas vor; wenn aber die Reihe an sie kam, die

Versammlung der Häuptlinge des Bohr el Ghazal.

höfliche Begrüßung des Gouverneurs zu erwidern, sprang der Unterschied zwischen dem gebildeten Europäer und dem festlich gekleideten Wilden in die Augen. Alle überragte die herkulische Gestalt des Dinkahäuptlings Dull mit dem unvermeidlichen Kuhstrick am Halse über dem Ehrenkleid. Der Gouverneur legte in einer Anrede die Absichten und Ziele der Regierung dar, die nur ihr Bestes wolle, Schutz und Sicherheit von Person und Eigentum fördere, Unrecht hintanhalte, ihnen die Hilfsquelle ihres Landes erschließe, sie Arbeit und Handwerk lehre, Straßen baue, um den Trägerdienst durch Wagentransporte zu ersetzen. Diese und ähnliche, leicht verständliche Auseinandersetzungen des Gouverneurs wiederholte der Dolmetsch in der Sprache der Dinka und der Golo. Alle wurden mit Kaffee und Zigaretten bewirtet und erhielten je nach Verdienst Geschenke. Sodann fanden Schießübungen mit einem Schnellfeuergeschütz nach Körben auf einer

Flußinsel statt. Die Häuptlinge stutzten und staunten über die Wirkung der Geschosse. Unser Freund Kadongo kam später zu uns und meinte, er habe sich genug gesehen an den Kanonen, man solle sie den Njam Njam und Dinka zeigen, und diese würden dann ebenso treue und überzeugte Untertanen werden wie er.

Am 5. März brach ich mit zwei Priestern und zwei Brüdern nach Kayango auf. Nach zweistündigem Marsche hielten wir infolge der Dunkelheit an einer freien Waldstelle, wo uns der Häuptling Kayango mit seinem Gefolge einholte. Dieses bestand aus zwei Söhnen, deren einer den Säbel, der andere das Gewehr trug, einem Hornbläser, zwei Fahnenträgern, vier Soldaten und anderen. Alsbald wurden mächtige Feuer zum Schutze gegen wilde Tiere angezündet.

Golodorf Bovalo.

Am Morgen brachen wir bei Mondschein frühzeitig auf und zogen in drei Stunden durch dichten Wald und über Eisensteinrücken bis nach Bovalo, dem ersten Dorfe der Golo, am Fuße eines Steinhügels. Nachmittags erreichten wir in zwei Stunden in einer Bachniederung Mbua. So heißt der Ort nach dem verstorbenen Häuptling der Barch, dessen Nachfolger nun Mordschan Kali ist. Mbuas Grab, mit einem Steinhaufen bedeckt und mit Pfählen umzäunt, lag im Hofe. Dessen Sohn Sabun war noch ein Knabe und ebenso wie Mordschan Kali dem Kayango untertan.

Von hier an setzte sich die sanfte Steigung des Bodens fort. Durch prächtigen Hochwald gelangten wir nach 1¼stündigem Marsche zum Getti, und diesen übersetzend zum unmittelbar am jenseitigen Ufer gelegenen Dorfe Mordschan Kali.

Der folgende Tag sollte uns an unser Ziel bringen. Schon um 2 Uhr morgens brachen wir auf; der Mond goß sein Silberlicht auf unseren Pfad, dem wir schweigend folgten. Bei Sonnenaufgang langten wir bei einem Dorfe der Golo an. Die Erwachsenen krochen zur Begrüßung aus ihren Hütten, gefolgt von den Kleinen, die bei unserem Anblick eilig wieder im Innern verschwanden. Munter ging es vorwärts über den Bach Akule. Nach 7 Uhr stieß der Häuptlingsbläser ins Horn; vor uns, unter schattigen Bäumen, lag das Dorf Kayango, der Ort der künftigen Wirksamkeit meiner Gefährten. Unter dem Gruße der Sultanstruppe ging es zur geräumigen Fremdenhütte, in welcher wir mit allen Habseligkeiten zeitweilig Unterkunft fanden.

Wir waren der Ruhe bedürftig, aber die Neugierde des herbeigeeilten Volkes verhinderte dieselbe. Zuerst in einiger Entfernung sich haltend, umstanden und umlagerten sie in Gruppen unsere Hütte, betrachteten uns und unsere Sachen und machten sie zum Gegenstand einer lebhaften Unterhaltung. Die größeren Knaben faßten allmählich Mut, drängten sich Schritt für Schritt an den Eingang der Hütte heran und, da wir sie nicht abhielten, in dieselbe hinein und setzten sich vor uns nieder. Schweigend betrachteten sie alles und wisperten sich ihre Eindrücke zu. Einige Glasperlen und ein Stückchen Zucker benahmen der Scheu jede Schranke und setzten ihrer Freude die Krone auf; munteren Böcklein gleich hüpften sie fort, um bald wieder zur Stelle zu sein. In den folgenden Tagen gestaltete sich der Verkehr zwischen uns und der Jugend immer reger und ungezwungener.

Unsere erste Aufgabe war, einen günstigen Platz für unsere Niederlassung zu wählen. Alsbald nach der Ankunft gingen wir, vom Häuptling und viel Volk begleitet, auf die Suche. Nach längerem Abstreifen der Umgegend fiel unsere einmütige Wahl auf einen etwa 300 Schritte vom Häuptlingsdorfe entfernten, verhältnismäßig hochgelegenen und eigentümerlosen Waldplatz. Die Nähe des Dorfes und der umliegenden Weiler bot die Möglichkeit eines häufigen Verkehrs mit den Eingeborenen zum Zwecke des Studiums der Sprache und Sitten.

Sogleich wurde Hand ans Werk gelegt. Am Nachmittag wurde von mehreren Seiten Feuer an das mannshohe Gras gelegt, das den Platz bedeckte. Prasselnd verschlang die Flamme die dürren Halme, und unter dichtem Rauch und Qualm schlugen die Feuerzungen zwischen den Kronen der stämmigen Tamarinden- und Kautschukbäume zum Himmel empor. Scharen von scharfäugigen Falken kreisten über den Rauchwolken, lauernd auf das durch das Feuer aufgescheuchte Kleingetier. In kurzer Zeit bezeichnete eine schwarze Aschenstätte, aus der die versengten Hochbäume trauersam aufragten, den Platz der künftigen Missionsstation.

Am folgenden Morgen erschienen wir und der Häuptling mit seinen Leuten auf dem Platze. Wir gaben ihm die Weisungen, und er verteilte die Arbeit unter die Seinigen. Die einen fällten mit ihren kleinen Beilen unnütze und störende Bäume, andere rodeten Wurzeln und Sträucher aus, und wieder andere reinigten den Boden. Eine Anzahl ging in den Wald, schnitt Grasstroh für die Dächer und fällte Bäumchen und Aeste für die Wände. Trotz der einfachen Geräte und der

angeborenen Langsamkeit der Leute bot der Platz bald einen bedeutend veränderten Anblick dar, und am 9. März konnte der Plan für die Mission abgesteckt werden. Auf einem zu umzäunenden Rechteck von 150 m Länge und 100 m Breite waren acht Hütten in Aussicht genommen, die sich zu je vier in angemessenen Abständen von einander an den beiden Längsseiten hinziehen und einen breiten Hof in der Mitte freilassen sollten. Die erste größere Hütte von 8 m Länge und 6 m Breite rechts vom Eingange sollte als Kapelle dienen und vor den übrigen errichtet werden. Der Häuptling hielt mit seinen Leuten Beratung und verteilte die Arbeitsleistungen. Während einige mit ihren kleinen Schaufeln den Platz reinigten, bohrten andere mit Stemmeisen an langen Stielen Oeffnungen an den vier Ecken und hoben die Erde 20 cm tief mit der Hand aus. Von einem Loch zum andern wurde eine Bastschnur gezogen und durch Auftreten auf dieselbe eine Linie auf den Boden gezeichnet. Der Häuptling bezeichnete mit der Lanzenspitze die Stellen der Linie, wo Löcher zur Aufnahme der Wandpfähle gegraben werden sollten. Auf dieselbe

Kahangos Fremdenhütte.

Weise wurden je zwei größere Oeffnungen in der Mittellängslinie zur Aufnahme der beiden Pfähle ausgehoben, welche das Dach zu stützen hatten. Nach dieser Tagesleistung setzten sich die Golo zu launiger Unterhaltung in den Schatten.

Am nächsten Tage wurden in die Oeffnungen auf der ganzen Umfangslinie der Hütte Pfähle von etwa 1,40 m Länge, mit einer Gabelung am oberen Ende, gesteckt und in die Gabeln zu Bündeln zusammengedrehte Zweige und Ruten gelegt und mit Bast festgebunden. Nun schien das Rechteck wie von einem Zaune umschlossen. Sodann wurden die beiden Dachstützen in ihren Oeffnungen befestigt, in deren Gabelungen der schwere Querbalken gehoben und auf diesem und dem unteren Rutengewinde mehr oder minder gerade Aststangen als Dachsparren befestigt. Dieser Dachstuhl wurde schließlich mit trockenem Steppengras bedeckt und alles mit Bast verbunden. Die ganze Arbeit ging ärgerlich langsam voran. Die guten Leute hatten die Gewohnheit, dieselbe oft zu unterbrechen und sich stundenlang mit Scherzen und Lachen zu unterhalten. Dem tatkräftigen Europäer fällt es schwer,

einer so gemächlich betriebenen Arbeit zuzusehen. Aber schließlich wurde auch die Hütte fertig.

Am Sonntag Laetare, 13. März, segnete ich ein großes Kreuz aus rohen Aesten, das auf dem Giebel der Hütte angebracht wurde, las die hl. Messe, weihte die beginnende Station dem hl. Franz Xaver, richtete an die Missionäre einige Worte über die Erhabenheit des Apostolats und erteilte ihnen den päpstlichen Segen.

Zur Ehre des Tages führte das Volk vor unserer Fremdenhütte Tänze auf, und ich verteilte meine letzten Geschenke.

Nach den gemachten Erfahrungen beanspruchte der Ausbau der Station noch eine geraume Zeit. Mich drängte es, vor der Regenzeit noch eine zweite Station zu errichten. So überließ ich die Leitung der weiteren Arbeiten den Missionären und trat am Nachmittag die Rückkehr nach Wau an. Fiebernd erreichte ich abends Mordschan Kali. Das Fieber bannte den Schlaf, und von Mitternacht an irrte ich fröstelnd auf und ab, bis um 3 Uhr der Mond die Fortsetzung der Reise gestattete. Weder der funkelnde Sternenhimmel, noch die aufgehende Sonne, nicht die bunte Waldszenerie und nicht die Gazellenherden und fliehenden Pharaonshühner konnten mich anregen; ich fieberte. Höchst ermüdet erreichte ich in acht Stunden Wau. In der eben vollendeten Strohhütte warf ich mich sofort unter die Decken und suchte durch Schweißmittel und Chinin des Fiebers Herr zu werden. Die folgenden Tage brachte ich teils auf dem Lager zu, teils besorgte ich Gänge zur Vorbereitung für die Reise nach Osten. Das Chinin, das ich seit einer Woche täglich dreimal nahm, hatte wohl das Fieber verscheucht, mich aber auch gleichsam wie betäubt. Es war ein schwer zu beschreibender Zustand. Halb der Sinne beraubt, ohne irgend einen nennbaren Schmerz zu spüren, tanzte die Welt um mich herum. Beim Gehen fühlte ich den Boden unter den Füßen unsicher, und die Augen stellten mir die Gegenstände oft wie verdoppelt vor. Daß das Uebel aber nur vorübergehend sein konnte, schloß ich aus der Arbeitslust, die mich nicht verließ und mich antrieb, eine Reise in das Land der Dschur zu unternehmen und einen Platz für eine weitere Station zu suchen.

Rundreise im Südosten von Wau und Gründung der Mission Mbili.

Neuerlicher Aufbruch in südöstlicher Richtung. — Im Tale von Mbili. — Zutraulichkeit der Dschur. — Fliegende Post. — Ein unfreundlicher Häuptling. — Bei den Bellanda. — Ein Dschurpatriarch. — Bei den Bongo. — Tondsch. — Ankunft des Gouverneurs. — Dschur-Ghattas. — Wieder im Tale von Mbili. — Häuptling Dud. — Wahl des Platzes für die Mission. — Ich begebe mich nach Wau. — Njam Njam-Ansiedelung in Wau. — Ich kehre nach Mbili zurück. — Einweihung der neuen Mission. — Die Dschur; ihr Äußeres, ihre Sitten, ihre Herkunft und ihre religiösen Ansichten. — Rückkehr nach Wau. — Abreise nach Khartum.

Am 17. März nachmittags brachen wir auf. Die Karawane umfaßte außer mir, einem Priester, unserem Schiffsheizer, der sich am Maschinenkessel als Koch ausgebildet und nun noch als Eseltreiber und Bursche für alles diente, und einem Schutzsoldaten vier Maultiere für Lasten mit einem Treiber, ein Maultier für mich und einen Esel für meinen Mitbruder. Erst nach langen Stunden hatten wir den Dschurfluß übersetzt und konnten endlich gegen Abend reisefertig aufbrechen.

Vom Flußufer stieg die neue Fahrstraße durch das ansteigende, mit hohem Grase dicht bestandene Ueberschwemmungsgebiet zum Saume des Waldes an und folgte diesem in östlicher Richtung. In einer Breite von 3 m ist die Straße durch das hohe Gras und Gebüsch gebahnt. Nach etwa einer Stunde begegneten wir der Abteilung Soldaten, die unter der Leitung eines schwarzen Offiziers die Straße absteckte. Der nun folgende, enge Pfad ließ uns die Vorzüge einer so bequemen Straße noch mehr schätzen. Bis zum Einbruch der Nacht arbeiteten wir uns leicht durch; aber im Dunkel war der Marsch auf dem holprigen und steinigen Pfade durch das Gewirr der Dorn- und Schlingpflanzen hindurch höchst mißlich. Die brennende Steppe warf ihren Feuerschein durch das Dickicht, als aus demselben ein polternder Lärm wie von rollenden Steinen erscholl, dem ein zorniges Brummen folgte; es waren Bärenpaviane, die ihrem Unmut über unser nächtliches Eindringen in ihren Bereich grollend Ausdruck verliehen. Nach vierstündigem Marsche hielten wir bei den Hütten von D e l e b; so heißt der Ort nach den dort befindlichen Borassuspalmen. Außer den Fremdenhütten war keine menschliche Behausung zu sehen. Der nächstgelegene Ort ist O k w a l, auf dem Gegenufer, dessen Häuptling auch für die Instandhaltung der Station Deleb zu sorgen hat.

Auf steinigem Pfade ging es weiter durch dichten Wald und über freie Grasflächen, bis wir nach vierstündigem Marsche in einer Bachniederung die Herberge Mbili erreichten. Allseitig von bewaldeten Eisensteinhügeln umgeben, breitet sich ein liebliches Tal von 2 km Länge und 1 km Breite aus. Die Regenwasser sammeln sich in einem kleinen Teiche in der Mitte des Tales, der jetzt einen Sumpfboden darstellte. Der Wasserreichtum des Bodens nährt zwischen den abgebrannten Grasstoppeln noch in dieser Jahreszeit einen grünen Rasenteppich, in welchem weiße, gelbe und violette Zwiebelblumen prangen. Hurtige Heuschrecken und einfarbige Schmetterlinge vervollständigen die Aehnlichkeit mit einem Wiesenbilde. Zwei Brunnenlöcher enthalten lehmfarbenes, gutes Wasser. Eine Ansiedelung im oberen Teile und die aus vier Hütten bestehende Fremdenstation im unteren Teile des Tales sind die einzigen menschlichen Wohnungen. Das frühere Dorf des Häuptlings Dud ist von hier nach Nordosten auf die Hochebene des Niaduk übergesiedelt. Dorthin beschlossen wir einen Abstecher zum Besuche der Eingeborenen zu machen.

Am Abhange eines bewaldeten Hügelrückens ging es durch Busch und über kahle Steinflächen in einer Stunde zum Bache Amon, dessen Bett, von üppiger Baum- und Schlingvegetation bezeichnet, noch stellenweise Wasserlachen enthält. Auf felsigem Pfade betreten wir zwei sich folgende Hochebenen, auf denen dichte Waldpartien mit Grasflächen abwechseln. Nur mit Mühe winden wir uns durch die dunklen Dickichte, in denen es an scharfstacheligen Dornsträuchern nicht mangelt. Nach einer Stunde überschreiten wir den Regenbach Tschol, dessen Wasserlauf zu dieser Jahreszeit beinahe trocken ist. Die Ufer des tief in den Boden geschnittenen Bettes sind hier mit einem üppigen Walde von mächtigen Baumriesen beschattet, deren dichte Kronen sich oben zu einem Laubgewölbe schließen. Die schattige Kühle ladet den müden Wanderer zur Rast ein, allein die Unzahl der Insekten verleiden ihm den Aufenthalt an dieser sonst so anmutenden Stelle.

Ansteigendes Gebiet führt uns auf eine Hochebene, die sich zwischen einem Waldrücken einerseits und dem Regenbach Niaduk anderseits nach Süden erstreckt. Am Waldessaume dieser Wildnis halten allenthalben Wildschweine ihren Weidegang.

An einer Reihenfolge von Niederlassungen vorbei, deren Jugend sich uns neugierig anschloß, gelangten wir zu den Hütten der Häuptlinge Lëu und Dud. Bei letzterem beabsichtigten wir zu nächtigen, fanden jedoch die Fremdenhütte von einem schwarzen Feldwebel und dessen Frau besetzt, welcher in der Gegend die Abgaben in Korn einzutreiben hatte. Wir kehrten daher zu Lëu zurück. Beide Häuptlinge waren abwesend. Deren Stellvertreter empfingen uns recht freundlich, ja mit einnehmender Herzlichkeit. Der gute Eindruck von Land und Leuten auf uns vervollständigte sich am nächsten Morgen.

Von der Höhe des bewaldeten, etwa 20 m hohen Eisensteinrückens aus bietet sich ein hübscher Ueberblick. Zwischen Hügelrücken im Norden und dem Bache Niaduk im Süden erstreckt sich, allseits von Wald umrahmt, eine Hochebene über etwa 6 km, in der 24 zerstreute Gehöfte zu sehen sind. Aus den zunächst gelegenen

Siedelungen dringt lebhafter Lärm von Menschen und Hühnern zu uns empor und spricht von der Rührigkeit des Völkleins. Die sauberen Hütten mit Speichern, Körben und Gefäßen, gefüllt mit Korn und Früchten, die Eisen- und Kupferbeschläge an Waffen und Werkzeugen, die häufigen Schmiedewerkstätten, die Scharen von Hühnern, welche Hof und Flur beleben, das alles bezeugt die Rührigkeit der Leute. Nur Kinder entbehren jeder Hülle, Männer sind durchwegs mit Schamtuch und Weiber mit Fellen bedeckt. Als Zahlung weist man Perlen und Tand ab und wünscht Zeug und Seife. Groß und Klein sammeln sich an unserem Lagerplatz und wetteifern, uns Dienste zu erweisen. Die einfache und ungesuchte Art, die natürliche Offenheit und Herzlichkeit, womit sich die Leute geben und uns gegenübertreten, heimeln an und nehmen mit sanfter Gewalt für sie ein. Wie von

Dschur-Neger.

selbst ergibt sich der Gedanke, hier die beabsichtigte Dschurmission zu errichten, wenn wir nicht anderswo günstigere Bedingungen finden. Diesem letzteren Zwecke sollte die Fortsetzung der Reise gelten, die wir sofort antraten. Es war der 19. März, Fest des hl. Joseph.

Der Rückweg führte uns über bewaldetes Steingebiet an den Tschol, der hier in der Nähe der Furt einen breiten Wasserpfuhl bildete. Die Gegend zwischen den Bächen Tschol und Amon weist einen seltenen Grad von Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit des Baumwuchses auf.

Nach etwa 3 Stunden waren wir wieder in der Herberge Mbili. Von hier nahmen wir nachmittags die Weiterreise nach Osten auf. Nach kurzem Marsche am Rande der grünen Talsohle klettern wir auf steinigem Pfade den steilen Abhang eines bewaldeten Hügelrückens empor. Eine Stunde ziehen wir über die luftige Hochebene mit schöner Aussicht, um dann durch eine steile Steinschlucht in eine Buschniederung hinabzusteigen.

Da plötzlich stand ein Träger vor uns, nahm seinen Sack vom Kopfe und hielt ihn mit weitgeöffnetem Rande vor uns hin, ohne ein Wort zu sagen. Da wir nicht Miene machten, etwas aus dem Sacke zu nehmen, noch hineinzutun, so schloß er ihn, nahm ihn auf das Haupt und zog ohne ein Wort seines Weges. Das war der Postbote von Tondsch nach Wau. In jenen guten ersten Zeiten gab es kein Postamt in Wau; die englischen Reisenden von Stand öffneten den Postbeutel, wo sie ihm begegneten und suchten sich ihre Post heraus oder sandten sie mit.

Die Dunkelheit überraschte uns zu früh und wir mußten bei dem matten Lichte der Mondsichel unseren Weg durch Wälder und Steppen, über Geröll

Dschur-Frauen.

und Termitenbauten hinweg suchen, wobei wir oft genug stolperten. Endlich, nach vierstündigem Ritte kündigt Feuerschein die Nähe von Menschen an. Wir sind bei den Hütten des Häuptlings K a n g o r. Mit Mühe und Geduld bringen wir es dahin, daß derselbe in der nächtlichen Stunde von uns Notiz nimmt; es kostet aber mehr, ihn zu veranlassen, im Dunkel eine seiner Frauen um Wasser zu senden. Es hieß, die alten seien zu müde und die jungen hätten Furcht vor den Löwen. Die ganze Nacht hindurch rüttelte heftiger Wind an unserer Hütte aus Hirsestengeln.

Frühzeitig am Morgen mischte sich in das Pfeifen des Windes der Lärm mißmutiger Stimmen. Es waren unsere Leute, die vom Häuptling Hirse für die Maulesel und Essen für sich beanspruchten. Nur ungern ließ er sich herbei, Hirse für die Tiere beizustellen, während er die Leute mit Kornbier und uns mit milchfarbigem Wasser abfertigte. Offenbar war er nicht besonders gut ge-

stimmt. Den Grund erfuhren wir bald. Jedenfalls war Armut, die er angab, eine Ausrede.

Auf einem Rundgange, den wir in seiner Begleitung machten, bekamen wir den Eindruck relativer Wohlhabenheit. In den über 20 Gehöften, welche die weite, vom Walde umsäumte Lichtung bedeckten, fielen allenthalben die geräumigen Speicher, bauchigen Flechtkörbe und Tongefäße auf, alles wohlgefüllt mit Hirse, Feld- und Waldfrüchten. Im Hofe des Häuptlings war zahlreiches Volk um einen Grabhügel versammelt, dessen glatter Anwurf eben mit schäumendem Bier übergossen ward. Es sollte der 30. Todestag eines Sohnes des Häuptlings nach Landessitte begangen werden. Von allen Seiten strömte Volk herbei, und große Krüge Bier warteten der Trauergäste.

Als wir uns zur Abreise rüsteten, erschien Kangor mit seinen Aeltesten in unserer Hütte. Wir wünschten die Maulesel zurückzuschicken und durch Träger zu ersetzen und ersuchten um letztere. Er verweigerte sie kurzweg und gab seinem und der Leute Mißmut über den Trägerdienst offenen Ausdruck. Mit verschiedenen, oft recht stichhaltigen Gründen suchte er ihre Abneigung gegen diese Art von Arbeit und Steuerleistung zu rechtfertigen. Ich legte ihm dar, wie wohl auch die Regierung von all dem überzeugt sei und eben deshalb Straßen baue, um den Verkehr mit Wagen und Tieren zu vermitteln; er und seine Leute sollten beim Straßenbau mithelfen und so sich vom Trägerdienst befreien. Schließlich wollte er uns den guten Willen bezeigen und bot uns Träger bis zum Nachbarhäuptling an. Wir konnten die Weiterreise unmöglich von der Stimmung der Häuptlinge abhängig machen und behielten die Maultiere.

Nach 1½stündigem Marsche nach Südosten waren wir in der Ansiedelung des Häuptlings A q u ò m. Keine menschliche Seele ließ sich sehen, bis der Häuptling von der erwähnten Trauerfeier zurückkehrte. In seiner Gesellschaft befand sich ein fadennackter Dinka mit großem Helm aus Straußenfedern, während der Dschurhäuptling Hemd, Hose und Fez trug; beide waren der personifizierte Ausdruck des verschiedenen Grades der Annäherung an unsere Kultur. Trotz der Geschenke erlangten wir kaum etwas Wasser für uns und die Tiere. Aquòm übertraf noch seinen Nachbar an Abneigung gegen das Trägerwesen und erging sich in den derbsten Ausdrücken darüber. Menschen und Ort waren wenig einladend. So groß war die Menge der winzigen und lästigen Fliegen am Rande dieser Wildnis, daß sie nicht nur Augen und Ohren, sondern beim Atemholen auch Nase und Mund füllten.

Wir schickten uns an, diesen ungastlichen Platz zu verlassen. Da riß sich das ungestümste unserer Maultiere los, raste auf dem Pfade voran und war nicht mehr zu erreichen. Wir mußten uns behelfen, so gut es ging und beschleunigten unseren Marsch in der Hoffnung, das Maultier einzuholen. Vergeblich; nach dreistündigem Ritte erfuhren wir in A r u m, daß das Tier dort durchgerast sei, ohne auch nur das dargebotene Wasser eines Blickes zu würdigen.

Dorf und Leute zeigten, daß wir uns hier bei einem neuen Stamme befanden. Um einen mächtigen Kornspeicher und zwei reinliche Fremdenhütten mit

Seitenwänden aus Strohgeflecht und mit Dach aus Bambusrohr und Stroh gruppieren sich ein Dutzend Hütten. Drei steifblätterige Bäume überschatteten fast das ganze Dorf. Der Häuptling ist mit einem Teile der Männer im Lande der Njam Njam abwesend, so daß die Mehrzahl der Anwesenden Frauen, Kinder und Greise sind. Der kleine, gedrungene, fleischige Körperbau sowie die helle, kupferrote Hautfarbe unterscheiden die Bellanda von den Dschur. Die Kleidung der Frauen beschränkt sich auf Blätterbüschel, abgesehen vom Zierat, der sich durch Zahl und Mannigfaltigkeit auszeichnet. Schmuck aus Perlen und Messing ist seltener als aus Eisen und Kupfer. Aus diesen Metallen bestehen zumeist die vielen Ringe an Hand- und Fußgelenken, die Anhängsel am Halse, sowie die Ringe in der Oberlippe, den Ohrmuscheln und Nasenflügeln. Zur Frauenmode gehört hier ein zierlich gearbeitetes Kupferblättchen an Angelhaken, der von außen durch eine Oeffnung der Unterlippe gezogen wird. Die Schmucksucht scheint so eingewurzelt, daß sie auch die Männerwelt angesteckt hat. Unter- und Oberlippe, Scheidewand und Flügel der Nase und die Ohrmuscheln weisen Durchlöcherungen auf, an mancher Person wohl über 50 am ganzen Körper. Welch herzloser Tyrann doch die Mode ist! Dabei ist dieser rot- und gelbschimmernde Schmuck doch nur eine Verunstaltung der natürlichen Schönheit des menschlichen Antlitzes. Sonst gefiel uns das Völklein. Dienstfertig und aufmerksam brachte man uns, was man hatte und nahm dafür bescheiden die Geschenke entgegen. Der gefällige Baustil der Hütten, die zierlichen Schlafgestelle aus Bambus ohne Verwendung eines Nagels, die geschmackvoll gearbeiteten Geräte und Gefäße zeugten für die Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit der Bellanda. Ein netter Strohbesen an unserer Hüttentür wies auf den Sinn für Reinlichkeit hin. Diese erste Bekanntschaft mit den Bellanda weckte in mir die lebhafte Teilnahme für sie und den Wunsch, eine Station für dieses zugängliche Völklein zu errichten. Eine Schwierigkeit liegt im Mangel eines festen Zusammenschlusses und Mittelpunktes desselben. Nur durch Anschluß an mächtigere Nachbarn können sie sich halten. Arum mit seinem kleinen Anhange ist dem Häuptling Wakelo im Süden des Niaduk untergeordnet. Während sich beide an die Dschur anlehnen, unterstehen ihre Stammesgenossen im ferneren Süden der Botmäßigkeit der Njam Njam.

Der Weitermarsch gegen Osten ging durch Wald und über Steinebenen, als auf einer Buschlichtung und ganz unvermutet ein heftiges Kreischen und Bellen wie aus der Kehle eines heiseren Hofhundes zu uns drang. Eine gefleckte Hyäne von riesiger Größe rannte über unseren Weg und verschwand seitwärts im Gebüsch, und noch lange heulte die Leichenschänderin in ohnmächtigem Ingrimm durch die Wildnis. Der Waldgrund prangte hier bereits im Schmucke des Erstlingsregens, und in das zarte Grün der keimenden Grashalme webten schöne Blumen ihre bunten Farbentöne von Weiß, Rot und Gelb. Neben Büschen und Bäumen in schönem Immergrün kleideten sich andere mit frischem Laube.

Nach einer Stunde trafen wir am Abhange einer Bachniederung die Gehöfte des Dschurhäuptlings Agang, der in blendendweißem Anzuge und rotem Fez mit buschigen, blauen Quasten, umgeben von seinen Aeltesten, uns den Gruß

bot. Es schien eine Enttäuschung für sie zu sein, als wir nur ihren Gruß erwiderten und dann weiterzogen. Dasselbe taten wir in einem anderen Dschurdorfe, um dann nach einer weiteren Stunde bei dem menschenleeren Dorfe Loal zu halten. Der Häuptling dieses Namens war nach dem nahen Dschur-Ghattas aus-

1. Hütte, 2. Bienenstock, 3. Schmelzofen, 4. Gerätschaften der Dschur-Neger.

gewandert. Das Wasser des nahen Brunnens hatte durch den langen Nichtgebrauch einen widrigen, fauligen Geruch und Geschmack angenommen. Möglichst rasch verließen wir die abstoßende Stätte, und der dreistündige Marsch gegen Osten bis nach Ajudo schien uns eine Erquickung. Die Luft war zwar heiß, allein die wechselvolle Pracht der Gegend überbot alles bisher Gesehene. Der

Reiz des schönen Buschbildes wurde gesteigert durch vielstimmigen Gesang der zahlreichen Vogelwelt.

Auf großem, freiem Platze mitten im Walde stehen zwei geräumige offene Fremdenhütten. Die abwechslungsvolle, stein- und buschreiche Umgebung birgt einen großen Teich, der von einer Quelle genährt wird. Ungezählte kleine Schmetterlinge in weißer, gelber und blauer Tracht schweben über dem Gewässer, das auch Fische beherbergt. Die Nähe eines solchen Wassers bedingt natürlich eine Niederlassung. Jedoch hatten sich auch hier die Eingeborenen vom Verkehrswege in den Busch zurückgezogen.

Am folgenden Morgen besuchten wir das Dorf Ajudos. Der Weg dahin führte über verlassene Niederlassungen. Angelangt bei der Hütte des Häuptlings sagte man uns, derselbe sei leidend infolge eines Sturzes vom Bettgestell. Als er unsere Stimmen vernahm, kroch er sogleich aus seiner Hütte heraus. Unfähig sich aufzurichten, streckte er sich auf einem Felle aus, stützte den Arm auf ein Stühlchen und klagte über Schmerzen in der Hüfte. Eine Lederschnur mit Wurzelamulett am Halse war das Einzige an seinem völlig nackten Leibe. Die runzelige Haut hing schlapp um die dürre, lange Gestalt. Das straff aufgerichtete Haupthaar und der karge Bart waren schneeweiß und umrahmten ein Antlitz von regelmäßigen Zügen und angenehmem Ausdruck. Der Gleichmut, mit dem er uns betrachtete, und die Ruhe, welche er zur Schau trug, waren bewundernswert. So benimmt sich einer, welcher über die Eindrücke des Lebens mit seinen Aufregungen erhaben ist. Er sollte über 100 Jahre alt und der Aelteste des Stammes der Dschur sein. Jedenfalls verkörperte er ein beträchtliches Stück ihrer Geschichte. Als ehrwürdiger Patriarch war er das Haupt einer zahlreichen Familie. Der Erstgeborene, der ihn nach Außen vertrat, war abwesend. Zwei andere Söhne, deren Frauen und neun Enkel saßen auf der Tenne des Hofes. Die letzteren schienen seine Freude zu sein. Mit dem Ausdruck der Genugtuung stellte er uns einen Enkel in der Korbwiege vor und bemerkte, dessen Mutter sei gestorben, und nun habe er eine Ziege gekauft, um den Kleinen mit Milch aufzuziehen. Schließlich verlangte er zu wissen, wer wir seien. Ich bedeutete ihm, daß es unsere Aufgabe sei, den Kranken und Elenden zu helfen und allen, jung und alt, den Willen und das Gesetz Gottes zu erklären; wir seien gekommen, zu sehen, ob wir dies hier tun könnten. Er billigte, daß wir bei dem Wasserteich bleiben sollten, wo uns seine Leute Hütten bauen würden.

Während des Gespräches mit dem Alten zog sich der Kreis der Großen und Kleinen immer enger um uns. Einer der letzteren, ein kleiner, netter Knirps, stand da, ernst wie ein Philosoph, und hielt den Zügel meines Maulesels. Der Greis entschuldigte sich, daß er kein Schäflein als Geschenk bereit habe und gab den Enkeln Befehl, Hühner einzufangen. Im Nu stürzten sie sich auf die Hühnerjagd, schreiend stoben dieselben auseinander und die Jungen hinterher. Da wir aber von allen Seiten beschenkt worden waren, so erklärten wir Ajudo, sein guter Wille genüge uns und versprachen ihm Geschenke. Auf dem weiteren Rund-

gang durch die Siedelung rief man uns zu einem kranken Knaben, dem wir eine entsprechende Arznei verabreichten. Ajudo und seine Leute machten uns den besten Eindruck; es war der gutmütige und zutrauliche Ton, der uns anheimelte und über die Ausnahme von Kangor hinweg unsere gute Meinung von den Dschur und unsere Hinneigung zu ihnen befestigte.

Damit sind die Dschur in dieser Richtung zu Ende. Gegen Südosten zu beginnen die Ansiedelungen der Bongo. Der Wald war auf weite Strecken gelichtet und zu Pflanzungen hergerichtet. Ununterbrochen folgten sich Gehöfte mit bauchigen Hütten und gefüllten Kornspeichern, abwechselnd mit Eisenschmieden. Alles deutete auf ein strebsames Völklein hin. Bei der Behausung des Häuptlings Mordschan war viel Volk versammelt und die buntgestreiften sowie blendend

Dschur-Knaben.

weißen Kaftane und roten Feze mit wallenden Troddeln verliehen dem Ganzen einen arabisch-mohammedanischen Anstrich. Neben der buntscheckigen Tracht der Männerwelt fiel um so mehr die Blöße der Frauen auf mit ihren fleischigen, plumpen, kupferfarbenen Gestalten, den Blätterbüscheln und dem kuhschweifförmigen Rückenbehang. Die Kultur des Islam hat auch hier, wie überall, den Mann bedeckt und überfirnist, das Weib dagegen unberührt gelassen.

Noch ein kurzer Marsch durch Buschwald, und vor unseren Blicken lag die breite, baumlose Ueberschwemmungsebene, durch welche das tiefe Flußbett des Tondsch seine durch Röhricht gekennzeichneten Krümmungen zog. Auf unserer Seite trat der Wald bis fast an die Ufer heran, und der Pfad zog knapp am Ufer im Schatten mächtiger Bäume hin. Aus dem in der Tiefe fließenden Wasser ließen wir einen Trunk holen, labten uns daran und brachten uns so recht die Wohltat des fließenden Wassers in Afrika zum Bewußtsein. Wie neu belebt zogen wir in die Station Tondsch ein.

Die Militärstation ist schön gelegen. Im weiten Umkreise war der Wald gelichtet. Die Mitte bildete eine weite, von Wall und Graben umschlossene Fläche, auf deren geglättetem Boden die Beamtenwohnungen, Vorratsräume und das Spital, alles aus Lehm und Stroh, zerstreut lagen. Außerhalb dieses Beamtenviertels befanden sich die Behausungen der Soldaten, Diener, Träger und des sonstigen Volkes, das zur Station gehörte, im ganzen etwa 180 Seelen. Den Kern der Bevölkerung bildeten die Negersoldaten mit Weib und Kind. In dienstfreien Stunden versammeln sich Männer und Jünglinge zum Spiele; in echt jugendlichem Uebermut wird mit Stöcken und Gummiball gespielt; in dem Lärm, der in

Dinka-Hirt.

keinem Verhältnis zu ihrer Zahl steht, hört man englische Ausdrücke. Nicht fern von diesem lärmenden Schauplatz des Frohsinns sitzt eine Gruppe von splitternackten Dinkajünglingen in der Asche und bedeckt sich damit die langbeinige Gestalt. Weniger anheimelnd, ja fremd für diese Gegend, nimmt sich das Bild eines gleißnerischen Dschellabs mit buschigem Turban und langem Rosenkranz aus, der unter behaglichem Schlürfen des Mokka sein Krämergeschäft mit einer Negerfamilie abwickelt.

Die Umgebung von Tondsch ist prächtig. Die Reize von Fluß und Wald, Wildnis und Steppe vereinigen sich zu einem ansprechenden Landschaftsbild. Der Fluß führt in dieser Jahreszeit eine spärliche Wassermenge, die tief unten als ein oder mehrere Bächlein sich durch den Sand von Süden nach Norden schlängelt. Zu welchem Strome dieses Bächlein zur Regenzeit anschwillt, das besagen die über 4 m hohen und 60 bis 80 m abstehenden Ufer. Die Gestalt derselben wechselt. Bald fällt das rechte, bald das linke Ufer steil ab, während das Gegenufer lang-

sam sich hebt und fast unmerklich mit der Flußniederung verschmilzt. Eine Menge verschiedener, teilweise großer Fische, tummeln sich darin oder schnellen ihre weißen Leiber hoch empor. Die Vogelwelt belebt Ufer, Inseln und Gebüsch. Ziegen- und Schafherden weiden auf den Ufertriften, während ihre Hirten, nackte Dinkaknaben, im glühenden Flußsande spielen. In der weiten Grassteppe der Flußniederung bis zur fernen Waldeswildnis sind Herden von Rindvieh zerstreut. Sie gehören den Dinka, welche die jenseitige Ufergegend bewohnen. Die Wald-dickichte, welche das Flußufer begrenzen, bergen mächtige, himmelanstrebende Vertreter des Hochbaumwuchses. Um sie scharen sich dichte Dschungeln von Schlinggewächsen, welche, die Stämme umklammernd, von Zweig zu Zweig klettern und undurchdringliche Dickichte in die Lüfte zaubern.

Dschur-Mädchen.

Das ist der prächtige Hintergrund der Regierungsstation Tondsch. Zur natürlichen Schönheit gesellt sich die Günstigkeit der Lage. In diesem herrlichen Winkel am Tondsch fließen die drei Stämme der Dschur, Bongo und Dinka ineinander; von hier führt die große, neue Straße nach Wau im Westen und nach Rumbek-Schambeh am Nil im Osten, und von hier geht der Fußpfad nach Süden in das Gebiet der Njam Njam. Auf diesem Pfade war die neue Regierung zum erstenmal in Berührung getreten mit jenem kriegerischen Volke. Das war kurz vor unserer Ankunft gewesen. Die Expedition dorthin war unglücklich verlaufen, die vordringende Kolonne von den Njam Njam angegriffen und zum Rückzuge gezwungen worden. Der englische Offizier Herry befand sich unter den Verwundeten. Zur Wunde gesellte sich das Malariafieber, und wenige Tage vor unserer Ankunft war er gestorben. Die Beamten zeigten uns sein Grab, einen mächtigen Steinhügel im Schatten eines hundertjährigen Baumes. Vielleicht war

es diese kleine Schlappe, welche die Gärung in den Beziehungen zwischen Sudan und Kongostaat steigerte. So wenigstens meinte der Gouverneur Boulnois, der am Morgen des 24. März in Tondsch eintraf. Es war die Nachricht eingelangt, daß Herr Le Maire mit Kongotruppen in Mvolo, 100 Meilen südlich von Rumbek und ebenso weit von der Grenze des Kongostaates entfernt, eingetroffen sei, angeblich in einer wissenschaftlichen Mission. Boulnois wollte in Eilmärschen nach Rumbek gehen, um die Belgier zum Rückzug zu veranlassen.

Die Ankunft des Gouverneurs hatte ganz Tondsch und Umgebung auf die Beine gebracht. Beamte und Soldaten waren der Inspektion gewärtig, und die Bongohäuptlinge Mordschan und Delingwe hatten sich mit dem Troß ihrer Leute eingefunden. Ersterer stellte mit seiner schmächtigen Figur in karrierter Hose, Jacke, Fez und Schnürschuhen eher einen Händler vor, während letzterer, eine mächtige Erscheinung mit fleischigen Formen, im roten Ehrenkleid, das er heute vom Gouverneur als Anerkennung seiner treuen Gesinnung erhalten, sich ganz das Benehmen eines Stammeshäuptlings zu geben verstand. Dutzende hockten vor der Hütte des Gouverneurs und hofften, ihn zu sprechen oder etwas zu erhalten. Trotz all der Audienzen und der Vorbereitungen für die Fortsetzung seines Eilmarsches kam er zu uns in das Spital und widmete uns über eine Stunde in höchst anregendem Gespräch über administrative und politische Fragen seiner ausgedehnten Provinz. Man sah es aus jedem seiner Worte, wie sehr ihm die Entwicklung seines Verwaltungsbezirkes am Herzen lag. Uns, die wir das Missionswerk in dieser Gegend einführen wollten, berührte das alles in wohltuender Weise. Beweis für seine Tatkraft war die Tatsache, daß er in wenigen Stunden alles so ordnete, daß sowohl er als wir reisefertig waren. Ohne ihn wären wir bei der Langsamkeit der ägyptischen Beamten nicht so rasch vom Flecke gekommen.

Als Ersatz für das entlaufene Maultier, das seinen Sturmeslauf bis nach Rumbek fortgesetzt hatte, trat er uns drei seiner eigenen Träger ab, gab uns einen Führer bis nach Dschur Ghattas und einen Befehl für weitere Führung von dort aus. So konnten wir am 24. März die Rückkehr nach Westen antreten.

Der Regen war in den letzten Tagen häufiger gefallen und hatte in Wald und Steppe die Kinder der Flora geweckt. Nach vierstündigem Marsche suchten wir in den Fremdenhütten von Dschur-Ghattas den Schlaf.

Am folgenden Morgen, Fest Mariä Verkündigung, weckte uns herrlicher Vogelsang. Das war wieder geschichtlicher Boden. Der Name Dschur-Ghattas spielte im letzten Jahrhundert durch Jahrzehnte eine wichtige Rolle. War doch der Ort der Stapelplatz der Khartumer Elfenbein- und Sklavenhändler. Deren Leben und Treiben mit allen für die Eingeborenen so verhängnisvollen Schattenseiten wurde durch unseren Afrikaforscher Dr. G. Schweinfurth der weiten Welt bekannt, der uns eine wahrheitsgetreue Schilderung in seinem epochemachenden Werk „Im Herzen Afrikas“ gibt. Von hier aus hatte der Entdecker sein Schicksal an die Fersen des Hauptes der nubischen Händler geheftet, auf diese Art

das Gebiet der Dschur, Bongo, Njam, Njam, Monbuttu und Akka durchforscht, und hier hatte er nach der Rückkehr das meiste seiner wissenschaftlichen Ausbeute in Rauch und Flammen aufgehen sehen. Die Erinnerung all dessen stand vor meinem Geiste, und ich gedachte an Ort und Stelle der lebensvollen Schilderungen unseres großen Forschers.

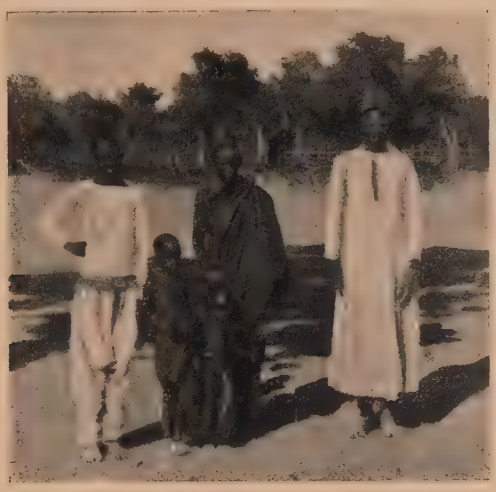
Hier stand in den 60er und 70er Jahren des verflossenen Jahrhunderts die Zwingburg der Menschenjäger. Den Kern bildete ein befestigter Verhau, innerhalb dessen der Stab der nubischen Händler mit einer bewaffneten Macht zusammengewürfelter Soldaten, etwa 250 Mann, lauter hab- und raubgieriges Gesindel, hauste. Dazu kamen Hunderte von Sklaven, zum Verkauf bereit, oder um als Hauptbestandteil des Soldes unter die Soldaten verteilt zu werden, alles in allem etwa 1000 Seelen. Zwei Meilen im Umkreise dehnten sich Kulturen aus, auf denen die seßhaft gemachten Eingeborenen die Feldfrüchte zur Ernährung ihrer fremden Bedrücker, der Räuber und Mörder ihrer Söhne und Töchter, großzuziehen hatten. Von hier aus gingen die Züge der Söldner zu den Nachbarstämmen; dort raubten sie Vieh und Menschen und schossen nieder, was sich zur Wehr setzte. Das ganze Geschäft war organisiert. Von hier aus wurde ein Dutzend von Zweigniederlassungen der näheren und ferneren Umgebung geleitet und wurden Handels- und Raubzüge nach dem fernen Süden zu den Njam Njam unternommen. Noch ist die einstige Anlage zu erkennen. Der Khandak oder befestigte Platz von etwa 150 m im Geviert, umgeben von 2 m hohem Erdwall und 1½ m breitem Graben, weist die Ruinen eines Lehmhauses und halbverschüttete Brunnenlöcher an den vier Ecken auf. In den Zweigen der Gebüsche sowie zwischen den jungen Delebpalmen, die alles überwuchern, wehen die Flocken zahlreicher Baumwollstauden.

Die ersten Regen hatten die Triebkraft der Natur geweckt, den Boden mit dem zarten Grün jungen Grases geschmückt, das Laubwerk der Bäume und Sträucher mit anmutender Frische belebt und teilweise bereits mit der Pracht hellfarbiger Blüten bestreut. Frühlingsodem, Blütenduft und Farbenpracht hatten der zahlreichen Vogelwelt die Sangesfreudigkeit wiedergegeben, die wie wonnetrunken ihre Weisen zu einem vielstimmigen Konzert verwob.

Aber trotz all der Pracht und Freude konnte ich nicht froh werden; die grausige Vergangenheit des Ortes trat mir immer wieder vor die Seele. All die Raub- und Mordszenen stiegen vor meinem geistigen Auge auf. Das Röcheln der Sterbenden, die vom ungekannten Tode der Kugelbüchse von fremden Räubern auf die heimatliche Scholle niedergestreckt, hilflos verbluteten, das unterdrückte Schluchzen der Erbeuteten, welche vom siegesfrohen Trosse der Menschenjäger vom väterlichen Herde fortgeführt und zum Sklavenmarkt der Veste getrieben wurden, das verhaltene Wimmern der Flüchtlinge, welche dem zu Tode gehetzten Wilde gleich in den Wildnissen herumirrten, das alles klang wie verworrener Schwanengesang eines sterbenden Volkes an mein Ohr. Vogelstimmen und Waldesang tönten mir wie Hohngelächter der herzlosen Muselmänner, der Anstifter all des bodenlosen Unheils.

Dschur-Ghattas gehört der Geschichte an; sein Erbe ist Tondsch. Dieses ist das Werk der Engländer. England hat an der Spitze der christlichen Nationen das beneidenswerte Verdienst, den Sklavenräubern das Handwerk gelegt zu haben. Solange ein englischer Offizier in Tondsch sein wird, gehört auch der Negerraub der Geschichte an.

Der Weg nach Westen führte in zwei Stunden zuerst durch Parklandschaft in die Talniederung des Baches Molmul, dessen Ufer so wenig ausgeprägt sind, daß sie mit der sumpfigen und sehr sanft geneigten Niederung fast ganz verschwimmen. Nach der Ausdehnung des Ueberschwemmungsgebietes zu schließen, führt dieser Bach zur Regenzeit eine nicht unbedeutende Wassermenge nach Nordost zum Bahr el Ghazal. Jetzt bestand er nur aus einer Reihe unzusammen-



Dschur-Häuptling Dud mit Familie.

hängender Lachen ohne jegliche Strömung. Aus der Wasservegetation leuchteten gelbe und blaue Teichrosen hervor. Die gewöhnlichen Uferbestände größerer Wasseradern, als Schilfgras und Röhricht, fehlten auch hier nicht, ebenso wenig wie Wasservögel. Das Vorhandensein von Fischen kündeten das ausgelassene Gezwitscher der Martinsvögel wie auch die zahlreichen Fischreusen der Eingeborenen an.

Nach vierstündigem Marsche über bewaldete Höhenzüge hielten wir in der Niederung des Baches Anuabba in den Fremdenhütten. Wir waren so müde, daß wir kein Abendessen verlangten. Anders aber dachten unsere Leute. Sie holten sich auf unsere Rechnung Essen vom fernen Dorfe des Aquom, von wo sie erst in später Nacht wohlbefriedigt zurückkamen. Noch nach Mitternacht wälzte ich mich unruhig im Fieber umher und betrachtete durch die Baumkronen Mond und Sterne, indes die Stimme des Löwen aus dem Waldesdickicht rollte. Nachtfeuer hielten ihn jedoch in gebührender Entfernung. Unschuldiger war das Brummen von Bärenpavianen, die uns am folgenden Morgen auf dem Weitermarsch

aus dem Wege gingen. Nach fünfstündigem Ritte stiegen wir von der Waldebene in das liebliche Tal von Mbili hinab.

Wir kannten nun das Land östlich vom Flusse Dschur. Unsere Wahl fiel auf Dud als Ort der Missionsstation für die Dschurneger. Dorthin zogen wir.

Der nach ihnen benannte Fluß scheidet die Dschur in einen östlichen und westlichen Zweig. Der letztere, den wir auf der ersten Rundreise kennen gelernt, erscheint fortgeschrittener und zugänglicher, wohl infolge der Berührung mit anderen und besonders arabischen Stämmen, als dieser östlich wohnende, der in der Abgeschlossenheit seiner Urwälder die unverfälschten Eigenschaften seines Stammes zur Schau trägt. Der Typus eines solchen ist Häuptling Dud. Von derber, knochiger Erscheinung, breitem Gesicht und unverhältnismäßig breitem Munde, kräftiger Nase und vorstehendem Kinn und von gutmütigem, ja beschränktem Ausdruck, empfing er uns mit plump militärischem Gruße, als wir bei seiner Fremdenhütte abstiegen. Der vernachlässigte Anzug schien eher auf einen gewöhnlichen Untertanen hinzudeuten. „Bist du Dud, der Häuptling Dud?" fragte ich. „Ja, ganz gewiß, ich bin es", lautete die Antwort, und gleich als ob er meine geheime Enttäuschung erraten, eilte er in seine Hütte und erschien alsbald mit orangegelbem Mantel und rotem Fez angetan, zur Beglaubigung seiner Würde. Auf die Erklärung unseres Vorhabens, bei ihm uns Hütten zu bauen, wußte er nichts zu sagen. Es kam ihm unverständlich vor. „Warum habt ihr sie nicht anderswohin geführt, sondern hierher gebracht? Wenn ich nun nicht gleich ihre Hütten bauen kann, werde ich eingesperrt", hielt er unseren Leuten vor. Ich legte ihm dar, daß wir nicht die Regierung, sondern Leute Gottes seien, die sein Volk unterrichten würden; daß wir nicht alle Hütten auf einmal, sondern langsam eine nach der anderen bauen wollten, und daß er nicht eingesperrt werden würde, selbst wenn er keine bauen helfe; daß wir alle Arbeit entlohnen und er durch unsere Anwesenheit bei ihm ein großer Mann werden würde. Besonders die letztere Aussicht streute einen Schimmer der Genugtuung in seine unentschlossenen und besorgten Züge. Amt und Macht sind da nicht fest umschrieben, sondern durch persönliche Eigenschaften, geistige Ueberlegenheit, Reichtum, Tapferkeit, Beredsamkeit bedingt. An all dem gebrach es ihm: er war das Gegenstück zum Häuptling Kayango der Golo. Die Folge war, daß seine Herrschaft und sein Einfluß zusammengeschrumpft, er als Häuptling nahezu verkracht und fast nur das Haupt seiner Blutsverwandtschaft war. Bei alledem war ihm der Ehrgeiz geblieben und die Hoffnung, wieder ein großer Mann zu werden. Einige nützliche Geschenke vollendeten seine Umstimmung. So will auch der Neger und Wilde von der richtigen Seite gefaßt sein. Von da an war, blieb und ist Häuptling Dud ein aufrichtiger Förderer und dienstbereiter Helfer der Missionsstation. Allerdings war sein guter Wille größer als seine Macht.

27. März. Wir gingen sogleich an die Wahl des Platzes der Niederlassung. Der Häuptling führte uns durch die ganze Umgegend. Ich wünschte, daß unsere Niederlassung hoch gelegen sein und die Rechte der Eingeborenen auf Grund und Boden nicht berühren sollte. Die Hochebene ging im Norden in einen ansteigen-

den Hügelrücken über und senkte sich im Süden gegen den Bach Niaduk, welcher fließendes klares Wasser lieferte. Die Mitte war von den Gehöften und Feldern der Eingeborenen besetzt. Die Wahl blieb also auf die Hügelseite beschränkt, wo ein wirrer Wald von Hochbäumen und Sträuchern mit hohen Gräsern eine geschlossene Wildnis bildete. Wir streiften dieselbe von außen ab und drangen in sie so gut als tunlich ein. Schließlich wurde ein Quadrat von 100 Metern für die eigentliche Missionsstation und eine entsprechende, angrenzende Fläche für Aecker gewählt.

Der Häuptling befahl einem Untergebenen, den gewählten Platz durch Feuer zu säubern. Dieser lief mit einer brennenden Strohfackel von Ecke zu Ecke und steckte das trockene Gras in Brand. Knisternd und prasselnd fraß die gierige Flamme in den dürren Halmen um sich, sprang allmählich auf die Gebüsche und Bäume über und verwandelte in kurzer Zeit die ganze Fläche in einen See ziſchender Feuerzungen. Dicker Qualm wälzte sich aufwärts und verdunkelte zeitweilig die Sonne. Nach einer halben Stunde stand kein Halm mehr, die Gebüsche waren in Asche verwandelt, und nur die Hochbäume standen noch mit glimmenden und rauchenden Stämmen da.

Es blieb ein Priester in Mbili zurück zur Leitung des Hüttenbaues. Ich begab mich mit zwei Begleitern und den Lasttieren auf dem kürzesten Wege nach Wau zur Ordnung verschiedener Angelegenheiten, mit der Absicht, zur Einweihung der neuen Station wiederzukommen. Am Flusse Dschur, der jetzt zwischen 5 m hohen, von Röhricht bestandenen Tonwänden etwa einen Fuß tief auf sandigem Grunde floß, irrte eine junge Frau auf der Steppe umher. Nachdenklich und unentschlossen hielt sie sich abseits, in der Nähe einer Herde äsender Antilopen. Eine Frau, allein und beschäftigungslos in der Steppe, das war ein Ausnahmefall. In der Annahme, ich sei ein Regierungsbeamter, kam sie zögernd herbei und erzählte meiner Begleitung, daß ihr Mann sie mißhandelt, sie die Nacht in der Wildnis verbracht und die Absicht habe, zu ihrer Mutter zurückzukehren. Scheu und flehenden Blickes erwartete sie Hilfe. Ich ließ ihr bedeuten, daß ich kein Angestellter der Regierung sei und verwies sie nach Wau. Sie folgte unserer kleinen Karawane bis zu ihrer Heimat, die an unserem Wege lag. Das Mütterlein reichte der Heimkehrenden ganz gleichgültig die Hand zum Gruße, als ob etwas Alltägliches vorgefallen wäre. Das ist in der Tat die Flucht der Frauen vom häuslichen Herde.

Der Mond beleuchtete unseren Pfad, als wir das Flüßchen Wau überschritten und dann nach siebenstündigem Marsche vor unserem Zelte in Wau hielten.

Die Unserigen waren wohl bis auf denjenigen, welcher bereits auf der Landreise erkrankt war. Er konnte das Fieber nicht loswerden; der Arzt erklärte ihn als untauglich für die Gegend und verordnete seine Rückkehr nach Norden.

Unsere Nachbarschaft hatte sich indessen durch eine Ansiedelung von kupferfarbenen Njam Njam vermehrt. Ich besuchte sie häufig und erkundigte mich nach den Verhältnissen ihres Landes. Sie lebten nach Tunlichkeit ihr heimatliches

Leben. Zu ihrem Hausstand gehörte ein Schimpanse, eine der Affenarten ihrer Heimat. Der 55 cm hohe Geselle mit dem fleischfarbenen, unbehaarten, runzeligen und greisenhaften Gesicht richtete sich auf den Hinterbeinen auf und grinste uns mit fletschenden Zähnen an. Vor keinem Menschen, ob schwarz oder weiß, zeigte er Furcht, wenn er nicht bedroht wurde, nur der Anblick von Eseln jagte ihn in die Flucht. Mit den Vorderhänden strich er sich anmutig die wallenden, schwarzen Haare aus der Stirn, wehrte sich die Mücken ab, ergriff den Sonnen-

Schimpanse.

schirm und spielte damit. Er trug so viele menschliche Manier zur Schau, daß ein Eingeborener meinte, er sei gebildeter als mancher Waldmensch. Das war er allerdings nicht; zwischen diesem Schimpansen und dem letzten Waldmenschen klafft die unüberbrückbare Kluft des Gedankens und der Sprache. Die Leute nannten in Bäam oder Baam, was wohl eine Verstümmelung des Arabischen Beni Adam, Sohn Adams oder Mensch ist. Sonst wird der Affe Nus-Nas, Halbmensch genannt.

In den letzten Tagen der Karwoche führte sich der Beginn der Regenzeit mit heftigen Gewittern ein. Am Karsamstag brach ich mit einem Priester, einem Bruder und einer Eselskarawane nach Mbili auf, wo wir nach siebenstündigem Marsche gegen Abend eintrafen. Ich hatte erwartet, daß die neuen Wohnhütten der Missionäre und die Kapellenhütte fertig gestellt seien. Aber statt dessen stand erst ein Gerippe der letzteren. Aller Anfang ist schwer, am schwersten unter einem wilden Volke. Die Dschur waren unempfänglich für die Gründe, welche die Beschleunigung der Arbeiten erheischten. Sie gingen ihren gemütlichen Gang, den sie Jahrhunderte gewohnt. Ihre Bedürfnisse sind so beschränkte, daß selbst hohe Löhne sie nicht zu energievoller Arbeit anregen konnten. Mitleid mit den Missionären, welche Sonnenbrand und Regen ausgesetzt waren, war ihnen fremd. Von einer Begierde nach unseren Wahrheiten war kein Schatten. Da hieß es für alle, Priester und Brüder, sich selbst helfen. Dazu kam, daß ein untergeordneter Regierungsbeamter den Häuptling Dud und dessen Leute zum Baue der Straße von Mbili verlangt hatte. So war denn einstweilen unsere Behausung eine Strohhütte von 2½ m im Gevierte, in welcher wir, vorübergehend drei Priester und drei Brüder, mit unserer Habe zusammenwohnten.

Osterfest, 3. April. In dieser Wohnung lasen wir die hl. Messe und empfingen die Brüder die hl. Kommunion. Alsdann begaben wir uns zum Platze der neuen Mission. Ich weihte ein aus Aesten rohgefertigtes Kreuz, das auf dem Gerippe der Kapellenhütte angebracht wurde und stellte die Mission unter den Schutz des Negerapostels, des hl. Petrus Claver. In einer Anrede konnte ich auf nichts Besseres hinweisen als auf das Beispiel des ersten Missionärs, des göttlichen Heilandes Jesus Christus, der aus Schmach und Tod glorreich auferstanden, und auf den Segen des Hl. Vaters, seines Stellvertreters auf Erden. Die Ostersonne schwebte über dem Busche herauf, und innige Osterfreude erfüllte unser Herz, als wir von der öden, aber nun geweihten Stätte zu unserer Miniaturhütte zurückkehrten.

Um den Hüttenbau in Fluß zu bringen, begab ich mich zu dem zwei Stunden entfernten Straßenbau, wo der Offizier den Häuptling Dud mir sogleich überließ und für den folgenden Tag 10 Arbeiter versprach. Auf der Rückkehr mahnte mich der Häuptling an ein Walddickicht, in welchem einige Tage vorher einer seiner Leute von einem Löwen zerrissen worden war. Jetzt war die Stelle von grollenden Pavianen bewohnt. Bald nachher jagte der Häuptling plötzlich in den Busch und erschien bald wieder mit einer fetten Ratte. Freudestrahlend trug er sie vor mir her und rühmte sie als Leckerbissen seines Volkes. Ich ließ ihm gern diesen seinen Osterbraten.

Die folgende Nacht war für mich eine der schlechtesten der ganzen Reise. Ich schlief in einer engen Hütte der Eingeborenen. Außer zahllosen Mücken störten mich die Termiten, welche knisternd am Dachgerippe fraßen. Kaum hatte mich sodann der Schlaf übermannt, als mir plötzlich ein kaltes Etwas über Gesicht und Hände kroch; es war eine Eidechse, die vom Dache gefallen war. Auch der Stechmücken waren es viele. Da begrüßte ich die Morgendämmerung als Erlösung.

Nach der hl. Messe ließ ich die Mitbrüder, zwei Priester und einen Bruder, in der Hand der Vorsehung und kehrte mit einem Bruder nach Wau zurück.

Der Name Dschur bedeutet Wilde oder Waldmenschen; er wurde ihnen von den Dinka gegeben, weil sie keine Herden besitzen, sondern gleich wilden Tieren in den Wäldern hausen. Sie selbst nennen sich De-Luo oder einfach Luo.

Die Dschur oder De-Luo machen den Eindruck eines gemütlichen und friedfertigen Volkes. Doch besaßen sie früher einen hohen Grad von Wildheit und wurden erst in der letzten Zeit der Bildung zugänglicher. Ihre Zahl ist ziemlich gering; die unselige Mahdistenherrschaft hat sie sehr dezimiert, so daß sie nur etwa

Dschur-Neger.

4000 bis 5000 Seelen stark sein dürften. Jedes Dorf, wenn man die zerstreut liegenden Gehöfte der einzelnen Familien so nennen kann, untersteht einem Häuptling, dessen Einfluß aber gering ist. Die Häuptlinge selbst sind unter sich ganz unabhängig.

Die Dschur sind von hoher kräftiger Statur; der Kopf ist länglich, die Haare schwarz und wollig und stehen büschelweise beisammen. Das ovale Gesicht hat nichts Abstoßendes. Unter spärlichen Augenbrauen der breiten Stirn funkeln zwei schwarze, äußerst bewegliche Aeuglein. Die Nase, obwohl in der Regel klein und etwas breitgedrückt, weist dennoch mitunter kaukasische Form auf. Die Lippen sind nicht aufgeworfen, sondern fein geschnitten. Leider besteht die Unsitte, den Knaben, wenn sie das siebente Lebensjahr erreicht haben, die vier unteren Schneidezähne auszubrechen. Die Hautfarbe ist ein ausgesprochenes Schwarz, das aber

verschiedene Abstufungen aufweist und oft ins Rötliche spielt. Das männliche Geschlecht tätowiert sich auf Stirn, Brust und Bauch.

Die Kleidung besteht bei den Männern in einer Art Lendenschürze, bei den Frauen in einem Schaf- oder Ziegenfell; jetzt ist auch weiße und blaue Leinwand sehr geschätzt.

Viel hatten sie von den kriegerischen Dinka, ihren Nachbarn, zu leiden, wofür sie sich an den schwächeren Bongo rächten, nachts deren Dörfer umzingelten und alles niedermachten. Was aber die Dschur vor allen Stämmen des Bahr el Ghazal in Bedrängnis, ja an den Rand des Verderbens brachte, war die Mißwirtschaft der alten, ägyptischen Regierung und noch mehr die Greuelherrschaft des Mahdistenführers Karamallah. Unter der gegenwärtigen Regierung haben sie den so lange ersehnten Frieden gefunden, und es ist zu hoffen, daß sie in kurzer Zeit wieder zu einem so zahlreichen Volke anwachsen, wie sie es in der Vergangenheit waren.

Die Dschur bewohnen jenen Landstrich der Bahr el Ghazal-Provinz, welcher sich nordwestlich von Wau in einer Linie von etwa 6 Tagereisen nach Südosten gegen das Gebiet der Njam Njam erstreckt. Der Hauptteil dieser Gegend ist eine Hochebene, mit Wald bestanden, der mit unabsehbaren Grasflächen abwechselt. Die Dschur gehören zu jener großen Völkerfamilie, welche die Schilluk, Dinka, Bellanda und Maggi umfaßt.

Vor vielen, vielen Jahren — so erzählen sie selbst — wurden im fernen Osten, Nykang, Dimo, Din, Maggi und Utoh geboren. Von Nykang stammen die Schilluk, von Dimo die De-Luo (Dschur), von Din die Dinka, von Maggi die Maggi und von Utoh die Utoh oder Bellanda ab. Nykang war der Benjamin unter den Brüdern; er stand an der Spitze der Auswanderer und führte sie von Osten nach Nordwesten. Nach langem Marsche gelangte er, den Nil überschreitend in die Landschaft, die jetzt mit dem Namen Bahr el Ghazal bezeichnet wird. Eines Tages nun wurde ein Sohn des Nykang von heftiger Begierde nach den Perlen des Dimo ergriffen, raubte sie und, da er nicht wußte, wo sie unterbringen — Taschen hatte er keine, weil jedweder Kleidung bar — verschluckte er sie. Dimo bemerkte gar bald den Raub und schöpfte richtigen Verdacht. Nykang, bei dem er sich beklagte, hielt zu seinem Sohne und leugnete mit diesem hartnäckig die Tat. Dimo aber bestand auf seiner Behauptung, und die Sache wurde ernst. Nun vereinbarten Dimo und Nykang, dem Knaben den Leib aufzuschlitzen. Der grausame Vorschlag wurde ausgeführt, und der jugendliche Dieb bezahlte sein Vergehen mit dem Leben. Nykang floh tief beschämt mit seinen Leuten und setzte sich in jenem Lande fest, das die Schilluk noch heute bewohnen; auch die Dinka und Maggi verließen die Unglücksstätte, indem sie nach Norden, die Bellanda aber nach Süden zogen. Die Dinka und Schilluk, Bewohner ausgedehnter Ebenen, verlegten sich vorzugsweise auf Viehzucht. Den Bellanda erging es unter den Njam Njam nicht am besten. Die Dschur, deren Anteil ein schönes, an Eisenerz reiches Hochland geworden, teilten ihre Beschäftigung in Feldbau und Bearbeitung des Eisens.

Sie sprechen ungern von ihren religiösen Ansichten. Der gewöhnliche Ausdruck für Gott ist D ſ ch u o k. Gott hat die Menschen erschaffen, von ihm hängt die

Dauer des Lebens ab, von ihm kommen Regen und Sonnenschein, Blitz und Donner. Dieser Gott opfert die Menschen seiner Willkür, weshalb er mehr gefürchtet als geliebt wird. Als seine Wohnung gilt die Höhe, das Firmament, weshalb man für Gott auch das Wort Malo (oben) hört; jedoch sagen sie, daß Gott ebenso oben als unten und überall sei. Gott kann nicht gesehen werden, sieht aber selbst alles. Spricht man ihnen von Gott, so hören sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und stellen oft ganz überraschende Fragen. Um Regen oder die Genesung von Krankheit zu erlangen, führen sie Reigen und Tänze auf und bringen Ziegen und Schafe und in deren Ermangelung wohl auch ein Huhn als Opfer dar. Jede Ortschaft besitzt einen Mann, dem die öffentliche Darbringung der Opfer obliegt; diese Leute scheinen jedoch wenig Ansehen zu genießen. Auch die Unsterblichkeit der Seele ist ihnen nicht unbekannt. Einem Fremden, besonders wenn er

Tanz der Dschur-Neger.

ihre Sprache nicht versteht, erklären sie auf Befragen, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, der tote Mensch in die Erde gelegt werde und dort schlafe. Sie fürchten den Tod nicht, weil sie dann immer schlafen können, was ihnen ein Hauptvergnügen ist. Dringt man aber tiefer in ihre Ansichten ein, so erfährt man, daß im Tode nur der Leib, nicht aber die Seele stirbt, welche in das Haus Gottes eingeht.

Von fremden Einflüssen abgeschlossen, bilden diese unverdorbenen und noch urwüchsigen Waldmenschen ein vielversprechendes Arbeitsfeld für die Missionäre.

Am 7. April verließ ich in Begleitung zweier Brüder Wau auf der bereits bekannten Straße nach Norden. Wegen der großen Hitze, welche der Regenzeit voranzugehen pflegt, benützten wir zur Reise meist die kühlere Nacht.

Am 12. April erreichten wir Meschrael Rek. Vor der Abreise mußte die noch übrige Ladung des „Redemptor" verpackt und zur Beförderung nach Wau bereitgestellt werden. Das war eine Arbeit, die mehrere Tage beanspruchte, Zeit genug, um mit Meschra bekannt zu werden. In dieser Ausgeburt des Sumpfes haben Tag und Nacht ihre besondere Plage. Was die Mücken bei Nacht, das sind die Fliegen bei Tage. Die letzteren beginnen ihr Werk, kaum daß die Sonne die

feuchten Morgendünste des Sumpfes zerstreut hat. Summend schwärmen sie umher und werfen sich auf die unbedeckten Stellen des Körpers. Je höher die Sonne steigt, desto mehr wächst ihre Zahl. Aber sie sind doch unschuldig im Vergleich mit ihren nächtlichen Basen, den Stechmücken. Ein höchst unmelodisches Gezänke der Sumpffrösche geht deren Auftreten voran. Pünktlich mit Sonnenuntergang entsteigen sie den Verstecken des Morastes, vereinzelt zuerst, dann immer zahlreicher. Nur heftiger Wind hält sie ab; Windstille und Feuchtigkeit schwellen ihre Mengen. Ein unscheinbares Tierchen! Der Leib 6—7 mm lang und etwa 1 mm breit, am winzigen Kopfe den langen, nadelspitzen Rüssel. Dieses schwache Lebewesen ist der nächtliche Quälgeist von Meschra. Mit tückischem Gesumme umschwirrt er den Menschen, wirft sich blitzschnell auf die unbedeckten Stellen des Körpers, setzt sich unbemerkt in feste Stellung, bohrt wie ein Vampir die giftige Saugröhre in das feine Blutgefäß und saugt sich pumpend voll, den Giftkeim der Malaria hinterlassend. Der Stich ist zwar sogleich fühlbar, die Arbeit wird aber so rasch ausgeführt, daß der Schlag mit der Hand nur mehr die schmerzende Stelle trifft, während der kleine Uebeltäter bereits mit boshaftem Summen weiterfliegt. Die einzige Zuflucht bietet das Mückennetz, mit Vorsicht geschlossen. Das Eindringen einer einzigen Mücke verleidet die Nacht. Hände und Füße während des Schlafes an die Maschen des Netzes gehalten, werden sogleich von den draußen herumschwirrenden Mücken befallen, die einen scharfen Spürsinn für Fleisch und Blut besitzen. Nur so kann man Schlaf finden, umsaust vom nervenzupfenden Singsang der beflügelten Nachtschwärmer. Sonst bleibt der Schlaf ein Traum, die Nacht eine Qual, der Morgen bescheint einen zerstochenen und geschwollenen Leib, und die unausbleibliche Folge ist Fieber. Auch die Tiere leiden unter den Stichen der Blutsauger. Esel und Maultiere stampfen und poltern und Hunde heulen. Schutzlos der Blutgier dieser Mücken preisgegeben zu sein, müßte eine der raffiniertesten Arten des Martertums sein und zu sicherem Tode führen.

Meschra und Schambeh am Nil sind die verrufensten Mückenhöllen des Sudan. Mir bleibt diese Woche von Meschra unvergeßlich, und ich hatte auch nach unserer Abfahrt am 19. April noch genug davon. Ich fühlte mich matt, träge und unlustvoll. Seidlitzpulver, Rizinusöl und Chinin bildeten die Abwechslung meines Speisezettels. Erst nach der Ankunft in Khartum am 28. April kehrten Lebenslust und Arbeitsfreudigkeit wieder.

Von Khartum zu Wasser nach Wau und Gründung der Mission Attigo.

Der Weiße Nil zur Regenzeit. — Bei den Schilluk. — In Lul. — Von Ameisen überfallen. — Im Sedd. — Entstehung des Sedd. — Die Tierwelt. — Auf dem Dschurfluß. — Sumpfkonzert. — Der Schuhschnabelvogel. — Gewitter. — Ein vielgewundener Fluß. — Bei den Dinka. — In Wau. — In Mbili. — Bei den Bellanda. — Nach Kayango. — Schwierigkeit der Landreise zur Regenzeit. — In Kayango. — Heimfahrt. — Bei den Nuer. — Wieder im Sedd. — Ankunft in Lul. — Wieder nach Süden. — Dorf Wau der Schilluk. — Auf dem Lollo. — Auf der Insel Tonga. — Wahl des Platzes für die neue Mission. — Land und Leute der Schilluk. — Religion der Schilluk. — Heimkehr. — Begegnung mit einem Leoparden. — Eröffnung der neuen Mission Attigo.

Die Reise von Khartum nach der Provinz des Bahr el Ghazal und diese selbst nehmen sich verschieden aus in der trockenen und nassen Jahreszeit. In der ersteren war die letzte Reise vor sich gegangen. Um das Gebiet und dessen gesundheitliche sowie verkehrliche Verhältnisse mit Rücksicht auf die bestehenden und neuen Missionsposten kennen zu lernen, benützte ich die Fahrt des „Redemptor", welcher die Stationen mit dem Nötigen zu versehen hatte. Mit fünf Brüdern, denen sich in Lul ein Priester anschließen sollte, verließ ich am 22. August 1904 Khartum.

Der Weiße Nil ist um diese Zeit seiner Schwellhöhe nahe. Die blaßgelben Fluten haben Ufer und Haine in ihr Ueberschwemmungsgebiet einbezogen und wogen in seeartiger Breite von 3 bis 5 km, so daß stellenweise die Gegenufer nicht sichtbar sind. An Stelle der Feldarbeiter und Viehherden, welche sonst die Ufer belebten und sich nun landeinwärts zurückgezogen haben, schimmert jetzt eine weite Wasserfläche, aus welcher Reihen grüner Bäume aufragen, ein Bild des ägyptischen Niltals zur Sommerszeit.

In Duem und Kaua besuchte ich die dortigen wenigen Katholiken.

Der Regen hat die Ufer allenthalben in dichte Grasvegetation gekleidet; selbst der sonst kahle Bergkegel Tefefan hat sich in Grün gehüllt und bietet mit seinem zarten Anflug von frischem Buschwerk den Anblick eines sommerfrohen, rebenbewachsenen Hügels an den Ufern des Rheins.

Am Morgen des 28. August hielten wir bei Kaka, der nördlichsten Gruppe von Schillukdörfern. Das linke Ufer geht hier fast unmittelbar in eine Ansteigung über, auf deren Rücken sich 14 sichtbare Dörfer hinziehen. Die Eingeborenen waren in Stofffstücke gekleidet und erklärten, Nacktheit sei für Leute der Regierung nicht geziemend. Sie hatten auch Grund, zur Regierung zu halten, der sie die Sicherheit

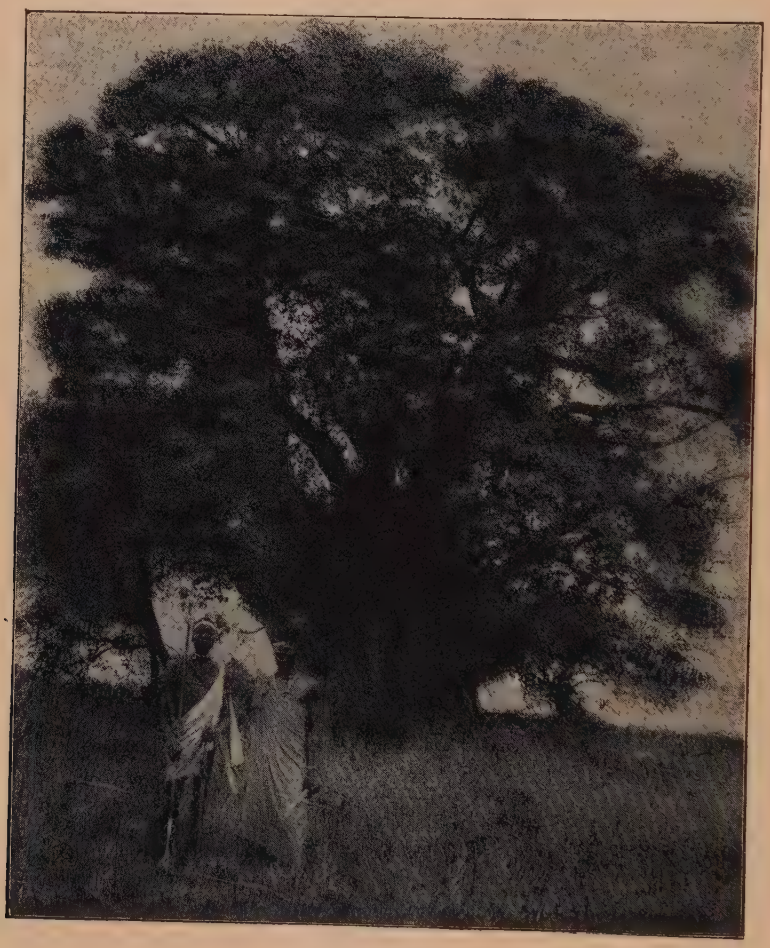
vor ihren Nachbarn, den mohammedanischen Baggara Selim verdanken. Wir begaben uns eine weite Strecke landeinwärts. Unter den verschiedenen Bäumen fiel dort der gewaltige Affenbrotbaum auf. In einem Dorfe sammelte sich Alt und Jung um uns und verkehrte ganz zutraulich. Unser Schiff, das sie Feuerbarke nannten, war ihnen wohlbekannt. Die Möglichkeit einer Missionsstation an diesem Vorposten des großen Schillukvolkes kennen zu lernen, war mein Begehr und der Zweck der Landung. Leider stand dem entgegen, daß bisher das Bekehrungswerk nördlich von Kodok von der Regierung untersagt ist.

Ein Schillukdorf.

Nicht ferne südlich von Kaka, an einem Seitenarm des Flusses, liegt das Dorf Korrua, der Ausgangspunkt des kürzesten Landweges nach den Bergen von Nuba im südlichen Kordofan, wo wir vor den Zeiten des Mahdi eine Mission besaßen und wieder eine solche zu errichten hoffen. Grasschoppungen verhinderten eine Landung.

Am folgenden Nachmittage erreichten wir Lul. Das eben äußerlich beendete Missionshaus mit Blechdachung nahm sich prächtig aus, und die Station war in großem Aufschwung begriffen. Die finstere Nacht brachte unserem Schiffchen einen lästigen Besuch. Ahnungslos hatten wir hart am Ufer angelegt und das Landungsbrett belassen, das nun zur verhängnisvollen Brücke wurde, auf der ein Millionenzug schwarzer Ameisen übersetzte. Mit scharfem Gebiß warfen sie sich auf Menschen und Tiere und trieben sie im Verein mit den blutigen Stechmücken

zur Raserei. Die Schiffsleute flohen ans Ufer und schlugen ihr Lager im Missionsgarten auf. Zwei Katzen an Bord wurden von den Ameisen zu Tode gebissen und eine Anzahl von Tauben bei lebendigem Leibe aufgefressen. Alle Räume und Koffer waren mit Ameisen gefüllt. Das gibt einen Begriff von dem Kampfe, den die Missionäre in Haus und Garten gegen gefräßige Insekten im Verein mit den Stechmücken zu bestehen haben.



Affenbrotbaum.

1. September. Nach der Einfahrt in den Kanal des Bahr el Ghazal trafen wir eine ähnliche Grasbarre, Sedd genannt, von einigen hundert Metern Ausdehnung, wie auf der ersten Reise.

Hier einige Angaben über die Entstehung dieses lästigen Hindernisses der Flußfahrt, welches die Schiffer mit dem arabischen Worte Sedd, Sperre, bezeichnen.

Der Bahr el Ghazal ist in seinem Oberlauf das Ergebnis der Vereinigung mehrerer, weit vom Süden herströmender Flüsse und Bäche, welche ihre Entstehung den in den Tropen fallenden, periodischen Regen verdanken. Diese Wasserläufe durchziehen auf mehrere Breitengrade ebenes Land und schleppen sich träge durch ihr eigenes Ueberschwemmungsgebiet, bis sie im tiefsten Teile des Flachlandes sich in Sümpfen und Morästen auflösen. So endet der Molmul in der Sackgasse bei Meschra el Rek und bildet mit dem folgenden Tondsch den Kit, den eigentlichen Oberlauf des Gazellenflusses. Erst der Dschur bringt wieder etwas Bewegung in die trägen Wassermassen. Durch das alljährliche, periodische Steigen dieser Flüsse, dessen Höhe von der Heftigkeit der Tropenregen bedingt ist, werden die niedrigsten Partien ihrer Ufer überflutet. Die Wasser sammeln sich in den vielen,

Der Fluß durch eine Grasbarre geschlossen.

beckenartigen Einsenkungen. Das größte dieser Sammelbecken ist der See Fell, dessen meilenweite freie Wasserfläche noch bedeutend von der unübersehbaren Grasfläche übertroffen wird, die den Spiegel bedeckt. Die genannten Sammelbecken bleiben mit dem Hauptstrom teilweise selbst zur Zeit des geringsten Wasserstandes in Verbindung, teils werden sie dann zu kleinen Seen und Teichen mit hunderten von Sackgäßchen, welche nur bei Hochwasser mit dem Strome zusammenhängen.

Diese jahraus und jahrein bestehenden Alt- und Hinterwasser nun bilden die Entstehungsherde einer üppigen Vegetation von Sumpf- und Schlingpflanzen, welche sich oft zu festen Grasinseln verdichten. Sobald dann die Flüsse wieder steigen, bringen die andringenden Wassermassen Bewegung in diese Vegetation der stehenden Hinterwässer und lösen die Pflanzen- und Grasbestände vom Untergrunde los. Winde und Stürme, welche mit orkanartiger Heftigkeit die Regenzeit begleiten, kommen zu Hilfe, begünstigen ihrerseits die Losreißung der Sumpf-

vegetation und treiben die in verschiedenen Festigkeitsstadien gelösten Vegetationsmassen in den Strom. Hier ziehen sie entweder stromabwärts und lösen sich auf oder sie gesellen sich zu anderen und bilden Grasbarren, Sperren, Sedd. Ebenso aber sind Winde und Stürme im Verein mit der Strömung imstande, bereits vorhandene Grasbarren wieder aufzulösen und zu beseitigen. So sind es das Steigen des Wassers, Winde und Stürme, welche die in beständiger Veränderung begriffenen, schwimmenden Gras- und Pflanzenmassen in ewigem Geschiebe erhalten und die Tatsache erklären, daß da, wo gestern noch eine Barre den Fluß sperrte, heute sich eine freie Wasserfläche zeigt und umgekehrt. Aus dem Gesagten leuchtet ein,

Seddbildung.

daß diese Erscheinungen um so zahlreicher und heftiger sind, je stärker die periodischen Regen in den Tropen fallen.

Neben diesen Hauptfaktoren begünstigen noch andere, vom Flusse selbst bedingte Ursachen die Bildung der Grasbarren. Die geringe Breite sowie die zahlreichen Biegungen des Flusses stehen da an erster Stelle. In dem kaum 15—20 m breiten Kanale mit endlosen Krümmungen vom See No bis zur Mündung des Bahr el Arab finden sich die meisten Verstopfungen. Aus dem See Fell, dem bereits erwähnten größten Wasserbecken, treiben erhöhter Wasserstand und Strömung sowie zeitweilige Winde Grasinseln in den Bahr el Ghazal, wo sie sich zu anderen, lose am Ufer hängenden Pflanzenmassen gesellen und dann an geeigneten Stellen sich festsetzen. Nachfolgende, schwimmende Massen verdichten die Barre. Büschel von Wassergras, Papyrushorste und Ambadschstauden schieben sich auf- und untereinander. Die Strömung schiebt alle diese elastischen Bestandteile immer enger ineinander, so daß sich eine feste vegetabilische Decke bildet, die mit ihrem

verschlungenen Wurzelwerk und ihren Rhizomen den Strom in seiner ganzen Breite absperrt, welcher unter ihr seine 8 m tiefen Fluten dahinwälzt. Bei längerem Bestehen einer solchen Barre beginnen die einzelnen Bestandteile einen Erneuerungsprozeß. An Stelle der absterbenden Pflanzenteile an der Oberfläche keimen neue Schößlinge nach. Dadurch wird die anfangs lose zusammenhängende Grasbarre zu einer filzigen Masse von solcher Widerstandskraft, daß nicht nur Männer festen Schrittes über sie weggehen, sondern auch die Rinder der Eingeborenen auf ihr wie auf fester Brücke den Fluß überschreiten können.

Daß diese eben geschilderte Erscheinung ein schweres Hindernis für die Schiffahrt bildet, liegt auf der Hand. Gewöhnlich handelt es sich bei den Schiffen darum, die einmalige Durchfahrt durch die Barre zu erzwingen. Die dabei in Betracht kommenden Arbeitsmethoden hängen von der größeren oder geringeren Widerstandsfähigkeit der Barren ab. Auf der Talfahrt erfordert der Durchbruch

Im Sedd.

mehr Arbeit als auf der Bergfahrt, auf welcher die Strömung Vorschub leistet. Hat sich ein Schiff die Durchfahrt erkämpft, so schließt sich die Barre häufig fester als vorher. Eine dauernde Entfernung einer großen Barre kann nur durch vereinte Arbeit mehrerer Dampfer bewerkstelligt werden, und auch in diesem Fall ist die Möglichkeit stets vorhanden, daß an anderen Stellen früher oder später sich wieder Sperren bilden.

In unserem Falle bedurfte es zweier Tage angestrengter Arbeit, um die Barre zu durchbrechen.

Am Nachmittage des zweiten Tages bot das Ufer den Anblick eines Tierparkes dar. Eine Herde von etwa hundert Gazellen und Antilopen graste auf der bebuschten Steppe, während Giraffen sich an Blättern gütlich taten. Aus dem Hochgras schritt ein lichtgelbes Löwenpaar hervor. Die Gazellen ästen weiter und begnügten sich, zeitweilig durch eine Wache von einem Termitenhügel aus Umschau halten zu lassen. Es hatte nicht den Anschein, daß sie Furcht zeigten, noch, daß

die Löwen für den Augenblick feindselige Absichten hegten. Gemessenen Schrittes ging der König der Tiere mit der Gefährtin seines Weges. Wie ganz verschieden mag die Lage sein, wenn die Riesenkatze, von Hunger getrieben, den nächtlichen Raubgang hält und blutdürstig ihre ahnungslose Beute überfällt! Die Gazelle Futter des Löwen, der Fisch Nahrung des Krokodils, das Insekt Speise der Eidechse; so rast der Vernichtungskampf durch die Tierwelt!

Der Löwe in all seiner Stärke ist doch nur klein im Vergleich zum Elefanten. Eine Herde von achtzehn dieser größten Landsäugetiere zog am Morgen unser Schiff entlang. Wie Fleischhügel ragten ihre steingrauen Gestalten aus dem Grase auf, mit den riesigen Schildohren und den blitzenden Zähnen, bald im Gänsemarsch, bald zerstreut sich herumtummelnd, springend und scherzend und dann so schnell ausschreitend, daß sie bald unser Schifflein hinter sich ließen.

Eine der größten Schwierigkeiten in der Provinz des Bahr el Ghazal ist der Verkehr. Während der trockenen Jahreszeit bildet Meschra el Rek das Ende der Schiffahrt, von wo die Beförderung von Menschen und Lasten zu Lande vor sich gehen muß. Erst im Juli schwellen die zahlreichen Zuflüsse des Bahr el Ghazal so stark an, daß sie schiffbar wären, wenn nicht ihre Flußbette und noch mehr ihre Mündungen durch Grasbarren verstopft würden. Nur der Fluß Dschur wurde durch langwierige, mühsame und kostspielige Arbeit unter Leitung des englischen Marineoffiziers Fell im Jahre 1902/03 von den Sumpfgräsern soweit gereinigt, daß er in der angegebenen Zeit für kleinere Schiffe fahrbar ist. Diese Zeit benützen nun die Regierung und auch wir zur Beförderung der notwendigen Vorräte auf dem Wasserwege nach Wau.

Die Sonne stand im Zenith, als wir am 4. September aus dem See Fell an der Mündung des Dschurflusses anlangten. Wir nahmen das Boot an die Seite und steuerten in den etwa 30 m breiten Fahrkanal ein. Die schilfbestandenen Ufer verlaufen in endloser Grasfläche. Fast unvermittelt tritt eine Veränderung im Flußlaufe ein. Der Kanal verengt sich bis auf 20 m, die Strömung wird stärker, die anfangs schmutziggelben Wellen werden dunkelschwarz, die Krümmungen zahlreicher und bewegen sich in allen Winkelgraden, vom stumpfen bis zum spitzen. Das Boot muß in das Schlepptau genommen werden. Immer rascher folgen sich die Windungen. Häufig wendet sich das Schifflein in einer neuen Krümmung, während das Boot noch in der letzten ringt, beide hart bedrängt von der reißenden Strömung. Arme und Stangen arbeiten am Buge, rechts und links, jetzt um das Fahrzeug aus dem Ufergras zu befreien, wohin die Strömung es getrieben, und dann, um zu verhüten, daß es neuerdings auf der anderen Seite festrenne.

Welch eine Gegend! Wohin der Blick sich wendet, dehnt sich endlos die Grasfläche, für welche nur das Meer einen Vergleich bietet. Das angeödete Auge sucht vergebens nach einem Ruhepunkt. Vereinzelte Ambadschsträucher dienen ihm mehr als Behelf zur Bemessung der unberechenbaren Ausdehnung der Grasfläche als zur Abtönung der beängstigenden Einförmigkeit. Das ganze Grasmeer fußt im Sumpfe. Darüber brüten die Schauer eines großen Schweigens und lautloser

Weltenferne, mehr zum Bewußtsein gebracht als gestört durch den dumpfen Flügelschlag eines Sumpfvogels, welcher schwerfällig an den Ufern kreist.

Nachmittags tauchte am Horizont ein kastenartiger Gegenstand auf. Die Flußwindungen rückten ihn uns bald links, bald rechts zur Seite und dann wieder vor uns und auch hinter uns. Erst nach drei Stunden kamen wir in seine Nähe. Es war ein eiserner Schleppkahn an der Seite eines kleinen Dampferchens, welches ohnmächtig, das Ungetüm gegen die Strömung zu steuern, einen Hilfsdampfer erwartete. Eine Begegnung in dieser menschenlosen Sumpfgegend ist ebenso ein Ereignis als auf verkehrsarmer Hochsee. Beiderseits betrachtet man sich als willkommene Abwechslung; die nubischen Schiffsleute, fast alle unter sich vervettert,

Grassumpfebene am Dschur-Fluß.

begrüßen sich in ihrer schwulstigen Art und tauschen die spärlichen Neuigkeiten der Grasöde aus.

Nach Einbruch der Dunkelheit halten wir in einer Flußweitung. Welch ein Stück Afrika! Bei Tage tot und ausgestorben, wird diese Welt bei Nacht lebendig. Vom fahlen Lichte der Mondsichel und dem milden Schimmer der Sterne beschienen, hebt sich der Wasserpfad vom düsteren Grasmeer ab und schlängelt einem mäandrischen Flußläufer gleich auf dunklem Teppich dahin, auf welchem Tausende von Leuchtkäfern irrlichtern. Welch ein Leben! Grasmeer und Sumpf sind zum Musiksaal geworden. Podium und Dirigent fehlen zwar, und auch die Spieler sind unsichtbar. Tausendfältiges Zirpen der Grillen in den hellsten Silbertönen, ebensovielen kräftigen Zitherschlägen vergleichbar, hundertstimmiges Singen und Summen von Myriaden Insekten, wie Violincell- und Dudelsackmusik, klingendes Schnalzen wie von klangreichen Triangeln, tiefes Gequake der Frösche wie laute Noten der Baßgeige, vereinigen sich zu einem

Konzert, das stundenlang in ununterbrochener Kraft anhält. Es zirpt und quakt, schwirrt und schnalzt, pfeift und summt, bellt und singt zusammen und durcheinander bis Mitternacht. Das nächtliche Konzert des Sumpfes gilt wohl nicht uns zufälligen Fremdlingen, noch überhaupt zur Unterhaltung des Menschen, der hier fehlt. Es ist die instinktmäßige Lebensäußerung einer Sumpfwelt zu Ehren dessen, dem auch dieser Teil seiner Schöpfung und in seiner Weise huldigt, und im Verein mit dieser Aschenbrödelwelt der Natur stimmen auch wir unser Nachtgebet an. Es ist höchste Zeit, uns vor den Stechmücken, welche sich mit ungesättigter Blutgier auf uns werfen, zurückzuziehen. Alles spannt die Schlafnetze auf; es wäre Vermessenheit, ihrer entbehren zu wollen und Malariafieber die Strafe dieses unverzeihlichen Leichtsinns oder dieser unangebrachten Vertrauensseligkeit.

Dampfer Tamai auf dem Dschur-Fluß.

Auf der Weiterfahrt am Morgen wurde das Flußbett sandig, das Wasser lichtgelb und die Strömung reißender. Hinter beiden Ufern traten Seitenwässer auf, auf denen Lotosblumen schwammen. Der Flußkanal wand und verengte sich derart, daß das Schifflein bald links, bald rechts von der Strömung an die sandigen Ufer mit solcher Wucht getrieben wurde, daß es in allen Fugen bebte. Alles an Bord war angestrengt bei der Arbeit, um mit Stangen das Fahrzeug in der Strömung zu halten. In einer Stunde legten wir kaum einen Kilometer zurück. Noch schlimmer erging es dem großen Regierungsdampfer Tamai, der auf der Talfahrt begriffen war. Auf breitem Strome war er als überlegener Riese an unserem Dampferchen vorbeigerast. Hier im engen Fahrkanal nahm er sich wie ein Kraftmensch in der Zwangsjacke aus, und die Flußbiegungen waren für ihn ebenso viele Scyllen und Charybden. Eben saß er im Sande fest und arbeitete pustend, um sich flott zu machen. Das Angebot unserer Hilfe wurde dankend abgelehnt, und mit Mühe gelang es uns, in dem engen Kanal an dem breiten Dampfer vorbeizukommen.

Gegen Mittag hatten wir uns bis zur Sandinsel Boliz durchgearbeitet, welche mit einem spärlichen Baumwuchs und etlichen Strohhütten als erster Vorbote festeren Grundes im Grasmeer aufragt. Strömung und Krümmungen des Flusses bereiteten uns aber noch einen harten Kampf. Zum Unglück hefteten sich Grasschoppungen an unsere Barke, so daß die Kraft des Schiffleins kaum mehr hinreichte, beide gegen die Strömung voranzubringen.

Der Schuhschnabelvogel.

Im Ufergras stand ein mächtiger Vogel in beschaulicher Stellung, den breiten Schnabel auf den Kropf gelegt, auf einem Bein, während das andere an den beflaumten Leib gezogen war. Es ist der Balaeniceps Rex, der Schuhschnabel- oder Walfischkopfvogel, von den Arabern Abu Markub, Vater oder Urbild des Pantoffels genannt. Beide Bezeichnungen sind begründet. Der runde Kopf ist unverhältnismäßig groß und der Schnabel, von der Form eines Schuhes und der Farbe eines Kuhhornes, auffallend breit. Der Vogel, über meterhoch, mit

einer Flügelweite von über zwei Metern, bildet in seinem lichtgrauen Federkleide eine Zierde und Seltenheit der Sumpfgegend am Bahr el Ghazal und am mittleren Bahr el Dschebel und ist, weil auf dieses Gebiet beschränkt, eine der merkwürdigsten und seltensten Erscheinungen der gesamten Vogelwelt. Er ist gleich schön und interessant, sei es, daß er stundenlang unbeweglich im Sumpfgrase steht, sei es, daß er mit gewaltigem Flügelschlag sich erhebt und wie ein Riesenreiher mit angezogenem Halse in vorsichtiger Anmut sich im sicheren Schilfgrase niederläßt.

Fast täglich waren die Nachmittagsstunden durch ein Gewitter ausgezeichnet. So brachen auch heute Sturmwind, Blitz, Donner und Regen im Bunde ebenso rasch herein, als sie nach halbstündiger Dauer sich wieder legten. Eben steuerten wir in einer seeartigen Flußweitung, als der Himmel sich aufhellte und zu einem Schauspiel verklärte, das getreuer der Pinsel des Malers, als die Feder des Schreibers wiedergeben könnte.

Im Westen sprüht der glutrote Feuerball der sinkenden Sonne rötlichgoldenen Schimmer über das erblassende Himmelsgewölbe, legt um die dräuenden Wolkengestalten flammender Burgen, Alpenzacken und Gletscherfelder den feurigen Schmuck verbrämten Purpurs, je näher der Sonnenscheibe, desto greller die Farben, als ob ein Cherub den Himmelsraum in Brand gesetzt. Im Norden zucken gleich geborstenen Sternen grelle Blitze aus den Höhen und Tiefen schwarzgeballter Wetterwolken und ritzen Flammenlocken in die Wolkennacht. Im Osten wölbt sich auf dünsteschwangerem, blaugrauem Wolkengrunde, von mildem Abendschimmer übergossen, das farbenbunte Zwillingsband eines Doppelregenbogens. Im Süden weiden auf heiterem Himmelsplane weiße, glutüberhauchte Wolkenlämmer in goldenen Vließen. Eine solche Fülle von Schimmer, Farbe und Leben lag über den Himmelsraum ausgegossen, daß die Sinne fragend stille standen. War das nur der Abglanz des Strahlentodes der Sonne? Zuckte die Lohe des Weltbrandes über die Wasserwüste? Es ist die Feierstunde des Grassumpfes. Das ganze Glut- und Farbengemälde des Himmels spiegelt sich im blinkenden See; die vom linden Abendwind angehauchten Wellen verleihen ihm Leben und geben es zurück in wechselvoller Bewegung. Eine Verklärung des Sumpfes durch Himmelslicht! So sendet das Christentum das strahlende Licht seiner göttlichen Lehren und himmlischen Tröstungen in das Sumpfmeer von Ach und Weh afrikanischen Heidentums. Eine kurze Dämmerung breitete ihre dunklen Fittiche über uns aus; in die Abendandacht der Natur flocht sich das Gebet und die Bitte für Afrika.

Der Morgen sah uns abermals im Kampfe gegen die Strömung des vielgewundenen Flusses. So zahlreich waren die Krümmungen, daß der Bug im Laufe einer Stunde alle vier Weltrichtungen zeigte. So sehr die Biegungen die Fahrt erschweren, so sind sie doch auch wieder vorteilhaft. Welche Kraft würde es erfordern, um die reißende Strömung in geradem Bette zu überwinden! Nahe vor uns fuhr der Postdampfer „Matammeh"; er kroch wie eine Schnecke dahin. Erst nach zwei Stunden erreichten wir ihn, und einen halben Tag lang blieb

er hinter uns in Sicht, dermaßen zahlreich sind die Windungen. Der mächtige Dampfer hatte von der Mündung her sechs Tage benötigt, eine Strecke, die wir in zwei Tagen zurückgelegt hatten. Die Schiffer hatten recht, wenn sie mit Bezug auf unser Fahrzeug bemerkten: „Wie ein Krokodil windet sich der Knirps durch!“

Endlich erringt das feste Land den Sieg über den Sumpf. Der Flußkanal weitet und die Strömung beruhigt sich. Baumwuchs nähert sich den Ufern, und diese kleiden sich in härteres Schilfrohr und Gesträuch. Als die ersten befiederten Herolde des festen Landes erscheinen ungezählte Schwärme der winzigen, goldgelben Webervögel. Ihre künstlich geflochtenen Nester, deren Flugloch nach unten gerichtet und gegen den Regen geschützt ist, hängen zu Tausenden an Halm und Strauch. Andere Vertreter der Vogelwelt zeigen sich vereinzelt und in Gruppen. Kleine Wildenten schreiten am Rande des Ufers zwischen schnatternden Nilgänsen in buntglänzendem Gefieder. Kronenkraniche mit goldig schimmerndem Helmbusch und Schweif, schneeweiße Ibisse mit schwarzen Füßen und Schnabel, Reiher in schwarzgrauem Frack und weißer Weste, und mächtige Pelikane mit wohlgefüllten Schnabelsäcken beleben geschäftig die Hinterwässer. Dazu kommt ein Paar der farbenprächtigen Mykteria. Am seltsamsten von allen erscheint der Sekretärvogel, welcher selbstbewußt und mit der Miene der Weltverachtung, ganz in der stolzen Haltung eines eingebildeten Halbgebildeten, spaziert. Alle die geflügelten Bewohner von Wald und Fluß stellen sich der Reihe nach ein, ebenso verschieden in Gewandung und Stimme als groß an Zahl.

Die nächste Umgegend ist unbewohnt. Eine Gruppe von kugeligen Schilfhütten knapp am Ufer bildet im Sommer den Viehpark der Dinkahirten, welche jetzt die Triften des Binnenlandes bezogen haben. Sonst ist weit und breit keine Wohnung und keine Spur von menschlichen Wesen zu sehen.

Die erste Haltestelle am festen Lande bildet die Holzstation Warana, wo der stämmige Wald an das Ufer tritt. Eine Holzstation in so entfernter Gegend war eine schätzenswerte Wohltat. Trotz des anerkennenswerten Entgegenkommens seitens der Regierung kam jedoch die Schiffahrt keineswegs billig zu stehen. Ein Kantar (= 44,5 Kg.) Holz wurde mit 3 Piaster (= 60 Pfennige) berechnet. Der stündliche Verbrauch des Schiffleins war im Durchschnitt 4 Kantar. Es stellte für eine Fart von Khartum nach Wau eine bedeutende Ausgabe dar, die noch wuchs, wenn Grasbarren die Fahrt hinderten. Einige Bongoneger unter einem schwarzen Korporal versehen die Arbeit des Fällens und Einladens des Holzes. Die Tatsache, daß hier die mohammedanischen Holzknechte durch heidnische Eingeborene der Provinz ersetzt sind, berührte mich ungemein wohltuend. Wie sehr es zu bedauern ist, daß die Starrköpfigkeit der Dinka, Schilluk und Nuer die Berufung mohammedanischer Holzhauer in ihr Land gebot, ebenso ist es zu begrüßen, daß die arbeitsamen und zugänglichen Bongo, Golo und Njam Njam diese Arbeit selbst leisten, und so wenigstens hier die Sippe mohammedanischer Holzknechte vom jungfräulichen Boden des Heidentums ausgeschlossen bleibt. Wie stach das zurückhaltende und bescheidene Benehmen dieser Bongo von dem anmaßenden und

frechen Gebaren der nördlichen Holzarbeiter ab! Dabei war ihre Arbeitsleistung keine geringere.

Der folgende Morgen brachte die ersten Dörfer der Dinka in Sicht, und gegen Mittag legten wir bei Liäd im Bezirke von Afud, am rechten Ufer, an, um womöglich einen ortskundigen Mann an Bord zu nehmen. Als erster eilte ein in arabische Tracht gekleideter Dinka, namens Sorur, herbei. Er war jung als Sklave nach Aegypten gekommen, sprach arabisch, nahm das Angebot, uns als Dolmetsch und Führer zu begleiten an und begab sich mit seinem Sklaven Riak, einem schönen Agarjüngling, an Bord. Der letztere war fadennackt, und wir gaben ihm ein schneeweißes Stück Leinwand, das ihm sein Gebieter um die Hüften schürzte. Der junge Mann beschaute und gefiel sich sehr in seinem neuen Schmuck, ohne den eigentlichen Zweck desselben zu erkennen. Einige

Dinka von Liäd in ihrer Aschentracht.

Dutzend Eingeborene, lauter prächtige, hochgewachsene Gestalten, anstatt jeder Kleidung mit Perlenschnüren und Straußenfedern geschmückt und mit Lanzen bewaffnet, waren indessen herbeigekommen. Bei der Abfahrt lud Sorur noch einen derselben zur Mitfahrt ein. „Es ist genug, daß du stirbst; ich will leben", lautete die Antwort. Alle hielten sich scheu und mißtrauisch vom Ufer fern.

8. September, Fest Mariä Geburt. Kurz nach dem Gottesdienst Halt bei der Holzstation Beschir. Während die angestellten Bongo- und Goloneger emsig arbeiteten, standen die splitternackten Dinka als müßige Zuschauer da. Zur Mithilfe eingeladen, erwiderten sie verdrossen: „Das ist nicht unser Handwerk!"

Der folgende Morgen brachte bewaldete Höhenzüge in Sicht, ein Zeichen, daß wir uns der Hügelgegend von Wau näherten. Wir kannten jedoch die Entfernung nicht. Der Führer Sorur schnitt alle Fragen mit der kurzen Bemerkung ab: „Hier ist Wasser; ich kenne nur das Land." Er und Riak waren nutzlose Mitfahrer. Dieser suchte, wo es etwas zu essen und jener, wo es etwas

zu rauchen gab. Die übrige Zeit verbrachten sie mit Herumlungern und Schlafen. Der Steuermann tröstete uns mit einem „Allah karîm“ (Gott ist gütig, Gott weiß es) und hielt es nach echter Moslimsart für unangebracht, ein Urteil über die Zeit unserer Ankunft in Wau zu fällen, die Gott allein bekannt sei. Er hatte recht, Gott allein war es bekannt, daß wir dem Ziele der Fahrt bereits so nahe waren. Durch die Abenddämmerung schimmerten Lichter und tönten Trompetensignale, und bald legten wir in Wau an. Die Ankunft eines Dampfers ist hier ein Ereignis, das nur zur Zeit der Schwellhöhe, und dann noch selten genug, sich wiederholt. Wer immer konnte, eilte herbei, und fast ganz Wau wurde auf die Beine gebracht.

Nach Ausladung der Lasten für die Mission in Kayango, ging es nach Süden weiter. Oberhalb der Mündung des Flusses Wau ist die Ufergegend von aus-

Wau, vom Flusse gesehen.

nehmender Schönheit. Bald treten die lianenumsponnenen Waldbäume dicht an die rotfelsigen Ufer heran, bald geben sie ausgedehnten Grasebenen Raum, auf welchen Herden von furchtlosem Rotwild äsen, dann wieder öffnet eines der Ufer den Ausblick auf einen Regenbach, überdacht vom üppigsten Strauchwerk, aus welchem mit Vorliebe die prächtige Delebpalme aufragt und auf schlankem Schafte ihr königliches Haupt wiegt.

Die Einfahrt in den Bach Niaduk war durch ein weißes Fähnchen gekennzeichnet worden.

Die Dschur, welche zum erstenmal in ihrem Bache ein Schiff sahen, eilten von allen Seiten herbei, diese neue Art von Feuerbarke zu bewundern, und grüßten uns von weitem in ihrer zierlichen Art, indem sie die Rechte erhoben und uns ein freundliches „Madia“ (Friede) zuriefen. Etwa 60 Männer und Frauen trugen auf dem Kopfe die Lasten zur Mission, welche von der Landungsstelle eine Stunde entfernt ist.

Die Gegend war in dieser Jahreszeit nicht wiederzuerkennen. Der Boden war mit Gras bestanden, in dem eine wilde Haferart vorherrschend vertreten war in solcher Höhe und dichtem Bestande, daß ein Reiter darin verschwand. Die Missionsstation umfaßte acht Strohhütten, darunter die nette Kapelle, vom Kreuze überragt, welche sich um einen geräumigen Hof gruppierten, das Ganze von einem Pfahlzaun umschlossen, an den Fuß des bewaldeten Hügelrückens hingelehnt. Statt jeder Beschreibung dieses tropischen Waldes genüge die Bemerkung, daß sich in nächster Nähe der Mission 36 verschiedene Strauch- und Baumarten finden, darunter etwa ein Dutzend mit eßbaren Früchten, deren unveredelter Geschmack unserem Gaumen allerdings nicht zusagt.

Bewohner von Wau bei Ankunft des Dampfers.

Die Missionäre waren eifrig mit der Erlernung der Sprache der Dschur beschäftigt. Verwendung der Eingeborenen in Garten, Feld und Wald sowie Behandlung der Kranken brachten die Mission in Verkehr mit den Leuten, deren Zutrauen sichtlich zunahm. Es war die Hoffnung gerechtfertigt, daß das einfache und urwüchsige Völklein des jungfräulichen Urwaldes ein lohnendes Arbeitsfeld für die Mission werde.

Südlich von den Dschur wohnen die Bellanda. Einst zahlreich, waren sie von den Einfällen der mächtigeren Njam Njam heimgesucht worden, welche einen Teil derselben in Sklaverei geschleppt hatten. Arbeitsam, zugänglich für Kleidung und andere Neuheiten, kamen manche von ihnen zur Arbeit in die Mission, die auch zu ihrem Großhäuptling in guten Beziehungen stand. Um ihre Annäherung zu fördern, beschlossen wir, sie zu besuchen.

Am 13. September fuhren wir nach Süden. Der Dschur fließt in einer Breite von 80 bis 100 m zwischen schilfbestandenen, festen Ufern. Es wechseln

Wald und Grasflächen, durch welche beiderseits zahlreiche Bäche ihr Wasser zum Flusse führen. Nach fünfstündiger Fahrt lag am rechten Ufer zuerst die Siedelung des Bellandahäuptlings Brindschi und etwas südlich davon jene des

Mission Mbili im Sommer 1904.

Großhäuptlings Dikelo, und nach weiteren zwei Stunden die Ortschaft Peile.

Da unser Holzvorrat zu Ende ging, kehrten wir für die Nacht nach den erstgenannten Orten zurück. In beiden Ortschaften mit ihren Siedelungen im abgeholzten Walde begegneten wir zutraulichem und gefälligem Wesen. Von mittel-

großer Gestalt und rotschwarzer, teilweise hellbrauner Farbe, halten die Bellanda die Mitte zwischen Dschur und Njam Njam. Die Männer sind fast durchwegs mit Stoffen bekleidet, und selbst nackte Kinder bilden eine Ausnahme. Die Frauen dagegen begnügen sich meist mit Blätterbüscheln nach Art der Bongo und Golo, legen aber um so mehr Gewicht auf Schmuck aus Glasperlen und Metall. Eng anliegende Ringe aus Kupfer und Eisen an Arm- und Fußgelenken sowie an den Fingern werden in solcher Menge und Gewicht getragen, daß die betreffenden Glieder anschwellen. Eine Selbstqual, die Mitleid erregt. Andere tragen

Bellanda-Frau.

Nasenringe und in der Unterlippe Kupferplättchen, eine schreiende Verunstaltung, welche neben der Metallast ihnen ein ganz eigentümliches, fast grimmiges Aussehen verleiht. Die Haare werden künstlich geflochten, die unteren Schneidezähne ausgezogen und die oberen spitz zugefeilt. Die Wohnhütten aus Stroh und Zweigen sind niedrig und mit wenig Sorgfalt aufgeführt. Dagegen deuten die wohlbestellten Felder und die zahlreichen Kornkammern auf arbeitsamen Sinn. Der Umstand, daß mehr Begehr nach Stoffen als nach Perlen und Tand vorhanden, jede Art von Kleidung erwünscht und hie und da einer bei der Näharbeit zu sehen ist, sei besonders erwähnt. Im ganzen ist es ein lebhaftes,

anstelliges und zugängliches Völklein, das günstige Vorbedingungen für eine gedeihliche Missionsarbeit aufweist.

Bei unserer Abfahrt war die ganze Einwohnerschaft am Ufer versammelt, und alle streckten die geöffnete Rechte zum Abschied empor. Der Großhäuptling Dikelu, ein junger und angenehmer Mann, fuhr mit uns nach Wau. Als er in meiner Kabine eine kleine Erlöserstatue sah, lachte er laut auf, stutzte eine Weile und fragte, sie vorsichtig mit dem Zeigefinger berührend, als um zu prüfen, ob sie lebendig sei: „Was ist das? Etwa ein Mann?" Auf die Erklärung, daß es ein Bild des Sohnes Gottes sei, der einst vom Himmel niedergestiegen und alle Menschen mit Gott versöhnt habe, fragte er: „Auch die Bellanda?" „Ja." „Aber wir haben nie davon gehört." „Wir wollen es euch erklären, wenn du in deinem

Großhäuptling Dikelo der Bellanda und Leute.

Dorfe eine Hütte für uns baust." „Sehr gern, kommt nur! Wo aber lebt der große Mann, dessen Bild du hier hast?" „Im Himmel." „Hast du ihn gesehen?" „Noch nicht, aber nach dem Tode hoffe ich es." „Hast du das Bild gemacht?" „Nein, ein anderer." „Hat dieser ihn gesehen?" „Nein." „Wie kann man ein Bild von ihm machen, wenn man ihn nicht gesehen hat?" „Solche, welche ihn zu Lebzeiten gesehen, haben von ihm erzählt." „Wenn das Bild von einem gemacht ist, der ihn nicht gesehen, sondern nur von ihm gehört hat, so wundere ich mich; es ist schöner als die Bilder, welche wir von Leuten machen können, die wir selbst sehen." Die Bellanda sind wie in anderen Sachen auch in der Figurenschnitzerei recht geschickt, wie ich später mich überzeugen konnte.

Bei der starken Strömung kehrten wir in zwei Stunden in den Niaduk zurück. Hier hieß es, daß der Häuptling Agang den Dud mit einem Ueberfall

bedrohe. Die Missionäre versuchten jenen zu beruhigen. Um die Gefahr durch die Regierung endgültig abzuwenden, fuhr Häuptling Dud mit uns nach Wau. Bruderfehden waren früher an der Tagesordnung und, wenn nicht die Regierung im Lande wäre, so würden sich die Stämme gegenseitig ausrotten.

Am 15. September morgens versammelte sich zahlreiches Volk von Mbili am Niaduk. Unter herzlichen Abschiedsgrüßen traten wir die Talfahrt an. An der Mündung des Flusses Wau, von den Eingeborenen „Fluß der Bongo" genannt, fuhren wir denselben zwei Stunden aufwärts. Die schön bewaldeten Ufer sind von wenigen Dschur bewohnt, die überall freundlich grüßten. Felsblöcke im Bette ließen vermuten, daß der Fluß nicht weit schiffbar sei, und wir kehrten nach Wau zurück.

Ufer am oberen Dschur.

Am 16. September Aufbruch zu Lande nach Kayango. Wald und Steppe sind mit mannshohem Gras bestanden. Besonders hinderlich ist die erwähnte wilde Haferart, welche, in den schmalen Fußweg überhängend, mit den fingerlangen, spitzigen Grannen gleich Dornen die Kleider durchdringt und sich in die Haut einbohrt. Im Orte Sabun, wo wir nächtigten, lagerte eine Elfenbeinkarawane. Kleinere Zähne wurden von je einem, größere von je zwei Mann getragen.

Der Marsch am Morgen gestaltete sich schwierig. Harte Gräser von über 3 m Höhe hinderten das Fortkommen. Die Bäche waren infolge der letzten Regen angeschwollen und der Weg oft mit Wasserpfützen bedeckt, welche verborgene Tümpel bildeten. In einem derselben brachen vor meinen Augen einer nach dem andern zwei Brüder mit ihren Eseln zusammen, und schließlich strauchelte auch mein Maultier und warf mich der Länge nach in die Wasserlache. Wir führten ein jeder sein Reittier am Halfter und patschten durch die Pfützen weiter. Da

überraschte uns auch noch ein Gewitter. In Strömen rauschte der Regen und krachend fuhren die Blitze nieder. Der Pfad wurde zum reißenden Bache, der Sonnenschirm zum Regenschirm, der Reiter zum Treiber, das langsame Reittier zu einem erschrockenen Renner und, rücksichtslos uns durch Wasser, Sturm und Gras arbeitend, erreichten wir, vom Scheitel bis zur Sohle triefend, die Mission Kayango.

Die Station mit ihren acht viereckigen und geräumigen Hütten, darunter die Kapelle mit einem hübschen Holzaltar, Erzeugnisse eines Bruders, machte einen gefälligen Eindruck. Die Hütten umschließen einen breiten Hofraum. Daneben ist ein zweiter Hof für landwirtschaftliche Zwecke, Kornspeicher, Lasttierschuppen, Viehpark und ein wohlgepflegter Garten, in welchem die ersten Versuche mit Bananen, Gemüse und Baumwolle heranwuchsen; das Ganze war von

Elfenbeinkarawane.

einem Pfahlzaun umfriedet. In den umliegenden Feldern hatten sich einige Familien angesiedelt. Die Eingeborenen kamen gerne zur Mission. Der Großhäuptling aber, welcher sich von mohammedanischen Händlern ins Schlepptau nehmen ließ, sah dem raschen Emporkommen der Mission mit Eifersucht zu. Während der kleine Dud in Mbili in der Mission einen Hebel erblickte, um seinem gesunkenen Ansehen aufzuhelfen und ihr daher willig zu Diensten war, sah der mächtige Kayango in ihr eine Verminderung seiner Macht und zugleich eine lästige Beaufsichtigung seiner nicht immer einwandfreien Art den Untertanen gegenüber. Wir suchten seine Vorurteile zu zerstreuen und ihn durch Geschenke zu gewinnen. In Erwartung, daß die Missionäre nach Erlernung der Ndoggosprache mit dem Bekehrungswerke in den umliegenden Dörfern beginnen könnten, widmeten sie sich vorerst dem Unterricht der Jugend. Ohne Mitwirkung des

Großhäuptlings wären keine Kinder zum Unterricht zu erlangen. Jener aber tat nichts ohne Auftrag der Regierung. So wandte ich mich nach der Rückkehr nach Wau, welche unter fast unausgesetztem Regen auf schlüpfrigem Boden stattfand und uns einen Begriff von der Schwierigkeit der Landreise in dieser Jahreszeit gab, an den Gouverneur, und dieser veranlaßte den Häuptling, 15 Knaben seines Stammes der Mission zur Erziehung zu geben. So geschah es, und ihre Erziehung war der erste Anfang der Missionsarbeit in Kayango.

Der Fluß Dschur war in wenigen Tagen um einen Meter gefallen und dessen ferneres Sinken unberechenbar. Es schien geraten, die Rückkehr anzutreten, wollten wir uns nicht der Gefahr aussetzen, im Sande sitzen zu bleiben.

Mission Kayango im Sommer 1904.

20. September. Abfahrt von Wau. Von der Strömung unterstützt, ging die Fahrt rasch vonstatten. Schon am nächsten Morgen hielten wir bei den Dinka von Liäd. Wir stiegen ans Land, um das Dorf zu besuchen. Mehrere rüstige Männer kamen uns entgegen und bedeuteten uns, nicht weiterzugehen und zum Schiff zurückzukehren. Es war mit ihnen nicht zu scherzen, denn sie trugen mit scharfen Widerhaken versehene Lanzen und wiederholten ihre Forderungen, entweder stillezustehen oder umzukehren. Da kam Sorur herbeigeeilt, welcher mit Riak bereits von Wau heimgekehrt war. Es gelang ihm, seine Landsleute über unsere friedlichen Absichten zu beruhigen, und ein Bund Glasperlen, den ich dem grimmig blickenden Häuptling darbot, tat das weitere. Sie führten

uns zu den Hütten, wo meine Begleiter einige photographische Aufnahmen machten. Beim Aufstellen des Apparates ging ein Ausdruck des Mißfallens durch die Reihen, die einen wandten sich zur Flucht, andere forderten unsere Rückkehr zum Fluß. Um den Häuptling von der Harmlosigkeit der Sache zu überzeugen, ließen wir ihn auf die Visierscheibe blicken. Er griff mit der Hand vor dem Objektiv in der Luft umher, um die gesehenen, kopfabwärtsstehenden Leute zu fassen und sagte verblüfft, er sehe Stücke von Armen und Beinen und wisse nicht, wessen sie seien. Bei der Aufnahme von Viehherden erreichte das Mißtrauen der Leute den Höhepunkt. Sie setzten sich mißvergnügt und unwillig zu Boden und fürchteten, daß ihrem prächtigen Vieh Uebles geschehe. Aus ihrer Haltung ging hervor, daß ihnen diese Aufnahme die unliebsamste und das Vieh das Teuerste war. Auf die Frage, ob der

Dinkagehöft in Liäd.

Häuptling mit der Regierung zufrieden sei, erwiderte er: „Sehr zufrieden, weil sie nicht zu mir kommt und mich in Ruhe läßt." Das war damals der Standpunkt der Mehrzahl der Dinka. Abneigung und Mißtrauen gegen alles Fremde waren so groß, daß sie in der Fernhaltung desselben ihr Heil wähnten. Selbst Leuten ihres Stammes gegenüber, die aus der Fremde heimgekehrt, verhielten sie sich sehr ablehnend. Man betrachtete sie als nicht völlig ebenbürtig, weil bekleidet. Sahen sie einen solchen Stammesgenossen nach mohammedanischer Art unter Verbeugungen beten, so lachten sie und sagten: „Was suchst du mit dem Kopfe auf dem Boden?" oder „Warum schmeckst du die Erde?" Jede Art von Kleidung gilt ihnen als verabscheuungswürdig und verhaßt; sie erklären, daß das Kleid üblen Geruch verbreite. Völlige Nacktheit, Einäscherung mit Kuhmistasche und Einsalbung mit Kuhurin gehören zum unverfälschten Dinka. Ihre zähe Abschließung im Bereiche ihrer Sitten und Ueberlieferungen hat sie bisher vor der Ansteckung des Islam

bewahrt. Und das ist bei den Heidenvölkern des Sudan der erste und wichtigste Schritt zu ihrer Bekehrung zum Christentum. Eine Missionsniederlassung bei ihnen wird jedoch mit einer langen Zeit von entfernter Vorbereitung für endgültige Erfolge zu rechnen haben. Aber meine wärmste Teilnahme bleibt diesem charakterfesten und zahlreichen Volke und seiner Zukunft gesichert.

Die Talfahrt durch den engen und gewundenen Kanal wurde durch die reißende Strömung sehr erschwert. Am 22. September, 6 Uhr nachmittags, verließen wir den Fluß Dschur.

Am Morgen versuchten wir die Einfahrt in den Bahr el Arab. Der freie Mündungskanal von etwa 25 m Breite war nur auf einige Meter schiffbar und dann von einer zähen, filzigen Pflanzenmasse völlig gesperrt. Bei dem Versuche,

Nuer.

in dieselbe einzudringen, war das Schifflein schon nach wenigen Minuten wie festgekittet. Es kostete alle Anstrengung der Matrosen, dasselbe wieder zur Umkehr flott zu machen. Nur eine Anzahl von Schiffen mit starken Maschinen könnte mit großem Kostenaufwande den Fluß säubern und diesen wichtigen Wasserarm des westlichen Sudan erschließen.

Am Abend desselben Tages hielten wir im Seitenwasser Ardeb. Die breite Wasserfläche ist nach einem einzelstehenden weithin sichtbaren Tamarindenbaume (ardeb) benannt. In der Nähe liegt eine größere Ansiedelung der Nuer. Der Anblick eines Schiffes in diesem Hinterwasser war den Leuten etwas Seltsames, und sie beeilten sich bei unserer Annäherung, Frauen und Kühe in Sicherheit zu bringen. Einige Männer kamen zum Ufer herab und auf unsere Einladung an Bord, wo sie bald Vertrauen schöpften. Es wurde für den Morgen ein Besuch des Dorfes vorbereitet.

Nach Sonnenaufgang belebte sich das Ufer mit Neugierigen. Einige Jünglinge blieben als Geisel an Bord zurück, während wir mit dem Volke zur Ortschaft zogen. Auch zahlreiche Frauen waren anwesend und lachten über ihre gestrige Furcht. Bei beiderlei Geschlecht sieht man hochgewachsene und schöne Gestalten mit regelmäßigen und einnehmenden Zügen. Die Männer gehen nackt und mit wuchtigen Armspangen aus Elfenbein und Messing geschmückt, die Frauen mit Fellen geschürzt. Eigentümlich ist die Behandlung des Haares, welches vermittelst einer Mischung von Asche und Kuhdünger rotgefärbt, bald in der festen Form einer Zipfelhaube, bald als flatternder Busch und dann wieder kurz geschoren getragen wird. Die Hütten sind denen der Dinka ähnlich, die Viehhütten geräumige Bauten oder pfahlgestützte Hallen, worin auch die Jugend die Nacht in tadellos weißer Kuhdüngerasche verbringt. Ein gestampfter, sorgfältig gekehrter Fußboden rings um die Behausungen und die Sauberkeit der Geschirre zeugen von Reinlich-

Schiffe im Sedd.

keitssinn. Obwohl ihre Sprache ganz verschieden ist, haben sie vieles mit den Sitten der Dinka und Schilluk gemeinsam und sind gleich diesen Rinderhirten und Sumpfbewohner. Als letztere nehmen sie den ersten Rang ein. Sie wurden offenbar von feindlichen Nachbarn in ihre gegenwärtigen Sitze um die Mündungen des Gazellenflusses und des Bahr el Dschebel zusammengedrängt. Ihre Abgeschlossenheit in unzugänglichen Sümpfen bringt es mit sich, daß sie für wild gehalten und von beiden genannten Stämmen als kriegerisch gefürchtet werden. Uns gegenüber benahmen sich Jung und Alt frei und ungezwungen, ohne das Mißtrauen und den Argwohn der Dinka, wie denn auch ihr Handelstrieb einen lebhaften Tauschhandel in Gang zu bringen sucht.

Das Volk machte mir einen guten Eindruck, ich bedauerte ihre Verurteilung zum Sumpfleben, das ihnen vielleicht erträglicher vorkommt, als es uns auf den ersten Blick scheinen mag, und ich würde mir bei ihrem gesetzten Charakter Erfolg der Missionierung versprechen. Viele begleiteten uns zum Ufer, und eine alte,

häßliche Zauberin in hexenartiger Tracht feierte uns in Lied und Tanz als Freunde der Nuer.

Eine kurze Strecke flußabwärts zweigt sich ein weiterer Hinterwasserarm nach Nordosten ab. Wir befuhren auch diesen und begegneten nach etwa zweistündiger Fahrt zerstreuten Gehöften der Nuer. Der Sumpf verhinderte jedoch eine Landung.

Die folgenden zwei Tage brachten harte und strenge Arbeit für unsere Schiffsleute. An mehreren Stellen war der Gazellenfluß durch Grasbarren geschlossen. Das Vorgehen gegen diese war stets dasselbe. Entweder gelingt es durch Einfahren in eine der losesten Stellen des filzigen Pflanzenbreies eine Durchfahrt zu erzwingen oder denselben zu lockern und zu zerteilen oder aber, er muß durch Taue Stück für Stück von der Masse losgerissen und nach rückwärts bugsiert werden. In

Schiffe im Sedd.

beiden Fällen besteht bei der Talfahrt die Gefahr daß die in Bewegung gesetzten Massen von der Strömung zusammengeschoben werden, das Schiff einschließen und so beengen, daß es an jeder Bewegung gehindert wird. Dabei ist auf den vorhandenen Feuerungsvorrat Rücksicht zu nehmen. Ein vorzeitiger Aufbrauch desselben und die Unmöglichkeit, ihn zu ersetzen, müßte das Schiff zur Untätigkeit verurteilen und seinem Schicksal solange überlassen, bis entweder die Grasbarren sich von selbst lösen oder von auswärts Hilfe kommt. Dieser Fall hatte einst die Insassen eines blockierten Schiffes den Schrecken des Hungertodes preisgegeben. Zum Glück für uns erschien der mächtige Dampfer „Nasir", auf der Talfahrt, und lockerte die Pflanzenmasse, so daß unsere Arbeit wesentlich erleichtert wurde. Es kostete jedoch noch große Anstrengungen, uns durch die Schoppungen durchzukämpfen. Dabei mußten unsere Leute schiebend und hebend, stemmend und ziehend, auf den Pflanzendecken im Wasser stehend, mit Mücken und Blutegeln

kämpfen, welche ihre Leiber blutig ritzten und bissen. Kein Wunder, daß fast die ganze Bemannung dem Fieber anheimfiel. Schließlich rangen wir uns bis zum See No durch, aber unser Schifflein glich einem Spital.

Am Morgen des 27. September erreichten wir unsere Mission Lul, wo den Kranken entsprechende Pflege zuteil werden konnte.

Der Zweck unserer Reise war noch nicht vollständig erreicht. Seit der ersten Begegnung mit dem Volke der Schilluk war es mein Wunsch, unsere Wirksamkeit unter denselben auszudehnen. Die einzige Station für einen Negerstamm

Im Dorfe Wau der Schilluk.

von etwa 200 000 Seelen schien mir unzulänglich; es sollte wenigstens eine zweite errichtet werden. Von allen Bezirken längs des Weißen Flusses bot jener von Tonga besonders günstige Vorbedingungen. Um an Ort und Stelle eine Entscheidung zu treffen, hatte ich mit dem Gouverneur eine Besichtigung vereinbart. Zwar fühlte ich mich selbst von Fieber belästigt, aber ich wollte den Abmachungen nachkommen. So überließ ich die Kranken der Pflege der Mitbrüder in Lul und fuhr in Begleitung des Obern am 1. Oktober wieder nach Süden. Auf der Fahrt nach Taufikieh besichtigten wir das Dorf Wau, herrlich am trockenen Ufer gelegen.

Im Schatten eines mächtigen Baumes, der im Lande als ehrwürdig gilt, reihen sich die sorgfältig gebauten Hütten um den Viehpark. Wohl an hundert

Kühe und Ochsen mit gewaltigen Hörnern standen oder lagen da angepflockt am Feuer. Ein Stier mit verwitterten Hörnern war vor Alter und Fett mit Mühe imstande, sich zu erheben. Er war dem Halbgott Nykang geweiht, dessen Tempel in der Nähe stand. Auf einer mäßigen Erhöhung und von einem netten Zaun umgeben, waren es drei niedliche Hütten, die Spitzen der Kegeldächer mit Lanzen geschmückt und die Lehmwände mit derben Zeichnungen von Schlangen, Tieren und Lanzen bemalt. Der Eintritt in dieses Heiligtum ist verwehrt, und zu seiner Bewachung und Instandhaltung wohnt nebenan ein altes Schillukfräulein als Küsterin. Die Dorfbewohner gingen ihren Beschäftigungen nach. Korbflechterei und Gerberei waren da zu sehen; größere Hingabe aber fand das Rauchen, dem sich besonders die Alten beiderlei Geschlechtes mit sichtlichem Hochgenuß hingaben. Den ersten Gegenstand ihrer Sorgfalt bildete jedoch das

Schilluk-Neger von Lul.

Vieh. Die Burschen, welche es versahen, waren unausgesetzt um dasselbe bemüht, und alles war da so sauber und nett, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, das Vieh sei ihnen das Liebste, und bei ihm beginne und ende ihre Hingebung. Schon der Umstand, daß das Vieh ausschließlich der Sorge des männlichen Geschlechtes anvertraut bleibt, spricht für die Wertschätzung des ersteren; es ist eben der Preis, um den die Frauen erworben werden. Sonst waren die Leute ganz zutraulich, plauderten recht freimütig und ließen uns willig einen Einblick in ihr tägliches Leben tun. Besonders Kranke wurden dem Obern von Lul vorgestellt und von ihm behandelt.

Wer so ein wildes Volk in seinem Tun und Lassen beobachtet, wird bald herausfinden, daß nichts nach Zufall und Willkür, sondern alles nach ganz bestimmter landesüblicher Sitte vor sich geht. Jede Altersstufe hat da ihre Rechte und Pflichten, und die herrschende Sitte zwingt zur Einhaltung und Beobachtung derselben.

Am Morgen liefen wir in den Lollo, einen Nebenarm des Weißen Nil, ein, der sich oberhalb der Mündung des Sobat nach Nordwesten abzweigt. Während das rechte Ufer gänzlich unbewohnt ist, zieht sich am linken binnenwärts eine ununterbrochene Kette von Dörfern der Schilluk hin. Sechs Stunden fuhren wir, und Dorf reihte sich an Dorf. Der Bezirk Fanikang scheint einer der bevölkertsten zu sein. Unser Heizer erzählte, daß er zur Zeit der Mahdiherrschaft mit einem Dampfer zum Sklavenraub in diese Gegend gekommen sei. Den Eingeborenen war das Erscheinen eines Schiffes in dieser abgelegenen Wasserstraße eine unerwartete Neuheit. Wir nahmen einen derselben an Bord, um Angaben darüber zu erlangen, ob der Lollo in Verbindung mit dem See No stehe, konnten

Schilluk-Krieger.

jedoch aus seinen Angaben nicht klar werden. Das mitgeführte Brennholz reichte nicht aus, um den Fluß weiter verfolgen und dann zurückkehren zu können; zudem war es notwendig, das verabredete Zusammentreffen mit dem Gouverneur in Tonga nicht zu versäumen. Wir traten daher die Rückkehr an, mit der gewonnenen Ansicht, daß besonders der Bezirk Fanikang sich zu einer Niederlassung eigne, und daß die dichte Bevölkerung dem nördlichen Ufer des Lollo entlang Arbeit für mehrere Stationen biete.

Am Morgen des 3. Oktober stiegen wir bei Tonga ans Land. Pünktlich erschien alsbald der Gouverneur mit seinem Schiffe „Hafir". Wir besichtigten die Umgegend. Vom Weißen Nil einerseits und dem Flusse Lollo anderseits eingeschlossen, zieht sich die Insel Tonga hin, und etwa in gleichen Abständen von beiden Flüssen der höhergelegene, trockene Rücken derselben, welcher gegen die

Flüsse zu abfällt und in das sumpfige Grasufer verläuft. Die einzige, trockene Landungsstelle des Weißen Nil befindet sich hier, und das derselben zunächst gelegene Dorf heißt A t t i g o. Von diesem aus erstrecken sich die Dörfer in mäßigen Abständen und in ununterbrochener Reihenfolge gegen Osten und Westen. Das bedeutendste derselben, die Residenz des Großhäuptlings Janjok, ist in einiger Entfernung gegen Osten gelegen. Die Bevölkerung ist eine der dichtesten des ganzen Landes. Von hier führt der kürzeste Weg landeinwärts nach den Bergen von Nuba, deren südlichster Zug, Liri, in der Ferne sichtbar ist. Die ganze Insel ist, abgesehen von einigen Sträuchern und den kleinen Gruppen von Dompalmen, welche in nahezu jedem Dorfe aufragen, baumleer, so daß das Brennholz

Schilluk-Frauen.

vom Gegenufer bezogen werden muß. Abgesehen von diesem Mißstande besitzt Attigo als Mittelpunkt einer zahlreichen Bevölkerung und als guter Landungsplatz die günstigste Lage für eine Missionsniederlassung. Die Nähe der beiderseitigen Sumpfufer hat eine Menge von Stechmücken im Gefolge. Diese Plage, welche besonders zur Regenzeit sich fühlbar macht, ist jedoch südlich von Dschebelen kaum irgendwo zu vermeiden. Der Mückenplage wegen durfte man ein so zahlreiches Heidenvolk nicht ohne die Wohltat der Glaubenspredigt lassen.

So wurde die sofortige Eröffnung einer Missionsstation unter dem Schutze der Schmerzhaften Muttergottes in Attigo beschlossen, und der Gouverneur wies den Häuptling an, uns ein Stück Land zu diesem Zwecke zu überlassen. Die Schilluk stutzten über die Absicht, daß nun der Bonjo (Fremde) von Lul sich auch in Attigo ein Haus bauen wolle, und gaben ihrer Verwunderung darüber in

ihrer Art Ausdruck, indem sie, die Hand vor den Mund haltend, immer wiederholten: „Poh, Poh!“ „Wie?“, meinten sie, „habt ihr denn in eurer Heimat nicht Platz genug? Wir gehen ja auch nicht zu euch! Warum kommt ihr zu uns? Bei euch muß es recht traurig sein, wenn ihr hierher kommt!“ Sie würden die Gründe unseres Kommens nicht verstanden haben, daher ließen wir sie in ihrer Verwunderung, im Vertrauen, daß Zeit und Gottes Gnade in ihrem Herzen wärmere Gefühle den Missionären gegenüber erwecken würden. Das war am 4. Oktober. Die neue Mission sollte ehestens in Angriff genommen werden.

Bevor wir von Attigo scheiden, sei dem Volke und der Religion der Schilluk eine kurze Betrachtung gewidmet.

Die Schilluk, die sich in ihrer Sprache Otschollo, d. h. schwarze Leute, nennen, bewohnen vornehmlich den schmalen Strich am linken Ufer des Weißen

Schilluk-Mädchen.

Flusses vom 12. ° n. Br. bis zum See No, die Mündungsufer des Sobatflusses sowie vereinzelt das rechte Ufer des Weißen Niles in der angegebenen geographischen Breite. Ihr Land ist fast baumlos und ganz flach, ja zum Teil sumpfig, von schwerem, ausgedehnterem Anbau ungeeigneten Tonboden, der zur Regenzeit zu breiigem Morast wird, zur Trockenzeit sich in klaffende Spalten öffnet, und durchwegs mit hohem Grase bestanden ist. Aus der Beschaffenheit dieses ihres von der Natur nicht gerade überschwänglich ausgestatteten Landes ergibt sich ihre Lebensweise und Beschäftigung: auf das Notwendigste beschränkter Anbau von Hirsekorn und Tabak, Fischfang im unerschöpflichen Nilstrom und seinen Seitenwässern, Jagd auf Flußpferde und hauptsächlich Viehzucht.

Nicht immer bewohnten die Schilluk dieses einförmige Land. Sie bildeten einst ein großes Reich im Gebiet des Gazellenflusses. Allein ein Bruderstreit war die Ursache, daß ein Teil von ihnen unter Führung des Prinzen Nykang nach Norden an den Weißen Nil auswanderte, während ein anderer Teil nach Süden zog, und nur ein kleiner Rest im Stammlande verblieb. Nykang verstand es, sich zu der Würde eines Königs noch die eines Hohenpriesters anzueignen, ja, er wußte sich den Nimbus eines Halbgottes zu geben. Ihm haben es die folgenden Könige nachgemacht.

Die Schilluk sind ein stattlicher Menschenschlag; ihre Hautfarbe ist diejenige dunkler Schokolade. Die Beine sind verhältnismäßig lang, was sie mit

Schilluk-Männer.

allen Sumpfbewohnern gemeinsam haben, hingegen ist der Oberkörper kraftvoller und ebenmäßiger entwickelt als bei manchen anderen. Bis vor wenigen Jahren noch nackt gehend, tragen jetzt fast alle Männer ein Stück Leinwand auf dem Oberkörper, das auf der linken Achsel zusammengeknüpft wird. Frauen und Mädchen sind stets sehr anständig bedeckt mit Ziegen- und Schaffellen, während die Knaben vielfach noch ganz unbekleidet sind. Großes Gewicht wird, besonders beim männlichen Geschlecht, auf den Schmuck gelegt. Während die Frauen das Haupthaar ganz abrasieren, tragen die Männer dasselbe lang und verleihen ihm durch jahrelange Pflege die verschiedenartigste Gestalt und Form; bald gleicht es einem Heiligenschein, bald einem Raupenhelm, bald einem Hahnenkamm und bald einer Zipfelhaube. Die Ohren beider Geschlechter werden zumeist mit Messingringen besetzt. Als Haarschmuck dienen zahlreiche Perlen-

schnüre, wie auch Perlen um Hals und Hand- und Fußgelenke getragen werden. Dazu kommen als Amulette Löwenzähne, Kuhschwanzquasten, Schlangenknochen, Zauberhölzchen u. a. Auch tätowieren läßt sich ein jedes Schillukmenschenkind, eine Operation, die nichts weniger als schmerzlos ist, aber der Eitelkeit zuliebe gern ertragen wird.

Ihre Wohnung ist eine kreisrunde Hütte aus Lehmmauern mit einem kegelförmigen Strohdach und unterscheidet sich von den Hütten anderer Stämme durch ihr Ebenmaß, bauliche Festigkeit und peinliche Sauberkeit, welche beredtes Zeugnis vom Ernste und der Ordnungsliebe ihres Erbauers ablegen. Fenster kennt diese Wohnung nicht, und auch die Türe ist auf das Mindestmaß beschränkt;

Schilluk-Knaben vom Aschenlager.

handelt es sich doch darum, die Hütte am Abend hermetisch schließen zu können gegen die Plagegeister des Schilluklandes, die Stechmücken. König und Bauer haben die gleichen Hütten. Jedes Gehöft ist von einem kleinen Hof umgeben, der durch Zäune aus Rohr begrenzt ist. Steife Rinderfelle dienen als Bett und Stuhl, und kleine, dreigabelige Hölzer als Kopfkissen. Inmitten jeden Gehöftes befindet sich ein etwa 40 cm tiefes Loch, in welchem mittels eines schweren Holzknüppels das Korn zermalmt wird. Da jede Wohnhütte auch als Küche benutzt wird, so ist die Innenseite des Spitzdaches kohlschwarz gefärbt vom abziehenden Rauch. Die Schilluk leben von Hirsekorn, Bohnen, Sesamsamen, Fischen und Milch. Dazu kommt gelegentlich Fleisch als Jagdbeute oder, wenn ein Stück Vieh verendet ist, da sich der Schilluk selten dazu herbeiläßt, von seinem Vieh zu schlachten.

Als Waffen dienen vor allem Lanzen von verschiedener Form sowie Keulen und zum Leibesschutz Schilde.

Lesen und Schreiben sind dem Schilluk natürlich fremde Dinge, doch hat er eine ausgesprochene Anlage für Gesang, Dichtung und Tanz. Jeder Schilluk ist

ein Sänger; die Lieder sind mehr rezitativ und werden auch im Chor gesungen. Staunenswert ist dabei die Genauigkeit im Takte sowie die überraschend feinen, ab-

Schilluk-Burschen, sich zur Ruhe begebend.

wechselnden Einsätze von Kinder-, Frauen- und Männerstimmen. An Musikinstrumenten besitzen sie nur die Trommel und eine ganz primitive Gitarre. Die Schilluk sind Gelegenheitsdichter. Jeder Jüngling hat seiner Tänzerin ein

Gelegenheitslied zu singen. Außerdem ziehen noch viele Berufsdichter und -sänger im Lande umher. Zum erstenmal auf den Tanz geht der Knabe mit etwa 14, das Mädchen mit 10 Jahren; schon ein Jahr vorher geht das ganze Denken und Trachten dahin, sich für diesen Tag, der zugleich den Beginn der Großjährigkeit bedeutet, würdig zu schmücken. Der Tanz ist übrigens höchst anständig.

Schilluk-Jünglinge mit Lanzen und Schild.

Der Schillukjüngling, der sich zu verehelichen gedenkt, muß sich seine künftige Lebensgefährtin um 6 bis 12 Stück Vieh von deren Vater kaufen. In der Ehe gibt es wenig Glück und Liebe; die Frau liebt ihre Kinder, ihrem Manne gegenüber aber ist sie eine Dienerin. Die Geburt eines Kindes ist immer ein freudiges Ereignis; ist es ein Mädchen, so bedeutet es für später eine Vermehrung des Viehstandes, ist es ein Knabe, so stellt er eine Vermehrung der väterlichen Faustgewalt dar. Der neue Weltbürger braucht keine Kleider und keine Windeln, sondern wird einfach auf einige alte Lumpen gelegt. Kaum haben die

kleinen Knirpse ein paar Schritte zu machen gelernt, so läßt man sie schon nach eigenem Willen tun, die Mädchen hingegen müssen, solange sie noch nicht verheiratet sind, der Mutter bei allen Feld- und Hausarbeiten behilflich sein.

Die Schilluk können ungemein höflich sein, wenn sie wollen, und an eleganten Umgangsformeln und zierlichen Anreden ist ihre Sprache reich. Hervorragende Charaktereigenschaften sind Stolz, Mißtrauen gegen Fremdes und zähes Festhalten am Althergebrachten, Rachsucht, Bettelhaftigkeit und Neid.

Schilluk-Fürst.

Die Schilluk unterstehen einem König. Er wird aus den Prinzen älterer Linien gewählt und besaß einst unumschränkte Macht. Damit ist es nun vorbei; der König ist zum Besten des Landes zu einem Agenten der Regierung geworden.

Die Genealogie kennt 27 Könige. Ueber Herkunft und Leben Nykangs, des ersten Königs, gehen im Volke vielerlei Sagen um. So erzählt man sich, daß er nicht gestorben, sondern nur „verschwunden" sei. Er besitzt, im ganzen Lande verstreut, Einfriedigungen mit Hütten, die Gräber Nykangs genannt werden, obwohl es allgemein bekannt ist, daß niemand darin begraben ist.

Dieselben werden von gewissen alten Männern und Frauen bewacht, Barit genannt. Außer der peinlichsten Sauberhaltung des Heiligtums, wirken die Männer als Priester, indem sie die Opfertiere töten, das Fleisch derselben verteilen und deren Felle für sich behalten. Sie sind auch verantwortlich für die Zurichtung der Knochen des Opfers, die sie in den Fluß werfen.

Der Inhalt der Nykanggräber ist verschieden, immer aber schließt er gewisse heilige Speere ein, die mit einem eigenen Namen belegt werden. Diese Speere werden zur Tötung der Opfertiere benutzt. Das Nykanggrab von Fanikang ist in besonderem Sinne das Haus Nykangs, da es für die Wohnung seines Geistes gehalten wird. Es zeichnet sich aus durch eine Reihe von rohen Zeichnungen, die

Nykanggrab von Nibodo.

Schlangen und vierfüßige Tiere sowie rohe geometrische Figuren in mosaizierender Manier, darstellen.

Vorzüglich zwei wichtige Zeremonien werden jährlich vor den Tempeln Nykangs vollzogen, der Regenbittanz zu Beginn der Regenzeit und das Erntefest zu Ende derselben. Auch die Bäume in der Nähe von Nykanggräbern gelten als verehrungswürdig.

Für die Schilluk ist die Erde der Inbegriff alles Lebens; oben im Himmel ist nichts als Luft. Gott, der Schöpfer des Himmels und der Erde, heißt Dschuok Atang (Gott Schöpfer) und wird angerufen, wenn alle Geister versagt haben. Die Schilluk führen seinen Namen sehr häufig im Munde. Die erste Begrüßungsformel lautet: „J kal Dschuok“ (Gott hat dich hergeführt), worauf geantwortet wird: „Und Gott bewahre dich!“ Dem Scheidenden sagt man: „Gott begleite

dich", und er entgegnet dem Zurückbleibenden: „Gott erhalte dich!" Haben die Schilluk Glück bei der Jagd oder beim Fischfang, so sagen sie: „Gott hat für uns gesorgt." Bei einem Sterbefall kann man die Schilluk ausrufen hören: „Dschuok apuot ua" (Gott hat uns gestraft).

Trotzdem sie den Namen Gottes so oft nennen, wissen sie doch nur wenig von ihm zu sagen. Fragt man ein Kind: „Wer hat dich erschaffen?", so antwortet es: „Dschuok hat mich erschaffen." Fragt man dann weiter, wer dieser Dschuok sei, so wird es antworten: „Ich weiß es nicht, mein Vater weiß es." Fragt man den Vater, so wird er verlegen erwidern: „Weiß ich es? Gehe zum Häuptling,

Ehrwürdiger Baum beim Nykanggrab von Nibodo.

er weiß es; die Alten wissen es." Fragt man die in großer Sitzung versammelten Alten: „Wer ist Dschuok?", so kann man verlegene Gesichter und diplomatisches Qualmen der Pfeifen gewahren. „Wer Dschuok sei? Niemand von uns hat ihn noch gesehen. Trotzdem ist er da, und niemand zweifelt daran. Er hat alles erschaffen, Himmel, Erde, das Vieh und die Menschen, schwarze und weiße."

Dschuok ist gestaltlos, unsichtbar und wie Luft und überall gleichzeitig zugegen. Er überläßt seine Schöpfung dem Treiben der Menschen und der Geister der Vorstorbenen. Er genießt keine Verehrung, weil er nichts vermag gegen die bösen Einflüsse. Das Gute und das Böse, Glück und Unglück, Segen und Fluch, die täglichen Vorkommnisse des Lebens liegen bei den Geistern der Verstorbenen.

Sie bringen Glück, wenn sie in der Unterwelt mächtig sind, und Unglück, wenn ihr Einfluß infolge der Vernachlässigung ihrer Verehrung gering ist. Die einflußreichsten Geister sind diejenigen, welche die meisten Nachkommen haben und von diesen die meisten Opfer und Zuwendungen erhalten; ohne diese würden auch die stärksten Geister ihren Einfluß einbüßen und für ihre Nachkommen aus guten zu bösen Geistern werden. Diese Geister dauern nur so lange, als ihre Verehrung; hört diese auf, so verfallen sie dem Tode, und neue Geister treten an ihre Stelle und genießen die Opfer der Menschen.

Die Könige und Prinzen sind solche auch im Hause Gottes, mit dem sie allein verkehren, und Dürre und Regen, Krankheit, Seuche und Krieg liegen in ihrer Hand. Aber auch ihre Stellung ist veränderlich, bald ist dieser, bald ein anderer bei Gott mächtig, ganz nach irdischen Begriffen. Auch ihre Geister leben nur so lange, als sie bei ihrem Volke Lob und Verehrung finden.

Armringe der Schilluk.

Außer den genannten gibt es noch eine andere Art von Geistern, welche nicht Seelen Abgestorbener zu sein scheinen und ihr Vergnügen darin finden, die Menschen zum Bösen, zu Neid und Haß aufzustacheln und Unglück zu stiften.

Nach dem Gesagten ist die Religion der Schilluk theoretisch Monotheismus, bestehend im Glauben an Gott Schöpfer, und praktisch Animismus und Ahnenkult. In Krankheitsfällen werden Opfer dargebracht, Schafe erstickt, Ochsen mit dem Speere niedergestoßen. Nykang wird um Regen angefleht, und ihm werden die Erstlingsfrüchte dargebracht.

Ein wahres Krebsübel sind die Zauberer, welche die Leichtgläubigkeit des Volkes zu ihrem Nutzen auszubeuten verstehen. Der Schilluk liebt es nicht, vom Tode zu sprechen; wenn diese bittere Stunde herannaht, wird ein Zauberer geholt. Dieser tötet durch Ersticken ein Schaf und legt es dem Sterbenden auf den Leib. Dann sprengt er den Inhalt der Eingeweide des Opfertieres auf Wand und Boden der Hütte, um die bösen Geister, welche die Krankheit verschuldet, zu beschwichtigen. Ist der Tod eingetreten, so stimmen die Verwandten

die Totenklage an. Der Tote wird, in ein Tuch eingewickelt und mit seinem Perlenschmuck versehen, in der Nähe seiner Hütte begraben.

Sklavenfrau und Sohn.

Fatalismus und Furcht halten das arme Volk gefangen. Der Mensch ist nach ihrer Anschauung gut oder schlecht, weil er so geschaffen ist. Die Furcht, für das Böse, das man dem Nächsten zufügt, von dessen Geist bestraft zu werden, bildet das Sittengesetz. Die christliche Religion wird ihnen diese Furcht benehmen,

sie von den vielen Opfern für die Verstorbenen und Ahnen befreien und ihnen die Zuversicht geben, daß nichts ohne Gottes Zulassung geschehe, sowie daß die Geister der Guten im Himmel sind und helfen können, die Geister der Schlechten aber in der Hölle nicht schaden können ohne Zulassung Gottes. Mit dem innigen Wunsche, daß dieser starke Volksstamm recht bald in Christus sein Heil erkennen und finden möge, verließ ich Attigo.

Schilluk-Knabe.

Um Mitternacht Ankunft in Lul, woselbst der Bau eines Schwesternhauses aus Ziegeln an Stelle der bisherigen Strohhütten beschlossen und begonnen wurde. Am Morgen Abfahrt nach Norden.

Am 7. Oktober bei Sonnenaufgang legten wir am rechten Ufer bei Meschra Zeraf (Giraffenhafen) an. Die nordischen Händler pflegen hier an Land zu steigen und mit den inlands wohnenden Dinka Handel zu treiben. Ich war auf die Gegend aufmerksam gemacht worden als einen geeigneten Platz zur Anlage einer

Negerkolonie, welche von Aegypten nach dem Sudan verlegt werden sollte. In Begleitung eines Bruders streifte ich die Gegend ab. Es ist in der Tat eine fruchtbare, blumige Wildnis, voll von Wald und Wild. Das hohe Gras war an vielen Stellen niedergetreten, als ob ein Reiterregiment darin gehaust hätte. Es waren die Lager- und Tummelplätze wilder Tiere. Bei einem hohen Baume hielten wir kurze Rast. Da plötzlich rauschte es über unseren Häuptern und im selben Augenblicke sprang ein ausgewachsener Leopard mit prächtig gefleckтem, schwarzgelbem Fell vor unseren Füßen zu Boden, schnellte wie ein Ball auf und nahm seinen Weg in großen Katzensprüngen dem Dickicht zu. Wir zogen vor, nicht danach zu schießen; denn ein gereizter Leopard ist doppelt gefähr-

Nilbarke mit Missionären auf der Fahrt nach Attigo.

Blinder Schilluk-Barde mit Führer.

lich. Das Tier hatte auf dem Baume auf Beute gelauert, die Anwesenheit von zwei Menschen aber muß ihm ungemütlich geworden sein. Nicht so harmlos war ein Vorfall in Renk verlaufen, wo wir am nächsten Morgen hielten. Dort war kurz zuvor vor den Augen der Leute ein Ruderknecht von einem Krokodil fortgeschleppt und einem anderen der Unterschenkel abgerissen worden, ohne daß es jemand hätte hindern können.

Am 10. Oktober kamen wir in K h a r t u m an.

* * *

Sogleich wurden die Vorbereitungen für die neue Mission in Attigo getroffen, und im darauffolgenden Monat fuhren zwei Patres und ein Bruder auf einer

einheimischen Barke auf dem Weißen Nil nach Süden und landeten nach zehntägiger Fahrt am 1. Dezember an ihrem Bestimmungsorte.

Als das Schiff Anker geworfen hatte, stellten sich alsbald einige Schilluk-häuptlinge ein. Es wurde ihnen ein sehr süßer Tee gereicht, und die Missionäre erklärten ihnen, daß sie jetzt gekommen seien, um für immer bei ihnen zu bleiben. Die erste Nacht wurde noch auf der Segelbarke verbracht.

Am nächsten Morgen wurde am Platz ein großes Kreuz aufgepflanzt, den neugierigen Schilluk ein unerklärliches Zeichen. Danach mußte gleich an ein

Schilluk.

Obdach gegen die sengenden Sonnenstrahlen gedacht werden. Es wurden einige Pfähle in den Boden eingelassen und an Querstangen gegen den stürmischen Nordwind fest verbunden. Ringsum wurde eine aus Palmblättern geflochtene Matte gezogen und darüber ein Dach von dünnen Brettern gelegt. Außer dieser provisorischen Baracke wurden zwei Zelte aufgespannt. Für die Küche diente ein offenes Feuer im Freien.

Diese erste Behausung konnte aber keinen Schutz gegen die Wasserbrüche der Regenzeit bieten. Der Schillukkönig, vertreten durch einen eigenen Abgesandten,

sowie der Oberhäuptling von Tonga hatten angeordnet, daß die Leute den Missionären so viele Hütten im Landesstile bauen sollten, als sie verlangten. Die Missionäre begnügten sich mit zweien. Eine baute der Oberhäuptling mit seiner Dorfgemeinde, die andere die Leute von Attigo. Die zuerst fertiggestellte Hütte diente als Kapelle.

Dann machten sich die Missionäre daran, einen Brunnen zu graben, da das Wasser aus dem Flusse geholt werden mußte und nicht besonders gesund, sondern mit vielen sich zersetzenden vegetabilischen Stoffen versetzt ist. Leider gelang dies Unternehmen nicht, denn in einer Tiefe von 20 m wurde noch kein Wasser gefunden, so daß die Missionäre noch heute ihr Trink- und Nutzwasser dem Flusse entnehmen müssen. Unter Opfern und Entbehrungen aller Art wurde am Ausbau der Station und an der Gewinnung des Zutrauens der Eingeborenen mutig und unentwegt weitergearbeitet.

Gründung der Mission Wau und Reise zu den Kresch.

Anlaß zur Gründung einer Mission in Wau. — In Attigo. — Beim Großhäuptling von Tonga. — Bau des Telegraphen im Urwald. — Der Gouverneur von Wau auf einem Strafzug gegen die Njam Njam abwesend. — Die Bevölkerung von Wau. — Gefahr des Islam. — Bujo, der Njam Njam-Prinz. — Kriegsnachrichten. — Abreise nach Westen. — Auf dem Wege nach Dem Sibehr. — Die Feinde des Urwaldes. — Trägerwesen. — Begegnung mit einem Löwen. — Dem Idris. — In Dem Sibehr. — Inspektor Comyn. — Geschichte Dem Sibehrs. — Rundreise im Südosten von Dem Sibehr. — Bei den Kresch. — Wieder in Dem Sibehr — Aufbruch nach Westen. — In den Jembe- und Manga-Bergen. — An der Wasserscheide zwischen Nil und Kongo. — Bei den Sultanen Mbere, Said Baldas und Meriki der Kresch. — Bei den Farogeh. — Nächtliche Begegnung mit einem Leoparden. — Bei Nasir Andel und den Jugerguleh. — Vom Durste geplagt. — Bei den Schatt. — Bei den Dinka von Schak Schak. Bei den Dembo. — Stille Ostern. — In Kayango. — Wieder in Wau. — Nach Khartum — Tod des Gouverneurs von Wau. — Endgültige Regelung der Angelegenheiten in Wau. — Im Kampfe mit dem Sande.

Bald nach meiner Rückkehr nach Khartum drückte mir der Generalgouverneur den Wunsch aus, daß einer unserer Brüder die Führung der Tischlereischule der Regierung in W a u übernehmen möge. Es liege in seiner Absicht, daß eingeborene Knaben in einem Handwerk und in den Anfangsgründen der Elementarschule unterrichtet werden sollten. Wie oben erwähnt, bestanden in Wau die Anfänge einer solchen Schule. Um die Sache auf eine für uns annehmbare und gesunde Grundlage zu stellen, nahm ich die Errichtung einer Missionsstation in Aussicht. Ich beschloß, selbst die Missionäre an Ort und Stelle zu bringen und in Wau einzuführen und im Anschluß daran eine Reise zu den Njam Njam zu unternehmen, deren Missionierung mir sehr am Herzen lag, und dort geeignete Plätze für Stationen ausfindig zu machen.

Am 16. Januar 1905 reiste ich mit einem Priester und drei Brüdern ab. Unser Schifflein schleppte ein Boot mit 3 Maultieren und 6 Eseln. In L u l weihte ich das Altarbild der hl. Schutzengel, unter deren Schutz die Mission gestellt ist.

Am 23. Januar kündete ein 4 m hohes Kreuz von weitem die neue Station A t t i g o an. In einer reinlichen Lehmhütte mit Strohdach war das Allerheiligste untergebracht. Ein Bretterschuppen mit Blechdach diente als Wohnung des Bruders, Speisezimmer und Vorratskammer. Von den beiden Priestern bewohnte der eine eine kleine Hütte, der andere ein Zelt. Bei all den Entbehrungen, welche die Gründung einer neuen Mission unter einem wilden Volk mit sich bringt,

waren die Missionäre heiter und fröhlich und voll der besten Hoffnungen. Ihre rege Tätigkeit brachte die Station täglich einen Schritt weiter.

Am folgenden Morgen las ich die hl. Messe und empfahl die Station dem Schutze der Schmerzhaften Muttergottes. Bald nachher erschien der Großhäuptling von Tonga zum Besuche und erhielt ansehnliche Geschenke.

Ich erwiderte den Besuch in seinem Dorfe. Ueber 100 Hütten umschließen einen geräumigen Hof, dessen Mitte der Viehpark einnimmt. Das Gehöft des Großhäuptlings selbst ist durch einen geflochtenen Strohzaun abgeschlossen. Durch den ovalen Eingang krochen wir in seine reinliche Gasthütte und hockten uns auf Ochsenhäute nieder. Eine Frau rutschte auf den Knien herbei und brachte frisches

Kapellenhütte in Attigo.

Kornbier, das der Häuptling in Kürbisschalen darbot. Es folgte saure Milch, die mit Löffeln von kleinen Kürbisschalen eingenommen wurde. Die Sitte verlangte, daß wir vor dem Hausherrn davon genossen und keinen Tropfen davon auf die Ochsenhaut fallen ließen, was als unheilvoll gilt. Andere Frauen näherten sich auf den Knien, gossen ihrem Herrn Wasser über die Finger, die er ebenso wie den Mund wusch, um dann wieder Kornbier zu schlürfen. Da sein Ansehen sehr groß und sein Wort Befehl ist, empfahl ich ihm, die Jugend zur Mission in die Schule zu schicken. „Ich habe gehört", erwiderte er. In allen Dörfern, durch welche unser Weg führt, kam die Jugend herbei und begrüßte uns. Wir besuchten mehrere Kranke, denen die Ankunft des Missionärs, in dem sie einen geborenen Arzt erblicken, stets erwünscht ist. Ein Mann hatte am Fuß eine schauerliche Bißwunde von einem Krokodil.

Am 26. Januar landeten wir in Meschrael Rek, wo große Mengen Material für die im Bau begriffene Telegraphenlinie nach Wau aufgestapelt lagen.

Am 27. Januar nachmittags Abreise nach Wau mit 3 Maultieren und 5 Lasteseln. Der sumpfige Beginn des Landweges war jetzt dürftig überbrückt. Auch der übrige Teil wies vielfache Verbesserungen auf, besonders waren die Brunnenlöcher mit größter Sorgfalt umgeben. Hingegen hatten sich die wenigen Dinkagehöfte in das Innere zurückgezogen. Sie mögen hauptsächlich durch den Bau der Telegraphenlinie, welche zweihundert Arbeiter und vierhundert Lastkamele beschäftigte, dazu veranlaßt worden sein. Der Weg war mit Kamelleichen gezeichnet. Diese Tiere, an sandige Gegenden gewöhnt, erlagen in kurzer Zeit dem heißfeuchten Klima. Täglich, ja fast stündlich bot sich uns das traurige Schauspiel ihrer Leichen dar. Bald war es ein sterbendes Tier, das in den letzten Zügen lag, während die Aasvögel sich um die Beute stritten; bald waren es

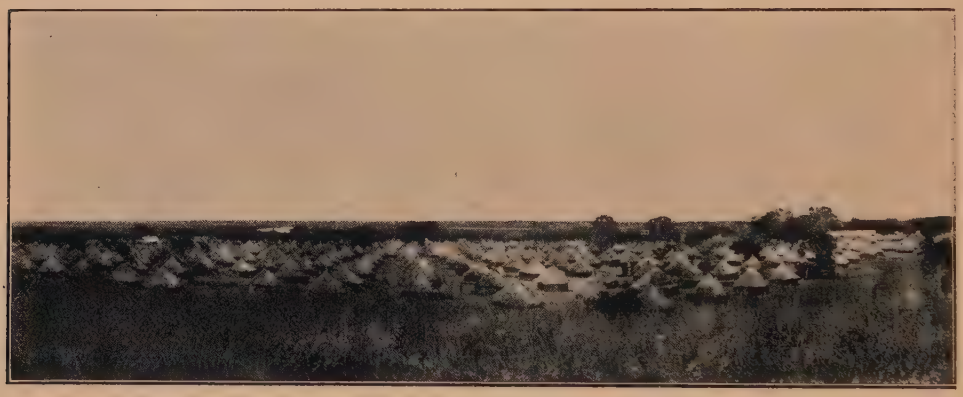
Dorfplatz des Großhäuptlings von Tonga.

faulende Leichen, in deren Eingeweiden die Raubvögel wühlten; bald waren es bleichende Gerippe. Von 400 Tieren waren schon 100 erlegen und täglich starben ihrer mehrere. Die noch lebenden, welche uns mit ihren Lasten begegneten, glichen wandelnden Skeletten. Das arme Schiff der Wüste mußte in seiner Leiche dem Fernschreiber den Weg durch die Wildnis bahnen helfen.

In Mojen nächtigten wir an der Seite der Bauarbeiter. Schon vor Anbruch der Morgendämmerung weckte die schrille Pfeife des englischen Bauleiters die Leute. Die 200 Mann eilten rüstig ans Tagewerk. Sie zeichneten die Richtung durch den Urwald, rodeten das Gebüsch aus, fällten die Bäume, sägten die Aeste ab, bohrten Löcher für die Stangen, als welche zur Sicherung gegen die gefräßigen Termiten Eisenschienen in Verwendung kamen und schraubten die Pfähle an die Schienen. Der Busch hallte wider von Geschrei, Hieben und Hammerschlägen, und gewaltsam schnitt sich der moderne Verkehr seine gerade Straße durch den tropischen Urwald. Ihr folgte auch die Karawanenstraße, welche dadurch

etwa 18 Meilen abgekürzt wurde. Wie rückständig nahmen sich dabei die Züge von Ochsen und Stieren aus, welche ihre Last langsam und schwerfällig daherschafften! Wie sehr wäre ihnen und noch mehr den afrikanischen Trägern zu wünschen, daß der Dampf sie in ihrem schweren Dienst ablöse! Erst die Eisenbahn wird Afrika völlig erschließen und es der Neuzeit eingliedern.

1. Februar. Mittags Ankunft in W a u, wo wir unseren früheren Lagerplatz bezogen. Eine rechteckige Strohhütte bildete unsere gemeinsame Wohnung und diente auch als Kapelle und Magazin. Eine Miniaturhütte daneben war die Küche. Die Lage am Fuße des Felsrückens war nicht günstig und den Stechmücken ausgesetzt. Wir hofften auf einen besseren Platz. Der Gouverneur war auf einem Zuge gegen den widerspenstigen Sultan Jambio der Njam Njam abwesend. Sein Stellvertreter, ein mir bereits bekannter Offizier, kam mir freundlich entgegen, wünschte aber, daß wir zur Uebernahme der Werkstätte und Schule und zur Wahl



Wau, von der Landseite gesehen.

einer besseren Lage für die Station die Rückkehr des Gouverneurs abwarteten. Als Schulraum diente eine Hütte, in welcher ein Regierungsschreiber als Lehrer den auf dem Boden hockenden Schülern, etwa 20 an der Zahl, die Kunst des Lesens englischer Schriftzeichen beizubringen suchte. Einige andere Knaben waren in Schreinerei, Schmiede und Sattlerei beschäftigt und besuchten die Schule nur am Nachmittag.

Wau stand im Zeichen des Fortschrittes. Der Wald wurde rings um den Ort abgeholzt, was zur Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse beitrug. Wege wurden angelegt, und überall wurde auf Reinlichkeit gesehen. In der Nähe des alten Forts Desaix erstand ein neues aus Stein, worin die Vorräte für die Garnison Aufnahme fanden. Da war Tag und Nacht ein Wachtposten, welcher seinen Standort neben dem eisernen Geldschrank der Regierungskasse hatte. Ueberall herrschte rege Tätigkeit.

Die Stadt zog Eingeborene aus allen Richtungen der Provinz an, die sich in getrennten Vierteln unter dem Schutze der Regierung niederließen. Da gab es Golo, Dschur, Kresch, Bellanda, Njam Njam. Die betreffenden Häuptlinge

ließen sich Absteigequartiere für die Zeit ihres Aufenthaltes in der Provinzhauptstadt errichten. Nur die Dinka mieden Wau.

Für alle diese bunte Bevölkerung mußte Arbeit und Unterhalt geschaffen werden. Im nahen Wald wurde an ausgeholzten Stellen Feldbau betrieben, und das gab Veranlassung zu neuen Niederlassungen außerhalb der Stadt. Für den Bedarf der Engländer und sonstigen Beamten an Gemüsen sorgten zwei Gärten am Flußufer. Auf einer Farm wurden Versuche mit der Anpflanzung von Kautschuk gemacht. Ein Viehpark lieferte Milch, Fleisch und Zugochsen. So verstanden es die Engländer trefflich, mit Verwertung der örtlichen Hilfsquellen und der Arbeitskraft der Eingeborenen eine Provinzhauptstadt im Herzen Afrikas zu schaffen. Die eingeborenen Stämme wurden langsam an eine europäische Regierungsmethode, an ein friedliches, seßhaftes und arbeitsames Zusammenleben gewöhnt.

Das Ganze hatte vom christlich-kulturellen Standpunkt aus nur eine Mißlichkeit. Die Engländer waren auf die Mitwirkung einer mohammedanischen Truppe und eines großenteils mohammedanischen Beamtenstandes angewiesen. Die erstere bestand aus einem regulären und einem irregulären Teile und ergänzte sich teilweise aus Eingeborenen. Diese letzteren, in die Truppe eingereiht, waren auch deren Einfluß preisgegeben. Es lag in der Natur der Sache, daß sie wenigstens äußerlich sich den mohammedanischen Kameraden anpaßten, sich der Beschneidung unterzogen und mohammedanische Namen annahmen, wenn sie nicht regelrechte Mohammedaner wurden. Was die mohammedanischen Soldaten in der Armee, das waren die Beamten und mohammedanischen Händler für das Bürgertum: ein mohammedanischer Sauerteig. Augenblicklich waren es der strengen Mohammedaner wenige, aber der Zuzug aus dem mohammedanischen Norden mehrte bald ihre Zahl.

Das Uebel lag in der Tatsache, daß die Regierung der Mithilfe mohammedanischer Kräfte und besonders der Truppe zur Schaffung von Ruhe und Sicherheit nicht entbehren konnte. Ohne die Truppe hätte die Regierungsautorität nicht aufrechterhalten werden können; ja, man muß sich wundern, daß überhaupt mit einer so kleinen Macht, wie jene von Wau, so zahlreiche Stämme im Banne der Abhängigkeit und Ordnung erhalten werden konnten. Dabei war es allerdings ein großer Behelf für die Regierung, daß die Stämme unter sich nicht einig waren. Der große Stamm der Dinka besitzt kein gemeinsames Oberhaupt. Die Regierung verhandelte mit einzelnen Aeltesten und war bestrebt, ihnen Vertrauen in ihren Gerechtigkeitssinn einzuflößen. Als ein schwarzer Soldat einen alten Dinka zum Trägerdienst zwang mit den Worten: „Ihr Dinka seid alle Sklaven der Regierung, die euch für euren Dienst nicht zu zahlen braucht", ging der Alte mit einer Klage vor; der Soldat wurde bestraft, und der Alte äußerte befriedigt: „Das ist eine richtige Regierung."

Auch die Njam Njam waren nicht geeint. Ihr mächtigster Sultan Tombora stand zur Regierung, während der alte Jambio kein Hehl aus seiner Unbotmäßigkeit machte. Der Gouverneur war mit einer großen Truppe über Tombora, wo er sich den Rücken sicherte, gegen Jambio gezogen. Wau war eben voll von Ge-

rüchten über den Ausgang des Unternehmens. Bald hieß es, daß die Truppen erst in Tombora angekommen, bald, daß sie Jambio getötet und dessen Gebiet besetzt hätten, bald wieder, daß sie besiegt worden und die Njam Njam im Anzuge gegen Wau seien, ja selbst, daß nun nach dem Siege Jambios auch die Dinka sich erheben würden. Es wurde mit allen Möglichkeiten gerechnet. Frauen und Kinder sollten in den zwei Forts in Sicherheit gebracht werden, und wir sollten, wenn nach 9¼ Uhr abends noch ein militärisches Zeichen geblasen würde, sogleich uns zum Fort begeben.

Inzwischen besuchten wir öfter das uns benachbarte Njam Njam-Dorf, wo auch Bujo, ein Sohn des Sultans Mwuto, sich aufhielt. Der kupferfarbene, etwa 14jährige Junge von schlanker Gestalt und gefälligen Zügen, machte einen guten Eindruck. Befangen wie eine an Freiheit gewohnte Gazelle im Käfig, erhob er sich achtungsvoll von seinem Felle und hing mit Aug' und Ohr an seiner Begleitung, die aus einem Dolmetsch und sechs Dienern bestand. Einem derselben war die Hand abgehauen, eine gewöhnliche Art der Strafe, welche die Sultane der Njam Njam verhängen. Auf die Frage, ob er die Weißen fürchte, erwiderte Bujo unterwürfig: „Wie soll jemand seinen Herrn fürchten? Ihr seid unsere Herren!" Er schob Köcher und Pfeile, welche neben ihm lagen, beiseite und bedeckte das glattrasierte Haupt mit einem weißen Filzhut, wie um sich uns gegenüber hoffähig zu zeigen. Als er eines Tages zu uns zu Besuch kam, trug ihm ein Diener seiner Begleitung die Schuhe nach. Wir boten ihm Kaffee mit Zucker an; diesen steckte er in die Tasche seines großen Rockes, jenen führte er sich zu Gemüte, hantierte aber so ungeschickt, daß er sich das Meiste auf die Pluderhosen schüttete. Auf die Frage, ob er Menschenfleisch genieße, entgegnete er entrüstet: „Wir gehorchen der Regierung und tun es nicht, nur die anderen Njam Njam tun es." Wir zeigten ihm, wie man lesen und schreiben lerne. „Das ist nicht für mich, sondern für euch", meinte er. Als ich ihm die Hand zum Schreiben führte, war er bald überdrüssig; sein Sinnen ging auf Geschenke. Anstatt Glasperlen, die wir ihm anboten, wünschte er Seife und Zucker sowie Geld zu einem Fez. Aus allem erhellte seine Bereitwilligkeit, die Weißen im Aeußerlichen nachzuahmen, wie er denn auch seinen heimischen Namen in den arabischen „Hassan" geändert hatte. Der jugendliche Fürstensohn stand natürlich ebenso wie ganz Wau im Banne der unsicheren Nachrichten aus Jambio.

Endlich, am 21. Februar, klärte sich die Lage. Die Rennerpost brachte die Nachricht, daß die Truppen das Gebiet Jambios besetzt hätten und dieser selbst verwundet worden und inzwischen seinen Wunden erlegen sei. Am Abend vorher war Mondfinsternis gewesen, welche von den Leuten mit abergläubischer Furcht betrachtet worden war. Die Siegesnachricht wurde durch abendliche Umzüge, Musik und Freudengejohle gefeiert.

Zwei Tage darauf war Bujo mit seinen Leuten plötzlich verschwunden. Die eigentliche Ursache sowohl, als die Richtung der Flucht blieben mir unbekannt.

Die folgenden Tage verbrachte ich mit einem Besuche der Mission von Mbili und mit Fieber. Zur Untätigkeit verurteilt, grübelte ich Plänen nach.

Englische Offiziere, welche von der Expedition zurückgekehrt waren, schilderten mir Land und Leute der Njam Njam als das aussichtsvollste Missionsfeld der Provinz. Allein je mehr mein Verlangen, zu ihnen abzureisen, stieg, desto geringer wurde die Aussicht dazu. Es hieß, daß der Gouverneur erst später zurückkehren werde. Sein Stellvertreter in Wau aber fand gerade den damaligen Zeitpunkt für den ungeeignetsten zu meiner beabsichtigten Reise nach Süden, da das Volk noch in Gärung und unverläßlich sei. Wenn ein englischer Offizier getötet werde, so sei das nichts Neues; wenn aber ich von den Njam Nam ermordet oder gefangen würde, würde man die Regierung verantwortlich machen. So wurde mir vorgehalten. Ich konnte dem nicht unrecht geben und mußte mich in das Unvermeidliche fügen und für diesmal den Plan der Reise zu den Njam Njam aufschieben. Es war mir sehr leid.

Zur Uebernahme der Werkstätte und Schule bedurfte es der Rückkehr des Gouverneurs, die sich über einen Monat verzögern sollte. Diese Zeit wollte ich ausnutzen. Da mir der Süden verschlossen war, gedachte ich nach Westen zu reisen und diesen bis an die Grenzen des Sudan mit den nördlich von den Njam Njam wohnenden Kresch zu besuchen. Einmal mußte auch dieser weite Teil der Provinz in Augenschein genommen werden, um die Möglichkeit der Gründung von Missionsstationen kennen zu lernen. So beschloß ich, sogleich abzureisen, und der Beschluß gab mir im Augenblick die Kräfte wieder. Ich fühlte mich wie neubelebt.

Am 10. März nachmittags brach ich mit einem Bruder auf. Die kleine Karawane bestand außerdem aus drei Maultieren zum Reiten, vier Lasteseln mit dem allernotwendigsten Reisebedarf und zwei Männern, Abdallah und Mordschan. Je weniger, desto schneller geht es voran. Die zwei Leute, ein Bongo und ein Jugerguleh, hatten wenig Erfahrung mit Lasteseln, und diese selbst, wie stets am Beginn einer Reise, noch weniger Lust zur Arbeit. Einer nach dem andern warf die Last ab und kehrte in die Stadt zurück. Sie wurden eingefangen, zurückgebracht und wieder beladen. Bei Eintritt der Dunkelheit verließ abermals ein Esel mit seiner Last ungesehen den Pfad und war im dichten Walde nicht mehr aufzufinden. Unsere Leute durchsuchten mit Strohfackeln vergebens die Umgebung. Es blieb nichts übrig, als das Mückennetz aufzuspannen und den Morgen abzuwarten.

Beim ersten Grauen ging es wieder auf die Suche. Endlich brachten die Leute den Ausreißer von Wau her, wohin er zurückgekehrt war. Gegen Mittag wurde A b s c h a k k a erreicht, wo wir eine Karawane der Regierung, bestehend aus 20 Trägern und ebensovielen Eseln, auf dem Wege nach Dem Sibehr einholten. In ihrer Gesellschaft reisten wir fürderhin zum großen Teile.

In fünf Stunden gelangten wir abends nach L i m b o am Bache Getti. In Abwesenheit des Großhäuptlings der Ndoggo empfing uns dessen Sohn Abdallah, ein freundlicher Jüngling, in zuvorkommender Weise. Ein Priester kam von der Mission Kayango und schloß sich uns an. Auch der Großhäuptling kehrte zurück. Er hatte sein Gehöft vom letzten Jahre verlassen, da ihm binnen kurzem drei Frauen gestorben waren, in diesem Lande einer der Gründe zum Wechseln der Scholle, und sich in der Nähe ein neues Heim geschaffen. Im Bestreben, europäische Einrichtungen nachzuahmen, hatte er sich in seinem schönen Gemache mit

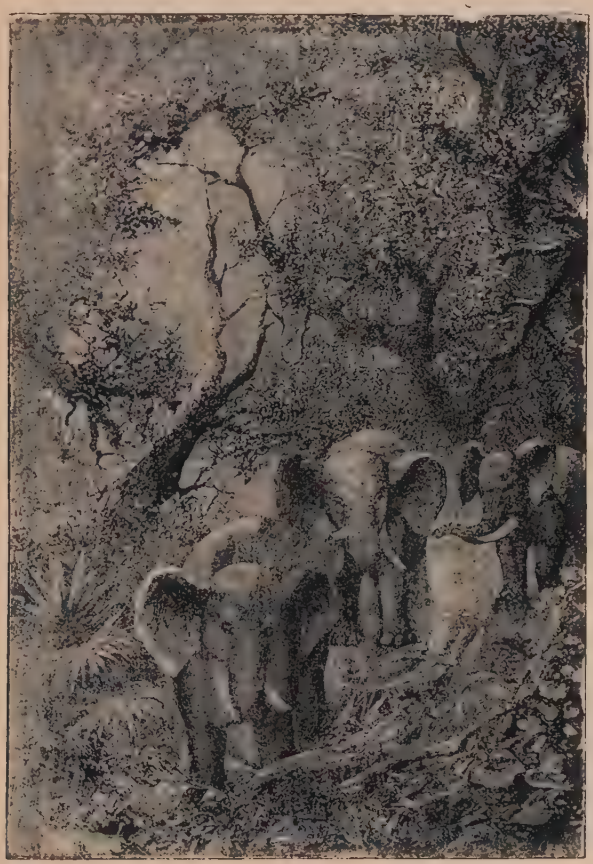
Ordnung und Reinlichkeit eingerichtet. Seine fortschrittlichen Neigungen teilen sich auch seinem Volke mit, so daß hier ein nicht ungünstiger Boden für Missionsarbeit wäre.

Limbo und dessen Sohn gaben uns das Geleite bis zum Bache Getti. Von da gegen Südwesten tritt die Wellung des Bodens mehr in Erscheinung. In fast ununterbrochenem Buschwald waren herrliche Parkiabäume, deren feuerrote Blütenknäuel wie faustgroße Samttroddeln jetzt zu verblassen begannen. Antilopen, kleine Gazellen und Perlhühner huschten durch den vielgestaltigen Busch. Wir begegneten einer kleinen Völkerwanderung von Dschur, Mann und Weib, jung und alt, mit großen Bündeln getrockneter Fische beladen. Die kargen Regen des letzten Jahres hatten den Ertrag der Ernte geschmälert und die Leute gezwungen, sich an die wilden Früchte des Waldes und an den Fischfang zu halten. Man sah es den Leuten an, daß sie mit dem Ergebnis zufrieden waren.

Nach drei Stunden rasteten wir in der Wegstation Gombalo, mitten im Walde. Vier geräumige Hütten mit einem hübschen Hofe, das Ganze von einem Pfahlverhau umschlossen, mit gutem Wasser aus einer nahen Bodensenkung, bot ein angenehmes Mittagsquartier, welches nur durch Bienenschwärme belästigt ward. Ganz ähnlich sah die Station Goteba aus, die drei Stunden entfernt, aber ohne Wasser war. Deshalb beschlossen wir, bis zum Flusse Pango zu ziehen. Aber die Entfernung war bedeutender, als wir gemeint hatten. Als dem Sonnenuntergang die kurze Dämmerung folgte, waren wir noch nicht halben Weges. Die Trägerkarawane hatte sich auf freiem Pfade zur Nachtruhe eingerichtet, die Wachtfeuer angezündet und lud uns zum Bleiben ein. Doch unser Tagesziel war der Pango. Das Silberlicht des Mondes flirrte durch die Baumkronen. In unheimlicher Vergrößerung streuten die Waldriesen ihre langen Schatten über den Pfad. Durch das Grabesschweigen der Nacht tönte der Huftritt der Tiere, das Rascheln der gestreiften Blattäste und das leise Girren eines träumenden Vogels. Es war 11 Uhr nachts und die elfte Stunde unseres Tagesmarsches. Der Weg schien endlos. Das müde Auge suchte im Halbschatten nach einem Anzeichen des ersehnten Zieles. Vergeblich. Stets derselbe grauweiße, schlängelnde Pfad. Dazu das wehmütige Licht des Mondes, das durch die Nachtschatten der Bäume rieselte, gar zu sehr geeignet, düstere Stimmungen zu erzeugen und vorhandene zu verschärfen. So schonend für den Leib der kühle Nachtritt im Schoße des Waldes sein mag, ich ziehe ihm das Licht des Morgens und selbst die Glut der Mittagsonne vor; dieser Mond hat doch zuviel von Schwermut an sich, während das ungebrochene Licht des Tages Sinn und Herz erfreut. Freilich, wie etwas besser als nichts, so ist der Mond über die Finsternis zu stellen. Das fühlten wir, als er unterging und uns dem nächtlichen Dunkel preisgab. Doch dem Tag war seine Mühe genug. Unerwartet standen wir im Hofe der Station am Pango. Es war 1 Uhr nachts. Die beiden Wachsoldaten der Station labten uns mit reinem Flußwasser, das herrlich mundete.

Die Sonne stand am Himmel, als wir erwachten. Aus Schonung für Menschen und Tiere verschoben wir die Abreise bis nachmittags. Der Pango floß hier

in einem Fels- und Sandbette von 20 bis 30 m Breite zwischen 5 bis 6 m hohen Lehmwänden. In Wirklichkeit floß er nicht, sondern sickerte. Das Wasser stand in getrennten Lachen, durch keinerlei sichtbaren Lauf an der Oberfläche, sondern durch langsame Sickerung unter dem Sande verbunden. Ueppig belaubte Bäume, die im feuchten Sandboden fußen, bekränzen die Ufer, bilden dichte Laubgehege und weben im Verein mit den Felsklötzen den Zauber des Wildschönen um die jetzt armselige Erscheinung des Sohnes der Berge. In den Tümpeln und



Elefanten.

Wasserlachen wimmelt es von Fischen, aus deren Reichtum die umwohnenden und selbst entfernte Negerstämme schöpfen. Jetzt ist die Kraft des Flusses versiegt, wenn aber die Regen seine Ufer füllen, dann stürmt er als vollgültiger Strom daher.

Um 3 Uhr nachmittags überschritten wir den Fluß und behielten von hier an die westliche Richtung bei. Der Boden stieg zusehends an. Um diese Stunde füllte sich die Luft täglich mit Schwärmen winziger Fliegen, sogenannten Honigfliegen, welche sich ungestüm auf die bloßen Körperteile warfen und selbst unter das

Kopfhaar und in die Mund-, Nasen-, Ohren- und Augenhöhlen eindrangen, offenbar auf der Suche nach Schweiß oder anderer Feuchtigkeit, deren Mangel in dieser trockenen Jahreszeit sich auch für diese kleinen Lebewesen fühlbar machen mochte. So groß war ihre Zahl, daß sie wie Nebeldünste um die Köpfe von Menschen und Tieren schwebten. Nur fortwährendes Umherschlagen mit einem belaubten Zweige konnte einigermaßen Schutz gewähren.

Der dichte Buschwald, stellenweise von Gneisplatten durchzogen, wies mächtige Hochbäume auf, bot aber auch das Bild der Zerstörung. Elefanten, Termiten und Feuerbrände haben sich gegen den Bestand dieser herrlichen Wälder verschworen. Die Dickhäuter, nach den Fußspuren zu schließen, sehr zahlreich vertreten, beugen, knicken und entwurzeln die Stämme, um sich an den Blättern zu laben oder auch nur aus Uebermut und wie zum Zeitvertreib. Bäume von einem Meter Stammesumfang liegen am Boden entwurzelt und verdorren als Zeugen und Opfer der Stärke dieser Ungetüme. Die Termiten bedecken die Stämme bis zu den Kronen hinauf mit einer Erdschicht, unter deren Schutze sie in unersättlicher Gefräßigkeit an ihrem Lebensmarke saugen, bis die Waldriesen absterben und mit ihrem faulenden Leichnam den Waldboden zu neuem Leben düngen. Die Brände sodann vollenden das Zerstörungswerk, so daß weite Strecken mit rauchgeschwärzten, halbverkohlten und versengten Stammresten dastehen. Gegen das Feuer könnte menschlicher Schutz aufkommen, aber gegen die Tiere wird er ohnmächtig bleiben. So wird der Tropenwald, sich selbst überlassen, in allen Stufen des Wachstums und des Verfalles fortleben.

Am tief eingeschnittenen Bachbette K a r a leuchtete plötzlich von der Krone eines Baumes herab das flackernde Licht einer Strohfackel, eine gespensterhafte Erscheinung. Einige Träger waren hinaufgestiegen und suchten bei Fackelschein nach wildem Honig, welcher in diesen Wäldern reichlich vorkommt. Nach Bambusdschungeln, welche die felsigen Uferwände des Baches bekränzen, nannten ihn die Araber Chor (Bach) G h a n n a. Wir hielten nach fünfstündigem Marsche am Rastorte, fanden aber das 6 m tiefe Brunnenloch versiegt.

Meine Aufmerksamkeit galt hier dem Treiben der Träger. Es waren Kresch und Jugerguleh, darunter Burschen von 14 Jahren und ergraute Männer. In Gruppen lagen sie müde auf Lagern von frischgepflückten Blättern um die lodernden Feuer herum. Mit einer Last von 25 kg und ihren eigenen Habseligkeiten auf dem Haupte durchmessen sie täglich 30 und mehr Kilometer des wechselvollen Waldpfades. Ermüdet suchen sie im Schatten eines Baumes kurze Rast; die Lanze dient ihnen als Stütze auf dem Marsche und als allenfallsige Waffe gegen wilde Tiere. Die Lenden gürtet ein Leinenlumpen, dessen einer Zipfel ein wenig Korn enthält, während in einem über der Schulter getragenen Flaschenkürbis das notwendige Trinkwasser mitgeführt wird. In bewohnter Gegend leben sie von der Gastfreundschaft der Landsleute, die selten versagt. In menschenleerer Gegend, wie die jetzige, beschränkt sich der Speisezettel auf ihr Korn, das sie am Abend weichkochen und ohne weitere Zutat essen, auf Wurzeln, Früchte und Honig des Waldes. Ein mühevolles Leben! Die einzige Erquickung bieten die Abendstunden am lodernden

Lagerfeuer. Da leben sie auf, die Müdigkeit ist vergessen, und die Unterhaltung der Rede beginnt. Wenn dann gar noch ein geröstetes Stück Wild zur Verfügung steht oder ein Krug Negerbier die Runde macht, dann lösen sich die Zungen, und Erzählungen vom Tage und aus der Vergangenheit, afrikanisches Jägerlatein und frohe Scherze halten die Unterhaltung bis Mitternacht aufrecht. Diesmal fehlten diese Anregungen, und die Müdigkeit löste die Gespräche bald in Schlaf auf. Nach Mitternacht weckte uns der laute Schall einer Felltrommel. Wandernde Eingeborene in der Nähe verscheuchten Elefanten.

15. März. Ohne Frühstück, weil ohne Wasser, brachen wir zeitig auf. Das Land wird gewellter, und Höhenzüge mit Bergkegeln zeigen sich. Es ging auf und ab über Erhöhungen und ausgetrocknete Regenbäche. Der bedeutendste derselben hieß Chor A r d e b (Tamarindenbach) mit schmutzigem Wasser und naßkotigen Ver-

Junger Löwe. (R. Türstig, Omdurman.)

tiefungen, den Suhlplätzen des Getiers des Waldes. Nach den unzweideutigen Anzeichen wurde der Ort vorzugsweise von Büffeln und Elefanten besucht. In Ermangelung von besserem sotten wir das gelbgrüne Wasser.

Der Wald nahm an Dichtigkeit zu, und nach einem Tagesmarsche von acht Stunden machten wir am Büffelbache (Chor Dschamus) Halt. Es war Nacht, und wir suchten in Ermangelung von Hütten Ruhe im Freien.

Am Morgen besahen wir unseren Lagerplatz. Durch eine breite Talsenkung mit felsig-sandigem Gehänge windet sich das Bett des Baches, dessen wenige Lachen jetzt fast ganz vertrocknet waren. Im Sande ergruben wir in geringer Tiefe Wasser, das wir abkochten. Der Ort ist der Treffpunkt von Büffeln, woher sein Name, von Elefanten, Giraffen, Antilopen und Wildschweinen.

Weiter nach Westen mehren sich die Felsbildungen, welche beim Chor H a d s c h a r oder R a m l a h (Stein- oder Sandbach) ein ganz neues Landschaftsbild einleiten. Er rechtfertigt vollauf seine beiden Namen, indem er zwischen und über hochgetürmten Granitmassen sich den Weg für sein sandiges Bett erzwingt. So wildschön der Platz sich ausnahm, so wenig einladend war er mit seinen wenigen zerfallenen Hütten, eine Steinwildnis ohne einen Tropfen Wasser. Von da an

mehren sich die Felsanhäufungen, und oft ragt ganz unvermittelt eine hohe Steinwand aus dem üppiggrünen Niederbusche auf.

In die Betrachtung des schönen Waldes versunken, zogen wir unseres Weges. Da fielen plötzlich meine Blicke auf einen Löwen mit wallender Mähne, der kaum 20 m entfernt war. Unwillkürlich hielt ich, der ich gerade vorausritt, mein Maultier an, und auch das Raubtier stutzte im gleichen Augenblicke, kehrte uns dann den Rücken und verschwand geräuschlos im Dickicht. Der Anblick der drei Reiter mag ihn in Schach gehalten haben, denn es ist noch kein Fall bekannt geworden, daß ein Reiter von einem Löwen zuerst angegriffen worden wäre. Dazu dürfte ihn nur der äußerste Hunger treiben, ein Fall, der bei dem großen Wildbestande dieser Wälder doch selten ist.

Nach 3½stündigem Marsche stiegen wir in Dem Idris ab. Name und Ort erinnern wieder an einen der traurigsten Abschnitte in der Geschichte des Landes. Noch starren Ueberreste von Ringmauern, Gräben und Gebäuden aus Lehm aus der freien Ebene auf, als stumme Zeugen einer düsteren Vergangenheit. Rufen wir einen Augenzeugen auf. Es ist der Großhäuptling der Golo, dem ich folgende Einzelheiten verdanke.

Der Ort hieß einst Ganda und war von Golonegern bewohnt. Um 1868 errichtete ein Nubier, namens Idris, eine jener berüchtigten Handelsniederlassungen, die es auf Elfenbein und Sklaven abgesehen hatten. Durch Verträge mit den Häuptlingen und durch Gewalt dehnte er sein Ausbeutungsgebiet aus. Auch Yango, einen der Häuptlinge der Golo und Vater des jetzigen Großhäuptlings Kayango, wußte er zu gewinnen und von Dem Bekir nach Dem Idris zu ziehen. Aus höchsteigener Machtvollkommenheit ernannte der Eindringling ihn zum Großhäuptling der Golo. Um den Hohn vollzumachen, wurden die Golo nicht nur als Sklaven zur Bestellung der Felder für die nubischen Händler, sondern auch als Handlanger bei den Sklavenjagden gegen Bongo und Njam Njam benützt. Als 1879 die ägyptische Regierung auf Betreiben der christlichen Mächte gegen die Sklavenhändler vorging, schloß sich Yango ihr an. Im Jahre 1884 besetzte Karamallah, Emir des Mahdi, das Land, traute dem regierungstreuen Häuptling nicht, ließ ihn gefangennehmen und aus dem Wege schaffen. Ein Verwandter überbrachte mit der Todesnachricht den Ring an dessen Sohn Dschomaa, der sich nun Kayango nannte und als Erstgeborener Großhäuptling der Golo wurde. Der Emir sandte gegen das junge Haupt eine Truppenbande, welche ebenso wie zwei nachfolgende geschlagen wurde, zog sich aber bald nach Omdurman zurück und überließ das Land seinem Schicksal. Da fielen von Westen her Njam Njam aus dem Gebiet Zemios ein und machten 1893 zahlreiche Sklaven. Kayango sammelte nun die Nachbarstämme, setzte in einem befestigten Lager den andrängenden Njam Njam einen dreimonatlichen Widerstand entgegen und schlug sie in einem verzweifelten Ausfalle mit großen Verlusten zurück. Auch Einfälle der Araber von Norden her wehrte er ab. Durch die langen Kämpfe erschöpft, zog er sich von Dem Idris nach Damuri am Flusse Pango zurück, wo ihn 1897—98 die Franzosen trafen. Sie fanden bei ihm dieselbe Treue, wie die Engländer im Jahre 1902, da

er Damuri mit seiner jetzigen Niederlassung bei unserer Mission Kayango vertauschte.

Soweit der Großhäuptling, welcher hiermit dem stummen Ueberrest der Veste der Sklavenjäger Sprache verleiht. Wieviel Blut und Tränen, Mord und Wehe, verkaufte Neger und zerstörtes Glück liegen zwischen obigen Zeilen! Das bezeugt mehr noch als die nackten Angaben ein Blick auf die Gegend. Das ganze herrliche Land war einst dicht bevölkert, heute findet sich keine lebende Seele darin. Von Limbo bis Dem Sibehr trafen wir nicht einen einzigen ansässigen Eingeborenen. Da der Zweck der Reise war, Stämme für Missionsniederlassungen ausfindig zu machen, wurde ich nicht müde, immer wieder unsere Leute und jeden, dem wir begegneten, zu fragen, ob denn nicht irgendwo Eingeborene wohnten. Die stets wiederkehrende Antwort lautete, daß zwischen Limbo und Dem Sibehr kein menschliches Wesen angesiedelt sei bis zu den Njam Njam im Süden, bis nach Limbo im Osten, bis nach Schak-Schak im Norden und bis nach Dem Sibehr im Westen. Das ist ein Gebiet von 8 Tagemärschen von Ost nach West und von 15 Tagemärschen von Süd nach Nord. Wo der Türke seinen Fuß hinsetzt, da wächst kein Gras mehr, und wo die mohammedanischen Sklavenhändler auftraten, da rotteten sie auch die Völker aus.

Erst seitdem die Engländer im Lande sind, erstanden am alten Platze von Dem Idris wieder einige Hütten im Schatten der wenigen Bäume, welche noch aus der Zeit der Menschenjagden stammen. Zwei Soldaten mit ihren Familien waren dort ansässig. Auf unsere Frage nach Wasser erwiderten sie kleinmütig, daß das Wasser des einzigen Brunnens ungenießbar geworden sei, und das heißt viel im Munde des Negers, welcher durchaus nicht wählerisch ist. Das Wasser, welches in einem bauchigen Gefäße gebracht wurde, hatte in der Tat einen so üblen Geruch, daß man sich in dessen Nähe die Nase zuhalten mußte. Auch gekocht wurde es nicht trinkbar. Tausende von Bienen waren im Brunnen ertrunken, und ihre Leichen zersetzten sich im Wasser.

Sechs Stunden ging es auf und ab durch herrlichen Hochwald und über Rinnsale bis zum Bache Afifi mit Fremdenhütten. Nach kurzer Mittagsrast zogen wir in vier Stunden bis zum Flusse Kuru, der alten Grenze zwischen Golo und Kresch. Das Bett von 20—30 m Breite und 5—6 m Tiefe, mit mächtigen Gneisblöcken und bemoosten Steinplatten besetzt und von schattigen Bäumen umrahmt, enthielt jetzt nur in Tümpeln gutes Wasser. Zur Regenzeit dagegen mag der Fluß, wasservoll, auch die Ufer überschwemmen. Eine Abteilung von Soldaten war beschäftigt, an Stelle der zerstörten Holzbrücke eine neue aufzuführen. Die reinlichen Hütten, von einem Pfahlverhau umschlossen, boten gute Herberge.

18. März. Vier Stunden bis zum Bache Silik und fast ebensoviele bis zum Bache Ghanam. Der letztere, jetzt wasserarm und von mannigfaltigstem Baumwuchs und Buschwerk überschattet, ist zur Regenzeit ein reißender Gießbach, in dessen Fluten einst eine ganze Ziegenherde verunglückte, daher sein Name Ziegenbach. Einige Burschen von den Njam Njam des Sultans Zemio auf fran-

zösischem Gebiet hielten die bequemen Gasthütten in reinlichem Zustande. Die guten Leute boten uns ein Getränk aus Sesam und Honig an, das zwar wie Moselwein aussah und frisch war, aber wegen des fettigen Geschmackes nicht sonderlich mundete. Auf die Frage nach der Entfernung von Dem Sibehr erhielten wir verschiedene Angaben. Einer deutete mit der Hand auf eine Stelle des Himmels und sagte: „Wenn die Sonne dort steht, werdet ihr am Ziele sein." Ein anderer sagte zwei, einer vier Stunden.

Mit der Sehnsucht, die einen müden Wanderer bei der Nähe des Zieles erfüllt, beschleunigten wir unsere Schritte. Noch einen Hügel, trösteten unsere Leute, und dann werden wir Dem Sibehr sehen. Schon tönte aus der Ferne der Klang der Trompete. Wir standen auf der Höhe des letzten Hügels. Am Hange des Gegenhügels dehnten sich geordnete Reihen von Hütten aus; die sinkende Sonne streute goldenes Licht auf ihre Strohdächer. Das war Dem Sibehr, von hier aus gar schön anzusehen. Wir steigen zur Bachrinne der Talsenkung nieder, übersetzen die Brücke und ziehen auf breiter, sauberer Straße den Hügelhang hinan. Zwei Herren in Vollbärten steigen eilig hernieder, Leutnant Comyn, der Befehlshaber des Postens und ein syrischer Arzt, welche von der Regierung in Wau benachrichtigt, unsere Ankunft erwarteten. Mit jener schlichten und wahren Höflichkeit, deren Geheimnis der Engländer besitzt, empfangen, begaben wir uns zur Meß.

Leutnant F. D. Comyn, aus altem, schottischem Geschlecht, ist Katholik und wie durchschnittlich die Engländer ein guter. Vor einem Jahre waren wir uns in Renk begegnet, wo er Inspektor gewesen. Groß war unsere Freude über die Begegnung in so entlegener Gegend. Er stellte uns zwei hübsche Hütten zur Verfügung, die eine für meine Begleitung, die andere für mich. Ich zog es aber vor, mit meinen Gefährten unter einem Dache zu wohnen, und so blieb die zweite Hütte unsere Kapelle. Während unseres Aufenthaltes hielt er uns an seiner Tafel, die uns für die Entbehrungen der Reise reichlich entschädigte.

Am Morgen, Fest des hl. Joseph, feierten wir die hl. Messe, und der Leutnant erfüllte seine Osterpflicht.

Die Entfernung Dem Sibehrs von Wau ist 153 engl. Meilen (246 km), das Land eine fortgesetzte Folge von Hügeln und Senkungen, die Reise ein stetes Auf und Nieder. Vom Flusse Pango an überschritten wir nicht weniger als 2 Flüsse und 20 Bäche. In diesem fruchtbaren Quelland ist, mit Ausnahme der Ueberschwemmungsgebiete der Gewässer, alles Wald von üppigem Wuchse und großer Laubfülle. Die Zunahme der Bodenerhebung ist eine merkliche, und Dem Sibehr liegt 231 m höher als Wau.

Die Lage von Dem Sibehr auf dem breiten Hügel ist prächtig und bietet eine schöne Aussicht auf die bewaldeten Höhenzüge im Norden und Westen. Dieser beherrschende Punkt wurde 1868 vom Händler Sibehr zu einer Niederlassung gewählt. Derselbe dehnte seinen Einfluß über weite Gebiete aus und wurde, wenn nicht dem Namen nach, so doch in der Tat der König der Händler und Sklavenjäger. Seinen fürstlichen Haushalt und das schreckliche Treiben seiner

Banden beschreibt uns Dr. Schweinfurth in dem bereits angeführten Werke. Nach diesem unverdächtigen Augenzeugen, der 1871 dort zu Gaste war, dehnten sich um das Gehöft Sibehrs, von 200 Schritt im Gevierte, Hunderte von Ansiedelungen aus, ähnlich einer großen Marktstadt des nördlichen Sudan, dazu Tausende von Kleinkrämern und anderes Gesindel. Die unsauberen, in Lumpen gehüllten Gestalten der Menschen und Krämer, die mit ihrem Plunder haufenweise dasaßen wie Geier an den Straßen der Wüste auf den Leibern gefallener Kamele, die rauhen Stimmen und das heisere Geschrei ihrer gotteslästerlichen Gebete auf der einen, die Trägheit, Trunk- und Schlafsucht der diwanrutschenden Türken auf der anderen Seite, überall ein faules, lasterhaftes, geiles Treiben, begleitet von ekelhaften Krankheiten, dazu Grabesluft und Ausdünstungen der übelsten Art, da mochte man hinblicken, wohin man wollte, überall stieß man auf Dinge, welche die Sinne empören und den Geist zur Verzweiflung treiben mußten. So Dr. Schweinfurth.

Die Machtstellung Sibehrs benutzte Aegypten, um mit seiner Hilfe 1874 Darfur zu erobern. Sibehr wurde zum Pascha erhoben, was jedoch seinem Ehrgeize nicht genügte. Er strebte den Posten eines Statthalters von Darfur an. Da ihm dies verweigert wurde, übergab er seine Macht mit den nötigen Weisungen an seinen Sohn Soliman Sibehr, welcher, vom Vater in Kairo geheim aufgestachelt und mit Kriegsbedarf versehen, gegen die Regierung rüstete und die Besatzung von Dem Idris niedermachte. Alle Unzufriedenen, besonders die Araber des Nordens, geborene Sklavenhändler, versammelten sich unter seiner Fahne, und er gebot über 6000 Mann. Sie wollten die ägyptische Macht im Bahr el Ghazal vernichten, den ganzen Sudan erobern und als unabhängiges Reich unter Sibehr Pascha errichten. Der Generalgouverneur Gordon, der entschiedene Vorkämpfer für die Freiheit der Neger, sandte gegen die Verräter und Rebellen eine Truppe, welche in mehreren Gefechten siegreich blieb, Zehntausende von Sklaven befreite, am 16. Juli 1879 Soliman mit seinen Bandenführern gefangen nahm und ihn mit elf derselben erschoß. Das war ihr wohlverdientes Los. Damit war dem Sklavenhandel das Rückgrat gebrochen. Im November 1881 wurde der Engländer Lupton Gouverneur des Bahr el Ghazal und ließ sich in Dem Sibehr nieder. Inzwischen stand der Mahdi auf, welcher den Emir Kramallah nach dem Bahr el Ghazal sandte. Dieser zwang nach 18monatlichen Kämpfen Lupton zur Uebergabe am 21. April 1884 und nahm in Dem Sibehr seinen Sitz. Nach seiner Rückkehr nach Omdurman blieb die Gegend sich selbst überlassen, bis 1894 die Belgier aus dem Kongo erschienen, die sich vor dem anrückenden Emir von Schakka bald nach Süden zurückzogen. So verblieb das Land zur Verfügung des ersten Kommenden. Mit einem Vertrage vom 14. Juli 1894 trat der Kongostaat seine Ansprüche auf den Bahr el Ghazal an Frankreich ab, das 1898 unter anderem Dem Sibehr besetzte. Endlich nach Niederwerfung des Kalifen Abdullahi erschienen die Engländer. In den ersten Monaten 1901 besuchte Major Boulnois Dem Sibehr, Farogeh, Telgona, Schak-Schak, überall mit Jubel empfangen. Zuerst nahm ein ägyptischer Offizier Sitz in Dem Sibehr, und Leutnant Comyn war der erste ständige Engländer.

Soweit über die Geschichte von Dem Sibehr. Sein Gründer Sibehr Pascha durfte nach dem Falle Omdurmans 1898 nach dem Sudan zurückkehren und lebt zu Geili am Nil, 30 Meilen nördlich von Khartum. Ich begegnete ihm oft bei festlichen Empfängen in Khartum, wo er sich Freund der Engländer nannte. Wieviel Negerblut und Negertränen kleben an diesem Manne! Noch stehen die Ruinen seiner Zwingburg und der Baum, unter dem er Verrat und Aufruhr plante. Gottlob, alles gehört der Vergangenheit an.

Unter englischer Verwaltung hebt sich das verwüstete Land und mehrt sich die ausgerottete Bevölkerung wieder. Eine kleine Festung und ein Amtsgebäude aus Ziegeln waren erstanden. Schön geordnete Hütten beherbergten die irreguläre Truppe von 120 Mann, welche großenteils aus den Kresch ergänzt und am Orte gedrillt wurden. Ein ägyptischer Polizeibeamter, ein syrischer Arzt und ein Schreiber bildeten das übrige Regierungspersonal. Einige 6 m tiefe Brunnenlöcher lieferten das Wasser und zwei kleine Gärten am Ufer des Baches etwas Gemüse und Früchte. Die eingeborenen Kresch waren in der Umgebung angesiedelt, wo auch entferntere Häuptlinge sich des Verkehrs mit der Regierung wegen Absteigequartiere einrichteten. Das Vertrauen zur Regierung förderte zusehends die Annäherung der Eingeborenen an den Ort. Nach Aussage des Arztes war die Lage eine gesunde. Das galt aber nicht für Tiere. Eine giftige Fliege ist Maultieren, Eseln und auch Kühen gefährlich; man sieht nichts von Rindvieh und nur selten Ziegen und Schafe, und der Mangel an Lasttieren macht den Trägerdienst notwendig.

Bislang hatten wir nur Bäume gesehen. Mich drängte es, die einheimische Bevölkerung kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke machten wir zuerst eine kleine Rundreise nach Südwesten zu den K r e s c h. Leutnant Comyn ging uns dabei mit jeder Hilfe an die Hand.

Am 20. März brachen wir mit 4 Trägern und zwei Soldaten auf. Fast unmittelbar umfing uns der Wald mit zerstreuten Gehöften der Kresch. Zu jedem Hausstand schien eine Schar Hühner und ein Wachthund zu gehören. Während die Jugend bei unserer Annäherung floh, grüßten die Erwachsenen freundlich mit „Daka, Daka", wobei sie die rechte Hand erhoben und dann recht herzlich lachten, wenn wir in ihrer Sprache den Gruß erwiderten. In Abständen wurde unser Weg von Bodenfalten gekreuzt, in denen unter schmalen Streifen eines dichten Baumwuchses Bäche flossen, darunter der U j e, U i r o s c h o und N e s u o k a.

In fünf Stunden langten wir bei S e d a i an. Die wenigen Hütten der kleinen Siedelung waren je von einem Pfahlverhau umschlossen, während den Hütten des Häuptlings ein kleiner Hof aus gleichem Verhau vorgelagert war, in welchem der Feuerherd, die Hirsemühle, Hühnernester, Gefäße und Geschirre ihren Platz hatten. Dort ließen wir uns auf drei schönen Antilopenfellen nieder, welche für uns bereitgehalten waren. Der Häuptling in Ruhe, ein ergrauter Sonderling, kauerte mit seiner ihm ebenbürtigen Frau vor uns nieder, stellte sich als französischer Sultan vor und sang ein Loblied auf die Franzosen. Der wahre Grund seiner Neigung war wohl, daß die Engländer anstatt des alten Kauzes

dessen Sohn zum Häuptling gemacht hatten. Aufgeklärt, daß wir Freunde der Engländer seien, wechselte er den Text des Liedes zugunsten derselben. Indessen rückte er langsam näher und näher, betastete meine rote Wolldecke, klappte den Sonnenschirm auf und zu und legte sich auf die Decke, um zu gestehen, daß beide Gegenstände ihm gefielen und er sie zum Geschenke wünsche. Dieses Verlangen konnte nicht erfüllt werden, aber er wurde anderweitig entschädigt.

Die Nacht verbrachten wir in einem nahen Gehöfte, welches vom Besitzer wegen des Todes der Frau verlassen worden war. Noch vor Tagesanbruch setzten

Gehöft eines Kresch.

wir den Weg fort durch den morgenfrischen Wald, über blumige Rasen und buschbekränzte Rinnsale, worunter die Bäche Zaka und Angolib. In keiner Beleuchtung ist die tropische Waldlandschaft schöner als in der Verklärung des jungen Tages, wenn sie andachtsvoll dem melodischen Morgengebete ihrer befiederten Kinder lauscht.

Nach achtstündigem Marsche luden die sengenden Strahlen der Mittagsonne und die Hütten Kabyangas in der Niederung des Baches Ada zur Rast ein. In Abwesenheit des Häuptlings empfingen uns dessen verständiger Bruder und der altersschwache Vater. Wir befanden uns inmitten der Kresch. Es sind gedrungene, plumpe Erscheinungen von dunkelschwarzer Färbung. Die Männer kleiden ein zwei Hand breites Stück Tuch, welches durch einen Strick um die

Lenden festgehalten wird. Bessergestellte sind auch besser gekleidet. An Hals und Armen werden Amulette von Holzstückchen und an den linken Ellenbogen zweischneidige und griffeste Messer in Lederscheiden getragen. Mitleid erregte ein alter Mann, dem der Aussatz bereits Finger und Zehen abgefressen hatte. Die Frauen, fast durchwegs von erstaunlicher Körperfülle, begnügen sich mit frischem Laub an einem breiten Gurt von Perlen, welche in bunten Farben auch Hals und Haare schmücken. Die Hütten mit Lehm-, Stroh- und Pfahlwänden sind unansehnlich und der Eingang so niedrig, daß er nur in kriechender Stellung Eintritt gestattet. Die Häuptlingshütte ist ganz aus Bambusrohr und recht nett gebaut. Auch Bettgestelle aus diesem Rohr sind recht hübsche Erzeugnisse. Daneben dienen kegelförmige Sonnendächer als Küchen und Plauderstuben. Kornspeicher aus Lehm und mit dichter Strohbedachung sowie Hühnerställe aus Stroh und auf Pfählen erhöht, vervollständigen die Gebäulichkeiten der Siedelungen, welche den Eindruck der Wohlhabenheit machen, wie auch die ausgedehnten Pflanzungen von Hirse, Sesam und Bohnen bezeugen. Dazu kommt der reiche Ertrag der Wälder an Honig. Dieser im Verein mit Kornbier und gefüllten Schüsseln von Hirsebrei mit Eberfleisch stellten eine so reichliche Bewirtung unserer Leute dar, daß sie sich ganz heimisch fühlten.

Der Häuptling, welcher erst gegen Abend kam, war ein ruhiger, gesetzter Mann, der wenig sprach, aber was er sagte, klang glaubwürdig; das Urbild eines hausverständigen Dorfschulzen. Seine entferntesten Gehöfte liegen zwei Stunden gegen Süden, und hinter diesen dehnt sich menschenleere Wildnis bis zu den Njam Njam Tomboras aus. Dem Häuptling waren die Flüsse Uelle, Mbomu und Ngongo wohlbekannt, und er wußte, daß sie nach Westen fließen, während der letzte Fluß der Gegend, welcher nach Norden gehe, der Biri sei. Sechs Tagereisen gegen Südwesten liegt der große Njamnjamort Rabeh des Sultans Zemio im Französischen Kongo. Auch hier hielt man uns für Franzosen und glaubte, daß wir auf dem Wege nach Rabeh seien. Wir klärten die Leute auf. Uebrigens verspürte ich Lust zur Reise nach Rabeh, das, wie ein großer Teil des Französischen Kongo-Ubangi, zu meinem Vikariat gehörte. Aber es war mir wohlbekannt, daß Frankreich fremden Missionären die Ausübung ihrer Tätigkeit in seinem Gebiet nicht gestattet. So verzichtete ich darauf, die Grenze des Sudan zu überschreiten.

22. März. Wir verließen den ausgetretenen Pfad, der südlich nach Rabeh führte und schlugen westliche Richtung ein durch eine weglose Gegend. Ein alter Kresch mit dem unvermeidlichen Hunde führte uns. Es ging über Stock und Stein durch hochstämmigen Urwald, in welchem Elefanten ihr Zerstörungswerk getrieben. Unser Führer arbeitete sich leicht durch, aber für unsere Maultiere war es ein Marsch mit Hindernissen, der alle Augenblicke eine Veränderung der eingeschlagenen Richtung erforderte und zu lästigen Umwegen zwang. Ohne Führer wäre der Ausweg aus dieser weg- und steglosen Waldwildnis schwer zu finden gewesen.

Wir atmeten auf, als der Wald sich lichtete und vor uns eine breite Talniederung sich auftat. Da floß der Bach Dschessadu unter einem Gestrüpp von

Raphiapalmen. Die Ufer, von Elefanten und Büffeln zertreten, waren mit frischem Grase bedeckt, auf dessen grünem Rasen die Flora ihre lieblichen Kinder von gelben, roten und weißen Blumen geweckt hatte. Das Wasser war klar und frisch, und daß an einem solch traulichen Wiesenbach die Vogelwelt nicht fehlt, versteht sich, und sie sang und pfiff aus Leibeskräften.

Es war Mittag, als wir dem rechten Ufer entlang weiterzogen. Da ballen sich ganz unerwartet Wetterwolken auf. Der Wind fegt durch das Tal, Blitze leuchten, Donner rollt, und hernieder prasselt der Regen. Unsere Leute flüchteten unter die Uferbäume; wir aber zogen es der Blitzschlaggefahr wegen vor, ihrem Beispiel nicht zu folgen, sondern auf freier Wiese auf dem Rücken unserer Maultiere das Ende des Unwetters abzuwarten. In einer Viertelstunde hatte sich die Sintflut erschöpft, und wir zogen, durchnäßt bis auf die Haut, durch lieblichen, jungen Busch den Hügelhang hinan, wo wir unter einem großen Tamarindenbaum abstiegen. Der augenblicklichen Luftabkühlung durch den Regen folgte eine so große Hitze, daß in einer halben Stunde unsere Kleider am Leibe getrocknet waren.

Im Südwesten ragte auf gewelltem Boden der einzelne Hügelkegel Amschokuo auf, welcher weit und breit die bedeutendste Erhöhung darstellte. In dieser Richtung zogen wir durch wegloses, aber von zahlreichen, wasservollen Rinnsalen durchfurchtes Waldgebiet, bis wir nach zehnstündigem Tagesmarsche wieder am Dschessadu unser Nachtlager nahmen. Die ganze Gegend ist wie ein Schwamm von Wasser durchtränkt, dessen Abzugskanal der Bach bildet. Das klare, wohlschmeckende Wasser fließt bald still im vollen Sandbett, bald rieselt es murmelnd über Felsengen. Seinen Grund beleben muntere Fischlein, seine Ufer schmücken mit königlichem Anstand prächtige Wedel der Raphiapalme und Bambusdickichte, und seinen Lauf besingen muntere Vögel.

Der Morgen führte uns über bewaldete Hügelrücken und Talgehänge, über zerklüftete Schluchten und an schroffen Abgründen vorbei. Hier bietet sich ein Blick auf das Gebiet der Wasserscheide; die Wasserläufe nach Süden und Südwesten fließen dem Kongo und diejenigen nach Norden und Nordosten dem Nil zu. Wie ganz anders muß es hier in der Höhe der Regenzeit aussehen! Da, wo jetzt dünne Wasserfäden schlängeln, stürmen dann reißende Flüsse dahin. Da werden die jetzt stummen Abgründe ihren donnernden Choral reden im Rauschen und Tosen der Wasser. Abyssus abyssum invocat in voce cataractarum tuarum. (Ein Abgrund rufet dem anderen beim Rauschen deiner Wasserfälle. Ps. 41, 8.)

Der Wasserreichtum des Bodens zeigt sich auch in der Pflanzenwelt. Nirgends trat mir der Hochwald in so üppiger Kraftentfaltung entgegen. Wie siegreiche Athleten reckten sich die dickwuchtigen Baumsäulen in die Luft. Dazu die großlaubige Blätterfülle und der dichte Unterbusch sowie der schwellende Teppich niederer Stauden und krautartiger Gewächse.

Nach drei Stunden stiegen wir zum Flusse Biri hinab. Das sandige und nur 6 bis 8 m breite Bett, von 5 bis 6 m hohen Wänden eingefaßt, enthält jetzt nur mehr vereinzelte Wasserlachen, aber der ganze Sandboden ist mit Wasser

durchtränkt. Hier liegt der Fluß noch in der Kindheit, und, gleich einer sorgsamen Mutter, hat der üppige Pflanzenwuchs ein schützendes Gehege um ihn gewoben. Wie ein kleinerer dem größeren Bruder gleicht ihm sein Zufluß Bibi, etwa eine Stunde nach Nordwesten.

Der folgende Wald war so dicht, daß wir Mühe hatten, uns durchzuzwängen. Augen und Arme genügten kaum, um die Hindernisse rechtzeitig zu ergreifen und vorstehende Zweige und Dornen abzuwehren. Da erfaßte ein dorniger Ast den Aermel meine Jacke, hing sich darin fest und riß mich vom vorwärtsschreitenden Maultier, wobei ich im Steigbügel hängen blieb. Mit dem Haupte lag ich hilflos auf dem Boden und mit dem Fuße hing ich im Steigbügel fest. Zum Glücke blieb das Maultier sogleich stehen, und der rasch herbeigeeilte Bruder konnte mich aus der unliebsamen Lage befreien. Es war wieder einmal gut abgelaufen durch Gottes Schutz; ich war mit einer zerrissenen Jacke, einigen Schrammen im Gesicht und einem zerbrochenen Schirm davongekommen! Nach zwei Stunden erreichten wir den Soyo, einen Zufluß des Bibi, mit klarem, fließendem Wasser und in dieser Richtung der letzte Bach im Stromgebiet des Nil. Die Regenbäche von hier gegen Westen gehen zum Ngongo auf französischem Gebiet im Flußgebiet des Kongo. Dies blieb hier auch der westlichste Punkt unserer Reise. Von Kabyanga bis hierher hatten wir keine menschliche Seele angetroffen.

Der Himmel hüllte sich in drohende Wetterwolken. Wir eilten nach Nordosten und erreichten in etwa einer Stunde eine ganz einsame Siedelung der Kresch, gerade da der Regen zu strömen begann. Der Mann war abwesend und die Frau allein daheim. Auf einem längeren Rundgange trafen wir vier einzelstehende Gehöfte; im ersten waren zwei alte Frauen, in den anderen niemand zu Hause. Alle Leute befanden sich auf der Honigsuche im Walde. Der Hausherr, dem wir bald begegneten, gab Aufschluß, daß der Westen gegen den Französischen Kongo hin weit und breit unbewohnter Wald sei. Raei, so hieß der Mann, und seine Frau schienen gleichaltrig und wie Philomen und Baucis zu leben. Sie waltete als ruhige Hausfrau und hielt alles in schönster Ordnung, und er ging auf die Jagd oder auf die Suche nach Früchten und Honig. Daß die kleine Familie ganz allein im Walde lebte und die Frau auch allein zu Hause blieb, zeugt von der öffentlichen Sicherheit an der äußersten Grenze des Sudan unter der jetzigen Regierung. Die zwei Leute halfen zusammen, um unsere Träger recht gut zu bewirten und erhielten dafür ihre Geschenke.

Später, als die entfernten Nachbarn aus dem Walde heimgekehrt waren und von uns erfahren hatten, kamen sie herbei; sie schienen ebenso einfach als offenherzig zu sein. Der Glaube an ein höchstes Wesen, das sie Grou nennen, greift vielfach in ihr Leben ein.

Von hier aus führte wieder der Fußpfad, und wir entlohnten den Führer von Kabyanga. Zur Vermeidung der großen Hitze brachen wir nach Mitternacht beim Mondschein auf. Vom hohen, nassen Grase belästigt, gelangten wir an mehreren Gehöften des Häuptlings Miniabeh vorbei um 4 Uhr zu den Hütten des Häuptlings Gomara. Neben dem Wege schliefen, an einem lodern-

Blatt E.

25
26
8
Nordwestlicher Teil
der
Bahr el Ghazal-Provinz
Massstab 1 : 1000000.
0 10 20 30 40 50 Km
Reiserouten.
Mambara
Jugergu
Kresch
Farogeh
Boru
Sopo
Ludschu
Radscha
Koko
Biri
Bibi
Said Baldas
Meriki
Mbere
Muschkombo
Zongono
Gorgotoh
Kai Kasa
But Kodo
B. Ringi
Manangba
Hassan
Radscha (Musa Hamed)
KOSSINGA
April 1905
Gobbo
Ambqua
Dschulu
Bolo
Duro
Sorogo
Sabun
Garbul
Scheibindi
Abu Ras
Jembe Berge
Gudschu
Miniabeh
Jango
Dem Sibehr
Gomara
Sedai
Utroscho
Angolib
Dschessadu
Kabyanga

Zu: Gründung der Mission Wau und Reise zu den Kresch.

den Feuer, das Haupt auf Klötze gestützt, mehrere schwarze Gestalten, deren einige bei unserer Annäherung erwachten und die anderen weckten. Es waren ihrer sieben, lauter ergraute, ehrwürdige Männer, unter ihnen Gomara, welcher eiligst in seine Hütte lief, sich mit dem roten Mantel bekleidete und uns dann freundlichst begrüßte.

Die Anwesenheit der alten Männer fiel mir auf und ich fragte nach dem Grunde. Gomara zögerte etwas und vertraute uns dann an, daß er mit den sechs Aeltesten seines Bezirkes am vorhergehenden Tage im Walde geopfert habe. Ich suchte zu erfahren, wie weit der Ort des Opfers entfernt sei und ob ich denselben sehen dürfe. Gomara erklärte, daß der Ort so weit entfernt sei, daß sie erst nach Sonnenuntergang ermüdet zurückgekehrt seien. Auf die Frage, ob dort Grou (Gott) zu sehen sei, lachten alle laut auf und wunderten sich, daß ich diesen Namen wisse und mich für solche Dinge interessiere. Gomara fügte hinzu, daß man Grou nicht sehen könne, daß sie ihm aber Korn, Bier und Honig opferten, um sich und ihren Leuten dessen Wohlwollen zu sichern und Unglück zu ersparen. Man fühlte, daß ihnen Gespräche über diesen Gegenstand nicht lieb waren. Wir gingen auf die vergangenen Zeiten ihres Volkes über, wobei die ergrauten Augenzeugen Einzelheiten aus den blutigen Abschnitten der Herrschaft der Araber, der Mahdisten und der Njam Njam erzählten. Es klang wie der Schmerzensschrei eines zerschmetterten Volkes. Von der jetzigen Regierung der Engländer meinten sie, bisher sei sie gut gewesen, aber man müsse einige Zeit warten, um ein richtiges Urteil zu fällen. „Wenn wir heute hier im Walde ungestört leben können, ohne daß uns Frauen und Kinder geraubt werden, so ist das ein Verdienst des Engländers in Dem Sibehr. Wenn er nur dort bleibt!“ schloß Gomara.

Inzwischen war eine Stunde verflossen und der Tag angebrochen, dessen junges Licht einen nahen Grabeshügel aus der Dämmerung hervortreten ließ. „Wessen Grab ist dieses?“ „Dasjenige eines Mannes, der vor kurzem starb.“ „War der Mann gut oder schlecht?“ „Er war gut.“ „Ist das Los eines guten und eines schlechten Mannes dasselbe nach dem Tode?“ „Warum sollte es verschieden sein? Wenn du ein Huhn tötest, so ist es tot, ob es fett oder mager war; so geht es dem Menschen nach dem Tode; er ist und bleibt tot, wie immer er gewesen sein mag.“ „Was bedeutet das Kornbier auf dem Grabe?“ „Es ist für Grou, der kommt, um davon zu trinken, und wenn er es gut findet, so läßt er den Toten in Ruhe; findet er es schlecht oder wenig, so schlägt er ihn.“ „Warum schlägt er ihn und nicht denjenigen, der das schlechte Bier bereitet hat?“ „Das wissen wir nicht, das weiß er.“ Ein Alter verbesserte: „Er schlägt ihn nicht, sondern er weist ihn von sich, während er den Toten gut aufnimmt, dessen Bier gut ist.“ „Also doch eine verschiedene Behandlung der Toten von seiten Grous!“ „Niemand weiß, was Grou tut, noch haben wir gesehen, was nach dem Tode geschieht. Was wir wissen, haben wir von unseren Vätern gehört.“ —

Von hier stieg der Pfad zusehends an und führte durch hohes und nasses Gras über die Bäche Ujukuru, Ujibi und Dschondscho. Erkältung war wohl die Ursache, daß einer meiner Begleiter ganz plötzlich an heftigen Fiebererschei-

nungen erkrankte. Kopfschmerz, Erbrechen und hohe Temperatur zwangen zum Halten. Nachdem wir in den letzten Tagen im tiefsten Urwalde gewandert, war jetzt die Gegend so baumarm, daß wir nirgends Schatten finden konnten. So stößt man in Afrika täglich auf Gegensätze. Wir betteten den Kranken unter eine armselige

Stuhl Brit.

Staude und wendeten alle Mittel an, welche uns der Fall eingab. Die Mittagshitze steigerte den Zustand bis zu Delirien. Erst gegen Sonnenuntergang ließ die Heftigkeit der Erscheinungen nach. Ermüdet legten wir uns zur Ruhe, welche durch fortgesetztes Geheul der Hyänen gestört wurde.

25. März. Gottlob, der Kranke fühlte sich wieder gestärkt und konnte den Marsch fortsetzen. Wir zogen der Reihe nach über die Bäche Ujamgbeh, Gjagara, Egbeh, Girangiri in sieben Stunden zum Flusse Biri, welcher hier ein Bild bot, wie es nur in den obersten Flußläufen der Tropen zu sehen ist. Das tief eingeschnittene Bett war 150 bis 200 m breit und durch bewaldete Inseln und Felsenzungen in mehrere Arme geteilt. Bald sind es offene, steinige, jetzt wasserlose Rinnen, bald wölben die dichtbelaubten Kronen von Baumriesen kühle, dämmerige Dome über den grotesken Felsenmassen, zwischen welchen das klare, frische Wasser rieselt und munter über kleine Kaskaden hüpft; hier webt verschlungenes Ge-

Häuptling Jango der Aldscha mit zwei Söhnen

strüpp im Verein mit Bambusgehegen den Zauber der Einsamkeit um einen träumenden Tümpel, und dort öffnet sich ein breiter, felsumgürteter Teich, in dessen Wasser große und kleine Fische kreisen, und auf dessen Uferfelsen und Eilanden tückische Krokodile sich sonnen, Stelzvögel in würdevoller Ruhe stehen, Enten wackeln und Gazellen scherzen. Da sind auf engem Flecke Fluß und Wald, See und Strauch, Bach und Fels zu einer Sammlung von Miniaturbildern von packender Eigentümlichkeit vereinigt. Welch ein Leben von Tieren, die sich hier sättigen und auch gegenseitig vernichten! Nur der Mensch fehlte.

Merkwürdig! In Europa sucht man die Nähe der Flüsse auf, und hier meidet man sie wegen der Ueberschwemmungsgefahr zur Regenzeit. Dann verschlingt die gestaute Wasserflut dieses wildschöne Flußbild und wälzt sich unter dumpfem Brausen durch Wald und Ebene, alles mit sich fortreißend und im

gurgelndem Strudel begrabend. Und das ist der Lebenslauf, jahraus, jahrein, dieser afrikanischen Wasserläufe, ob groß oder klein.

Vom Flusse Biri kehrten wir in zwei Stunden nach Dem Sibehr zurück.

Sonntag, 26. März. Der hl. Messe am Morgen wohnte wieder Comyn bei. Wie erwähnt, hatten nach Ankunft der Engländer Kresch sich in der Nähe von Dem Sibehr niedergelassen. Wir besuchten sie der Reihe nach am 27. März. Mitten unter den Kresch trafen wir zahlreiche Ansiedelungen der Adscha, Verwandte der Banda, welche unter Jango vor den Verfolgungen der Anhänger Senussis fliehend, aus dem französischen Gebiet hierher eingewandert waren. Ihre hellbraune Farbe, die verzierten und bemalten Wohnungen, die bunte Bekleidung und das gewiegte Benehmen stachen sehr von denen der Eingeborenen ab. Es waren Städter unter Wäldlern. Sie haben ihre eigene Sprache, sind Heiden und nennen Gott Dondoro. Den geschmeidigen Jango selbst hätte man für einen mohammedanischen Krämer halten können, welche gleich hausierenden Zigeunern den Sudan durchziehen, aber er verstand kein arabisches Wort. Durch einen Dolmetsch ließ er um Zwirn und Seife betteln, beides Artikel, welche in Afrika auf einen Grad von Fortgeschrittenheit schließen lassen. Die urwüchsigen Kresch machten mir aber doch einen weit besseren Eindruck.

Die Kresch waren einst ein zahlreiches Volk. Von den mohammedanischen Sklavenjägern, den Derwischen Karamallahs und den Njam Njam wurde ein großer Teil derselben außer Land geschleppt oder getötet. Es ist ergreifend, von bejahrten Augenzeugen zu hören, wie Frauen und Kinder entführt wurden, und wie Karamallah viele Eingeborene enthaupten ließ. Auch der Großhäuptling Robkodu in Dem Sibehr wurde ermordet. Außer dessen Sohn Musa Kamduggu bestanden noch die Häuptlinge Gomara, Mijai, Miniabeh, Sedai, Kabyanga, Gesprohu und Matter. Wenn man sie nach der Zahl ihrer Untertanen fragte, so gaben sie dieselbe sehr niedrig an, um möglichst wenige Träger stellen zu müssen. Alle zusammen schienen etwa 1000 Mann zu zählen. Auf je zwei Männer drei Frauen und ein Kind gerechnet, gibt eine Gesamtzahl von etwa 3000 Seelen. Würden sie beisammen wohnen, so gäbe es eine schöne Mission, aber leider sind sie über ein Gebiet von etwa sechs Tagereisen zerstreut.

In ihrer äußeren Erscheinung sind die Kresch die häßlichsten der Negervölker, denen ich begegnet bin. Der schwerfällige Körperbau, der unförmlich große Kopf mit breiter Mundspalte und wulstigen Lippen und die plumpen Gliedmaßen drücken der Gestalt, welche fast durchwegs hinter dem mittleren Maße zurückbleibt und nicht selten zwerghaft klein ist, den Stempel des Gewöhnlichen auf. Dazu noch das frühe Abwelken, die Vernachlässigung der Reinlichkeit, welches die Kupferfarbe der Haut schmutzig dunkel erscheinen läßt, der Ausdruck geistiger Beschränktheit, gefördert durch jahrzehntelange Knechtung. Einen weit günstigeren Eindruck machen die Charaktereigenschaften, welche hinter diesem groben Aeußeren stecken. Ihre Schlichtheit und Ungeschminktheit berühren wohltuend. Sie sind arbeitsam, bauen viel Hirse, Sesam, Erdnüsse, Bohnen, Tabak und Baumwolle,

spinnen und weben, fischen und jagen. Eines ihrer Haupterträgnisse ist der Honig der Wälder, in denen sie leben. Sie lieben jede Art von Kleidung. Abgesehen von den Häuptlingen, begnügen sich die übrigen durchgängig mit einer Frau, wozu sie auch durch das Verhältnis der Zahl der Geschlechter gezwungen sind. Die Frauen grüßten uns stets kniend und bedienten Männer und Gäste.

Auffällig ist die Zahl zwerghafter Erscheinungen. Sie erzählen, daß jenseits der Wasserscheide ein ganzes Volk von Zwergen mit so dicken und schweren Köpfen wohne, daß sie sich ohne Beistand nicht vom Boden zu erheben vermögen und mit

Kreschfrauen. (R. Türstig, Omdurman.)

Hilfe einer Pfeife andere zu Hilfe rufen müssen. Das ist wohl ebenso eine Fabel, erfunden zu eigenem Troste, als es sicher ist, daß es in jenen Gegenden nicht wenige Zwerge gibt.

Das schwierigste Hauptstück in der Schilderung eines Volkes ist dasjenige seiner religiösen Anschauungen. Alles darauf Bezügliche wird von den Negerheiden möglichst geheimgehalten, und unbefragt sprechen sie nie davon. Befragt geben sie kurze und dunkle Antworten und man hat das Gefühl, daß sie es ungern tun. Abgesehen von dieser Schwierigkeit sind die Kenntnis der Sprache und ein längerer Aufenthalt erforderlich, um in ihre Geheimnisse einzudringen und ein zuverlässiges Urteil darüber abzugeben. Diese zwei Vorbedingungen fehlten mir hier. Infolge der Nachbarschaft und des Verkehrs mit Arabern sprechen die Häuptlinge durchwegs und selbst viele andere Männer arabisch. Ich ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um zu fragen und zu forschen und mit einer Ausdauer, daß die Leute mich den „Mann des Grou" nannten und bei meiner Ankunft schon auf

diesbezügliche Fragen warteten. Was ich in Erfahrung gebracht, sei hier kurz zusammengestellt.

Sicher ist, daß sie trotz der mehrjährigen und wiederholten Anwesenheit von Arabern in ihrem Lande Heiden geblieben sind. Um ihre Religion befragt, geben sie allenthalben zur Antwort, daß sie nicht Mohammedaner, sondern Kresch seien. Sie halten auch mit Hingabe an ihren religiösen Anschauungen und Gebräuchen fest.

Miniaturtempelchen der Kresch.

Die Kresch wissen von einem höchsten Wesen, das sie Grou nennen. Niemand kann ihn sehen, deshalb weiß niemand, wie er aussehe noch ob er gut oder böse sei, aber alle glauben an sein Bestehen. Niemand weiß, wo er wohne, doch soll er hohe Bäume bevorzugen. Bei ihren Hütten, an Wegen, am Waldessaume errichten sie Miniaturstrohdächer, einem Kinderspielzeuge nicht unähnlich. Darin werden Gefäße mit Hirsebier, Feld- und Waldfrüchte, von der Jagdbeute Köpfe und Knochen, Elefantenschwänze, Giraffenhaare, Löwenkrallen, auch Pfeile und Lanzenspitzen, Glasperlen und selbst kleine Münzen hinterlegt, um sich den Schutz Grous zu sichern und Unglück abzuwenden. Niemand darf die Gaben an sich nehmen. Wer sie entwendet, soll vom Tode oder Unglück ereilt oder an die

Stelle gebannt werden. Außer diesen Opferhütten, welche jede Familie errichtet, gibt es solche in Wäldern für ganze Bezirke. Der Aelteste Miaji ließ mich eine solche in Augenschein nehmen. Den Ort des Opfers bezeichnete ein großer Baum im Walde. Noch lagen die von Termiten zerfressenen Stäbchen des Opferhäuschens zerstreut da, daneben drei Feuersteine zum Kochen von Bier und Fleisch, während an Bäumen einige Maiskolben aufgehängt waren. Das war alles, was zu sehen war, und der gute Alte lachte laut auf über meine Neugierde. Es heißt, daß Grou nicht ein großer Liebhaber, wohl aber ein großer Kenner von Bier sei. Daher gilt gutes Gebräu als die vornehmste Opfergabe. Bei Todesfällen wird Bier als Trankopfer unter die Trauergäste verteilt. Auf jedem frischem Grabe, welches neben der Hütte des Verstorbenen sich befindet, wird eine Zeit hindurch ein Gefäß mit Bier aufgestellt. Oben habe ich dessen Erwähnung getan. Obwohl sie sagen, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, und sie für Hölle und Himmel keine Ausdrücke besitzen, so zeugen obige Gebräuche von der Ahnung eines Fortlebens nach demselben. Sollte die Zahl der Opferhäuschen ein Maßstab sein für die Religiosität des Volkes, so wären die Kresch das religiöseste Negervolk, das ich angetroffen. Die Araber nennen diese Opferhüttchen kurz den „Allah" (Gott) oder „Kodschur", (Hexenmeister), der Gutes und Böses zufügen kann. Aus dem dunklen Wuste von Angaben und Ansichten leuchteten zwei Sterne auf; der Glaube an ein höchstes Wesen und eine Ahnung von der Unsterblichkeit der Seele. Das wurde aus der Uroffenbarung gerettet, Sagen und Aberglauben haben nicht nur diese Sterne verdunkelt, sondern auch die Lücken auszufüllen gesucht. Diese geretteten Grundwahrheiten wären ein Anknüpfungspunkt für Missionäre in der Aufklärung des Volkes über Wahrheit und Sage.

* * *

Bisher war ich von der Reise nicht vollauf befriedigt. Das Völklein der Kresch wäre ein hoffnungsreiches Arbeitsfeld für eine Mission. Aber in Anbetracht der großen Entfernung von Wau, der Schwierigkeit der Reisen und Transporte und der damit verbundenen Kosten, wünschte ich die Möglichkeit mehrerer Missionsstationen in diesem Gebiete und somit zahlreichere Bevölkerung kennen zu lernen. Leutnant Comyn riet, eine weitere Reise nach Westen zu unternehmen und dann über Nordosten nach Wau zurückzukehren. Diese Reise sollte das Gebiet sämtlicher westlicher Heidenvölker berühren. Von Wau war die Meldung gekommen, daß der Gouverneur noch bei den Njam Njam weile und erst später zurückkehren werde. Ohne seine Anwesenheit war meine Rückkehr nach Wau zwecklos. So beschloß ich, an Stelle des schon betretenen Weges die genannte Rundreise für die Rückkehr zu wählen. Die Sultane Nasir Andel und Musa Hamed waren eben in Dem Sibehr und versprachen, uns auf der Reise in jeder Weise zu fördern. Auch die übrigen Häuptlinge, welche unser Weg berühren sollte, wurden verständigt.

28. März. Nachmittags brachen wir mit 8 Trägern, 2 Soldaten zur Begleitung und 3 Maultieren nach Westen auf und hielten nach zwei Stunden bei

Miniabeh. Zwei Gewitter zogen sich zusammen, und die ganze Nacht fiel der Regen, gegen den die armseligen Hütten nur teilweise Schutz boten.

Weiterhin nach Westen drängten sich immer mehr Steinbildungen in den Vordergrund, ein Zeichen, daß wir Bergen entgegengingen. Der gewellte Boden war von zahlreichen Bachbetten durchschnitten, unter welchen Doroduso und Babaniri die bedeutendsten waren. Allenthalben starrten verwilderte Stätten einstiger Dörfer als Zeugen einer dichten Bevölkerung in der jetzt menschenarmen Gegend.

Erst nach vier Stunden trafen wir den ersten bewohnten Ort am Bache Uikene. Der Aelteste Gudschu begegnete uns anfänglich mit Scheu und Miß-

Fluß Sopo.

trauen, aber von den Soldaten über uns aufgeklärt, wurde er bald freundlich und bewirtete uns und unsere Leute mit Hirsebrei. Der kleine Sohn Kafriti hockte ohne Scheu zu unserer Schüssel, griff mit den schwarzen Händchen dreist in den Brei, tunkte den Bissen in unser Salz und aß mit männlichem Appetit. Es schien das erstemal zu sein, daß er Salz kostete, das für die Leute ein seltenes Gewürz ist.

Die Gegend war so spärlich bewohnt, daß uns 40 Meilen von der nächsten Ansiedelung trennten. Nach zweistündigem Marsche nahmen wir unser Lager im Walde. Auf Laubstreu schlief es sich vorzüglich, während Feuer und Soldaten für unsere Sicherheit vor wilden Tieren sorgten. In aller Frühe ging es fort nach Westen. Als die aufsteigende Sonne die Dünste der Morgennebel zerstreute, trat unvermittelt die Bergkette Jembe lichtumflossen in den Gesichtskreis. Etwas Neues! Wirkliche Berge nach unseren Begriffen! Ein steiniger Pfad führte

zwischen stämmigen Bäumen aufwärts, welche in den höheren Lagen von niedlichem Buschwerk abgelöst werden.

Zwischen zwei lichtbewaldeten Spitzen schreiten wir über das Joch und ziehen auf der Gegenseite zwischen gesetzlos aufgetürmten Felsmassen den steilen und halsbrecherischen Abstieg hinab in das Flußtal des Sopo. Die Ufer von 4 bis 5 m Höhe umschließen das 25 bis 30 m breite Bett. Das Wasser schleicht bald in sandigen Rinnen wie eine silberne Schlange dahin, bald sammelt es sich in Lachen, und dann hüpft es in murmelnden Schnellen über felsige Stufen, um wieder unter und zwischen den Massen des Felsgesteins zu verschwinden, wie spielende Kinder, welche jetzt auf freier Bahn sich tummeln und dann in Verstecken sich unsichtbar machen. Dichter Busch- und Pflanzenwuchs umspinnt und Vögel aller Art und

Bett des Flusses Koko.

Farbe besingen und beleben ihn. Hier geben sich großes und kleines Wild Stelldichein mit reißenden Tieren. Elefanten und Büffel sind soeben abgezogen, Antilopen harren im Busche ungeduldig auf unseren Aufbruch, und zwei Leoparden fordern mit wütigem Kreischen und Zähnefletschen unseren Weggang. Vom frischen und wohlschmeckenden Wasser gesättigt, fügten wir uns ihrem Verlangen und zogen weiter zum Flusse Koko, fünf Stunden entfernt. In stockfinsterer Nacht war es ein Unternehmen, die Maultiere über zerrissene und zerklüftete Felsmassen hinweg an das Gegenufer überzusetzen, wo wir im Freien lagerten.

Im Strahle der Morgensonne leuchtete die wilde Schönheit des Bergbaches in ihrer vollen Pracht. Hier nur einige und dort bis zu zwanzig Meter breit, von riesigen Steinblöcken eingeengt, von überhängendem Baum- und Pflanzenwuchs überwuchert, mit dichten Laubgewölben, durch deren Dämmerlicht nur einzelne Sonnenfunken zittern, mit natürlichen Fischteichen auf felsigem Grunde und mit dem silberhellen Rieseln klarer Wasserfäden, das wie leiser Schlag aus unsichtbarer Silberharfe klingt, vereinigt an dieser Stelle der Koko in seinem Schoße die ausgesuchtesten Naturreize eines tropischen Bergflusses in seinen Anfängen, da er

dem Urgestein entquollen, in kindlichem Uebermut von den Felsen seiner Geburtsgrotte sich losreißt. Zur Zeit der Schwellhöhe werden die Gipfel der beiderseitigen Uferbäume niedergebogen und zu einer natürlichen Brücke vereinigt, oder es wird eine Leiter von Pflanzenstricken von Ufer zu Ufer gespannt, auf welcher die Eingeborenen wie Seiltänzer sich wiegen.

Von da ab wurde die Gegend immer gewellter. Einzelstehende Felskuppen tauchten vor uns auf und mehrten sich. Kaum war die eine erreicht, als andere und ungezählte neue dahinter aufragten. Also eine Berglandschaft! Von den zahlreichen Bachbetten, welche den Weg kreuzten, waren Uisafa und Dschembe die bedeutendsten. Dieser stand im Schmucke fußdicker Raphiapalmen, 6 bis 8 m hoch, mit zierlichen, üppig-grünen Wedeln, in deren Schatten Zwiebelgewächse mit violetter Glocke, der Herbstzeitlose täuschend ähnlich, sowie purpurrote, blaue und weiße Blumen ihre lieblichen Reize auf den grünen Wiesenteppich woben. Schon hatten wir mehrere Steinkuppen hinter uns gelassen, als im Norden die Felsenhäupter der Mangaberge in titanenhaften Gestalten auftauchten. Es war 1 Uhr, als wir bei Abu Ras hielten.

Dieser, ein Kresch, welcher den Namen Abu Ras (Vater des Hauptes) wohl seinen Elefantenohren verdankt, war Vertreter Scheibindis, Häuptlings der Manga, welcher auf die Nachricht von unserer Ankunft alsbald herbeikam. Der arme Mann war fast ganz erblindet und ging uns an der Hand eines Führers voraus zu seinen Hütten, welche eine halbe Stunde südwestlich am Fuße eines Felsens gelegen waren. Daselbst empfing er uns mit Herzlichkeit und bot uns in seiner Armut Erdnüsse und das eine seiner zwei Hühner. Für letzteres dankten wir und belohnten seinen guten Willen mit Stoff und Perlen. Seine Frau, eine alte Zwergin mit unförmlich großem Kopfe, und ein bejahrter Verwandter waren seine einzige Gesellschaft in der romantischen Einsiedelei. Mit wehmütiger Stimme erzählte er, wie vor der Franzosenzeit die Rizegat-Araber von Norden her gekommen, Tolla, Haupt der Manga, ermordet hätten und später Karamallah alle seine Verwandten getötet habe. Seit jener Zeit ist er erblindet und steht dem Ueberbleibsel seines Volkes, im ganzen nur noch 20 Mann, vor. Ein ehrwürdiger, kluger Patriarch, in dessen Antlitz die blutige Ausrottung seines Volkes die Runnen des Grames eingegraben. Wie die Bergkuppen seiner Heimat ragt er aus dem Untergange seines Volkes als lebendiger Zeuge mohammedanischer Vernichtungswut auf. Die Manga sind Heiden und nennen Gott Tschugi. Auf die Frage, ob er eine Ansiedelung von uns gern sähe, erwiderte er: „Du kommst hierher und ziehest weiter, und ich hindere dich an keinem von beiden; dasselbe gilt, wenn du dich hier niederlässest.“ Ein schwarzer Schulze, aus der Schule des Hausverstandes als selbstgemachter Diplomat hervorgegangen!

1. April. Ein vierstündiger Marsch führte uns über den Regenbach Ngalla an den Fuß des Felsberges Garbul, der zweithöchsten Erhebung des Manga-Gebirges. Wir ließen die Tiere unter der Obhut eines Trägers und begannen die Besteigung des Berges. Es ist ein völlig nackter Granitfelsen, im oberen Teile so steil und glatt, daß das Fortkommen ungemein schwierig und die Gefahr des

Ausrutschens und Abwärtsgleitens immer größer wurde. Es schien ein versteinerter Gletscher, zu dessen Ueberwindung Pickel und Steigeisen erforderlich gewesen wären. In deren Ermangelung blieb nichts übrig, als auf allen Vieren an der steilen Wand emporzuklimmen. Wiederholt dachte ich mich zu ergeben und den Rückweg anzutreten, welcher aber auf dieser Seite noch schwieriger zu sein schien als der Aufstieg. So strebte ich vorwärts, arbeitete mich mit Händen und Füßen nach aufwärts und erreichte nach dreiviertelstündiger, ungeheurer Anstrengung meine Begleiter, welche schon vor mir auf dem Gipfel standen, dessen Höhe 400 m betragen mag. Die Mühe ward reichlich belohnt durch die Rundsicht. Das ganze Bergland von Manga, welches die Araber Mangajat nennen, mit den angrenzenden Gebieten lag zu unseren Füßen. Die zahlreichen Steinhügel, an denen wir vorbeizogen, und die uns wie Berge erschienen waren, nahmen sich von der Höhe aus wie ein Heer von Schildkröten, über die weite Ebene zerstreut. Im Norden zwei langgestreckte Felsenketten mit den höchsten Gipfeln Gobbo und Ambgua und den vorgelagerten Felskegeln Duru und Bolo; im Osten die dräuende und sagenumwobene Riesenkuppel Soropo, die höchste aller Spitzen; weiter entfernt der Dschulu und näher die Felsen von Abu Ras und Scheibindi; im Süden und Südosten starrt die bewaldete Ebene von Felskegeln; im Westen erheben sich am Horizont die blaugrünen Höhenzüge der Nil-Kongo-Wasserscheide. Zwischen den Felskuppen dehnt sich die Hochebene mit den spärlichen, dunkelgrünen Waldungen und den breiten Ueberschwemmungsflächen der Regenbäche, bestanden mit vergilbtem Hochgras, gleich wogenden Aehrenfeldern im Monat der Reife. Schade, daß dieses Bergland so dünn bevölkert ist und die Durchgangsstraße der Karawanen aus den mohammedanischen Gegenden des Nordens bildet.

Der Abstieg auf der schluchtenreichen Westseite bot keine Schwierigkeit. Am Rande tiefer Abgründe lagen riesige Steinblöcke aufgehäuft, wie von Menschenhand behauen und geordnet, welche wie die ganze Bergrunde wohl vulkanischen Ursprungs sind.

In sechs Stunden Marsch durch völlig unbewohntes Land, wobei das anmutige Felsenbett des Baches Dele und die Rinnsale Mbombuh und Ndoko überschritten wurden, erreichten wir die Kreschsiedelung Sabun. „Salâm aleikom!" (Friede mit euch!) tönte es uns aus dem Munde des Aeltesten entgegen. Dieser arabische Gruß sagte genug. Viele Männer trugen arabische Kleidung und mohammedanische Amulette und die Frauen über den Blätterbüscheln dunkle Stoffe. Also Heiden mit mohammedanischem Firnis übertüncht! Wir hatten uns hier stark den Mohammedanern des Nordens genähert und wollten nun nach Südwesten ablenken.

Am Morgen waren wir zum Aufbruch bereit, als die Träger sich weigerten, uns zu folgen und einen weiteren Ruhetag verlangten. Da auch die zwei Soldaten auf ihrer Seite waren, so blieb nichts übrig, als durch eine Vereinbarung den Ausstand beizulegen. Zwei Träger sollten uns begleiten und die übrigen nach weiterer Ruhe im Laufe des Tages folgen. Nach kurzer Rast am Bache Dolu

setzten wir den Weg fort. Da gewahrten wir, daß unsere zwei Träger verschwunden waren. Es war anzunehmen, daß sie sich irgendwo in den Busch geschlagen hatten, um bis zur Ankunft der Gefährten der Ruhe zu pflegen, und daß dann alle vereint nachkommen werden. Wir zogen den ganzen Nachmittag weiter, bis wir bei Eintritt der Dunkelheit den Pfad nicht mehr unterscheiden konnten und im Walde haltmachen mußten. Wir zündeten ein Feuer an und sahen, daß wir uns auf einer Gneisplatte von großer Ausdehnung befanden, auf welcher keine Spur des Weges zu entdecken war. Um nicht noch weiter von demselben abzuirren, war es bei der völligen Finsternis ratsam, an Ort und Stelle den Morgen abzuwarten. Die Träger holten uns nicht mehr ein, und so war an ein Abendessen oder an die Bereitung eines Nachtlagers nicht zu denken. Wir sammelten Holz, schürten das Feuer und legten uns unter Gottes Schutz daneben auf die Steinplatte. Ein billiges Nachtquartier und dazu noch nächtliche Musik! Hyänen und Leoparden umkreisten uns heulend die ganze Nacht; unsere Reittiere stampften und wieherten vor Angst, aber das lodernde Feuer war ein sicherer Schutz für uns alle.

Die Morgenröte verscheuchte die reißenden Tiere und weckte die Waldsänger, und dem nächtlichen Geheul folgte ein vielstimmiges Vogelkonzert, welches uns über den Hunger hinwegtäuschte. Nach drei Stunden standen wir am Flusse R a d s c h a ; wir hatten aber wenig Lust, uns an seiner Wildschönheit zu erfreuen, sondern strebten nach einem Schluck frischen Wassers vorwärts zu menschlichen Wohnungen, welche wir nach zwei weiteren Stunden bei B u t K o d o erreichten. Der freundliche Aelteste hatte Mitleid mit unserem Hunger und ließ sogleich ein Mahl bereitstellen. Es war genau Mittag, als auch unsere Träger eintrafen, gerade noch rechtzeitig, daß wir die Hühnersuppe und den Hirsebrei unseres Gastgebers salzen konnten. Die Karawane war nun glücklich wieder vereinigt.

Der Ort lag am Wege der mohammedanischen Händler nach Rafai im Französischen Kongo, und der Einfluß derselben zeigte sich in der Kleidung der Eingeborenen. Es hieß, daß in geringer Entfernung die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo liege, und daß am Fuße eines und desselben Berges zwei Flüsse entspringen und in entgegengesetzter Richtung abfließen. Ich wollte mich davon überzeugen.

Mohammed — dieser Name zeigt den Weg der Muselmänner — Sohn des Aeltesten, führte uns durch üppigen Blätterwald über den Regenbach Dakata nach Südosten. Die Gestaltung des Bodens sowie der Baum- und Blätterwuchs erinnert an die Gegend am Bibi und Soyo. Nach anderthalb Stunden stand der Führer stille, deutete auf eine kaum bemerkbare Erdsenkung, welche von der waldigen Höhe, Dicheroso genannt, abfallend, sich allmählich zu einem Rinnsale erweiterte und vertiefte, und sagte: „Das ist der Kopf des R a d s c h a.“ Man sah deutlich, daß hier ein Regenbach mit der Richtung nach Nordwesten seinen Anfang nahm. Wir gingen im genannten Walde nach Südwesten weiter, und nach einer Viertelstunde stand der Führer wieder stille und sagte: „Hier ist der Kopf des Kipi.“ Man sah wieder eine unansehnliche Bodenfalte, welche sich nach Südosten hinzog, sich

zu einem Bachbett vertiefte, in welches kleinere Rinnsale mündeten, und in einer Entfernung von nur einer Viertelstunde lag schon das bestimmt umschriebene Bett eines Baches vor uns. In einer Vertiefung desselben befand sich ein frisches, lehmiges Wasser, welches gegen Südwesten hin sich vermehrt und als Bach später mit dem Pwapwa-Schinko vereinigt und seine Wasser zum Kongo führt. Wir standen da bereits auf französischem Gebiet. Diese zwei Quellen, so unscheinbar in ihrem Beginn und so nahe in ihrem Ursprung, entwickeln sich zu Bächen und zu Flüssen und ziehen, einem und demselben Schoße entsprungen, in verschiedenen Richtungen durch Tausende von Meilen nach zwei so entgegengesetzten und so entfernten Weltmeeren!

Wir kehrten in das Lager zurück. Der Name des Aeltesten But Kodo fiel mir auf. Er erzählte, daß er von den Njam Njam Zemios, den Derwischen und Arabern so viel zu leiden gehabt habe, daß er, ohnmächtig und müde, erklärte, er tue weiter nichts mehr und schlafe (kodo). Seinen mohammedanischen Gebietern und Ausplünderern zu Gefallen hatte er auch seinen Sohn Mohammed genannt. Auch hier war die arabische Kleidung bei der Männerwelt stark vertreten.

In der Ortschaft K a i K a ſ a , zwei Stunden nach Westen gelegen, sollten die Träger gewechselt werden. Der alte, kranke Vorsteher war abwesend und lebte seit einiger Zeit allein im Walde, um bei Grou Heilung zu suchen. Gern hätte ich den Kranken im Walde besucht, allein seine Leute weigerten sich, uns an den geheimnisvollen Ort zu führen, unter dem Vorwande, daß bei unserem Erscheinen Grou flüchten oder uns gar töten würde. In Abwesenheit des Hauptes hatten die Soldaten Mühe, die neuen Träger zu sammeln. Sie begaben sich nach einer Siedelung, eine Stunde südwestlich gelegen, und kamen erst spät mit sieben Trägern zurück, welche sie aus den zehn Männern der Ortschaft genommen hatten, so daß nur drei Greise zurückblieben. Unter diesen neuen Trägern befanden sich drei Alte, welche Mühe hatten, zu marschieren. Wir entlohnten die bisherigen und nahmen die neuen Träger. Das Trägerwesen hat seine Härten für die Eingeborenen, besonders in schwach bevölkerten Bezirken. Die Leute befinden sich aber dabei doch besser als unter der früheren Raub- und Blutherrschaft der Araber, und da es bislang kein anderes Beförderungsmittel im Lande gibt, so bleibt es eine Notwendigkeit, welcher sich die Eingeborenen unter dem Titel einer Leistung an die Regierung für den ihnen gewährten Schutz und Sicherheit fügen. Zudem stellt die Entlohnung für sie einen kleinen Erwerb dar.

Wir zogen nahe der Linie der Wasserscheide nach Nordwesten über die Bäche Ujogbo und Kede und an dem hohen Gneiskegel Ambono Pra vorbei. Der Weg war weit, und die Sonne entzog sich uns zu frühzeitig. In der Dunkelheit wollten die Träger nicht mehr vorwärts und legten ohne weiteres ihre Lasten nieder. In der Finsternis war nirgends Wasser zu finden, und wir wollten weder uns noch unsere Leute und Tiere den Peinen des Durstes bis zum Morgen aussetzen. Längeres gütliches Zureden und die Aussicht auf gute Bewirtung in der Nachtherberge brachten die Träger dazu, ihre Lasten wieder aufzuheben. In lautloser Stille ging es durch die stumme Nacht. Die mitleidigen Sterne streuten fahlen

Schein auf den engen Pfad, und das südliche Kreuz hing in der Sternensaat des Nachthimmels, tröstlich glitzernd wie eine Verheißung von Versöhnung zwischen Himmel und Afrika. Nach siebenstündigem Marsche hielten wir in Gorgotoh am Bache Gognojo.

5. April. Der Vorsteher Gorgotoh hatte im Kampfe mit einem Büffel ein Auge und einen Teil der einen Gesichtshälfte verloren, welche nun eine breite Narbe bildete. Sonst machte er den Eindruck eines recht verständigen Mannes mit freimütigem Benehmen und lebte in friedlicher Eintracht mit seiner jungen Frau und seinem Söhnchen, das er mit zufriedener Miene als seinen Nachfolger vorstellte. Der Kleine hatte aber wehe Augen, was bei dem ungeheuerlichen Schmutz nicht anders sein konnte. Wir rieten ein lauwarmes Bad an, und Vater und Mutter standen zusammen und reinigten den kleinen Stammhalter, welcher unter kräftigem Schreien sich dieser Neuerung widersetzte, sich aber bald besser fühlte. Allgemein ist die Wasserscheu dieser Kresch, daher die ganz augenfällige Unreinlichkeit in ihrem Aeußern. Sonst machten die Leute, welche noch frei von mohammedanischen Einflüssen zu sein schienen, den besten Eindruck, wie auch der Ort einer der schönsten und bevölkertsten war. Von den bisher besuchten Orten war dieser der geeignetste zu einer Missionsniederlassung. Ueber hundert Hütten, die meisten mit den bekannten Opferhäuschen versehen, liegen unter riesigen Bäumen im Kreise um einen steinigen Hügelrücken herum zerstreut, von dessen Höhe sich eine weite Aussicht auf die Wasserscheide und die angrenzenden Striche des Westens bietet. Es ist wohl nicht der Fall, was Gorgotoh sagte, daß der Bach Gognojo in den Dulu oder Duju und dieser in den Pwapwa fließe, sonst läge sein Dorf jenseits der Wasserscheide. Auch ihm waren die Flüsse Mbomu und Abongo im Flußgebiete des Kongo bekannt.

Drei Stunden gegen Nordwesten liegt Zongono am Bache Uru, bestanden von undurchdringlichem Dickichte und bis zu 10 m hohem Bambusrohr. Unsere Ankunft war von Dem Sibehr aus angemeldet worden, und wir wurden erwartet. Zwei Boten in weißem Kleide waren uns auf halbem Wege entgegengekommen, hatten uns die Grüße des Vorstehers überbracht und zu der hergerichteten Hütte aus Bambus geführt. Unser erster Eindruck war eine Enttäuschung. Die Gehöfte, wohl hundert an Zahl, waren von dichten Strohzäunen umschlossen; die Kleidung der Leute war arabisch; es lag etwas von mohammedanischer Zivilisation in der Luft wie in einem Dorfe von koranbelesenen Händlern. Im Schatten eines Butterbaumes in der Mitte des reinlich gekehrten Hofes standen zierliche Bettgestelle aus Bambusrohr. Hier fand die Begrüßung statt. Der Vorsteher ließ auf sich warten. Indessen erschien eine Menge Volkes, alle in wallenden Gewändern. Ihr Benehmen hatte etwas von übertriebener Höflichkeit und unnatürlicher Unterwürfigkeit an sich. Jeder Angeredete erhob sich sogleich auf die Beine und nahm militärische Stellung an, wie etwa ein junger Rekrut die Befehle seiner Vorgesetzten entgegennimmt.

Endlich traf der Vorsteher ein, ein weißbärtiger, ernster, wortkarger Alter. Er schien befangen und verlegen. Auf die Erklärung unseres Reisezweckes hin,

flog ein karges Lächeln über seine Züge und er gab Befehl zu unserer Bewirtung. Hühner, Eier, Brei mit Tunke wurden in einer Menge aufgetragen, daß nicht nur wir und unsere Leute, sondern auch alle Anwesenden gesättigt wurden. Am Schlusse erschienen mächtige Bierkrüge und machten die Runde, wobei auch die Ortsansässigen trotz arabischer Mütze so wacker mithalfen, daß sich ein regelrechtes Trinkgelage entwickelte.

Trotz der freundlichen Aufnahme fühlte ich mich nicht heimisch. Die Einfachheit der Kresch hat zuviel von ihrer Natürlichkeit eingebüßt und an ihre Stelle ist mohammedanische Ueberschwänglichkeit und Gleißnerei getreten. Von den Anwesenden stachen zwei Dschellaba ab, der eine hellbraun und aus Berber gebürtig,

Im Dorfe Zongono.

der andere rabenschwarz und aus Darfur stammend, beide mit der mohammedanischen Gebetsschnur am Halse und in der Hand, und nun beide als Schreiber oder Sekretäre des Häuptlings angestellt. Unverfälschte Händler- und Schreibergesichter waren es, mit jenem unnachahmlichen gleißnerischen Ausdruck, der ihre Art unter Tausenden kennzeichnet. Man sah, daß sie auf Haupt und Volk einen großen Einfluß ausübten.

Auch waren hier zwei Söhne Dördöcks. Dieser Dördöck von den Donga, Verwandten der Kresch, und ehemaliger Emir der Mahdisten, beanspruchte die Würde des Hauptes aller Kresch im Norden von But Kodo, welche großenteils dem Sultan Musa Hamed und Nasir Andel unterstanden. In echt mahdistischer Anmaßung benahm er sich als absoluter Herr dieses Gebietes und erlaubte (!) der Regierung, in dasselbe zu kommen. Er wurde abgesetzt und in Wau behalten. Enttäuscht verließen wir unser Lager in Zongono.

Der letzte Ort der alteingesessenen Kresch in dieser Gegend ist Muschkombo, vier Stunden gegen Nordwesten gelegen. Wir besuchten es am nächsten Morgen. Der Vorsteher, ein würdiger und gemessener Mann, erwartete uns mit seiner ganzen, wenig zahlreichen Mannschaft. Auch er schien große Stücke auf sein Söhnchen zu halten, das er nie von seiner Seite ließ. Der Kleine konnte noch kaum sprechen und nannte den Vater „babe" und die Mutter „nanne". Im Gegensatz zu den bisherigen Kresch schien Muschkombo freigeistigen Ansichten zu huldigen. Er behauptete, daß seine Leute von Grou wenig wissen wollten, ihn nicht kännten, und daß auch die übrigen Kresch ihm nur deshalb opferten, um nicht mit Hunger, Unglück und Tod bestraft zu werden; mit dem Tode sei alles zu Ende. In gleichem Atemzuge erklärte er, daß die Opferhütte bei seinem Gehöfte nicht dem Grou, sondern seinem verstorbenen Vater gälte, welchem darin Bier und Fleisch vorgesetzt werde, damit er im Schatten sitzend daran sich sättigen könne. Als ich ihn auf den Widerspruch der Behauptung, daß mit dem Tode alles zu Ende sei und daß sein toter Vater Speise und Trank bedürfe, aufmerksam machte, meinte er, mit dem Tode ende zwar alles, aber doch nicht so, daß man nachher auch kein Bier mehr brauche, und es sei für alle Fälle gut, den Toden dasselbe vorzusetzen. „Ich glaube," schloß er, „daß es nach dem Tode nichts gibt, aber gesehen habe ich es nicht, da ich noch am Leben bin." So bleibt auch den freigeistigen, schwarzen Heiden wenigstens noch ein Zweifel übrig. Bereits unterrichtet, daß wir die Bewirtung gut belohnten, suchte er möglichst viel an den Mann zu bringen. Wir hatten eben keine großen Bedürfnisse und mußten mit unseren Tauschgegenständen, die zur Neige gingen, sparsam umgehen. Aber der Schlaue wollte uns um jeden Preis rupfen. Unter der Angabe, daß der nächste Ort erst ganz neu gegründet und ohne Hühner und Eier sei, wollte er uns reichlichen Vorrat aufdrängen. Wir durchschauten seinen Plan und halbierten das Uebel, indem wir ihm etwas abnahmen und dafür Geschenke gaben.

Der Pfad führte uns nach Nordwesten. Im dichten Wald begegneten uns zwei Eingeborene, welche Flinte und Lanzen in das Gras warfen und unterwürfig grüßten. Nach Sonnenuntergang leuchtete Feuerschein in der Ferne auf, und der dunkle Schall der Felltrommel tönte uns entgegen. Der Ort schien nahe zu sein. Aber es war Täuschung. Der Krümmungen des Waldpfades waren es so viele, daß der Feuerschein bald hell aufleuchtete, bald wieder verschwand, und der Schall je nach Wind- und Wegrichtung bald heller und bald leiser klang. Endlich nach dreistündigem Ritte standen wir am Beginne der Ortschaft. Die Nacht war finster. Vor jeder Hütte loderte ein Feuer. Trommelschall, Geschrei und Lärm tönten durch die Nacht. Man geleitete uns vor den Hof des Sultans Mbere, welcher unwohl war, uns nur kurz begrüßte und dann seinem Bruder anvertraute. Die Ortschaft stand im Zeichen eines Todesfalles, dem Tanz und Lärm galten. Wir wünschten die Totenfeier zu sehen, aber es wurde uns mit höflicher Art verweigert. Ob der Trauerfall oder Mißtrauen gegen uns der Grund war, daß wir wenig gastfreundlich behandelt wurden, blieb uns unbekannt. Trotz so vieler Hütten mußten wir im Freien schlafen. Bis nach Mitternacht hielten der Lärm der Trom-

mel und das Geschrei der Frauen bei der Leiche an. Um 2 Uhr morgens, da die Bestattung stattfand, gellte entsetzliches Geheul der Klageweiber durch die Nacht, dann folgte eine ganz ausnehmende Kälte und Feuchtigkeit, die uns auf unserem armseligen Lager zittern machte. Der Lärm der Hähne beim Morgengrauen war ganz unbeschreiblich, gab uns eine Vorstellung von der Ausdehnung der Ortschaft und stellte die Angaben Muschkombos vom Hühnermangel in das rechte Licht. „Wenn es hier so viele Hähne gibt, welches wird die Zahl der Hühner und Eier sein", meinte einer der Begleiter. Die ganze Nacht schlossen wir kein Auge. Wir verrichteten frühe unsere Gebete, um dann für den Empfang der Leute frei zu sein.

7. April. Dem Sultan im grünen Mantel folgten etwa hundert Männer und Jünglinge, welche sich um uns im Kreise setzten und uns beobachteten, während ein endloser Zug von Frauen, mit bauchigen Gefäßen auf dem Kopfe, Wasser aus dem Bache Ujnam holte. Der Sultan und seine Leute sind Kresch, welche früher im Westen am Gunda auf französischem Gebiete gewohnt hatten und vor zwei Jahren vor den Verfolgungen des Senussi hierher übergesiedelt waren. Einzelne wußten mit knapper Not die mohammedanische Fatha herzusagen, wenige verstanden arabisch, und fast alle waren Heiden. Auf einem Rundgange zählte ich etwa 150 Höfe, jeder mit einigen Hütten, und die Gesamtzahl der Seelen überschritt tausend. Das war die volksreichste, geschlossene Ortschaft der Kresch auf der bisherigen Reise. Wir betraten auch den Hof des Begräbnisses und fanden sechs Frauen, die Stirnen zum Zeichen der Trauer fest mit Baststreifen umgürtet, beschäftigt, den Grabeshügel mit schwarzer Erde zu verschmieren. Große Gefäße Bier und drei Hühner waren neben einem lodernden Feuer zum Opfer bereit, das schon stattgefunden haben würde, wenn die Häupter nicht von uns in Anspruch genommen worden wären.

Unser Weg ging nach Nordosten. Die Luft flimmerte vor glühender Hitze. Nach drei Stunden suchten wir in einem Bachbett Zuflucht und erreichten dann in zwei Stunden den Fluß Boru, auf dessen Gegenufer Said Baldas lag, mit dem Berge Migi im fernen nordöstlichen Hintergrunde. Der Sultan, welcher uns bereits auf dem Wege durch Boten begrüßt hatte, ließ uns durch Diener in die Fremdenhütte geleiten. Wir hofften auf Ruhe, aber vergebens. Der Reihe nach kamen die zahlreichen Verwandten des Sultan, um uns willkommen zu heißen. Zuletzt erschien er selbst im großen Anzuge. Said Baldas, von schlanker Gestalt, schwarzer Farbe, im schönsten Mannesalter stehend, trug einen rotweißen Turban aus Seide auf dem Haupte, und ein langes, scharlachrotes Kleid mit goldenen Borten und Quasten, dessen weite, zurückgeschlagene Schlitzärmel mit grünseidenem Stoff gefüttert waren; an goldgestickter Schnur hing um die Schulter der Ehrensäbel in versilberter Scheide; die Füße, mit weißseidenen Strümpfen bekleidet, staken in glänzend lackierten, niedrigen Schuhen. Mit würdevollen Schritten und feierlicher Miene näherte er sich uns, während alle ehrfurchtsvoll Platz machten, ein Diener einen seidenen Sonnenschirm über sein Haupt hielt und eine Dienerschar ihm folgte, reichte uns die Hand und hieß uns willkommen. Sodann befahl er ohne weiteres seiner Umgebung, Wasser, Hühner, Eier und Hirse zu bringen und Feuer

in unserer Hütte anzuzünden. Man muß gestehen, das war ein Sultan, und die Pose stand ihm gut.

Ohne aus seiner Rolle zu fallen, legte nun Said die Feierlichkeit seiner Miene ab, und es entspann sich eine recht angeregte Unterhaltung, wobei es sogleich offenbar wurde, daß er nicht nur vortrefflich den Sultan zu spielen verstand, sondern auch die Geistesstärke eines solchen besaß. Er war früher mit seinen Leuten, welche als besonderer Teil der Kresch den Namen Waja führen, am Fluß Kumu in Banda auf französischem Gebiete angesiedelt gewesen und wußte genauen Aufschluß über Geographie und Ethnographie jener Gebiete zu geben. Als streitbarer Kämpe bekam er Händel mit Senussi und zog sich an den Fluß Born zurück, wo sein Gebiet 3200 Geviertmeilen mit etwa 1500 Seelen umfaßte. Er bekannte, daß er, wie sein Vater, Muselman sei, daß seine Leute, obwohl Kresch, auch Muselmanen seien und an den mohammedanischen Festen in langen Reihen hinter ihm beteten. Diesen Worten stand mehr der Wunsch als die Tatsache zu Pate. Auf die Frage, ob er heute schon gebetet habe, erwiderte er, er werde am Abend beten. Gefragt, ob er beten könne, gestand einer der Untertanen, daß er kein arabisches Wort verstehe. Der Sultan selbst konnte nur die Worte „Allah akbar" (Gott ist der Größte) wiederholen. Unter den Anwesenden befanden sich ein Mann aus Bornu und einer aus Darfur, welche als Mohammedaner von den Franzosen aus Rafai ausgewiesen worden und nun Schreiber des Sultans waren. Der eine besaß eine arabische Ausgabe von „Tausendundeine Nacht", aber keinen Koran. Der Sultan gestand auch, daß er fünf Frauen habe. Auf den Verhalt, daß der Koran nur vier erlaube, sagte er: „Das gilt nur für die Türken (Weißen), wir Kresch (Schwarze) können deren haben, so viele wir wollen." Diese Lehre oder Ansicht fand ich wiederholt bei schwarzen Mohammedanern. Um die Negerheiden zu gewinnen, gestatten ihnen die schlauen Mohammedaner diese milde Auslegung des Gesetzes ihres Propheten.

Auf einem Gange durch die Ansiedelung fielen zahlreiche Opferstätten nach Sitte der heidnischen Kresch auf. Der Sultan erklärte das für alten Aberglauben, der nun abgetan sei, seitdem sich die Kresch zum Islam bekehrten. Aus dem Ganzen gewann ich den Eindruck, daß er selbst mehr aus Familienüberlieferung und aus Ehrgeiz, denn aus Ueberzeugung Mohammedaner sei und daß seine Leute sich durch Bekennung zum Islam als den heidnischen Kresch überlegen betrachten, welche sie verächtlich Fertit oder Ratten- und Hundeesser nennen. Daß der Islam in der Anschauung der herrschenden Klasse sich eine solche Stellung bei einem noch heute großenteils heidnischen Volke errungen habe, ist sehr zu bedauern und birgt die große Gefahr in sich, daß er weitere Eroberungen mache. Diese Gefahr ist eine um so größere, als die Bewegung zu seinen Gunsten von oben ausgeht, was bei diesem geknechteten, unterwürfigen, sklavisch gesinnten Volke besonders unheilvoll wirkt.

Die größten Schranken setzt dem Islam die Unkenntnis der arabischen Sprache seitens der Negerheiden. Man kann sagen, daß mit der Ausbreitung dieser Sprache der Islam steht und fällt. Missionsschulen, welche das Christen-

tum in der einheimischen Sprache predigen, diese selbst lehren und in den Kreis der Literatur ziehen und außerdem für ausgewähltere Jünglinge die englische Sprache an Stelle der arabischen setzen, sind, wenn es nicht schon zu spät ist, die Mittel, um die heidnischen Kreich wie so viele andere Negerheiden an der Grenzlinie zwischen Islam und Heidentum dem Christentum zu retten. Said Baldas war für eine solche Missionsschule eingenommen und hat auch einen seiner Söhne unserer Schule in Wau anvertraut.

8. April. Der Sultan stellte sieben neue Träger an Stelle der bisherigen, welche befriedigt zurückkehrten. Wir überschritten das seilige Sandbett des Boru, zogen über Regenbäche nach Osten und standen nach zwei Stunden wieder an dem vielgewundenen Ufer desselben Flusses, dessen Bett hier 25 m breit und 6 bis 8 m tief war, jetzt aber nur einzelne Lachen enthielt.

Am Gegenufer stand ein kleiner Mann mit schneeweißem Bart und mit roter Weste bekleidet. Das war Sultan Meriki. Er begleitete uns zu der Fremdenhütte. Der Empfang war weniger feierlich als der letzte, aber um so herzlicher. Es war alles weniger staatlich und mehr ländlich-bürgerlich. Auch Meriki war mit seinen Leuten, Adscha vom Stamme der Kreich, vom Westen gekommen. Die Tatsache, daß drei Häuptlinge mit so zahlreichem Anhange wie Mbere, Said Baldas und Meriki den Sudan wählten, spricht laut genug für das Vertrauen, welches die englische Regierung und Verwaltung den Eingeborenen einzuflößen vermochte. Alsbald nach unserer Ankunft schritt aus dem Dorfe ein Zug von zwölf Männern und Frauen, Speisen auf dem Haupte tragend, auf unsere Hütte zu. Auf besonderen Tellern wurden vor uns gestellt: Pfannkuchen aus Maismehl, in Butterbaumöl geröstete Hühner, Fische in Sesamöl gebraten und zwei Gefäße Maisbier. Die schweren Tele erlaubten uns nur, von den Speisen zu nippen, um den freundlichen Gastherrn nicht zu betrüben. Das war ein Glück für die Träger, welche außer ihrem Teil auch noch den unseren rasch aufzehrten.

Die Speisen waren uns im Namen des Sultans von einem Neger gereicht worden, welcher den Eindruck eines gewöhnlichen Dieners machte, mich aber ganz unerwartet mit „Monseigneur" anredete und dann in fließendem Französisch fortfuhr. Er hatte bei den Brüdern der christlichen Schulen in Kairo studiert, war Offizier in der ägyptischen Armee gewesen, als solcher entlassen worden und machte nun mangels anderer Beschäftigung den Schreiber des Sultans.

Vom Sultan, dem Schreiber und Gefolge begleitet, unternahmen wir einen Ritt durch den Ort und seine Umgegend. Ueber den Uferhang lagen ungefähr 200 Gehöfte mit etwa 600 Seelen zerstreut, deren Mitte der große Hof des Sultans, von einem Pfahlzaun umgeben, einnahm. Dort ließ er sich seinen Esel vorführen, bestieg ihn und spannte den großen Sonnenschirm als Zeichen seiner Würde auf. Eine reinliche Einfachheit, die allenthalben zutage trat, berührte wohltuend. Ueberall sah man Mengen von Mais und Hirse aufgespeichert, ebenso Eleusine, Erdnüsse, Eibisch, Pfeffer und Tabak, als Beweise von der Fruchtbarkeit des Bodens und der Arbeitsamkeit der Leute. Zahlreiche Hütten und Bäume waren für Opfergaben bestimmt. Gern zeigte uns Meriki den Hauptort Grous.

Im Schatten eines Baumes, welcher allseitig von Strohmatten umzäunt war, hingen und lagen die Opfergaben, darunter Elefantenschweife, Antilopenhörner,

Opferbaum.

Giraffenschwanzhaare, Tiergebisse, Eberhauer, Löwenkrallen, Armbänder, Ohrringe, Glasperlenschnüre, Pfeifen, Maiskolben, Baumwolle, lauter Widmungen der

Leute, um sich den Schutz Grous und Erfolg auf der Jagd und beim Feldbau zu sichern.

Ort, Leute und Sultan machten uns den besten Eindruck. Der Sultan, dem ich den Zweck einer Mission erklärte, drückte sogar den Wunsch nach einer solchen aus und versprach, seine Söhne und die sonstige Jugend zur Schule zu schicken.

Wir setzten gegen Osten über den Boru, welchen wir innerhalb einer Stunde zweimal überschritten, so zahlreich sind seine Krümmungen. Seine Breite wechselte zwischen 20 und 50 Metern, während die Höhe der Ufer stets 6 bis 8 m betrug. Die Nacht verbrachten wir im Freien.

9. April. Marsch nach Osten. Im Bette des Baches Kaka, vier Stunden entfernt, suchten wir Schutz gegen die sengende Sonne. Aber ein Heer von wütigen, kleinen Fliegen verjagte uns bald, und wir erreichten nach weiteren fünf Stunden die Siedelung des Kreschältesten Manangba. In allen Richtungen brannten und glimmten Feuer, offenbar angezündet, um die trockenen Hirsestengel niederzubrennen und den Boden für die Aussaat vorzubereiten. An mehreren Stellen hatte die Flamme die Hütten erfaßt und eingeäschert; der Brand wälzte sich knisternd gegen die Hütte, bei der wir abgestiegen waren und würde sie verschlungen haben, wenn wir nicht dem gierigen Elemente Einhalt getan hätten. Dichte Rauchschichten lagerten über der schwarzgebrannten Stätte. Kein menschliches Wesen war sichtbar. Die Männer waren seit einiger Zeit auf der Suche nach Honig im Walde abwesend. Die wenigen Zurückgebliebenen, meist Frauen und Kinder, hatten bei der Nachricht von unserer Annäherung aus Furcht das Weite gesucht. Nur der Häuptling, welcher vom Bisse eines Krokodils am Fuße verwundet war, und ein paar Frauen kauerten noch in ihren Hütten. Während wir uns für die Nacht einrichteten, verschwanden auch sie und ließen sich nicht mehr blicken. Was mag der Grund dieser allgemeinen Flucht gewesen sein? Es hieß, daß die Männer dieses Ortes bei Annäherung einer früheren Karawane zur Vermeidung des Trägerdienstes geflohen waren und damals Weiber die Lasten weitertragen mußten. Diesmal waren auch sie geflohen. Es war unnötige Furcht, da wir mit Trägern versehen waren.

In der Fortsetzung des Marsches gegen Osten steigt der Berg Ringi auf, welcher bis zum gewellten Kamme bewaldet ist. Die Gegend zu seinen Füßen ist von zahlreichen Rinnsalen durchfurcht und mit grünen Grasflächen bestanden, denen ungezählte weiße, rotgebänderte Lilien einen festlichen Schmuck verleihen. Von dem fünfstündigen Marsche rasteten wir während der Mittagshitze bei den Kreschhütten But Hassan.

Gegen Abend gelangten wir an einen Regenbach, dessen Tümpel weit und breit das einzige Wasser zu enthalten und die Tränke von wilden Tieren zu bilden schien. Von beiden Seiten empfingen uns Leoparden mit knurrendem Brüllen, zogen sich aber bald in den Busch zurück. Nach sechsstündigem Marsche hielten wir für die Nacht in einer Bachrinne. Die Feuer hielten die Leoparden, welche unter heftigem Bellen unser Lager die ganze Nacht umstrichen, ab. In

dieser Jahreszeit war der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht ein gewaltiger. Die Nächte waren feucht und kalt bis zu 16 Grad Celsius bei heiterem Sternenhimmel, und nach Sonnenaufgang stieg die Wärme rasch zu solcher Höhe (40—43 Grad Celsius), daß der Marsch gegen die Mittagsstunden ungemein ermüdend wirkte.

So war es in ganz ausnehmend hohem Grade am nächsten Morgen. Auf dem fünfstündigen Marsche setzte uns die Hitze in steigender Heftigkeit zu. Vor den Augen zitterte die Luft in heißer Glut, wie aus einem Feuerofen wehte sie uns an und sog uns alle Widerstandskraft aus den Nerven. Schlaff hingen wir im Sattel, die Zunge klebte am Gaumen, brennender Durst quälte uns. Da ragte aus dem hohen Grase die Kegelspitze einer Hütte auf. Eine Frau eilte mit einem Gefäße herbei und bot uns in einer Kürbisschale einen Trunk frischen Wassers aus dem nahen Flusse Mambara an. Groß war unsere Dankbarkeit gegen diese dunkelfarbige Samariterin.

Nach einer Stunde standen wir vor einer Gruppe halbverfallener, verwahrloster Hütten. Die Bewohner waren Dschallaba aus Darfur, sechs Männer und zehn Frauen. Teils hieß es, daß sie vor den Taischa-Arabern hierher geflüchtet, teils, daß sie längere Zeit die Gastfreundschaft des Sultans Musa Hamed in Anspruch genommen hatten und nun als Zechpreller bis zur Abtragung ihrer Schuld zurückbehalten wurden. Sie selbst wurden nicht müde zu beteuern, daß dies der angestammte Boden ihrer Vorfahren sei. Da sie nicht darüber befragt waren, so nahm es sich wie eine vorweggenommene Rechtfertigung ihrer Anwesenheit an. Wie dem auch sei, der Verfall und die Unordnung der Wohnungen, die Unreinlichkeit der Gefäße und Speisen, die Spärlichkeit der Pflanzungen und nicht zuletzt das aufdringliche Wesen stachen gar sehr von all dem ab, was wir bisher im Lande bei den Heiden zu sehen und zu hören gewohnt waren.

Wir zogen weiter nach Osten und standen nach zwei Stunden am Flusse Radscha, dessen felsiges Bett hier 60 m breit war und nur Wasserlachen enthielt. Auf dem ansteigenden Gegenufer lag die Ortschaft des Sultans Musa Hamed. Wir zogen zu den großen Fremdenhütten, wo uns der Vertreter des abwesenden Sultans den Platz anwies.

Wir waren da in einer neuen Welt. Nicht mehr die offene, ungeschminkte Freundlichkeit der Kresch, kein Lachen und Scherzen der Jugend um uns herum, kein Zusammenlauf von neugierigen Leuten. Hier war alles kalt und gemessen. Eine Weile saßen wir wie verlassene Fremdlinge auf dem Bettgestelle vor der Hütte, vor uns ein weiter Platz ohne eine menschliche Seele. Später brachte der Vertreter des Sultans einen Hammel, Hühner, Eier und wilden Honig und verschwand wieder.

Die Familie des Sultans Musa Hamed, eines jungen Mannes von etwa 25 Jahren, soll vor mehr als 400 Jahren aus Darfur eingewandert sein. Aus der Mischung der mohammedanischen Einwanderer mit den heidnischen eingeborenen Fertit, welche heute nur mehr in den wenig zahlreichen Inderi fortleben, ging das neue Mischvolk der Farogeh hervor. Das Sultanat Musa Hameds um-

faßte außer den Farogeh auch Kresch und dehnte sich über 9600 Geviertmeilen aus mit ungefähr 3500 Seelen.

Der hiesige Ort mochte etwa 500 Höfe zählen. Hohe, dichte Strohzäune umschlossen die einzelnen Hütten. In der Nähe unserer Herberge lag das Gehöft des Sultans, mit seinem Gewirr von 40 Hütten ein Ganzes für sich bildend, durch ausnehmend hohe Zäune von der Außenwelt abgesperrt. Diese Abschließung des Familienlebens ist, wo immer sie sich findet, ein Kennzeichen des Islam, welcher die Frau mit Kerkerhaft umgibt, im Gegensatz zum offenen und freien Gebaren des Heidentums. Der heidnische Häuptling gibt, wenn befragt, freimütig die Zahl seiner Frauen an. Hier erging auf die Frage, wieviel Frauen der Sultan besitze, die Antwort: „Der Sultan ist drinnen und ich bin draußen; folglich kann ich es nicht wissen."

Beim Erscheinen des Morgensternes weckte der Ruf des Faki zum Gebete, das alsdann bald in langgedehntem Chore erscholl. Solcher mohammedanischer Religionsdiener waren es mehrere. Einer derselben, ein häßlicher Alter aus Darfur, von kohlschwarzer Hautfarbe, mit schneeweißem, sauber gestutztem Barte und zahnlückigem Munde kam zum Besuche. Reden und Benehmen desselben atmeten ganz und gar die hohle, phrasenhafte Höflichkeit des Arabertums. Als Beweis seiner Gelehrsamkeit zeigte er einen gedruckten und einen geschriebenen Koran vor.

Das öffentliche Leben spielte sich auf dem Markte ab, der jeden Morgen stattfindet. Da hockten über hundert Frauen vor ihren Waren als Hirse, Honig, Bier, Pfeffer, Brotfladen, Sesam, Eibischfrüchte, Tabak, Erdnüsse, Oel. Dschallaba kauerten auf dem Boden und boten Leinwand, Zwirn, Trinkgläser und allerhand Trödlerwaren feil. Selbst Schafe und Esel waren von den Viehzüchtern zum Verkaufe ausgestellt. Der Handel, welcher sich in Ermangelung von Geld in Tauschwaren vollzog, ging lebhaft. Das Geschrei und Gezank der feilschenden Frauen erinnerte an den Lärm eines neapolitanischen Jahrmarktes. Alle Frauen waren mit Stoffen bekleidet, mit Glasperlschnüren am Halse und mit rotgefärbten Glaspflöcken in den Nasenflügeln, das Haar merkwürdig gekämmt und geflochten und benahmen sich wenig zurückhaltend, ja dreist. Die Männer trugen die mohammedanische Gebetsschnur und Bündel von Amuletten. Gegen 9 Uhr, als die Sonnenstrahlen zu brennen begannen, verschwanden Käufer und Verkäufer, und der Marktplatz lag in tiefem Schweigen da.

So war es zur Zeit unseres Besuches. Drei Jahre später wurde der Regierungsposten von Dem Sibehr dahin verlegt und Musa Hamed, welcher damit nicht einverstanden war, abgesetzt. Der mohammedanische Charakter des Ortes aber wird bleiben, und dieser wäre für eine Missionsniederlassung nicht geeignet.

Mit sechs neuen Trägern der Farogeh setzten wir die Reise nach Nordosten fort. Anfangs war das Land spärlich bewohnt. Aus jedem Gehöfte kamen Frauen herbei und boten Wasser zum Trinken an. Es scheint dies eine löbliche Sitte des Volkes zu sein. Am Flusse Radscha blieben die Träger zurück und pflegten der Ruhe. Wir wollten die kühle Mondnacht ausnützen, um ein gutes

Stück Weges zurückzulegen und zogen allein weiter. Es ging durch Wald und über steinige Hügel bis nach Mitternacht. Da ging der Mond unter, der Himmel bewölkte sich und entzog uns auch den spärlichen Schein der Sterne. Es herrschte schwarze Finsternis.

Plötzlich erscholl dicht zur Seite des Waldes das heisere Gebell eines Leoparden. Wir verfügten über nichts, stiegen ab, rafften dürre Grashalme zusammen und zündeten sie an. Beim Lodern der Flammen fühlten wir uns sicherer und fingen an, laut und kräftig unter uns zu sprechen, als ob wir eine größere Anzahl wären, stiegen auf und trieben, den brennenden Grasbüschel in der Luft schwingend, die Maultiere zum Galopp an. Der Leopard ließ uns dann unbehelligt.

Diese Begegnung hatte uns für den Augenblick den Schlaf geraubt, der uns mit unwiderstehlicher Macht zu befallen drohte. Da unsere Augen, durch den plötzlichen Schein des Strohfeuers geblendet, die nun folgende Finsternis nicht zu durchdringen vermochten, verloren wir den Pfad und zogen aufs Geratewohl in nordöstlicher Richtung weiter. Wir saßen seit zehn Stunden im Sattel, und der Schlaf überfiel uns von neuem mit Gewalt und drohte uns abzuwerfen. Wir mußten von Zeit zu Zeit absteigen und zu Fuß gehen, den bleischweren Gliedern zum Trotz. Auch die langsam dahintrabenden Maultiere wurden von der Müdigkeit übermannt und fuhren dann, über einen Stein stolpernd, erschreckt aus dem Halbschlummer auf.

Endlich gegen 3 Uhr morgens glaubten wir ein gedämpftes Hundegebell zu vernehmen. Wir schlugen diese Richtung ein und drangen durch hohes Gras und dichte Dornsträucher vor, wobei das Dickicht oft zur Umkehr und zu Umwegen nötigte. Dann mußte wieder ein erneutes Bellen des Hundes abgewartet werden, um die Richtung nicht zu verlieren. Nach einer Stunde Irrfahrten durch Hindernisse tauchten einige Hütten aus dem Dunkel auf. Wir riefen die Leute aus dem Schlafe und erkundigten uns nach dem Wege zu Nasir Andel. Es hieß, er sei nahe. Da niemand erschien, nahmen wir von einer leerstehenden Hütte Besitz. Es war 3½ Uhr morgens, nachdem wir 12½ Stunden geritten waren. Die Ruhe wurde bald gestört durch die Leute, die sich erkundigten, wer wir seien. Wir stiegen wieder in den Sattel und waren um 6½ Uhr bei Nasir Andel.

Der Sultan erschien im Morgenkleide, begleitet von einem Trosse seines Gefolges, und klagte über Kopfweh. Wir wurden zu den Fremdenhütten geführt, und der Sultan ließ uns mit Milchtee in Porzellantassen bewirten. Sein Bruder Abdallah blieb zu unserer Verfügung zurück. Ihm verdanke ich bemerkenswerte Angaben über den Sultan sowie über Land und Leute der Jugerguleh.

Nasir Andel hatte seinen Stammbaum, welcher ebenfalls auf Darfur zurückgeht. Von dorther kam sein Ahnherr, welcher die Herrschaft über die Eingeborenen in seiner Familie erblich machte. Also wieder eine mohammedanische Dynastie, welche von Norden nach Süden vordringt. Die Untertanen heißen Jugerguleh, außer welchen andere Eingeborene sich an das Sultanat angelehnt haben, das etwa 1500 Seelen umfaßt.

Der Ort ist dicht am Steinfelsen Godoi gelegen, von dessen Höhe sich eine weite Aussicht darbietet. Von einem der zahlreichen, meist kleineren Steinhügel hat der Platz seinen Namen Kossinga. Im Norden ragt in der Entfernung einer guten Tagereise die Bergmasse Telgona mit fünf unterschiedlichen Spitzen wie die Finger einer Hand auf. Von hier zieht die große Verkehrsstraße sowohl nach Süden bis in die entferntesten Negerstämme, als nach Norden über Schakka, Nahud, El Obeid nach Omdurman. Welche Mengen schwarzen und weißen

Kossinga.

Elfenbeins mögen im Laufe der Jahrhunderte an diesen Felsen vorbei nach Norden gewandert sein! Das ist auch der Weg, den der Islam bei seinen Wanderungen zu den Negerheiden einhält.

Das Dorf Nasirs zählt etwa 100 Höfe, jeder von einem Stroh- oder Mattenzaun umgeben. Die Mitte nimmt das Gehöft des Sultans ein, an welches sich der Marktplatz anschließt.

Gegen Abend holte uns der Sultan zum Besuche seiner Behausung ab. Eine zwei Meter hohe, dicke Mattenwand schloß das Ganze gegen neugierige Blicke ab. Der Innenraum war durch Strohwände abgeteilt. Im ersten Hofe standen unter einem Strohdache ein schwarzes und ein weißes Pferd. Im zweiten hockten ein halbes Dutzend Männer um zwei große Krüge Bier und zechten fröhlich. Die Mitte des dritten und größten Hofes nahmen zwei rechteckige Lehmkammern ein, deren schwere Holztüren mit Figuren von Schlangen und Elefanten in Schnitzerei-

arbeit verziert waren. Das Innere dieser Privatgemächer war stockfinster und barg die Habe des Sultans. Dahinter lagen die Hütten der Frauen.

In diesem Hofe standen ein Bettgestell aus Bambusrohr, mit Decken belegt, und davor ein Tischchen und einige Rohrsessel. Der Sultan legte sich der Länge nach auf das Bett, und wir nahmen auf den Sesseln Platz. Um diese Stunde beginnt Nasir täglich zu trinken, solange er kann. Zwei Knaben trugen einen Krug Bier mit Bilbil, doppelt gegorenes Hirsebier, die feinste Marke von Herrenbier, auf. Einer derselben ließ sich neben dem Kruge auf den Boden nieder und machte den Mundschenk. Er reichte zuerst dem Sultan eine halbe Kürbisschale und dann jedem von uns eine Tasse voll. Das Getränk hatte einen frischen, angenehm säuerlichen Geschmack. Das war ein Sultanstrunk; eine einzige Schale genügte, um mich zu überzeugen, daß es ein gar mächtiges Gebräu war, und ich traute keiner zweiten mehr. Der Sultan trank eine Schale nach der andern, indem er das Getränk in langen Zügen schlürfte und auskostete, indessen heiter sich unterhielt und nach allen Seiten ausspuckte. Neben ihm stand ein kleiner Lederschlauch mit elfenbeinernem Mundstück, aus welchem er nach jeder Schale Bier einen Schluck Wasser nahm, um den Mund zu spülen und das Bier besser auszukosten. Das Spülwasser spie er in weitem Bogen vor sich hin. Mit der Zahl der Schalen wurde er sichtlich angeregter und gesprächiger. Da gab er Befehl, eine Flasche Kognak aufzutischen, und sogleich holte sie der Mundschenk. Der Sultan öffnete sie sehr geschickt, bot uns davon an und fuhr für seine Rechnung fort, abwechselnd eine Schale Bier und einen Schluck Kognak zu trinken, wobei er immer energischer ausspuckte. Auf die Frage, ob er nicht wisse, daß der Koran den Genuß geistiger Getränke verbiete, nahm er in die eine Hand die Kognakflasche und in die andere eine Schale Bier und sagte mit einem Lächeln von unbeschreiblichem Wohlgefallen: „Der Koran verbietet diese beiden Getränke, aber das eine und das andere schmecken mir gut, und ich — ich trinke sie eben", und zur Bekräftigung seiner Rede trank er zungenschnalzend die Schale leer und dann aus der Flasche. Es heißt, daß er jeden Abend solange forttrinkt, bis er sinnlos auf das Bett zurücksinkt, um erst am Morgen zu erwachen, und dann mit Kopfweh. Wie er nur so lange mit dem Leben davonkommt!

Abgesehen von dieser Leidenschaft stellt Nasir einen wahren Sultan vor. Er ist ein Mann von hoher Gestalt und mächtiger Körperfülle und steht in der Fülle der Jahre. Aus den scharfen, durchdringenden Augen, obwohl vom übermäßigen Trunke blutunterronnen, blitzt hohe Verstandeskraft. Er spricht wenig, aber schlagfertig, treffend und mit Nachdruck. Nach den einen soll er 300 Frauen haben; sein Bruder hingegen gab die Zahl auf 30 an, mit der wehmütigen Bemerkung, daß er selbst, weil ein armer Schlucker, deren nur 15 habe! Mit seinen Obliegenheiten als Muselman nimmt es Nasir nicht zu genau, wie schon seine Ansicht über das Trinkverbot beweist. Jedoch läßt er durch einen mohammedanischen Religionsdiener seine Söhne im Koran unterrichten und seine Leute zum Gebete rufen. Obwohl nur oberflächlich unterrichtet, bekennen sich seine Untertanen zum Islam, schon aus Rücksicht auf ihn. In der letzten Zeit sandte er seine Söhne in

unsere Missionsschule in Wau. Sein Ort selbst ist jedoch für jetzt nicht geeignet zu einer Missionsniederlassung.

Mit neuen Trägern und einem Führer brachen wir am 13. April um 9 Uhr abends beim Mondschein nach Osten auf. Der Führer schien die Gegend wenig zu kennen; er mußte gleich anfangs Leute am Wege wecken und einen Alten mitnehmen, welcher, obwohl schlaftrunken, uns bis Mitternacht an den Fluß Sopo führte. Das breite, sandige Bett enthielt nur spärliches Wasser. Der Mond war schon untergegangen, als wir um 1 Uhr bei einigen Hütten anlangten. Der alte Führer wünschte zurückzubleiben und begab sich auf die Suche nach einem Ersatz. In dessen Erwartung stiegen wir ab und setzten uns auf den Boden, die Maultiere am Zügel haltend, damit sie nicht entliefen. Der Schlaf übermannte uns, und der alte Führer, welcher nach der Rückkehr uns alle in tiefstem Schlafe fand, überließ sich gleichfalls dem Schlafe. So schlief die ganze Karawane ohne Ausnahme, bis der Morgenstrahl uns die Augen öffnete und wir verwundert einander ansahen. In der Hand hielt ich noch den Zügel des Maultieres, das geduldig neben mir stehen geblieben war.

Volk und Gegend waren ganz neu. Die wenigen Hütten am Wege bestanden aus einer ebenerdigen Mattenwohnung und aufgebautem Kornspeicher, die ersten einstöckigen Gebäude, welche ich bei Negervölkern gesehen. Im Gegensatz zu den oft kleinen, plumpen und häßlichen Farogeh und Jugerguleh waren die Leute hoch und schlank gebaut, von glänzend schwarzer Hautfarbe und regelmäßigen, hübschen Gesichtszügen. Es waren die ersten Schatt.

Die Gegend nahm Steppencharakter an. Ueber das flache, sonnverbrannte Land sind schattenarme Zwergbäume und krüppeliges Gestrüpp zerstreut. Nirgends eine Spur von Wasser. Zwar kreuzen zahlreiche Regenbette den Pfad, sind aber bis in die Tiefen völlig ausgetrocknet. Auf dem ganzen weiten Wege zeigte sich eine einzige Antilope, welche trauersam umherirrte, wohl auf der Suche nach einem grünen Grashalm oder einem Schluck Wasser. Auch kein Vogel ließ sich sehen. Ueberall kahler Steppenbusch, trostlose Flachheit, Sonnenbrand und Wüstenstille. Welcher Unterschied zwischen dieser Oede und den wald- und grasreichen Strichen der letzten Tage! Dieselbe Tropensonne scheint über beiden, aber ohne Wasser wird sie zum Vampir, welcher dem Boden das Lebensmark aussaugt. Auch den Menschen legt sie brach. Der heiße Brodem der Steppe im Brande der Mittagssonne macht den Puls glühen, das Herz fiebern und klopfen. Quälender Durst frißt an den Körpersäften, stumpft die Sinne ab, legt die Sprache lahm und schlägt die Lebenskraft darnieder. Lechzend klebt die Zunge im ausgetrockneten Munde.

Endlich tauchte im Vordergrund ein Eingeborener auf, welcher, von den vorausgeeilten Soldaten benachrichtigt, uns entgegenkam. Ueber der Schulter trug er zwei große Krüge, die aber leer waren. Sein Auftrag war, uns zum Wasser zu führen. Die Hoffnung stählte die lahmgewordenen Sehnen. Wir folgten ihm und gelangten in einer Stunde zu einem Erdloch, welches Wasser enthalten hatte, jetzt aber nur mehr feuchten Schlamm am Grunde barg. Gierig leckten die

Maultiere daran, und, gestachelt vom Durst, wurden sie noch unruhiger, stampften und wieherten in das feuchte Erdloch hinein.

Wir eilten auf einem Umwege in einer halben Stunde dem Führer nach zu einer anderen Erdvertiefung. Sie enthielt einige Liter Wasser, das aus dem Boden hervorsickerte. Das war der einzige Brunnen auf der ganzen weiten Strecke von 60 Meilen, vom Sopo bis zum Schell. Zwei Dörfer waren auf ihn angewiesen. Ueber ein Dutzend Leute harrte in Erwartung und Geduld wie die Kranken am Teiche Betseda, nicht zwar auf die Bewegung des Wassers durch einen Engel, sondern, daß die dünne, sickernde Ader wieder soviel Wasser ausschwitze, um es abschöpfen zu können. Einer nach dem andern traten sie der Reihe nach heran und schöpften das kostbare Element in die bauchigen Gefäße, um es auf dem Haupte nach dem dreiviertel Stunden entfernten Dörflein zu tragen. Bei unserer Ankunft traten uns die Leute recht zuvorkommend ihren Platz ab, und wir schöpften und tranken das lehmfarbige Naß. Zur Tränkung der Maultiere, die schier unersättlich schienen, bedurfte es mehr als einer Stunde, so spärlich floß die Quelle und so groß war ihr Durst. In der Nähe wimmelte es von großen und kleinen Affen und von Vögeln, welche warteten, bis das Wasserloch frei sein würde. Des Nachts sodann kommen die reißenden Tiere zur Tränke, und dies ist der Grund, weshalb die Eingeborenen so weit vom Wasser abwohnen.

Gegen Abend gelangten wir zum Dörfchen des Vorstehers D i r a h. Wegen Wassermangel waren die Leute sehr arm, aber gutherzig boten sie uns, was sie hatten; einige Eier, welche ausnahmslos faul waren, und ein wenig Hirsebrei mit Elefantenfleisch, in Sesamöl bereitet. Mit Genugtuung bemerkten sie, daß sie den Elefanten vor einigen Tagen erlegt hatten und so glücklich waren, uns davon bieten zu können. Einige Träger trafen noch nachts ein, andere waren weit zurück, und von einem hieß es, er sei vor Durst ohnmächtig geworden und liege im Sterben. Wir schickten sogleich zwei Männer mit Wasser und Nahrung zu ihm ab, und am Morgen kamen alle glücklich und wohlbehalten an.

Die Leute waren Schatt, ein versprengter Zweig der Schilluk, deren Sprache sie reden. Beide Geschlechter weisen dieselbe schlanke Gestalt auf, und die Frauen kleiden Felle wie bei den Schilluk. Sie rühmen sich als tüchtige Elefantenjäger. „Wir", sagte der Vorsteher, „sind wahrlich Männer, da wir mit den Elefanten kämpfen; die Kresch, welche sich nur mit Kornbau abgeben und zu Hause sitzen, sind Weiber." Im übrigen war das Völklein zufrieden und lobte die neue Regierung, durch deren Schutz sie nun frei im Walde leben könnten, ohne von jemand belästigt zu werden. „Ohne den Engländer, der in Wau sitzt, könnten wir hier nicht wohnen", meinten sie. Und sie hatten recht.

15. April. Am Morgen fiel mir ein ganz frischer Grabeshügel in der Nähe einer Hütte auf. Auf meine Frage gab der Vorsteher ganz gelassen an, daß sein Vater, hochbetagt und seit langem krank, am Abend vorher, kurz nach unserer Ankunft, gestorben und während der Nacht begraben worden war. Die Gleichgültigkeit, mit welcher diese Mitteilung gemacht wurde, war erstaunlich, und noch mehr

bedauerte ich, daß man uns nicht rechtzeitig von dem sterbenden Zustande des Alten Mitteilung gemacht hatte, sonst hätten wir es versucht, dem Armen durch einen Dolmetsch zu reden und ihm vielleicht die Nottaufe zu erteilen. Lanzen, Messer und Pfeife des Verstorbenen lagen auf dem Grabe. Die nebenanliegende Hütte war so winzig, daß ich sie für einen Hühnerstall hielt. Ich staunte, zu hören, daß sie eigens für den kranken Greis erbaut worden war, welcher darin allein und von allen verlassen sein Leben beschließen mußte. So will es die Sitte der Schatt. Armes Volk!

Um 4 Uhr nachmittags setzten wir die Reise nach Osten fort. Armseliger Wald wechselte mit Steppe. Wir beabsichtigten, die ganze Nacht durchzureisen. Als wir um 11 Uhr an einer Waldesstelle hielten, um eine kurze Rast zu nehmen und das Erscheinen des Mondes abzuwarten, schliefen wir, auf dem Gepäck sitzend, alle ohne Ausnahme ein und erwachten erst beim Morgengrauen. Ein entsetzlich heißer Tag stieg herauf. Unermeßlich schien der dürre, schattenlose Wald.

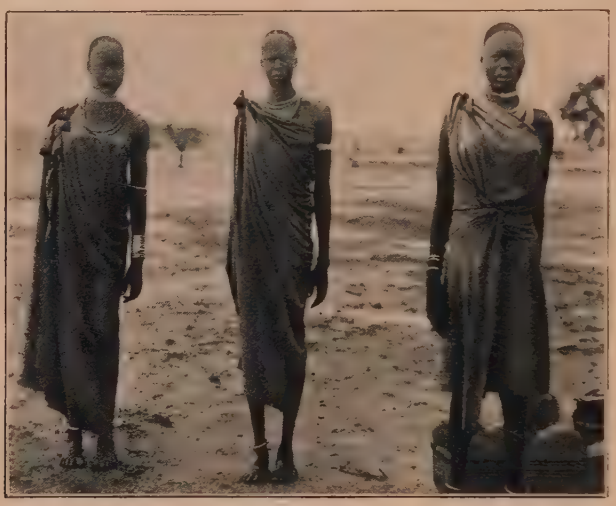
Endlich nach Mittag traten Bambusstauden auf, die Vorboten eines nahen Wasserlaufes. Bald standen wir an den Ufern des Schell, welcher in weiter, eintöniger Ebene fließt. Es ist derselbe Fluß, welcher in seinem Oberlaufe den Namen Kuru führt. Hier ist er gar nicht mehr zu erkennen. Oben ein enges, felsiges Rinnsal mit frischem, klarem Wasser, umrankt von dichtestem Wildwuchs; hier ein breites, sandiges Bett mit Pfützen stehenden Wassers, ein kraftstrotzender Bergsohn zum ausgemergelten Mann der Ebene geworden! Weiterhin nimmt ihn die Grasniederung auf und macht ihn zum Greise, der lahm und träge im Sumpfe erlischt. Das ist der Lebenslauf aller diesseitigen Flüsse der großen Wasserscheide, bis sie endlich, durch die Grassümpfe ihrer Mündungsgebiete sich durchringend, ihre zwar verminderten, aber noch reiselustigen Wasser dem Weißen Nil anvertrauen.

Am jenseitigen Ufer lag ein Dinkadorf. Da standen sie wieder vor uns, die wilden, schwarzen und nackten Bewohner der Sumpfebene, so ganz verschieden von den helleren Waldmenschen, von denen wir kamen.

Die Maultiere zeigten seit Dem Sibehr nicht mehr die frühere Freßlust und magerten zusehends ab. Offenbar waren sie von der giftigen Tsetsefliege gestochen worden. Da eines derselben nicht mehr bestiegen werden konnte, ging einer von uns mit den Trägern zu Fuß voraus, und wir anderen zwei blieben mit den ermüdeten Tieren zurück, um uns dann am Abend in Schak-Schak wieder zusammenzufinden. Aber es gelang nicht. Von der Dunkelheit vorzeitig überrascht, konnten wir den Pfad nicht mehr unterscheiden und mußten im Walde übernachten. Wir hatten die Schlüssel, und die Reisekisten befanden sich bei den Trägern. Der vorausgeeilte Mitbruder hatte die Kisten, aber keine Schlüssel. So blieben wir alle ohne Abendessen. Wir banden die Tiere fest, zündeten ein Feuer an und legten uns daneben schlafen. Als wir am Morgen erwachten, sahen wir verwundert noch drei friedliche Schläfer an unserer Seite liegen; es waren drei unserer Träger, welche uns gesucht und, da sie uns schlafend gefunden, sich ebenfalls zur Ruhe gelegt hatten. Am Morgen des 17. April kamen wir in Schak-Schak an und fanden dort die ganze Karawane versammelt.

Schak-Schak ist ein Regierungsposten am Ufer des Flusses Schell. Ein Zaun aus dicken Baumästen umschloß einen geräumigen Hof mit der Kanzlei, einigen Wohnhütten, Vorratsgebäuden, Viehställen und einem kleinen Gemüsegarten, alles reinlich und sauber. Ein ägyptischer Offizier, ein Schreiber und ein Krankenwärter bildeten mit 21 Polizeisoldaten die ganze Bewohnerschaft des einsam gelegenen Postens.

Eine Stunde entfernt wohnt der Sultan der Dinka, den wir besuchten. Ein Mann von hoher Gestalt, wie alle seines Stammes, von mächtigem Körper und europäisch gekleidet, empfing er uns mit dem Wortschwall arabischer Höflichkeit, bot uns einige Sessel an, welche, obwohl derb und wackelig, doch sein Bestreben



Dinka-Frauen.

bekundeten, europäische Art nachzuahmen, und ließ gut bereitetes, geröstetes Lammfleisch auftragen. Die Häuptlinge und Aeltesten, fast alle bekleidet und mit Schmuck überladen, saßen im Kreise auf dem Boden. Einer derselben trug am Halse ein Dutzend Schnüre von großen blauen Perlen, ein anderer genau ein Dutzend dicker Messingringe am Arme, so daß er denselben nur mit Mühe aufheben konnte. Ein Alter mit drei dicken Stricken am Halse und zweien um die Lenden, saß stumm und traurig da. Auf meine Frage gab er an, daß seine Tochter, welche er gegen 30 Kühe verheiratet hatte, gestorben sei, und daß der Gatte dieselben zurückverlangt habe, und aus Schmerz über den Verlust der schönen Kühe trage er für je zehn einen Strick. Auf mein Staunen darüber, daß der arme Mann den Verlust der Kühe und nicht den der Tochter betrauere, bemerkte der Sultan: „Was willst du? Die Kühe sind unser Geld.“ Kühe und Frauen sind das Leben der Dinka, teurer aber sind ihnen die Kühe, mit denen sie die Frauen kaufen.

Im Dorfe von etwa 80 Hütten wohnten die 40 Frauen des Sultans, welcher dabei eben in Unterhandlung stand wegen zwei weiteren und beim Offizier die

Rückkehr von zwei entlaufenen durchzusetzen suchte. Vor der Hütte der Hauptfrau ließ der Sultan einen Tanz und Gesänge von Frauen und Mädchen aufführen und eiferte sie selbst dazu an.

Am nächsten Morgen erwiderte der Sultan den Besuch. Diesmal trug er einen netten, grauen Herrenanzug mit Strohhütchen. Die Unterhaltung drehte sich um vielerlei Gegenstände, wobei natürlich die Kühe nicht fehlten. Auf die Frage, wieviele er sein eigen nenne, antwortete er, daß er sie nicht zähle, da es ihnen schaden könnte. Er bestätigte auch die grausame Sitte der Dinka, einen Alten, der nichts mehr tun könne und einen erwachsenen Sohn besitze, lebendig zu begraben, wie es auch das Los seines alten Vaters gewesen sei. Auf die Frage, ob mit dem Tode alles zu Ende sei und nichts vom Menschen fortlebe, entgegnete er: „Die Kuh, einmal tot, bleibt tot, und wie soll es beim Menschen anders sein?" Die Monogamie der Weißen schien ihm etwas Unverständliches. „Heute, morgen, übermorgen und so alle Tage, jahraus, jahrein, eine und dieselbe Speise, schmeckt sie noch? So ist es auch mit einer einzigen Frau." Er stak so tief im Materialismus des Diesseits, daß er für Höheres und das Jenseits keinen Sinn zu haben schien, obwohl am Glauben der Dinka, daß der Mensch sich nach dem Tode überlebe, nicht zu zweifeln ist. Sonst war er ein sehr verständiger Mann, welcher scharf die jeweilige Lage zu beurteilen wußte. Obwohl er das Haupt der Dinka vom Pango bis zum Bahr el Arab war und vielleicht über mehr Untertanen gebot als alle von uns besuchten Häuptlinge der Kresch zusammen, machte er sich einst ebenso gut Freund mit den Franzosen als jetzt mit den Engländern. Auch stand er im Verkehr mit der Mission in Kayango, welcher er Kühe verschaffte. Zum Abschied erhielt er zwei Stücke Leinen zu Frauenkleidern. „Das ist für meine Frauen", sagte er, „und was ist für mich?" „Diesmal für deine Frauen; ein anderes Mal für dich", und er war befriedigt.

Der ägyptische Offizier kam uns sehr zuvorkommend entgegen. Er lieh uns sein Maultier, da eines der unseren sehr schwach war und besorgte uns an Stelle der Träger von Kossinga acht neue, von denen einer ein Njam Njam und die übrigen Schatt waren.

Es war mein Wunsch gewesen, zu Ostern in Wau zu sein. Mit den geschwächten Maultieren aber hatten wir Mühe, bis zum Fest wenigstens die Mission Kayango zu erreichen. Um die Tiere gut zu halten, nahmen wir eigens einen Mann und Hirse mit uns.

Am 18. April nachmittags ging es nach Süden weiter, und wir übernachteten nach sechs Stunden bei dem Schatt-Vorsteher Ali am Bache Mali. Am Morgen fanden wir, daß ein Träger entlaufen war, so daß sich die anderen in seine Last teilen mußten. Drei Stunden brachten uns zu Ofio. Infolge der Wassernot waren die Leute erschreckend armselig. Sie hatten kein Körnchen Hirse und lebten ausschließlich von Waldfrüchten. Sie sind ein versprengter Zweig der Schilluk. Sowohl Ofio als dessen Oberhäuptling Aueo bei Schak-Schak heißen Uad el Mak, d. h. Sohn des Mak (Königs der Schilluk). Sie nennen die Schilluk

am Weißen Fluß die Schilluk des Nykang und reden deren Sprache. Zwei Frauen sprachen arabisch, das sie in Omdurman erlernt hatten. Durch Schwatzhaftigkeit und anmaßendes Benehmen unterscheiden sie sich sehr von der Zurückhaltung und Bescheidenheit ihrer heidnischen Genossinnen. Für die Missionsarbeit ist es ein großer Schaden, daß heidnische Neger in Omdurman oder Khartum längeren Aufenthalt nehmen und dort den Islam kennen lernen.

Hier verschwand wieder ein Träger. Nach 5½ Stunden hielten wir für die Nacht im Walde.

Am 20. April, Gründonnerstag, mußten wir in dem einzigen, fünf Meter tiefen Brunnenloch, das wir antrafen, mit brennenden Strohbündeln das Wasser gegen Schwärme durstiger und wütender Bienen erkämpfen. Dazu verloren wir

Am Ufer des Pango.

ein Maultier, welches zusammenbrach und verendete. Die Nacht verbrachten wir wieder im dichten Walde.

Am Karfreitag erreichten wir in fünf Stunden Deschakka am Fuße des Hügels Akomna, des letzten in dieser Gegend. Deschakka war einer der sieben Vorsteher der Dembo, welche gleichfalls mit den Schilluk verwandt sind. Im Dorfe herrschte Festesfreude über die Erlegung eines Elefanten, dessen Fleisch, in lange Streifen geschnitten, vor den Hütten zum Trocknen aufgehängt war. Die Mädchen feierten die glücklichen Jäger mit Tanz und Gesang. Die Gegend ist sehr reich an Elefanten. Die Jagd ist gefährlich und in kurzer Zeit waren fünf Männer zugrunde gegangen, indem die wütenden Elefanten dieselben mit dem Rüssel in die Luft geschleudert und zerschmettert oder mit den Füßen zerstampft hatten.

Um bis zu Ostern Kayango zu erreichen, benutzten wir den Mondschein zur Weiterreise. Der Weg wurde durch die tiefen Fußspuren der Elefanten beschwerlich gemacht. Zweimal verloren wir ihn und folgten den Elefantenpfaden, welche

breiter und besser ausgetreten sind, als diejenigen der Menschen. Nach acht Stunden gelangten wir gerade beim Hahnenschrei zu den Hütten der Dembo von Rai und zogen nach kurzer Rast nach Badari weiter. Der alte Njam Njam, uns schon von früher her bekannt, hatte Mitleid mit uns, als ein zweites Maultier zusammenbrach und verendete. Es mißfiel ihm, daß es gerade in seinem Dorfe geschah, für das er Unheil fürchtete. Das dritte Maultier schien zwar noch gesund zu sein, litt aber auch an Wunden.

Es war Karsamstag. Jetzt war kaum noch Hoffnung, Ostern in Kayango feiern zu können. Betrübt zogen wir weiter. Ein Mann Badaris trug die Sättel

Dinka-Neger.

der toten Maultiere. Um 1 Uhr nachts stiegen wir in den Hütten des Golonegers Sorur am Ufer des Pango ab.

Osterfest. Nach einiger Ruhe erhoben wir uns, um uns mit den Katholiken der Welt zu vereinigen und das hl. Osterfest zu feiern, wie es eben die Umstände erlaubten. In einer Strohhütte, beschattet von einer rauschenden Delebpalme, stellten wir drei Reisekisten aufeinander und darauf den kleinen Tragaltar. Nach geziemender Vorbereitung lasen wir die hl. Messe, und der Bruder empfing die hl. Kommunion. Das große Fest verbrachten wir in stiller Betrachtung und Zurückgezogenheit, und zu dessen Ehre gaben wir Menschen und Tieren einen Ruhetag. Gern hätten wir den Trägern eine Freude bereitet und ihnen reichlichere und bessere Kost verschafft. Leider aber war Sorur ganz arm und lebte nur von den herben Früchten der Delebpalme, während unsere Reisevorräte, welche für zehn Tage berechnet gewesen, längst erschöpft waren. Es blieb nichts übrig, als sich

nach der Decke zu strecken. Unseren Hirsebrei würzten wir mit einem Schluck aus der halben Flasche Meßwein, welcher uns noch übriggeblieben war.

Um 10 Uhr abends brachen wir bei Mondschein auf, zogen die ganze Nacht weiter und trafen um 8 Uhr morgens unerwartet in der Mission des hl. Franz Xaver in K a y a n g o ein, freudig begrüßt von den Mitbrüdern. Nach den Mühen und Prüfungen der letzten Tage hatten wir das Gefühl, als ob wir neu auferstanden wären, und wir dankten von Herzen Gott für seinen sichtbaren Schutz.

Am 26. April kehrten wir nach W a u zurück.

Die hier geschilderte Reise hatte uns mit den Verhältnissen im westlichen Bahr el Ghazal mit Rücksicht auf die Gründung von Missionsstationen bekanntgemacht. Die kleinen Volksreste der Dembo und Schatt sowie die Dinka von Schak-Schak rechtfertigen eine Missionsniederlassung nicht und konnten einstweilen von Kayango aus im Auge behalten werden. Die zwei mohammedanischen Sultanate der Jugerguleh und der Farogeh kamen vorläufig nicht in Betracht. Die vom französischen Gebiet eingewanderten Zweige der Kresch von Meriki, Said Baldas und Mbere bildeten zwar geschlossene Mittelpunkte mit hinreichender Bevölkerung, waren aber erst zu kurze Zeit im Lande, um auf ihre Seßhaftmachung an einem bestimmten Orte mit Sicherheit rechnen zu können. Die alteingesessenen Kresch bei Dem Sibehr und jenseits der Mangaberge waren wenig zahlreich und weithin verstreut. Die Regierung selbst war zu kurze Zeit im Lande, um alle Verhältnisse endgültig ordnen zu können, und es war vorauszusehen, daß künftig Veränderungen eintreten würden. Um die Kosten von Missionsstationen in so weit entlegenen Teilen der Provinz und mit so schwierigen Verkehrsverhältnissen durch die Aussicht auf einen ständigen Erfolg als gerechtfertigt erscheinen zu lassen, war es notwendig, die weitere Entwicklung der Verhältnisse abzuwarten. Wenn also die Reise nicht den unmittelbaren Erfolg der Gründung von Missionsstationen hatte, so hatte sie die Mission und jene Gebiete in gegenseitige Berührung gebracht, in Abwartung des Zeitpunktes, da die Missionsarbeit an Ort und Stelle wird aufgenommen werden können. Der hierfür geeigneten Plätze gibt es mehrere. Indessen befinden sich in der Mission von Wau Söhne von Said Baldas, Meriki, Nasir Andel und Schak-Schak in Erziehung und Ausbildung.

* * *

Der vornehmste Grund der Beschleunigung der Rückkehr nach Wau war der Wunsch, mit dem Gouverneur, dessen Ankunft erwartet wurde, die Uebernahme der Werkstätte und Schule durch die Mission zu regeln. Mit Ueberraschung erfuhr ich nun, daß der Gouverneur noch bei den Njam Njam weile. Dann hieß es, daß er erkrankt sei und erst später eintreffen werde. Eine Erkrankung desselben gerade nach dem Tode des Sultans Jambio der Njam Njam konnte allerdings von den Eingeborenen in einem für die Regierung ungünstigen Sinne gedeutet werden. Der wahre Sachverhalt blieb daher ungewiß, und ich wartete auf die Lösung, mit dem sehnlichen Wunsche nach der Rückkehr des Gouverneurs. Schließlich erfuhr

ich, daß derselbe wirklich krank sei und, ohne nach Wau zu kommen, über Rumbek nach Schambeh und von dort zu Schiff nach Khartum reise. Ich ordnete nun mit dessen Stellvertreter die vorläufige Uebernahme der Schule durch einen Priester und der Werkstätte durch einen Bruder. Beide bewohnten auch die rechteckige Hütte auf unserem alten Platze am Ufer des Flusses und begaben sich täglich zur Schule und Werkstätte auf dem Hauptplatze. Das übrige wollte ich mit dem Gouverneur besprechen, den ich in Khartum zu treffen hoffte.

Am 15. Mai verließ ich mit meinem Bruder Wau in der Richtung nach Norden mit 2 Maultieren und 4 Eseln. Der Mai ist auch in diesen Strichen der Wonnemonat, und die ersten Regen hatten den Boden mit dem grünen Teppich der ersten sprossenden Gräser bedeckt und ihn mit den blauen, roten und weißen Blüten der Zwiebelgewächse und Orchideen geschmückt. An den Butterbäumen hingen die reifenden Früchte, grünen Pfirsichen ähnlich, und Steppe und Wald kleideten sich in die Farben des Frühlings. Die Hitze jedoch, welche die Regenzeit einleitet, machte sich sehr fühlbar und war besonders in den Mittagsstunden schwer erträglich.

Wir benützten meist die kühlere Nacht zum Reisen. Auf dem nächtlichen Ritte zwischen Gadein und Dschemeiz begleiteten uns abseits zwei Löwen, deren Donnerstimme abwechselnd über die Steppe rollte; erst beim Morgengrauen schwiegen sie.

Der Karawanenweg war belebt, und als Beförderungsmittel verkehrten mehrere Ochsenwagen. Abgesehen davon, daß die Rinder den giftigen Fliegen ausgesetzt sind, lassen der schneckenartige Gang und die lange Zeit, deren sie zum Grasen bedürfen, diese Art des Verkehrs als von recht zweifelhaftem Erfolge erscheinen. Mehrere Zugochsen lagen verendet am Wege. Die Telegraphenlinie war vollendet, und die Gerippe der letzten Kamele bleichten in der Steppe.

Mein störrisches Maultier machte mir viel zu schaffen; besonders nachts scheute es bei jedem Schatten auf dem Wege. Bei einer solchen unvorhergesehenen Wendung warf es mich heftig ab; ich glaubte, mein letztes Stündlein gekommen und machte schnell Reue und Leid. Mit Mühe konnte ich mich erheben und spürte noch für Wochen die Schmerzen. Die Maultiere sind falsch und unberechenbar, und ich habe ihnen als Reittieren seither den Abschied gegeben und mich ausschließlich zum Esel bekehrt, der mir seitdem die dankenswertesten Dienste geleistet.

Am 20. Mai kamen wir in Meschrael Rek an. In einer Strohhütte erwarteten wir die Ankunft eines Schiffes. Der fünftägige Aufenthalt inmitten unreinlicher Nachbarn, Unrat und zahlloser Fliegen legten mir den Wunsch nahe, daß an Stelle des ägyptischen ein englischer Offizier das Ruder führen möchte.

Am 25. Mai brachte uns ein kleiner Dampfer „Warana" vom Landungsplatz zum Kanonenboot „Fateh", das wegen des seichten Wasserstandes weiter draußen verankert lag. Auf dieser Ueberfahrt überraschte uns ein Sturmwetter, und mit knapper Not gelangten wir heil an Bord des großen Dampfers. Neben dem „Fateh" stand das Schwesterschiff „Nasir", das zum Transporte von zweihundert Negersoldaten mit Maultieren, welche von Jambio zurückgekehrt, bestimmt

war und voraussichtlich später abgehen sollte. Nur mit Mühe konnten wir auf der am nächsten Tage abgehenden „Fateh" Platz finden, da das Schiff nicht für Passagiere eingerichtet war.

In Lul hatte ich die Freude, am 30. Mai die erste Firmung zu spenden. Von dort nahm uns gefälligkeitshalber das mit Soldaten vollgepfropfte Kanonenboot „Nasir" nach Khartum mit, wo wir am 4. Juni ankamen.

In Khartum erwartete ich den Gouverneur Major Boulnois. Anstatt seiner kam die Nachricht seines Todes. Er war nach der siegreichen Expedition gegen Sultan Jambio erkrankt und starb, bevor er den Nil erreichen konnte. Sein Tod bedeutete einen Verlust auch für unsere junge Mission im Bahr el Ghazal. Er

Ein Missionärsgrab in Wau.

war unserem Werke sehr gewogen gewesen und hatte dasselbe als ein geeignetes Mittel zur Zivilisierung der Negerheiden betrachtet. Boulnois war auch sonst ein energischer und tätiger Mann. In langen Gesprächen mit ihm lernte ich seine weitausgreifenden Pläne kennen, die er für die Verwaltung der heidnischen Negergebiete hegte.

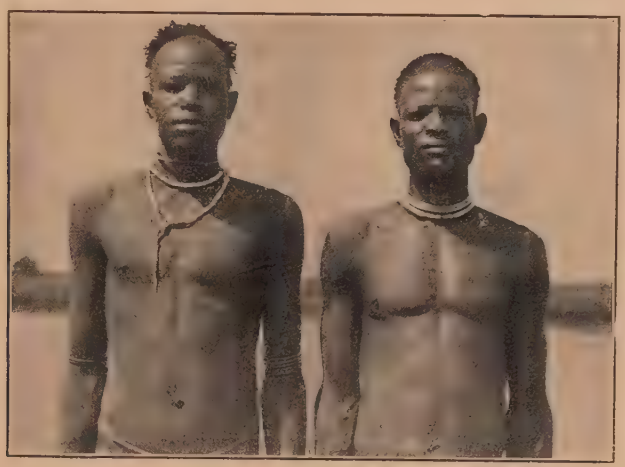
* * *

Der unerwartete Tod des Gouverneurs ließ die Angelegenheit der Werkstätte und Schule ohne endgültige Regelung. Unser dortiges Personal bedurfte eines Wirkungskreises. Ich ließ mir vom Generalgouverneur ein Schreiben ausstellen, kraft dessen ich die Frage mit dem stellvertretenden Gouverneur in Wau

regeln konnte und benutzte die Fahrt des Missionsschiffes, welches Vorräte und 20 Esel befördern sollte, um mich abermals nach Wau zu begeben. Ich nahm sechs Negerknaben mit, welche in Aegypten getauft worden waren, um sie in die Missionsstationen zu verteilen.

Mit diesen und mit drei Brüdern verließ ich Khartum am 16. November 1905. Am 4. Dezember landeten wir in Wau, wo wir die Trauerkunde vernahmen, daß sechs Tage vorher einer der beiden Patres am Schwarzwasserfieber gestorben war, ein junger Priester, welcher nur vier Monate am Platze gewirkt hatte.

Mit der englischen Behörde konnte ich die endgültige Uebernahme der Schule und Werkstätte durch die Mission vereinbaren. Ein längerer Aufenthalt war nicht möglich, da der Dschurfluß in raschem Sinken begriffen und es höchste Zeit zur Rückfahrt war.



Zwei Dinka aus dem Dorfe Makuatsch.

Wir verließen Wau am 10. Dezember. Der Dschurfluß war bereits stark gesunken, und schon am ersten Abende blieben wir im Sande stecken. Den folgenden Morgen hatten wir fortgesetzt gegen den Sand im seichtgewordenen Flusse zu kämpfen und saßen nach dreistündiger Anstrengung vollständig fest. Vom linken Ufer näherten sich uns zwei Dinka vom Dorfe des alten Makuatsch und sahen uns zu. Wir mußten das Brennholz ausladen, um das Schiff zu erleichtern, wobei uns die beiden Dinka Hilfe leisteten.

Alle Insassen des Schiffes, ich nicht ausgenommen, stiegen ins Wasser, einerseits, um der Bootsmannschaft zu helfen und anderseits, um das Schiff zu erleichtern und seinen Tiefgang zu verringern. Hatten wir das Schiff auf der einen Seite los, so lag es auf der anderen wieder fest. Das Wasser war kaum einen Fuß tief, während das Schiff fast den doppelten Tiefgang hatte. Das tiefere Fahrwasser befand sich hart am linken Ufer, und wir hatten den Dampfer dorthin auf eine Strecke von etwa 300 m durch den Sand zu ziehen. Das geschah

durch Aufheben am Bug seitens der im Wasser stehenden Mannschaft und durch Anziehen der Kette des Ankers, welcher in einiger Entfernung vor dem Schiffe ausgeworfen worden war, aber im nachgiebigen Sande keinen festen Halt fand. Es war eine schreckliche Arbeit. Unter Singen und Anrufen aller Heiligen des Islam hoben und schoben unsere Bootsleute, und doch kamen wir in einer Stunde nur wenige Meter voran. Ich bat die beiden Dinka, mehr Leute zu bringen. Sie zogen ab und kehrten nicht mehr zurück. Wir arbeiteten fast den ganzen Tag im Wasser. Der Fluß sank unter unseren Augen, die Sandbänke vergrößerten sich und neue tauchten auf. Abends grunzten die Flußpferde laut, wie um uns zu verhöhnen.

Am Morgen wurde die mühsame Arbeit fortgesetzt. Es blieben noch 10 m bis zur Strömung. Mit Schaufeln, Brettern und Händen wurde der Sand ausgegraben und dem Schiffe ein Bett geschaffen. Endlich, nach dreistündiger, angestrengter Tätigkeit wurde das tiefere Wasser erreicht und mit Freudengeschrei und Händeklatschen begrüßt. Gerade kamen fünf Dinka am Ufer an. Sie halfen Brennholz und Kisten einladen, welche auf einer Sandinsel hinterlegt worden waren, benahmen sich aber dabei sehr ungeschickt.

Auf der Weiterfahrt saßen wir noch sechsmal im Sande fest, bis wir nach Ueberwindung all dieser Schwierigkeiten den engen und tieferen Flußkanal der Sumpfregion erreichten.

Am Vorabend von Weihnachten langten wir in Khartum an.

Von Khartum zum Roten Meere.

Die neue Bahnlinie zum Roten Meer. — Die frühere Mission Suakin. — Besuch in Zeidab. — Auf der neuen Bahn. — Unsere Reisegesellschaft. — Unfreiwilliger Aufenthalt. — In Suakin. — Die O-Soki. — Leben und Treiben in Suakin. — In Port Sudan. — Rückkehr nach Khartum. — Die Mission Port Sudan.

Am 27. Januar 1906 hatte Lord Cromer in der neuen Hafenstadt Port Sudan am Roten Meere die neue Eisenbahnlinie Port Sudan-Atbara, eine Strecke von 307 Meilen, eröffnet. Durch dieselbe, welche die Entfernung zwischen dem Nil und dem Roten Meere bedeutend verkürzte und das seit Tausenden von Jahren in sich verschlossene Ländergebiet des Sudan an das weltverbindende Meer anschloß, wird der Handel in Zukunft von der Nilstraße ab- und nach dem Roten Meere hingelenkt werden. Dadurch wird die Bedeutung der beiden Hafenstädte Suakin und Port Sudan und besonders der letzteren auch für unsere Mission wachsen.

In Suakin wurde bereits 1885 eine zeitweilige Niederlassung eröffnet. Später, 1886 bis 1888, hielt ich selbst in einem Miethause eine ständige Kapelle und Schule, welche dann in ein von der Mission erworbenes Gebäude verlegt wurden. Daneben wurde eine eigene Kirche zum Hl. Kreuz erbaut. Als dann die Wiedereroberung des Sudan auf dem Wege des Nil in Angriff genommen wurde, blieb Suakin als Missionsposten unbesetzt, und die Mission folgte mit ihren Unternehmungen der Eroberungsarmee. Die Gründung von Port Sudan rückte das Rote Meer neuerdings in den Bereich des allgemeinen Interesses. So sandte ich in den letzten Tagen des Jahres 1905 einen Priester zur Pastoration der dortigen Katholiken sowie der zahlreichen Hafenmaurer dahin. Am 9. Februar desselben Jahres sodann begab ich mich selbst ans Rote Meer, um die Lage der Dinge aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Von Khartum aus fuhr ich zunächst nur bis zur Station Zeidab, zwischen Schendi und Atbara, um einem dort ansässigen, amerikanischen Plantagenbesitzer und seinem Betriebsleiter, einem katholischen Engländer, auf wiederholte Einladung hin einen Besuch abzustatten, der außerdem sehr lehrreich zu sein versprach. Der Direktor der Pflanzungen erwartete uns an der Station und führte uns in einer Segelbarke zu mitternächtiger Stunde und bei fast völliger Windstille ans jenseitige Ufer des hier sehr breiten Nilstroms. Von der Landungsstelle aus hatten wir noch eine Viertelstunde weit durch dornigen Busch zu gehen, bis wir plötzlich

vor einem stattlichen, schloßähnlichen Gebäude standen, das man in dieser abgelegenen Gegend nicht erwartet hätte. Man wies mir und meinem Begleiter je ein schönes Zimmer an, und ich verbrachte eine angenehme Nacht nach der Hitze des Tages im überfüllten Zuge.

Am folgenden Morgen begleitete uns der Besitzer selbst durch seine ausgedehnten Pflanzungen, welche zeigten, was man mit Energie, Fleiß, Ausdauer, Sachverständnis und — last not least — mit Geld bei hiesigem Boden und Klima erreichen kann. Nie sah ich Tomaten so viele Früchte tragen wie hier; die Kartoffel lieferte vorzügliche Ernten und bereits zwei Wochen nach der Pflanzung

Eröffnung der Roten Meer-Bahn in Port Sudan.

den Erstlingsertrag; Erbsen, Bohnen, Salat, Süßkartoffeln, Baumwolle und Zuckerrohr standen im üppigsten Wachstum. Da es hier sehr wenig regnet, so mußte die ganze Pflanzung auf künstliche Weise bewässert werden. Das Wasser wurde in Kanälen vom Nile hergeleitet und durch Schöpfräder, die von Ochsen in Bewegung gesetzt wurden, auf die einzelnen Anlagen verteilt.

Der Besitzer, ein steinreicher Mann, der in Amerika andere Pflanzungen und anderswo Goldminen besitzt, kam gesundheitshalber ins Niltal. Als er die Fruchtbarkeit des Bodens bemerkte, verfiel er auf den Gedanken, seine Erholung der Anlage einer großen Pflanzung zu widmen, um die für das hiesige Klima geeigneten Saaten zu erproben und die Eingeborenen durch sein Beispiel zu gesteigerter

Bodenkultur anzuregen, welchen Gedanken er mit echt amerikanischer Gewandtheit in die Tat umsetzte. Er brachte auch mehrere Neger von Amerika mit, die als Schreiner und Schmiede arbeiteten und die Eingeborenen in diesen Handwerken unterrichteten, und ging auch mit dem Plane um, eine Schule zu eröffnen.

Herrenhaus der Pflanzung bei Zeidab.

Nachmittags besuchten wir die Außenfelder, die mit üppigem Weizen und prächtiger Gerste bestellt waren. Die Anlage des Hauptkanals, der diese Felder durchzieht und etwa 25 m breit ist, erforderte einen Kostenaufwand von 1 200 000 Mark. Der ganze Grund, der allerdings noch nicht gänzlich angebaut

Bahnhof in Atbara. (M. Venieris, Khartum.)

war, maß 4200 Hektar. Es war ein Unternehmen von amerikanischer Großzügigkeit und zugleich ein Beweis von der Leistungsfähigkeit des Bodens im Sudan, wenn die Finanzkraft ihm das nötige Wasser zuzuführen vermag. Dieser Boden, ausgiebig bewässert, ist eine Goldgrube. Die Regierung ist auf dem rechten Wege, wenn sie in der Lösung der Bewässerungsfrage viele Millionen aufwendet. Das Wasser ist das Beste; für den Sudan ist es die Zukunft.

Abends um 10 Uhr verließen wir das gastliche Dach. Die Segelbarke brachte uns wieder zur Bahnstation, wo wir den gemischten Zug Khartum—Suakin bestiegen. Derselbe hatte ägyptische Soldaten nach letzterem Orte zu bringen und war ganz überfüllt.

Nach schlecht verbrachter Nacht befanden wir uns beim Erwachen in Atbara, der Kopfstation der Roten Meer-Bahn. Hier wächst eine neue Stadt von Arbeitern, Beamten und Handeltreibenden wie durch Zauberschlag aus dem Steppensand hervor.

Gegen 10 Uhr vormittags verließ unser 15 Wagen langer Zug Atbara und das Niltal und bog in die Wüste ein. Von Zeit zu Zeit hielten wir bei kleinen Stationen, welche selbst kein Wasser besitzen, sondern vom Zuge mit Nilwasser versehen werden.

Zu unserer Reisegesellschaft gehörten ein korpulenter, ägyptischer Major, der Kommandant des Bataillons, ein ägyptischer Oberstleutnant mit dem Rangtitel

Eisenbahnzug in der Station Thamian.

„Bey" und sein Offizierskorps mit einem Arzte, zwei englische Feldwebel, zwei englische Mechaniker, zwei Touristen, von denen der eine Engländer und der andere Oesterreicher war, und ein syrischer Zivilbahnbeamter. Anfangs, bevor wir uns kennen gelernt, wurde fast nur französisch gesprochen, wobei der Oesterreicher und Syrer sich gegenseitig für wirkliche Franzosen hielten, ob aus Ueberzeugung oder Kompliment, weiß ich nicht. Später sprach man fast nur mehr englisch. Unserem lieben Oesterreicher, der ein Professor sein mußte, gefielen der lange Aufenthalt in den Stationen und andere Unregelmäßigkeiten der neuen Bahn ganz und gar nicht, und er gab diesen seinen Gefühlen unumwunden Ausdruck. Er meinte, neue Besen kehren sonst gut, und gerade, weil die Bahn neu sei, müsse alles wie am Schnürchen gehen. Der Syrer suchte in humorvoller Weise seine Kritik abzuschwächen, zu welchem löblichen Bestreben auch wir unser Scherflein beitrugen.

Außer den Soldaten befanden sich viele Mekkapilger im Zuge, die in Viehwägen untergebracht waren.

Während des Tages ging alles gut; am Abend aber zeigte die Lokomotive einen Defekt, den der Maschinist in einer halben Stunde behob. Bald aber machte sich ein zweiter geltend, bis es überhaupt nicht mehr weiter ging. Als wir in der Frühe erwachten, hieß es, die Maschine könne nicht weiterfahren, da aus dem Kessel Wasser rinne und das Feuer auslösche. Man telegraphierte um eine Hilfslokomotive, deren Ankunft nun in aller Geduld abgewartet werden mußte. Wir befanden uns in einem weiten, von mäßig hohen Bergen umschlossenen Tale bei der Station Thamian. Die Fahrgäste zerstreuten sich im Tale und schauten den Bischarin bei Tränkung ihrer Herden zu. Der Bey bewies sich als Herr der Lage. Er ließ einen fetten Hammel schlachten, und die Soldaten kochten in einem großen Kessel ab. Später ließ er die Musikkapelle antreten, die uns mit ihren Weisen die Zeit vertreiben mußte. So wurde es fast Mittag, als hinter uns die Hilfslokomotive angerast kam, von allen mit großem Jubel begrüßt.

Nun ging es wieder langsam weiter; die neue Maschine hatte außer dem langen Zuge auch noch die schwere, erloschene Lokomotive zu ziehen, und dazu stieg die Linie bedeutend an. Viele Fahrgäste stiegen ab und gingen neben dem Zuge her; bei Kurven liefen sie voraus und erwarteten den Zug am Ende derselben, wobei sie die besten und schlechtesten Witze machten. Als der Zug mit Mühe eine bedeutende Steigung nahm, meinten die nebenher gehenden Mekkapilger: „Gott helfe ihm!“

Der Bey und der syrische Bahnbeamte wollten die tote Maschine auf einer der Stationen zurücklassen, um den Zug zu entlasten; der Schaffner aber weigerte sich energisch und sagte: „Wer nimmt sie nachher mit?“ So ging es denn langsam voran. Unser Professor äußerte, die Sache gäbe Stoff zu einer Satire.

Ich war bei mir selbst anderer Meinung. Im Jahre 1883 hatte ich diese Täler und Joche auf dem Rücken des Kamels durchzogen. Der Unterschied zwischen damals und jetzt türmte sich vor mir auf. Störrische Kamele, Sonnenbrand, Trinkwasser von höchst zweifelhafter Färbung, trotzige Beduinenlaunen, Windstürme, stechende Dornen, halsbrecherische Pfade, und das alles 10—12 Tage lang, ließen mich die Wohltat der Lokomotive laut und herzlich preisen.

Nachmittags kam Leben in unsere Reisegesellschaft. Als es sich dann herausstellte, daß der englische Tourist, der ägyptische Arzt und der Syrer leidlich deutsch sprachen, erklangen in der Wüsteneinsamkeit unsere schönen deutschen Lieder: „Ich hatt' einen Kameraden“, „Morgenrot, Morgenrot“ usw.

Endlich bei Sonnenuntergang erreichten wir den Steigungsgipfel, die Brennerstation Summit der Roten Meer-Bahn. In rasender Eile ging es nun bergab, dem Meere zu. Die Nacht war kalt und regnerisch. Kurz nach Mitternacht langte der Zug in Suakin an.

Der Professor, der arabischen Sprache nicht mächtig, hatte mit Mühe einen Mann gefunden, der ihm seinen Koffer trug. Wir ließen unser Gepäck von zwei Mekkapilgern tragen und begaben uns in die Stadt, auf deren weißen, mit phantastischen Erkern und arabischen Schnörkeln verzierten Häusern das volle Mondlicht ruhte. Die winkeligen Straßen waren voller Pfützen vom letzten Regen. In

der Hauptstraße vernahmen wir Lärm und erkannten beim Näherkommen unseren Professor, der sich vergebens bemühte, seinem Kofferträger in fließendem Englisch

Eisenbahn der Sudan-Regierungsbahn.

und mit einigen Brocken Arabisch begreiflich zu machen, daß er mit dem um 6 Uhr morgens nach Aden abgehenden Dampfer fahren und, um nicht zu spät zu

kommen, noch in der Nacht in einer Barke zum Dampfer übergesetzt werden wolle. Der gute Herr war ganz aufgeregt; wir halfen ihm und redeten einem Wachsoldaten zu, eine Barke zu besorgen. Dann begaben wir uns zu unserem Hause, wo wir den seit etwa zwei Monaten anwesenden Priester aus dem Schlafe wecken mußten.

Suakin, einer der wichtigsten Hafenplätze am Roten Meer, besteht aus zwei Teilen, der Insel oder eigentlichen Stadt, und dem Gef oder der Vorstadt auf dem Festlande, eine Verbrüderung von Meer und Wüste. Die Stadt ist aus den Produkten des Meeres erbaut, und der Verkehr auf dem Meere ist ihre Daseinsbedingung. Die Straßen sind unregelmäßig und in den inneren Stadtteilen enge. Die Häuser sind im Stile jener Arabiens aus Muschelkalk gebaut,

Kirche und Haus der Mission in Suakin.

der in großen Blöcken aus den Meerestiefen heraufgeholt wird. Glasfenster weist kein Gebäude auf; ihre Stelle vertreten Fensterläden, die nicht selten mit zierlichen Holzschnitzereien versehen sind. Die Bewohner bestehen aus Eingeborenen und Eingewanderten aus Arabien und Indien.

Unser Haus mit Kirche liegt am inneren Meeresarm in ruhiger Lage. Der Anblick desselben erinnerte mich recht lebhaft an meine ersten Jahre im Missionsleben. Da erhielt ich mit jugendlicher Begeisterung eine Schule. Von meinen mohammedanischen Schülern begrüßte mich wohl am Morgen der eine oder andere mit dem fanatischen Gruße: „Naharak said, ja chatab el nar!“ (Guten Tag, o Holz fürs Feuer [der Hölle]!) Doch gewöhnten sich mit der Zeit auch viele andere an, mich mit „Abuna“ (unser Vater) anzureden. Außer der Schule beschäftigten wir uns mit der Seelsorge der europäischen und orientalischen Katho-

liken, als Malteser, Italiener, Franzosen, Abessinier. Kommandant der Stadt und Gouverneur der Provinz des Roten Meeres war damals Kitchener, der spätere Befreier Khartums, welcher den Ort auf der Landseite gegen die Angriffe der Horden Osman Dignas, des Emirs des Mahdi, befestigte.

Die Inselstadt ist mit dem Festland durch einen Damm und eine Brücke verbunden. Der größte Teil der Wohnungen der Vorstadt besteht in Hütten und Zelten, die von den O-Soki, den Ureinwohnern Suakins bewohnt werden. Diese gehören zur großen Nomadenfamilie der Bedscha, welche zwischen dem Nile und dem Roten Meer wohnen.

Bedscha-Familie. (Marques, Assuan.)

Die Bedscha, welche schon den ältesten arabischen Geographen bekannt waren, teilen sich in verschiedene Stämme als Bischarin, Hadendoa, Amarar, Omerab, Aschraf, Beni-Amer, Habab u. a. Ihre gemeinsame Sprache ist das „To-Beda-wieh", doch haben die einzelnen Stämme Dialekteigenheiten. Ihrer äußeren Erscheinung nach gehören die Bedscha zu den sogenannten Nigritiern oder Halbnegern. Sie unterscheiden sich von den Negern durch mehrere Kennzeichen. Ihre Hautfarbe ist weniger dunkel, ihr Haupthaar lang, während jenes der Neger kurz und wollig ist. Von schlankem Körperbau, dünnen Extremitäten, regelmäßiger Gesichtsbildung und meist intelligentem Ausdruck, sind sie stolz und freiheitsliebend; gegen Fremde sind sie sehr mißtrauisch. Dankbar-

keit ist nicht ihre Tugend; die Tapferkeit steht bei ihnen in hohem Ansehen. Eine besondere Sorgfalt wird auf die Haarfrisur verwendet; durch eine Linie um die Mitte des Kopfes von Ohr zu Ohr wird das Haupthaar in zwei Hälften geteilt; während die obere Hälfte auf dem Scheitel senkrecht zu einem Busche aufgerichtet ist, wird die andere heruntergekämmt. Hierauf wird das Haar mit frischem

O-Soki-Jünglinge.

Hammelfett stark durchdrückt, und über diesen Fettschnee werden grüne, blaue und gelbe Pulver gestreut. Die Frauen sind sehr schmuckliebend; ihr beliebtester Schmuckgegenstand ist ein Ring, der im rechten Nasenflügel getragen wird.

Die Sittlichkeit steht bei diesen Stämmen ebenso wie das Weib höher als bei den übrigen Muselmännern. Den Luxus der Vielweiberei gestatten sich nur die

reichen Stammeshäupter. Sehr groß ist der Aberglaube der Bedscha. Alle Bedscha bekennen sich zum Islam; sie gehören zum Ritus der Malekiten und sind sehr fanatisch. Ihr religiöser Eifer findet in der Nähe des Hedschaz mit Mekka und Medina, den beiden Brennpunkten des Islam, Nahrung.

Die Hauptbeschäftigung dieser Stämme ist die Viehzucht, und sie besitzen ansehnliche Herden von Rindern, Schafen, Ziegen und Kamelen; Esel und Maultiere sind seltener. Weniger geben sich die Bedscha mit Ackerbau ab. Ihre Lebensweise ist einfach; sie nähren sich vornehmlich von Hirse und Milch. Fleisch wird ausnahmsweise, meist nur bei Festlichkeiten, genossen, gewöhnlich in Butter geröstet. Als Festschmaus gilt ein am Spieß gebratener Hammel. Butter wird in flüssigem Zustande in großer Menge getrunken. Geistige Getränke werden selten oder nie genossen. An Genügsamkeit und Ausdauer kommen sie dem Kamele gleich, wie auch die Wüste und Steppe ihr Element bildet. Da ist rohes

Haus des Kaufmanns Genaui in Suakin.

Korn, das sie in einem Lederbeutel mit sich führen, ihre tägliche Nahrung, welche ab und zu mit einer trockenen Dattel gewürzt wird. Früher die Beherrscher der Steppen zwischen dem Nil und dem Roten Meere und ihres Verkehres, sind sie hierin nun durch die Lokomotive ersetzt. Vielleicht trägt dies zu ihrer Seßhaftmachung bei.

Das Leben und Treiben der Einheimischen und Nomaden konzentriert sich auf dem Gef; dort kann man sie am besten kennen lernen. In den nischenähnlichen Läden hocken mit gekreuzten Beinen die Verkäufer, sehnsüchtig der Kauflustigen harrend. Vom Kaftan und faltigen Mantel bis zur Laterne und zum Spiegel, Steingut-, Glas-, Holzwaaren, alles ist hier zu haben; Korn, Reis, Zucker, Salz, Pfeffer, Tabak, Milch und Butter, Kamelfleisch und Hammelbraten, Gurken und Salat, Heu und Brennmaterial; alte Konserven und Sirupe, staubige, bröckelige Makkaroni. Da sind im Staube lange Reihen von Dompalmmatten ausgebreitet, worauf die Krämer ihre Waren auslegen, ambulante Butiken, durch

ein durchlöchertes, von einem Stocke gestütztes Stück Matte vor den Sonnenstrahlen geschützt; fliegende Küchen verbreiten den durchdringenden Geruch verbrannten Fettes, halbnackte Köche preisen mit Stentorstimmen ihre Eierkuchen und fettriefenden Seefische an. In den Seitengassen klopfen Schuster und Schreiner, treiben Haarkünstler ihr Handwerk und üben Zauberer ihre Kunst aus. Stämmige Sudanneger, welche den Frack des Kellners durch ihre schwarze Haut ersetzen, bedienen in den Kaffeebuden die auf den rohgezimmerten Bänken hockenden Gäste mit Kaffee und Wasserpfeife. Die Eselscherer verschönern kunstbeflissen die Grautiere, indem sie die Haare streifenförmig an Maul, Hals und Füßen ausschneiden, was den sonst unansehnlichen Langohren ein zierliches und schmuckes Aussehen gibt. Eine lebendige Musterkarte der Nomaden wandelt hin und her, dazwischen ein zerlumpter Bettelmönch mit staubigem, wirr flatterndem Haar, Scheiks auf hochbeinigen, schlanken Dromedaren, umgeben von einem Troß von

Suakin. (M. Venieris, Khartum.)

Dienern, schleierlose Nomadenfrauen und Mädchen, mit engem Gürtel bekleidet, Polizeisoldaten und Kawasse, den bezeichnenden Korbatsch (Peitsche aus Büffelhaut) in der Hand haltend, Diwanschreiber und Effendis, hie und da ein weißgekleideter Europäer: ein kleines Gemisch von Afrika und Europa, von Naturmenschen und Kultur.

Etwa zwanzig Minuten vom Gef entfernt, liegt die Schadda, die Brunnengegend, welche für Suakin von größter Wichtigkeit ist, da sich dort, abgesehen von der Kondense, das einzige trinkbare Wasser befindet. Das Regenwasser sammelt sich in den dortigen Zisternen an, und der Ueberfluß an Wasser ermöglicht Vegetation und Ackerbau. Da finden sich mächtige Sykomoren mit gewaltigen, buschigen Laubkronen, deren Früchte, die sogenannten Eselsfeigen, von den Eingeborenen gegessen werden; ferner die Tamariske in größeren Beständen, einzeln auch die Samor-Akazie und die Ud-Akazie, von anderen abgesehen. Im Busch und am Brunnen herrscht reges Leben der befiederten Herren der Lüfte. Die bewegliche und immer saubere Bachstelze wippt und nickt am Rande des

Brunnens und der Steinschmätzer im grünenden Kornfelde. Neben dem Steppenweihe und dem Wanderfalken findet sich die ägyptische Lachtaube. Scharen von gestreiften Wüstenhühnern und kleinen Rebhühnern kommen aus der Steppe zu den Wasserplätzen herangeflogen, ebenso Wildenten und Falken. Der häßliche und gefräßige Aasgeier umkreist den faulen Leib eines verendeten Tieres. Die Haubenlerche und die schwarznackige Gimpellerche, welche in den Lüften ihre melodischen Konzerte trillern, rufen die Wiesen und Kornfelder der deutschen Heimat in das

Hafeneinfahrt von Port Sudan.

Gedächtnis; man würde vergessen, auf afrikanischer Erde zu stehen, wenn nicht die halbnackten Nomadengestalten die Tatsache zu lebhaft vor Augen stellten.

Das Leben in Suakin ist für Europäer keineswegs angenehm. Mit Dschedda und Massaua ist es einer der heißesten Punkte an der Küste des Roten Meeres. Die heiße Jahreszeit beginnt im April und erreicht ihren Höhepunkt im Juli und August, in welcher Zeit das Thermometer bis zu 50 ° C im Schatten zeigt. Bei dieser Hitze verliert der Europäer Appetit und Arbeitslust und sucht nachts oft vergebens den Schlaf. Abgesehen von der Hitze ist das Klima Suakins jedoch gesund, und besonders die Wintermonate sind angenehm.

Der Zugang zum sonst guten Hafen ist der vielen Korallenriffe wegen sehr gefährlich und nur während des Tages möglich. Dieser Umstand läßt ihn für einen großen Verkehr ungenügend erscheinen.

Staunenswert ist der Reichtum des Hafens an Produkten und an tierischem Leben des Meeres. Die Wasser am Landvorsprunge wimmeln von Fischen aller

Art und Größe, vom Haifisch bis zu den kleinsten Leuchttierchen. Unter der kristallklaren Decke ziehen Scharen von kleinen Fischen hin, denen große Raubfische nachstellen; die gehetzten Fische schnellen aus dem kräuselnden Wasser empor, um auf bedeutende Strecken durch die Luft zu sausen und wieder im Meere zu verschwinden. Die Ueberschwenglichkeit des Lebens und der Meer-Fauna, besonders auf den Korallenbänken und in den von diesen gebildeten Win-

Neubauten der Post und des Gouvernorates in Port Sudan.

keln, ist staunenswert. Bei näherer Betrachtung zeigen sich die Riffe und Bänke als lebende Felsen, in deren Höhlen und Verstecken Tausende von Krustentieren, Würmern, Mollusken vegetieren, und die aus sich selbst heraus in zahllosen sammetartigen Blüten von verschiedentlich gestalteten Polypen wuchern und flimmern. Der Küstensand unter dem Wasser wimmelt von unzähligen kleinen Organismen:

Port Sudan mit dem alten Regierungsamte im Vordergrunde.

zwischen den Schraubenschnecken, Steck- und Archenmuscheln schlängeln sich zahllose glänzende Schlangensterne hin und kriechen vielgestaltige Krebse. Im Uferschlamme versteckt sind Würmer und Krustentiere, Weichtiere und Polypen, während am trockenen Gestade Mengen von Muscheln angeschwemmt liegen. Unter den Fischen findet sich auch der elektrische, dessen Berührung heftige elektrische Schläge verursacht. —

Am Morgen des 14. Februar spendete ich in der Kirche zum hl. Kreuze das Sakrament der hl. Firmung. Es waren nur wenige Katholiken in Suakin,

das durch die neue Schwesterstadt Port Sudan ganz bedeutend an Wichtigkeit eingebüßt hat und seither in dem Maße an Bedeutung verliert, als die neue Hafenstadt zunimmt.

Dorthin begaben wir uns mit dem nach Suez abgehenden Postdampfer. Nach dreistündiger Fahrt näherten wir uns dem vielversprechenden neuen Hafen. Bei der Einfahrt in die schmale Bucht erblickt man auf der nördlichen Halbinsel die kuppelgeschmückte Grabstätte des Scheich Barghut, eines mohammedanischen Heiligen, der auf der Rückkehr von Mekka hier verstorben war.

Die Mündung des Hafens ist nicht breiter als 100 m. Die Möglichkeit der Ein- und Ausfahrt auch bei Nacht stellt seine Ueberlegenheit gegenüber Suakin dar. Im Innern teilt sich die Bucht in zwei Arme; der eine ist etwa 3 km lang bei einer höchsten Breite von 300 m, der andere ist kürzer und weniger breit. Die Tiefe des Beckens ist von 60 bis 65 m, so daß auch Schiffe von größtem Tiefgang hier ankern können.

Straße in Port Sudan.

Die Stadt entsteht auf der ganzen Linie des eigentlichen Festlandes. Die Halbinsel zwischen den beiden Meeresarmen ist 4½ km breit und landeinwärts von einer 9 km entfernten Bergkette abgeschlossen, deren Abhänge sachte gegen das Meer abfallen und in eine Menge von kleinen Hügeln von gefälligem Aussehen verlaufen. Inmitten dieser Hügel sammeln sich die Wasser, die den Trinkwasserbedarf für die Stadt liefern. Sie heißen süße Brunnen, doch ist ihr Wasser merklich salzhaltig und manchmal ganz untrinkbar. Dies ist der dunkelste Punkt im jungen Leben der neuen Stadt. Artesische Brunnen, die in vielen Punkten zwischen den Bergen gebohrt wurden, gaben keine befriedigenden Ergebnisse.

Auf beiden Seiten des Hafens gewahrte man die regste Tätigkeit. Zwei große Gebäude aus Stein, die Post und die Quarantäne, waren im Bau begriffen. Ein Triumphbogen erinnerte an die kürzlich stattgehabte Eröffnungsfeier der neuen Eisenbahnlinie. Den Rest bildeten Holzhäuser und Zelte. Erstere verleihen der Stadt ein fast norwegisches Gepräge. Das europäische Viertel ist von dem der Eingeborenen getrennt. Die Europäer sind vorzugsweise Engländer, Italiener

und Griechen. Die Straßen der Stadt sind breit angelegt und hatten noch Laternenbeleuchtung. Der Boden ist vollständig eben und etwa 4 m über dem Meeresspiegel. Im Mittelpunkt der Stadt ist ein öffentlicher Garten vorgesehen. Die Bevölkerungszahl schwankte zwischen 2800 und 3200. Darunter befanden sich über 200 Katholiken, die vorzugsweise als Maurer an den großartigen Kaianlagen beschäftigt waren.

Wir nahmen die Einladung einer katholischen Familie zur Wohnung an, und ich las an einem der folgenden Tage auf der Veranda des zweistöckigen Holzhauses eine hl. Messe und hielt am Ende derselben ein Ansprache an die erschienenen Katholiken.

Die Zukunft Port Sudans wird gänzlich vom Handel abhängen. An Bodenkultur ist nicht zu denken, da der ganze Grund felsig, salzhaltig und ohne Wasser ist. Der Hafen wird die Stadt erhalten, und in dem Maße, in welchem

Kirche und Haus der Mission in Port Sudan.

die Bevölkerung des Sudan zunehmen und der Handel sich entwickeln wird, wird auch die Lebenskraft Port Sudans wachsen. Die großen Schiffslinien werden dazu beitragen, indem sie die Artikel, welche die neue Eisenbahn aus dem Innern bringt, ausführen und die notwendigen Einfuhrgegenstände hier ausladen werden. Port Sudan wird einstweilen eine Stadt von Handelsagenten und wenigen anderen sein, die von den ersteren leben. Aber seine Zukunft bleibt gesichert. Die gewaltigen Summen, welche für die großartigen Hafenanlagen geopfert werden, rühmen von selbst Wagemut, Fernblick und Großzügigkeit britischer Kolonialpolitik.

Am 18. Februar verließen wir wieder Port Sudan, wo ein Missionär zurückblieb. Der Zug hatte wieder die Maschine, welche das letzte Mal unbrauchbar geworden war. Eine Tagesfrist lang tat sie ihre Pflicht, als sie wieder versagte und man um eine Hilfsmaschine telegraphieren mußte. Nach weiteren 30 Stunden langten wir in Khartum an.

* * *

Am 1. April desselben Jahres übergab der in Port Sudan stationierte Priester eine kleine provisorische Kapelle ihrem Zwecke und eröffnete eine Knabenschule, die erste in der Stadt. Kurze Zeit darauf wies uns die Regierung einen Platz im Mittelpunkt der Stadt und an den projektierten öffentlichen Garten anstoßend an, wohin die Mission im September 1907 verlegt wurde. Es wurde ein Kirchlein aus Holz von 12 m Länge und 5 m Breite und ein Haus aus gleichem Material mit fünf Zimmern und zwei Schulräumen errichtet. Inzwischen schritten die Hafenarbeiten rüstig voran und erstand eine Zahl von Steinbauten der Regierung und Privater.

Port Sudan hat aber bisher nicht gehalten, was es versprochen. Als die Hafenbauten vollendet waren, zogen viele Arbeiter wegen Mangel an Erwerb fort, und die Zahl der Katholiken sank von 400 auf etwa 40, so daß für zwei Priester nicht mehr genügend Beschäftigung vorhanden war. So wurde denn die Station im Jahre 1910 einstweilen wieder aufgelassen und wird zusammen mit Suakin regelmäßig vom Wandermissionär pastoriert. Bei den folgenden Besuchen konnte ich sehen, daß die Holzgebäude allmählig den Steinbauten weichen und der Verkehr im Hafen ein zusehends lebhafterer wird. Sobald die Verhältnisse es erheischen, wird die Niederlassung der Mission wieder ständig besetzt werden.

Reise zu den Njam Njam.

Abreise von Wau. — Bei den Dschur. — Bei den Bellanda. — Im einstigen Bongoland. — Dem Ukanda. — Raffili. — Flußfahrt zur Zeit der Schwellhöhe. — Der Löwe als Fleischversorger. — Eine geräuschvolle Nacht. — Mühseligkeiten des Marsches. — Aussicht auf Berge — Bei den ersten Njam Njam. — Durch die Felsenkette Abu Sutta. — Ein afrikanisches Tirol. — Ein Wasserfall im Mondschein. — Zweite Begegnung mit den Njam Njam. — Nächtlicher Tanz bei Gewitterbegleitung. — Am Jubbo. — In Tombora. — Koptische Zudringlichkeit. — Der Sultan. — Die Hofhaltung. — Tomboras Eigenschaften und Macht. — Seine Untertanen. — Tomboras Quelle. — Weiterreise nach Süden. — Die Pambia. — In den Pambia-Bergen. — Ein verstümmelter Bote. — Bekka. — Wando. — In Ndoruma. — Sultan Mwuto. — Grenzstreitigkeiten. — Hauptmann Bengough. — Rückkehr nach Norden. — Bruderzwist. — Tropische Regen. — Wieder in Tombora. — Land und Leute der Njam Njam. — Rückreise nach Wau. — Im Gebiet Geddis. — In ungemütlicher Lage. — Vom Durste geplagt. — Bei den Bongo. — Wieder in Wau. — Bevorstehende Eröffnung einer Mission unter den Njam Njam. — Rückkehr nach Khartum. — Sandstürme.

In dem wirren Völkergemisch Afrikas erscheint als der merkwürdigsten Stämme einer derjenige der Njam Njam. Um das Herz des Erdteils gelagert, pulsiert weithin der Einfluß dieses sagenumwobenen Volkes. Auf meinen bisherigen Reisen hatte mir ihr Name immer wieder entgegengeklungen. Der Gedanke, sie aufzusuchen und kennen zu lernen, war mir zu heißem Begehr geworden. Endlich gelang es mir. Ich hatte mich versichert, daß mir in Wau keine Schwierigkeiten mehr in den Weg gelegt würden, verließ am 1. März 1906 Khartum und erreichte über Meschrael Rek am 17. März Wau. Die Station war kurz vorher von ihrem früheren Platze an einen höheren und gesünderen verlegt worden.

Im südwestlichen Teile des Bahr el Ghazal herrschen am diesseitigen Gesenke der Nil-Kongowasserscheide die beiden Sultane Tombora und Mwuto. Zwei Wege führen von Wau dahin, der umständlichere am Westufer des Flusses Dschur entlang, und der gerade durch Wälder, Steppen und über Steinhügel und ob des Wassermangels in der trockenen Jahreszeit „Weg des Durstes" genannt. Beide wünschte ich kennen zu lernen, und ich wählte für die Hinreise den ersteren und für die Rückkehr den letzteren.

Am Nachmittag des 19. März verließ ich Wau in Begleitung eines Priesters und eines Bruders, mit 12 Trägern, 3 Reit- und 7 Lasteseln.

Getreu ihrer Gewohnheit, am Beginn einer Reise ihren Widerwillen gegen Zucht und Anstrengung recht greifbar zum Ausdruck zu bringen, brachen die Esel alsbald nach rechts und links aus, trotteten über Feld und Stoppeln, liefen durch Busch und Wald, rempelten Bäume an und warfen die gelockerten Lasten ab. Erst

in vorgerückter Stunde konnten wir die Ausreißer auf einem Stoppelfelde sammeln. Um unsere Habe besorgt und von blutdürstigen Stechmücken gequält, verbrachten wir die Nacht fast schlaflos, während der Mond ein ganz ungeordnetes Lager beschien.

Mission Wau am Ende 1906.

Der Morgen brachte uns an den Fluß W a u. Zwar mit Zeitverlust, aber ohne Schwierigkeit übersetzten wir das jetzt seichte Gewässer. Eine jener lauschigen Szenerien, welche den Lauf dieses Gebirgsflusses auszeichnen, umfing uns. Mächtige Laubbäume krönten die steile Tonwand und verwoben ihre dichten Kronen zu einem Blätterdickicht, dessen Boden mächtige Felsadern und liebliches Buschwerk bedeckten; der Platz war wie geschaffen zur Mittagsrast.

Ein drohendes Gewitter zwang uns, sie abzukürzen und die Hütten des Häuptlings Abanga aufzusuchen. Wie immer bei den Dschur fanden wir freundliche Aufnahme und gastliche Herberge. Um die Träger an uns zu fesseln, ließen wir sie reichlich bewirten. Trotzdem fehlte am Morgen ein teures Haupt. Dieser, ein Untertan Geddis, der mit seinem Bruder Tombora in Fehde lag, fürchtete des letzteren Rache und verschwand nachts heimlich. Wir verteilten die Last des Ausreißers unter die übrigen Träger. Alsdann ließ ich diese in Reihe und Glied aufstellen, nahm ein großes Papier zur Hand und schrieb feierlich ihre Namen auf, das beste Mittel, um sie von der Flucht abzuschrecken, da sie wohl wissen, daß sie im Falle des Ausreißens ausgeforscht und bestraft werden können.

Ein dreistündiger Marsch, größtenteils durch Buschwald, brachte uns zum Häuptling Okwal. In dessen Abwesenheit empfing uns sein Sohn. Er verlangte für ein Ei 40 Pfg., und seine Frauen für einen Krug Wasser aus dem nahen

Unsere Njam-Njam-Träger.

Flusse halb soviel. Mein Staunen erwiderte er mit dem Hinweis auf die Freigebigkeit der Engländer. Das imponierte mir nicht, da ich wohl weiß, daß die Engländer zwar keine Knicker, aber als erfahrene Kolonialleute auch vernünftig genug und bestrebt sind, die Eingeborenen nicht zu verwöhnen. Im übrigen beneidete uns unser Hausherr um die Reise. Die Njam Njam seien, so führte er aus, zahlreich wie der Sand am Flusse und die Blätter des Waldes; Speise gebe es in Ueberfluß und Bier fließe in Strömen; die Berge seien himmelhoch, und während alle Sterblichen der Erde das Wasser vom Flusse oder aus dem Brunnen schöpfen, trinke der Sultan Tombora Wasser, das klar aus dem Berge sprudele, wo es nicht geschöpft, sondern in daruntergehaltene Gefäße gefaßt werde. Die Ueppigkeit der Negerphantasie war mir nicht unbekannt, trotzdem steigerte diese Schilderung mein ohnehin nicht geringes Verlangen.

Am 22. März ließen wir das Gebiet der sonst so gutmütigen Dschur hinter uns und zogen nach Süden in jenes der Bellanda. Stammwald und Steppenflächen, Zwergbusch und Raseneisensteinrücken sowie vereinzelte Bambusbestände bildeten die hervorstechendsten Erscheinungen der Gegend, die, nach den Stätten

alter Siedelungen zu schließen, einst bewohnt, nun aber gänzlich verlassen war.

Nach dreistündigem Marsche gellte uns von Südosten her der Ruf des Schreiadlers entgegen, ein Zeichen, daß wir uns dem Flusse näherten. Bald dehnte sich denn auch die Ebene des Dschur vor uns aus, an deren Rande wir bei einer ärmlichen Bellandafamilie Mittagspause hielten.

Unser Pfad führte am Waldessaum nach Süden weiter. Beklemmende Schwüle brütet über der Gegend. Die Spannung der Luft heischt eine Lösung. Hinter den Baumspitzen schleicht eine Wolke empor, die sich allmählich verdichtet, bis sie zur finsteren Wand wird. Blitze ritzen den düsteren Grund. Schmeichelnder Luftzug schleicht durch den Wald, spielt neckisch mit den Blättern und rüttelt, zum Winde erstarkt, an den Aesten, bis er als wilder Sturmgeselle die Kronen der Baumriesen durcheinanderschüttelt. In das Aechzen des Waldes grollt die Stimme des Donners. Schwere Tropfen fallen vereinzelt, bis der Regen in unbemessenen Güssen herniederrauscht. Wasser, Wind und Feuer rasen im Bunde, wie verschworen zum Vernichtungskampfe gegen Natur und Menschen. Vor der sturmgepeitschten Wasserflut weichen die Esel zurück; der Unverstand der störrischen Tiere macht alle unsere Anstrengungen hinfällig, und wir müssen die ganze Sintflut in ungeschwächter Stärke auf freiem Felde über uns ergehen lassen.

Erst nachdem die Schleusen des Himmels sich wieder geschlossen, langten wir, vom Scheitel bis zur Sohle gebadet, bei dem Bellandaweiler Buti an. Unser Anblick rührte selbst den schwarzen Hausherrn. Er räumte uns seine beste Hütte ein, stellte alles, was unsere Bequemlichkeit erhöhen konnte zur Verfügung und setzte sein ganzes Gesinde in Tätigkeit, um für uns, die Träger und Esel zu sorgen. Nachdem wir trockene Kleider angelegt, kehrte das frühere Wohlbefinden einigermaßen zurück. Die Nachtruhe wurde gestört durch das Grunzen von Flußpferden und das kreischende Gebell der Hyänen, die es nach den Eseln gelüsten mochte.

Nach entsprechender Belohnung des Wirtes und seiner Frauen, zogen wir am Morgen durch hohes und triefendes Gras nach dem nahen Bach Biara. Die Träger mit ihrer Kopflast schritten ohne Aufenthalt durch das 5 m breite und ½ m tiefe Wasser. Ich ließ mich hinübertragen. Die Schwierigkeit ungewohnter Weghindernisse und die Wasserscheu unserer Tiere verursachen bedeutende Verzögerung. Lasten und Esel mußten getrennt übergesetzt und letztere an den Ohren und Schweifen durch das Wasser geschleift werden. Es bedurfte einer Stunde zu dieser mühsamen Arbeit, ein Beweis dafür, welch große Vorteile Träger gegenüber Eseln auf Reisen in diesen Gegenden bieten.

Hier trafen wir auch die ersten Tsetsefliegen. Ihr Stich impft Rindern, Maultieren und Eseln das Gift unrettbaren Siechtums ein und schließt das Fortkommen derselben in dieser Gegend aus. In der jetzigen Jahreszeit jedoch war das lästige Insekt weniger zahlreich.

Den Anstrengungen des Morgens folgte eine angenehme Reise am bewaldeten Flußufer. Zwischen scharf begrenzten und steilen Tonwänden wälzt der Fluß seine für diese Jahreszeit noch bedeutende Wasserfülle dahin. Auf dem silbernen Spiegel zittert in dunklen Schatten die vielgestaltige Bildform des Ufer-

waldes. Man sieht es an seiner Ueppigkeit, daß dieser Wald an einem belebenden Element wurzelt. Die Baumriesen mit wuchtigen Stämmen und mächtigen Kronen, die wirren Gruppen trotziger Urgehölzer, die lauschigen Bosketts ewiggrüner Büsche, die Ranken und Farren, welche sich in urwüchsiger Gier an die Brust der Felsen klammern, sie alle loben die befruchtenden Wellen. Mit ihnen eifern im Preise des lebenspendenden Flusses schnatternde Wildenten und Wildgänse, welche gemeinsam auf den Sandinseln umherwackeln, lärmende Martinsvögel, welche in nimmersatter Fischgier an den Ufern kreuzen, farbenschimmernde Webervögel, welche mit kolibriartiger Flinkheit wie freudetrunken durch die dichten Ufergebüsche huschen, unter nimmermüdem Gezwitscher, in das, wie das Schelten einer zankenden Großmutter, der schrille Ruf des Schreiadlers tönt, der selbstbewußt und verächtlich von der Baumspitze späht. An gelichteten Waldstellen erscheinen Antilopen, die rudelweise in sorgloser Ruhe der Aesung nachgehen, während Reihen von zierlichen Buschböcken uns neugierig beäugen. Spuren von Elefanten treten allenthalben zutage. Eine Mittagspause unter kühlen Schattenkronen am hohen Flußufer, mit allen seinen licht- und farbenreichen Bildern wird da zur wahren Lust, die Seele und Leib stärkt.

Daß in solchen Bildern der Mensch fehlt, fällt auf. Es war nicht immer so. Das heute menschenleere Gebiet war einst von B o n g o bewohnt. Nichts Bleibendes läßt hier der Mensch als Zeuge seiner Anwesenheit zurück, außer den Gräbern. Aus einem Buschdickicht rechts vom Pfade stachen zwei Holzpfähle ab, die sich schon von weitem als Werke von Menschenhand verrieten. Es waren Grabstätten. Die Grabesstelle war umfriedigt von einem runden Zaun aus armdicken Pfählen, zwischen denen je zwei hölzerne Menschenfiguren in Lebensgröße aufragten. Man möchte in ihnen Götzenbilder wähnen; aber es sind Darstellungen der Toten. Kopf und Oberkörper erscheinen in ihren Hauptmerkmalen deutlich ausgeprägt, deren wenngleich derbe Wiedergabe diese ersten Versuche eines Naturvolkes in der bildenden Kunst immerhin beachtenswert und als schlichte Produkte der Pietät gegenüber den Hingeschiedenen rührend erscheinen läßt.

Gegen Abend kam im Südwesten ein bewaldeter Höhenrücken in Sicht. Freudig begrüßten wir ihn als Vorläufer der gepriesenen Berge, die wir im Süden zu treffen hofften. Als wir aus dem Uferdickicht heraustraten, um in die Flußniederung hinabzusteigen, stellte er sich als ein isolierter Hügelrücken dar, der von Nordwesten her ansteigend, jäh zum gegenüberliegenden Flußufer abfiel.

Auf unserer Uferseite winkte eine Anzahl Hütten. Hier bildet der Fluß die Stromschnelle von U k a n d a. Zu dieser Jahreszeit des niederen Wasserstandes liegt sie in ihrer Blöße da. Schilfbedeckte Inselchen im Bunde mit mächtigen Sandsteinfelsen, Riesenschildkröten gleich, bilden von Ufer zu Ufer eine lose Kette, welche die Wasser staut und sie zwingt, zwischen und über die Hindernisse, in willkürlichen Kanälen einen Durchgang zu suchen. Murmelnd und lärmend, rieselnd und rauschend, zischend und schäumend, wälzen sich die Wellen durch die selbsterzwungenen Oeffnungen oder fegen über die felsigen Rücken hin, um dann mit tosendem Siegessprung oder mit neckischem Hüpfen sich in das freie Bett zu stürzen

und in sieghafter Ruhe ihren Lauf ungestört fortzusetzen. Die Linie des Hochwasserstandes läßt vermuten, daß alsdann der ganze Katarakt unter den Wassern begraben und die Schiffahrt möglich sei. Einen Großteil des Jahres hindurch bleibt jedoch Ukanda ihr südlichster Grenzpunkt. Daher hatte schon die französische Expedition unter Marchand hier ein Lagerhaus errichtet, und die jetzige Regierung der Engländer hält es aufrecht. Zu Wasser werden die Vorräte bis an den Fuß der Schnellen und von hier zu Land nach Süden verbracht.

Hütten von Ukanda bei den Stromschnellen.

Am Morgen hing trüber Nebel über der Gegend. Aus den verschwommenen Umrissen des Gegenufers hoben sich die Kegeldächer des Bellandadorfs Udinge ab, das malerisch am Fuße des Bergrückens Gotatair lagert. Wir standen marschbereit, als ein Eingeborener im Eilschritt über den Fluß setzte und uns durch Zeichen verständigte, auf ihn zu warten. Unter dem Arme trug er etwas, das in der Ferne nicht zu unterscheiden war. Er eilte gerade auf mich zu. Den Blick flehentlich auf mich heftend, gab er an, daß sein Häuptling im nahen Dorfe ihm Frau und zwei Knaben weggenommen habe, und er bat um meinen Schutz. Traurig und vertrauensvoll zugleich zog er einen prächtigen Hahn unter der Schulter hervor, bot ihn mir an und bat mich, ihm wieder zu Weib und Kindern zu verhelfen. Der Mann wähnte in mir einen englischen Offizier. Ich ermunterte ihn, sein Anliegen dem Gouverneur in Wau vorzutragen, der ihm sicher zum Rechte ver-

helfen werde. Wohlgemut schlug er mit seinem Hahn die Richtung nach Wau ein. Armes Volk! Neun Zehntel der Fälle, welche vor die Behörden kommen, haben entlaufene oder geraubte Frauen zum Gegenstande.

Der Weitermarsch brachte uns die Südseite des Hügelrückens Gotatair auf dem rechten Ufer in Sicht. Eine Schicht von Gneis trug ihm die Benennung „weißer Berg" ein. Der holperige Pfad wand sich durch die zerrissene und häufig ausgebrannte Flußebene mit einzelnen Borassuspalmen. Deutliche Spuren kennzeichneten die Niederung als Tummelplatz der Elefanten und Büffel.

Mit dem Aufstieg in die höher gelegene Uferlandschaft trat ein Wechsel in den Bodenverhältnissen immer deutlicher zutage. Eisensteinadern und Gneisgeschiebe drängten sich an die Oberfläche, die jetzt trockenen Rinnsale der Regenbäche mehrten sich, und der Blätterschmuck des Waldes wurde üppiger. Wo der Fluß den Blicken entschwand, kündete das Rauschen des Wassers seine Nähe; kam er in Sicht, so starrten uns die Felsen und Riffe entgegen, durch die er seinen Lauf erzwingt.

Bei der bedeutendsten dieser Schnellen, die von einer Felsbarre in der ganzen Flußbreite gebildet wurde, schlugen wir das Nachtlager auf. Eine rasch errichtete Laubhütte diente uns als Herberge und am folgenden Morgen, 25. März, Fest Mariä Verkündigung, als Kapelle, in der wir frühzeitig, als die Träger noch im Schlafe lagen, die hl. Messe feierten. Das Wiehern, Grunzen, Schnauben und Plätschern der Nilpferde mischte sich mit dem Tosen der Wasser zur wilden Morgenmusik, die im besänftigenden Echo des Urwaldes um unseren Gottesdienst schwebte. Wie doch dem Menschenherzen so wohl ist, wenn es in menschenleerer Wildnis zu seinem Gotte im Gebete sprechen kann!

Wir reisen in der einstmaligen Heimat der Bongo. Noch sind in der wuchernden Wildnis die Plätze ihrer Niederlassungen zu erkennen. Auffallend ist die große Anzahl von Termitenbauten und zwar seltener jene hut- und pilzförmigen, welche aus graugrünem Ton gebildet, steinhart und kaum 1 m hoch sind, als die kuppel- und kegelförmigen aus rotem, eisenhaltigem Ton, welche bis zu 5 m hoch, mit Vorliebe den Schatten des Buschwaldes wählen. Die Form der letzteren ahmt den bauchigen und kuppeligen Stil der Bongohütten nach, als ob die kleinen Tierchen instinktmäßig die menschlichen Wohnungen sich zum Muster genommen hätten.

Da, wo der Fluß einen weiten Bogen nach Osten zu beschreiben beginnt, verläßt ihn der Pfad und geht durch Wälder, durch Dorndickichte und über Eisensteinlager, gekreuzt von zahlreichen, zerklüfteten Regenbetten, gerade nach Süden.

Nach fast siebenstündigem Marsche stiegen wir über eine Felswand in eine Niederung hinab, in welcher zwischen Hirsefeldern die Hütten des Bongoältesten Mbilli gelegen waren. Die Leute machten sogleich Anstalten zur Bewirtung der Träger, wir lehnten es jedoch dankend ab, zogen weiter und näherten uns wieder dem Flußufer an der Stelle, wo am Rande einer kleinen Schnelle die von den Franzosen erbauten Vorratshütten standen. Die Bauten waren von einem starken Pflockzaun umgeben, arg vom Feuer beschädigt und von hohem Grase

und dichten Schlingpflanzen überwuchert. Hier hatten die Franzosen bei ihrem Vordringen nach Norden die Station Raffili angelegt.

Kaum eine halbe Meile südlich davon liegt die jetzige Regierungsstation nahe bei den großen Stromschnellen. Auf entholzter Fläche und umgeben von Pfahlverhau und Graben stehen einige Hütten zur Aufbewahrung der Vorräte. Die Lage ist schön, aber einsam; zwei Soldaten mit ihren Frauen sind die einzigen Bewohner. Sie kamen uns freundlich entgegen und nahmen sich unserer Esel an, die auf dem Marsche gelitten hatten.

Kaum hundert Schritte entfernt befinden sich die Stromschnellen des Sueh, so heißt jetzt der Dschur-Fluß, welche bei dem jetzigen niedrigen Wasserstand in ihrer ganzen Ausdehnung von über zwei Meilen frei liegen. Felsige Inseln und vielgestaltige Steinblöcke füllen das Flußbett aus und zwingen die Wasser, sich

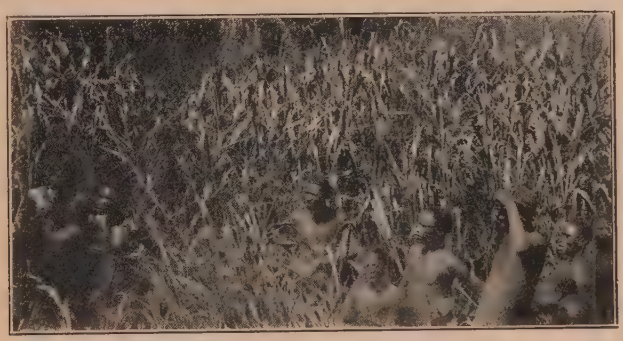
Stromschnellen bei Raffili.

in fünf Kanälen einen Ausweg zu suchen. Der Kampf der aufgestauten Fluten gegen die trotzigen Felsen, und das Ringen der Wasser, welche hier sich windend und bäumend zum Ausgang drängen, dort hastend über Felsen stürzen und den Gischt des Zornes gegen die Steinwände schleudern, sind von lautem Brausen und Tosen begleitet, und dieser ernste, nimmermüde Choral der Natur verschlingt am Tage den Lärm der Vögel und ist zur Nachtzeit eine Stunde weit hörbar. Die Frage, ob zur Zeit der Schwellhöhe, wenn die Wasser die Kanäle überfluten und die meisten der Felsen bedecken, ein kleines Schifflein sich die Durchfahrt erzwingen kann, ist schwer zu beantworten, ohne den Versuch gemacht zu haben. Wir machten ihn zwei Jahre später; darüber hier eine kleine Einschaltung. —

Am 17. August 1898 fuhr damals der „Redemptor" aus dem Niaduk bei Mbili in den Dschur-Fluß nach Süden. In siebenstündiger Fahrt erreichten wir

den Katarakt von Ukanda, welcher fast ganz unter Wasser war und der Durchfahrt keine Schwierigkeiten bot. Je weiter wir nach Süden vordrangen, desto schöner gestaltete sich das Uferbild, das bei jeder Krümmung einen neuen Wechsel zeigte; desto zahlreicher wurden aber auch die Felsriffe, welche das Flußbett besetzten und wiederholt nur an einer einzigen Stelle die Durchfahrt gestatteten. Beim Anblick dieser Hindernisse zog der Steuermann, ein Berberiner, seine heiligsten Amulette hervor, um sich und Schiff gegen Unglück zu schützen. „Das sind keine Wege für Schiffe," brummte er, „nur weil du es willst, fahre ich weiter."

Aus dem hohen Grase des linken Ufers erscholl plötzlich Freudengeschrei; es waren Bellanda, welche uns begrüßten. Nach achtzehnstündiger Fahrt lag der Katarakt Raffili vor uns. Die Bellanda liefen herbei, und die Frauen empfingen uns mit lautem Trillern. Ein Schiff an dieser Stelle war für sie eine Seltenheit, die in Jahren sich nicht ereignet hatte.



Bellanda im Ufergrase bei Raffili.

Wir nahmen den würdigen Häuptling Tugi an Bord, um unter Benützung seiner Angaben den Versuch der Durchfahrt zu machen. Der Fluß war in seiner ganzen Breite mit Inseln und Felsen besetzt, zwischen denen sich das Wasser in drei Haupt- und mehreren Nebenkanälen den Weg erzwang. Wir versuchten die Durchfahrt in jedem der größeren Kanäle, aber vergebens. Hier war das Wasser so seicht, daß das Schiff bald auf Felsen auffuhr; anderswo hinwiederum war die Strömung so stark, daß die Kraft der Maschine nicht hinreichte, um sie zu überwinden, und das Steuer gehorchte nicht mehr, so daß Gefahr bestand, das Schifflein werde rückwärts getrieben und gegen die Felsen geschleudert. „Für uns Schiffer," sagte der Steuermann, „gibt es nur zwei gefährliche Dinge: Wind und Felsen, sonst fürchten wir nichts. Hier stehen wir einem Katarakte gegenüber, den kein Dampfer je passieren wird, und wenn auch der Wasserstand ein viel höherer wäre und wir passieren könnten, so wäre die Rückkehr unmöglich." Der Mann sprach von seinem Handwerk, und wir mußten ihm Glauben schenken. Zudem lag hinter diesem ersten ein zweiter noch wilderer Katarakt. Wir mußten somit die Ueberzeugung gewinnen, daß bis jetzt Raffili der Flußfahrt ein unübersteigliches Hindernis entgegenstellt. —

Die Umgebung ist nur spärlich bewohnt. Am rechten Ufer hausen binnenwärts, einige Stunden entfernt, die Leute der Vorsteher Nguli und Bombalo, welche mit dem erwähnten Mbilli die letzten Ausläufer der Bongo bilden und sich zu ihrer Sicherheit an den Großhäuptling der Bellanda im Norden angelehnt haben. Im Westen ist menschenleere Wildnis, und der Süden ist unbewohnt bis zu den Njam Njam von Kodschali.

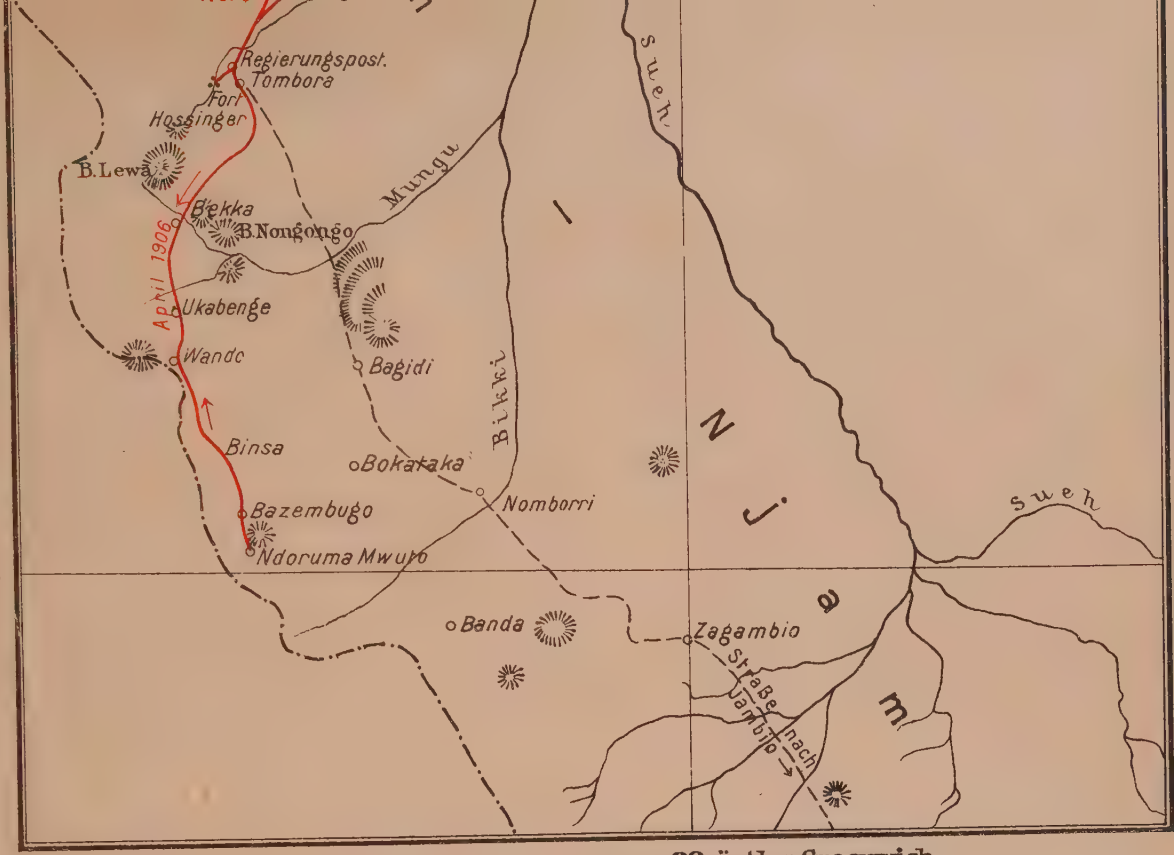
Unsere Leute erfuhren eine glänzende Bewirtung dank der beiden Soldaten und eines Löwen. Dieser hatte kurz vorher in der Nähe ein Flußpferd überfallen, es mit den kräftigen Tatzen an der Schnauze erfaßt und diese solange zugehalten, bis es erstickt war. Dann hatte er sich ein Stück Fleisch für seinen Bedarf ausgewählt und das übrige großmütig zurückgelassen, wie es nun einmal die Art des

Stromschnellen bei Raffili zur Flutzeit.

Königs der Wildnis ist. Geier verrieten den Soldaten die erlegte Beute; diese dörrten das Fleisch an der Sonne und teilten nun brüderlich unseren Trägern davon mit, wofür sie reichlich entschädigt wurden.

Unsere Abreise am folgenden Tage wurde verzögert durch ein aufsteigendes Gewitter und das Verschwinden von vier Eseln, welche sich auf ihrem Weidegang so tief in den Wald verirrten, daß sie erst nach mehrstündigem Suchen aufgefunden werden konnten. Es war ein Glück, daß sie den reißenden Tieren entgingen, welche in der Gegend hausen. Eine Marschstunde brachte uns an den Bach Bo, welcher in einem 8 bis 10 m breiten, tiefen und felsigen Bette von Südwesten kommend, bald unterhalb in den Sueh mündet. Eine unfertige Pfahlbrücke diente noch nicht ihrem Zwecke. Zuerst setzten die Träger über; ohne Anstand schritten sie mit den Lasten auf dem Kopfe durch die reißende Strömung, welche bis an die Schenkel reichte. Die Esel wurden abgeladen und ihre Lasten von den Trägern hinübergeschafft. Die Beförderung der Esel zuerst über den steilen Uferhang hinab, dann durch die reißenden Fluten hindurch, welche die wasserscheuen Tiere zu umgehen strebten, und endlich über die schroffen Felswände des Gegenufers hinauf,

28
Südwestlicher Teil
der
Bahr el Ghazal-Provinz
Massstab 1 : 1000000.
0 10 20 30 40 50 Km
Reiserouten.
WAU
Melan
Abanga
Mordschan
Okwal
Mbili (Dud)
Bugu
Buti
Telegr. u. Straße nach Tondsch
Wau
Seloba
Dschur
Gotabul
Gotalingi
Abero
März 1906
Ukanda
Udinge
B. Gotatair
7
Gumbola
Mbilli
Raffili
April 1906
Bo
Nomatilla od. Wau
Bg. Tebe
Oradsch
Abu Sutta
Kauge
Kodschali
verlassener Posten der Franzos.
Marra Berge
Berge
Geddi
6
Jubbo
Duma
April 1906
März 1906



28 östl. v. Greenwich

war eine harte Arbeit. Wir sahen mit Augen, wie rasch und anstandslos das Uebersetzen der Träger und wie mühsam und aufregend jenes der Esel vor sich ging. Wir sollten in der Folge noch mehr und noch überzeugendere Beweise dafür erhalten. Zuletzt wateten wir, von den Trägern unterstützt, durch.

Die Nacht, welche wir hart am Ufer verbrachten, grub sich unserem Gedächtnis ein. Hyänen streiften um unser Lager herum, und in ihr häßliches, markdurchdringendes Geheul mischte sich das rauhe Gebell von Leoparden und das ferne Rollen von Löwenstimmen, während von den Ufern des Sueh das tiefe Grunzen der Flußpferde und das feierliche Rauschen der Stromschnellen drang. Wie vielgestaltet doch die Macht des Feuers ist! Dort rast es als gefräßige Lohe und verschlingt die üppigsten Wälder, und hier flackert es als bescheidene Flamme und schützt den Herrn der Schöpfung gegen die reißenden Tiere!

27. März. In den folgenden Tagen hielt sich der Pfad fast stets am Flußufer. Schöner Wald wechselte mit steppenartigen Flächen, und lieblicher Busch mit kahlem, steinigem Boden. An Stellen mit grünem Grasanflug weideten Antilopen und Gazellen, und an felsigen Gehängen wimmelte es von Affen; die befiederte Welt hingegen war nur spärlich vertreten. Unzählbar sind die Flußpferde und Krokodile im Flusse Sueh.

Trotz der Schönheiten und dem Wechsel der Bilder in Fluß und Wald hatten Tag und Nacht ihre Plage. Der empfindlichen Kälte der Nacht folgte die Feuchtigkeit des Morgens, welche Sträucher und Gräser mit schweren Tauperlen behing, so daß die Kleider bis auf die Haut durchnäßt wurden. Gegen 9 Uhr setzte die Hitze ein und erreichte bis 3 Uhr einen Grad, den wir nur dadurch erträglich zu machen suchten, daß wir Schläuche voll Wasser über Haupt und Kleider gossen. Dieser gewaltsame Wechsel von Kälte und Hitze wirkte nachteilig und schwächend auf die Gesundheit. Wenn wir in den heißesten Tagesstunden unter einer schattigen Tamarinde am Ufer Ruhe suchten, so überfielen uns ungezählte bissige Ameisen aller Größen und eine unglaubliche Menge kleiner Fliegen. Der einzige Trost war das Wasser des Sueh, das schmackhafteste von allem, das wir gefunden.

Eine der größten Mühseligkeiten und Hindernisse bildeten die zahlreichen Regenbäche, deren täglich 4 bis 5 gerade an ihren wasserreichsten Stellen nahe an ihrer Mündung zu überschreiten waren. Ab- und Aufladen der Esel, Uebersetzen dieser und der Lasten und schließlich unsere Durchschreitung, wobei wir oft genug durchnäßt und zum Kleiderwechsel gezwungen wurden, beanspruchten stets eine gute Stunde. Häufig mußten wir weite Umwege unternehmen, um eine geeignete Uebergangsstelle zu finden.

Je weiter wir nach Süden vorrückten, desto zahlreicher wurden die Gießbäche und desto gewellter das Land. Am Abend des 29. März erstiegen wir eine Anhöhe, bestanden mit großblätterigen Hochbäumen und dichten Schlingpflanzen, aus denen die nackten Gestalten der Euphorbien aufragten. Da bot sich eine Aussicht in eine neue Welt. Im Südwesten lagen ausgedehnte Bergreihen, deren Kämme, Kuppen und Gipfel im Strahl der untergehenden Sonne leuchteten. Es war, als täte sich ein Stück Alpengebiet vor den Augen auf. Dieser Anblick erfüllte uns mit

Freude und deuchte uns ein Vorspiel zu den Bergen der Njam Njam. Getrost legten wir uns am schroffen Ufer auf einer abschüssigen Felsplatte zur Ruhe.

Doch wie flüchtig sind die Tröstungen dieser Welt und wie trügerisch die Bilder Afrikas! Je weiter wir am Morgen vordrangen, desto mehr verloren diese Bergriesen von ihren ersten Reizen. Wie die Abendsonne durch ihren beschönigenden Zauber die Gestalten vergrößert, gehoben und verklärt hatte, so beleuchtete die helle Morgensonne die nackte Wirklichkeit. Es waren kahle Felsmassen ohne jeglichen Pflanzenwuchs und Grashalm, ungeheure, vom Sonnenbrand geschwärzte Kuppeln und Kegel aus massivem Stein, ganz und gar ähnlich den Manga-Bergen im Nordwesten von Dem Sibehr, auf denen wir ein Jahr zuvor gestanden. Es sind Berge, nur um so zu sagen, weil sie hoch sind, aber es fehlt ihnen die Gewandung

Häuptling Kodschali und seine Brüder.

unserer Berge. Die Enttäuschung wurde teilweise ausgeglichen durch den Trost, den uns die Ankunft bei den ersten Njam Njam gewährte. Um 9 Uhr hielten wir in Kodschali.

Ein Zaun aus Strohmatten umschloß einen breiten Hof mit Gruppen von Hütten aus festen Lehmwänden mit niedrigem Strohdach und bequemem Eingang, dessen Pfosten mit derben Kreidezeichnungen oder Schnörkeln verziert waren. Eine der gefälligeren Hütten wies sogar eine Brettertüre auf. Regelrecht geordnete Reihen von üppigen Bananenstauden streuten wohltuenden Schatten. Daneben wucherten Sträucher von Maniok. Außer Hunden und Hühnern war kein Vieh zu sehen. In der Mitte des Hofes hingen an einer gegabelten Stange Knochen und Schädel von Jagdtieren und Früchte als Widmung an die Gottheit. Das männliche Geschlecht und selbst die Kinder trugen durchwegs Stoffe und die Frauen Blätterbüschel. Dorf und Leute machten den Eindruck der Neuheit. Es waren jedoch nicht unverfälschte Njam Njam, sondern mit Bellanda gemischt. Der Häuptling selbst war ein weitgereister Mann und hatte einst im Lager Sibehrs

gestanden. Er war voll des Lobes über die Freigebigkeit der Franzosen, welche in der Nähe einen Posten errichtet hatten. Das Frauenvolk war eben um seine hochbetagte Mutter bemüht, welche plötzlich erkrankt war. Wir ließen ihr konservierte Milch reichen.

Unter den Rinnsalen, welche unseren Weg nach Süden kreuzten, bildete einer einen ausgedehnten Sumpf. Die Esel glitten im schlüpfrigen Morast aus, und der eine und andere warf seine Last in den Schlamm. Unsere Gegenstände und besonders unser Bettzeug wurden beschmutzt und durchnäßt, und die Tiere selbst konnten nur mit Mühe befreit werden. Gerade noch vor Eintritt der Dunkelheit erreichten wir die verlassenen Pfahlhütten des einstigen französischen Postens am Ufer des Sueh, der hier eine Stromschnelle bildet. Müde warfen wir uns auf die noch feuchten Decken.

Hier trennten wir uns vom Sueh, welcher sich nach Osten wendet, während unser Weg gerade nach Süden weiterging. Die Felsenkette Abu Sutta stellte sich uns entgegen, und wir mußten sie übersteigen. Der Pfad schlängelte sich bald über nackte Steinhügel, bald über mit mehr als 3 m hohem Graswuchs bestandene Flächen aufwärts. In Schweiß gebadet erklommen wir die Höhe der Bergkette und suchten am beschatteten Ufer des Bächleins, das murmelnd vom Gipfel niederfloß, Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Ein neues Schauspiel bot sich uns dar. Schimmernde Wasserfäden, welche wie flüssiges Silber von den Steinkuppen herniederrieseln, plätschernd über Felsen hüpfen und zu murmelnden Bächlein sich zusammenspinnen, erinnerten an die munteren Bergbächlein Tirols, und wir schienen im afrikanischen Tirol angelangt zu sein, wie es uns der Sohn des Häuptlings Okwal beschrieben hatte! Doch es bleibt immer afrikanisch, nicht tirolisch sind sie, diese Wasser, welche von den sonnverbrannten, feuerdurchglühten Felsen hasten, hier und dort in steinigen Vertiefungen zu Lachen sich stauen und in den Mulden am Fuße der Hügel dichten Gräserwuchs erzeugen; es fehlt ihnen die belebende Kraft und schmackhafte Frische; das ist nicht prickelndes Quellwasser, sondern laues, ja warmes Getränk mit dem Beigeschmack sich zersetzender und faulender Pflanzenstoffe. Vielgestaltige Insekten, Würmer und kleine Lebewesen ekeln darin das Auge an. Alles in allem, das Beste war der Schatten, den uns die Uferwildnis spendete.

Durch enge, felsenumschlossene, vom üppigsten Hochgras bestandene Bergkessel, in denen kein kühlender Lufthauch wehte, die gestaute Backofenhitze den Schweiß aus den Poren preßte, und kleine Fliegen in solcher Menge die Luft erfüllten, daß man sie beim Atmen mit einsog, führte der Ausgang aus diesem Irrgewinde, das wir gerade da verließen, wo uns ein mächtiger Steinblock mit den Zügen einer Sphinx angrinste. Die Schlammbetten der Bäche Toh und Ruah mußten durchwatet werden, bis wir am späten Abend am wasserreichen Felsenbache Ngwung standen. Da lag vor uns das bezaubernde Schauspiel eines Wasserfalles in Mondscheinbeleuchtung! Zwischen wilden Felswänden und über zerklüftete Abgründe stürmten die Wasser in schäumendem Wirbel in die Tiefe mit einem Tosen, das wie feierliches Donnerrollen durch die Stille der Nacht klang.

Es war Vorabend vom Passionssonntag. In geringer Entfernung flußaufwärts lagen auf dem Gegenufer die Hütten von Manandze. Dort wollten wir am Morgen die hl. Messe feiern; wie und wo aber sollten wir in der Nacht den reißenden Felsbach übersetzen? Beim Scheine des mitleidigen Mondes untersuchten wir alle Möglichkeiten. Oberhalb des Falles war das Wasser bis zu 1½ m tief; die Fallstelle selbst bot mit den eingestreuten Felsen allerdings Stütz-

Njam Njam-Frau.

punkte, allein zur Nachtzeit und mit den störrischen Eseln war ein Uebergang undenkbar. Wir waren gezwungen, den kommenden Tag abzuwarten und unser Nachtlager am diesseitigen Ufer aufzuschlagen; auf der Steinplatte neben dem Wasserfall legten wir uns zur Ruhe.

Am Morgen suchten wir die günstigste Uebersetzungsstelle. Es bedurfte der Mitwirkung der Eingeborenen, welche von Manandze herbeigeeilt waren, um die Esel hinüberzuschaffen, deren jeder von vier Männern gestützt werden mußte, um zu verhindern, daß ihn die Strömung in den Strudel des Wasserfalles fortreiße. Zuletzt wateten wir durch, indem wir uns mit den Lanzen der Träger gegen die

Strömung stemmten. Ueber drei Stunden hatte es gedauert, bis Menschen, Tiere und Gepäck am Gegenufer versammelt waren.

In Manandze hatten wir die zweite Begegnung mit den Njam Njam. Unter den Anwesenden fiel ein Mann auf, welcher beide Hände verloren hatte, die ihm zur Strafe von einem Häuptling abgeschnitten worden waren. Auch war hier ein Unterhäuptling Geddis zugegen, welcher von unserer Ankunft erfahren und Korn und Hühner gebracht hatte, natürlich um Gegengeschenke zu erhalten. Der riesige Mann von echtem Njam Njam-Schlage und Herrscherausſehen war mit unserem Gegengeschenk, das vielmals den Wert seiner Gaben übertraf, nicht zufrieden und forderte mehr, da er ein Sultan sei. Auf die Erklärung hin, daß auch wir mit seinen Landsleuten nicht zufrieden seien, da uns ein Träger Geddis entlaufen, zog er sich schweigend zurück.

In der Folge wurden die Bäche immer zahlreicher und tiefer. Der bedeutendste hieß Duma, den wir am folgenden Tage erreichten. Die Esel mußten die 2 m tiefe Flut schwimmend übersetzen, wobei mehrere Leute sie stützen und gegen die Gewalt der Strömung schützen mußten. Wir benutzten eine der halsbrecherischen Brücken nach Landesart, bestehend aus zwei Bäumen, deren Aeste an beiden Ufern niedergebogen und durch Pfähle und Ranken verbunden waren. Von einer Anhöhe aus bot sich ein Ausblick nach Süden, wo eine Reihe blauer Berge aufragte; dort sollte Tombora liegen.

Gegen Mittag lagerten wir bei den Hütten Winnipjus. Der Häuptling, ein erst 14 Jahre alter Jüngling von einnehmendem, freundlichem Wesen, war der Sohn des verstorbenen Bati, eines Bruders Tomboras.

Während wir im Schatten großblätteriger Bäume ausruhten, umgeben von zahlreichen Neugierigen, entstand eine plötzliche Bewegung. Die Männer griffen zu Flinten, Lanzen und Pfeilen und stürzten alle nach einer Richtung in den Wald. Man empfing den Eindruck, es handle sich darum, einem anrückenden Feinde oder wilden Tiere zu begegnen. Allein es war eine Frau Tomboras, die auf der Flucht zu Geddi im nahen Walde entdeckt worden war. Sie wurde eingeholt, zurückgebracht, und mit einer Schnur am Halse an einen Baum festgebunden. Anfangs schrie und verteidigte sie sich heftig und mit großer Zungenfertigkeit, dann beruhigte sie sich und fügte sich in ihr Los. Wie doch die Lage der Frau immer und überall in Afrika wahrhaft traurig ist!

Als wir uns nachmittags zum Aufbruch rüsteten, erhob sich ein starkes Gewitter und nötigte uns, in einer Hütte Zuflucht zu suchen. Drei Stunden hindurch rasten Wind und Wasser im Bunde, zischte die Funkensaat des Blitzes hernieder und brüllte die Stimme des Donners die trotzige Melodie dazu. Es war, als ob der Himmel die Erde ersäufen und in ungebändigter Wut alles Lebende vernichten wollte. Für unsere Esel gab es keinen Unterstand als unsere Hütte. Nur mit Widerstreben ließen sie sich in derselben unterbringen. So teilten wir unsere enge, baufällige Nachtherberge mit den elf Tieren, welche mit ihren unberechneten und unzarten Bewegungen bald schmeichelnd, bald pustend und nießend uns bedrängten. Das erinnerte an den Stall von Bethlehem. Um uns vor

weiterem Ungemach zu schützen, erbaten wir uns Bettgestelle, welche so wackelig waren, daß das meinige durchbrach und ich es vorzog, wieder auf dem Boden zu schlafen. Aber es war unmöglich, Ruhe zu finden. Der Regen wollte nicht aufhören, und unter dem Grollen des Donners zuckten die Flammenruten des Blitzes durch die Ritzen der geborstenen Strohwände, während in der Nachbarhütte die Leute, Männer und Frauen, bei gefüllten Bierkrügen dem Vergnügen der Musik und des Tanzes sich hingaben. Um die zweite Morgenstunde begannen sie mit Kautschukschlägeln die trogartigen Trommeln aus ausgehohlten Einbäumen zu bearbeiten und tanzten, sangen und schrien dazu aus Leibeskräften. Dann trat eine Pause ein, die Bierhumpen machten die Runde unter lautem Lachen und Erzählen, bis die johlenden und trillernden Stimmen der Frauen die dumpfen Schläge der Trommeln weckten, und die Tanzmusik mit erneuter Kraft einsetzte.

Wasserfall und Knüppelbrücke im Flusse Jubbo.

Der junge Tag sandte sein Zwielicht in unsere Hütte, als die letzten rauhen Stimmen der heiseren Sänger und müden Tänzer verstummten, und der Schlaf die Gesellschaft der Nachtschwärmer umfing.

3. April. Das hohe und dichte, vom Regen gebadete Gras, Sümpfe und Gießbäche machten den Marsch beschwerlich. Bis an die Schultern durchnäßt und mit Schlamm bedeckt, gelangten wir in fünf Stunden an den Fluß Jubbo, welcher gleich unterhalb der Furt tosend über einen klüftenreichen Felsriegel hinabstürzte. An der Uebergangsstelle war die Wasserfläche 20 m breit und etwa einen halben Meter tief. Der Durchgang bot keine Schwierigkeit. Wir wechselten die Wäsche und bereiteten uns für den Einzug in Tombora vor, das kaum eine Stunde entfernt war.

Ueber ansteigenden, roten Eisenboden und zwischen Feldern und Hütten, aus denen die Leute zu unserer Besichtigung herbeieilten und uns nach Soldatenart grüßten, zogen wir weiter nach Süden. Vorn auf einem Hügelrücken gruppierten sich um die englische und ägyptische Fahne die geräumigen Hütten des Regierungspostens. Im Hintergrunde ragten in der Ferne die hohen Pambiaberge

in den Himmel hinein. Die heiße Nachmittagssonne beschien das herrliche Bild, dessen Anblick uns in feierliche Stimmung versetzte.

Etwas nach 2 Uhr hielten wir auf dem weiten, freien Platz der Station, erwartet und begrüßt von einem ägyptischen Feldwebel, Sultan Tombora und Wando, Bruder Mwutos. Der Sultan in europäischem Anzuge bewirtete uns mit Tee und feinem Kornbier, verlangte eine Flasche Whisky oder Kognak und zog sich dann mit seiner Begleitung zurück.

Der Feldwebel, welcher von Wau von unserer Reise verständigt worden war, empfing uns freundlich und stellte eine geräumige Hütte zu unserer Verfügung. Er war Kopte und leitete nach der Gepflogenheit der Morgenländer gleich bei der Abendunterhaltung das Gespräch auf religiöses Gebiet. Unter anderem brachte er die Frage vor, weshalb wir gegen das Verbot der Bibel Schweinefleisch äßen, und legte eine arabische Bibel auf. Da ich aus Erfahrung wußte, wie zwecklos derlei Gespräche sind und besonders, wie wenig bei Leuten seiner Herkunft erreicht wird, schnitt ich dieselben mit der freimütigen Erklärung ab, daß ich die weite Reise nicht unternommen, um Religionsstreitigkeiten auszufechten, sondern um die Njam Njam kennen zu lernen, und daß wir müde und ruhebedürftig seien. Es half; das war sein erstes und letztes Gespräch über Religion, nie mehr berührte er sie, hingegen förderte er in jeder Weise den Zweck unserer Reise.

Am folgenden Morgen feierten wir die erste hl. Messe im Lande der Njam Njam, dankten Gott für den bisher gewährten Schutz und empfahlen ihm die Zukunft dieses Volkes.

Der Regierungsposten lag auf einem Hügel in der Nähe des Flusses Jubbo. Auf dem reinlichen und weiten Hauptplatz stand die mit Wall und Graben befestigte und geräumige Vorratshütte, vor welcher Tag und Nacht ein Soldat Wache stand. Die Höhe des Hügels nahmen drei Hütten ein, welche den englischen Offizieren zur vorübergehenden Herberge dienten. Dort war auch für uns Wohnung vorgesehen, wenn nicht der heftige Sturmregen am Tage vorher die Hütten halb zerstört hätte. Mehrere Hütten gegen Westen dienten als Wohnung der Besatzung von 22 Negersoldaten, als Spital und Apotheke.

Unser erster Besuch galt dem Sultan Tombora. Ein Fußweg führte von der Festung zwischen Hütten und Feldern nach Osten zu einem 15 Minuten entfernten zweiten Hügel. Dort, unter schattigen Bäumen, lag die Residenz, welche von außen nichts Besonderes vermuten ließ. Es war eine Anhäufung von hohen und geräumigen Hütten aus Lehm, Holz und Stroh und von verschiedener Gestaltung. Einzelne derselben waren von dem letzten Regen beschädigt worden. Im Schatten der Bäume saßen oder lagen Gruppen von Leuten, Dienern, Läufern und Höflingen, Bazingern oder irregulären Soldaten, Zauberern in bunter Kleidung und mit wehendem Federbusch auf dem Haupt, Hofnarren, Unterhäuptlingen und Untertanen sowie fremden Besuchern. Die Mehrzahl gehörte zur ständigen Hofhaltung, die übrigen warteten auf eine Audienz in ihren Angelegenheiten. Wir durchschritten die Menge und begaben uns durch eine Um-

friedung in einen Vorhof, unter dessen Riesenbäumen Höflinge und Vertraute des Sultans müßige Unterhaltung pflegten.

Vor uns schloß ein zweiter Zaun aus Strohwänden die Privatwohnung des Sultans ab. Niemand darf sie betreten, ohne angemeldet und zugelassen worden zu sein. Unsere Ankunft wurde sofort gemeldet. Der Sultan erschien sogleich, begrüßte uns und führte uns ein. Gleich hinter der Eingangstüre standen wir vor einem einstöckigen Bau aus gebrannten Ziegeln mit einer Freitreppe. Er stellt Arsenal und Schatzkammer dar. Unter der dortigen Veranda werden die besten Besuche empfangen. Hier bewillkommte uns Tombora neuerdings, worauf wir auf einheimischen Sesseln und englischen Liegestühlen um ein Tischchen Platz nahmen, das mit einer blauen Wolldecke bedeckt war. In aller Geschäftigkeit erteilte er nun zahlreiche Befehle an die bereitstehenden Diener und ging selbst nachsehen, auf daß alles pünktlich ausgeführt werde. Alsbald erschien er, gefolgt von einem Zug von Wärtern. Die einen trugen in mächtigen Gefäßen schäumendes Kornbier und reichten uns in blechernen Bechern von dem säuerlichen Getränk; andere setzten eine große Schüssel voll dünner Brotfladen mit Antilopenfleisch, andere Schüsseln mit gedünsteten Hühnern in Tomatenbrühe und wieder andere einen Eibischfruchttrunk und zwei Trinkgläser mit Salz und rotem Pfeffer auf den Tisch. Der Sultan selbst brachte Löffel und Gabeln, begann als erster von jeder Speise einen Bissen zu kosten und lud uns ein, das gleiche zu tun. Die Speisen waren sehr schmackhaft zubereitet, wenn man vom Sesamöl absieht, welches unserem Gaumen anfänglich nicht zusagte. Das Bier war hochfein in seiner Art, wir nahmen jedoch wenig von dem ungewohnten Gebräu, um so mehr aber sprach ihm der Sultan zu.

Es war Zeit, ihm die mitgebrachten Geschenke zu überreichen, einen weißwollenen Mantel, verschiedene buntfarbige Kleider für Frauen und Mädchen, mehrere Gattungen von Glasperlen und Messingdraht. Auf die Bemerkung, daß das meiste für Frauen sei, erwiderte ich, daß für ihn noch ein schönes Kleid und noch eine andere Neuheit in Bereitschaft seien, wofern er uns bald die Träger zur Fortsetzung unserer Reise verschaffen würde. Schließlich überreichten wir ihm noch eine bekleidete Puppe, welche ihn in Entzücken versetzte. Er betrachtete sie mit unbeschreiblicher Befriedigung, drehte sie nach allen Seiten um und besah sie immer wieder unter lautem Gelächter. Dann eilte er in den Frauenhof, zeigte sie herum, und schallendes Gekicher und laute Rufe der Verwunderung drangen aus dem Hofe. Zurückgekehrt wurde er nicht müde, die Puppe auf dem Arm zu wiegen wie ein Kind und immer wieder zu fragen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei. Wir konnten nicht umhin, uns über seine kindliche Freude zu freuen.

Als Gegengeschenk überreichte er mir einen geschnitzten Becher und zwei mit einfacher Brandmalerei verzierte Armringe aus Elfenbein und fügte bei, daß ich für Kognak und Whisky viele solcher Ringe haben könnte. Die schärfsten geistigen Getränke sind ihm die willkommensten Geschenke. Daß er gern trank, sahen wir mit eigenen Augen. Schon bei unserer Ankunft war er angeheitert, und je mehr er trank, desto aufgeräumter und redseliger wurde er. Ein Diener stand stets bereit, die Becher zu füllen, und der seinige war häufig leer. Ein Knabe hielt

eine große Pfeife in Bereitschaft, zündete sie auf einen Wink an und reichte sie dem Sultan, welcher nur einige Züge daraus tat, um sie dann nach einiger Zeit wieder zu verlangen.

Trotz äußerer Vornehmheit war es mit der Reinlichkeit nicht glänzend bestellt. Von den zahlreichen Söhnen des Sultans, welche uns umstanden, lasen sich mehrere gegenseitig das Ungeziefer vom Kopfe ab. Unter dem Tische lag ein alter Hund, an dessen wunden Ohren eine Schar Fliegen weidete, die sich dann wieder auf die Speisen setzten.

Sultan Tombora war etwa 55 Jahre alt, von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau. Die tiefschwarze Hautfarbe und die wulstigen Lippen stechen von der Kupferfarbe und der weniger negerhaften Mundbildung der durchschnittlichen

Njam-Njam-Sultan Tombora. (M. Venieris, Khartum.)

Njam Njam ab und besagen, daß er nicht rasserein ist. Der bescheidene Bart, welcher das Gesicht umrahmt, erhöht den Ausdruck der Gutmütigkeit, der in demselben liegt. Aus den Augen schaut Klugheit und durch Erfahrung gehobene Sicherheit. Aber in diesen Blicken brannte auch das Feuer tierischer Sinnlichkeit, wie um den Mund ein Zug spielte, in dem Gewalttätigkeit und Grausamkeit lauerten. Zur männlichen und gebietenden Erscheinung passen die Einfachheit und freie, ungekünstelte Würde des Benehmens. Er stellt einen Sultan vor, welcher an Körper und Geist das gewöhnliche Maß seines Volkes überragt, und man hat den Eindruck, daß man es mit einem grobkörnigen, fähigen und schlauen, aber auch gewalttätigen und grausamen Mann zu tun hat, der sich in jede Lage zu fügen weiß und zu allem fähig ist. Es ist Herz in ihm, aber auch unberechenbare Leidenschaft.

Seine Macht über das Volk und dessen Abhängigkeit von ihm können als unbeschränkt bezeichnet werden. Zwischen der Herrschaft, welche er über seine

Untertanen ausübt, und derjenigen europäischer Fürsten ist kein Vergleich möglich. Sein Wille ist Gesetz für alle, ein Befehl von ihm setzt alle in Bewegung, und alle fügen sich seiner Entscheidung. Ohne seinen Befehl oder seine Erlaubnis rührt kein Untertan eine Hand. Ich suchte einen Führer zur Besichtigung der Umgebung, doch niemand ließ sich ohne seine Erlaubnis herbei. Die beschäftigungslosen Knaben und Jünglinge waren sehr zahlreich, doch alle weigerten sich, mit mir zu gehen unter der Angabe, daß der Sultan sie schlagen würde, wofern sie es ohne sein Wissen und seine Erlaubnis täten. Ich weiß nicht, ob die Furcht oder Ehrfurcht seiner Untertanen gegen ihn größer sei; in Wirklichkeit scheint er zugleich ihr Gott und ihr Teufel zu sein. Ihr gebräuchlichster und feierlichster Schwur lautet: „Beim Leben Tomboras." Sein Charakter scheint in der Tat ein Gemisch von gutem und bösem Geist zu sein. Einerseits ist er großmütig und verteilt die erhaltenen Geschenke wieder an seine Häuptlinge und Untertanen, während seine Hofburg ein unentgeltliches Wirtshaus zu sein scheint, wo das Bier in Strömen fließt, der Gast immer gedeckte Tafel findet und alle, groß und klein, je nach ihrem Range zechfrei gehalten werden, und diese Züge sichern ihm die Zuneigung der Leute; anderseits hat seine unumschränkte Herrschaft über alle auch weniger angenehme Folgen für sie, als Handlungen von Willkür, Gewalttätigkeit, Grausamkeit und Rache. Ein Mann bot uns zwei Hühner zum Kaufe an, als eben der Sultan dazu kam. Sei es, um sich großmütig gegen uns zu zeigen oder um sein Recht zu bekräftigen, die Gäste selbst zu versorgen, er nahm die Hühner, schenkte sie uns und bedeutete dem Manne, sich den Preis derselben bei ihm zu holen. Nach dem Weggange des Sultans beschwor uns der Mann, ihm den Preis zu bezahlen, den ihm sein Herr nie und nimmer geben würde, was auch von anderen bestätigt wurde.

Es scheint, daß sich seine Macht nicht nur über die Personen, sondern auch über deren Habe erstrecke. Auf seinen Wunsch müssen nicht nur die Männer, sondern auch deren Familien und Eigentum zu seiner Verfügung stehen. Eine solche Machtfülle in der Hand eines leidenschaftlichen, launischen und grausamen Gewaltherrschers kann für manche Unheil, Verderben und Tod bedeuten. Dem einen kann er die Habe, dem anderen die Frauen entreißen. Hier wie an anderen Orten sah man Männer mit abgeschnittenen Händen, Lippen und Ohren. Der Sultan hatte sie vor Ankunft der jetzigen Regierung auf diese Weise verstümmeln lassen. Diebstahl, Ehebruch und Auflehnung wurden auf diese Weise bestraft. Nun waren seiner Gerichtsbarkeit nur mehr Fälle von minderer Wichtigkeit, als Diebstähle, Streitigkeiten, Flucht und Raub von Frauen belassen, wofür er Gefängnis und Prügelstrafen verhängen konnte; schwerere Vergehen, wie Totschlag, Mord und Aufruhr blieben dem Richterstuhle der Regierung vorbehalten.

Merkwürdig, daß ein so mächtiger Mann Opportunist ist. Hierin zeigt sich aber sein Hausverstand. Als erste Fremde erschienen in seinem Gebiete mohammedanische Händler und Menschenjäger, und er machte gemeinsames Geschäft mit ihnen. Dann kamen die Belgier, und er setzte sich mit ihnen auf guten Fuß. Als die Franzosen folgten, war er ihr getreuer Diener und nannte einen seiner Söhne

„Capitaine". Es kamen die Engländer, und er als erster aller Häuptlinge der Njam Njam stellte sich in ihre Dienste. Der greise Sultan Jambio, aufgewachsen im Hasse gegen die Regierung, die Araber und Fremden im allgemeinen, erhob sich zuerst gegen die Belgier und dann gegen die Engländer und suchte auch Tombora und Mwuto zur Auflehnung zu bewegen. Aber Tombora war zu klug, um den Einflüsterungen Gehör zu geschenken. Er erkannte sogleich, daß jeder Widerstand gegen eine Regierung, welche die Macht eines Kalifen Abdullahi siegreich gebrochen hatte, unnütz und gefährlich sei, und suchte auch Jambio zur Unterwerfung gegen die neue Regierung zu bewegen. Aber der ergraute Starrkopf ließ dem Boten Hände, Ohren und Lippen abschneiden und die Augen ausstechen, schickte ihn zu Tombora zurück und ließ ihm sagen, daß dieselbe Strafe derjenige verdiene, der ihm solche Vorschläge mache. Ich habe später den Verstümmelten selbst gesehen. Es folgte der Kriegszug unter dem Oberbefehle des Majors Boulnois gegen Jambio, wobei Tombora die Soldaten mit Getreide versah. Für den Ausgang des Unternehmens war es wichtig, sich die Treue Tomboras zu sichern und so den Rücken zu decken. Man erzählt, daß Boulnois vor dem Aufbruche ihn zu sich rief, ein Maschinengewehr lud und den Sultan dasselbe abfeuern ließ. Als Tombora die furchtbare Wirkung des Geschützes sah, zitterte er am ganzen Leibe und versprach stete Treue. Der alte Jambio wurde verwundet und starb, und die Regierung übernahm die Verwaltung seines Gebietes. Jambio war mächtiger gewesen als alle Sultane der Njam Njam innerhalb der Grenzen des Sudan, und seine Besiegung wirkte heilsam auf alle übrigen. In Anerkennung der Verdienste um den Erfolg des Unternehmens wurden Tombora Vorrechte in der Gerichtsbarkeit belassen und Geschenke zuteil.

Tombora ist auch ein Mann des Fortschrittes. Die langjährige Berührung mit Arabern und Europäern ließ ihn die Ueberlegenheit ihrer Kultur und Erzeugnisse erkennen, die er zu erlangen und zu verwerten sich bestrebte. Er unterhielt eine stehende Truppe irregulärer Soldaten, welche teils um seine Hofburg herum wohnten, teils in Nachbarorten untergebracht waren. Es hieß, daß er gegen 4000 Irreguläre versammeln könnte, wovon etwa der vierte Teil mit alten Gewehren, die übrigen mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet werden könnten. Sie verstanden es, die Gewehre in gutem Stande zu erhalten und geschickt zu handhaben, und ich sah sie dieselben mit Vorliebe reinigen und ausbessern. Tombora besaß auch ein Magazin von Kleidern, die ihm geschenkt worden waren; während er sich zu Hause mit einem blauen Kittel begnügte, trug er bei besonderen Anlässen bald dieses, bald jenes Kleidungsstück. Europäische Bedürfnisse, Küchen- und Tischgeschirr, Seife, Zucker und Salz waren in seinem Besitze. Von seinem Hof aus verbreitete sich auch bei seinen Untertanen die Vorliebe für europäische Art. Auf den Reisen in seinem Gebiete begegnete man Hochachtung und freundlicher Behandlung.

Wie in der Politik, so war Tombora auch in der Religion Opportunist. Zur Zeit der arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler trug er mohammedanische Neigungen zur Schau und betete sogar als Muselmann, obwohl er nur gebrochen

Arabisch spricht. Auf die Frage, ob er noch bete und den Fastenmonat halte, erwiderte er: „Ich bete nicht mehr, faste aber, und nicht nur einen Monat, sondern das ganze Jahr, jedoch mit dem Unterschied, daß die Araber am Tage fasten und nachts essen, ich am Tage esse und trinke und nachts, wenn ich schlafe, faste.“ Gott, den die Njam Njam Mboli nennen, scheint nach seiner Anschauung nur für die armen Sklaven zu bestehen (so nannte er seine Untertanen), wie er auch nicht an ein Fortleben nach dem Tode glaubte. Unseren Glauben an ein Fortleben und eine Auferstehung bezeichnete er als etwas Vorzügliches. „O, das ist sehr schön“, rief er aus, „daß bei euch die Toten fortleben; wenn es doch auch bei uns so wäre! Ich möchte gleich ein zweites Mal leben!“ „Auch die Njam Njam leben fort und werden einst auferstehen.“ „O, das wäre herrlich, aber bis jetzt habe ich keinen auferstehen sehen.“

Noch mehr als Opportunist ist Tombora Materialist. Geistige Getränke und Frauen bilden den Gegenstand seiner Wünsche und Gespräche. Wie plagte er mich um geistige Getränke! Mit Kognak könnte man alles von ihm erlangen. Aber es ist besser, nicht damit zu beginnen, da kein Ende abzusehen wäre. Die Zahl seiner Frauen konnte man nicht mit Bestimmtheit erfahren, und er selbst schien sie nicht genau zu kennen. Dieselbe wurde auf 400 angegeben. Er selbst klagte gleich bei unserer Ankunft, daß ihm in letzter Zeit 85 Frauen entlaufen und zu seinem rebellischen Bruder Geddi geflüchtet seien. Er hatte fünf Töchter des genannten Bruders geheiratet und den Preis dafür nicht erlegt, was die Veranlassung einer tiefen Feindschaft zwischen beiden Brüdern war. Sein Wunsch genügte, um jedes Mädchen seiner Untertanen seinem Hofhalte einzuverleiben. Daß ein Mann von solchem Materialismus sich nur schwer oder kaum in das Hochland der Religion erheben könne, liegt auf der Hand. Als Liebhaber jedoch jeden Fortschrittes war er einer Niederlassung der Mission bei ihm nicht abhold, ja, er versprach, seine Söhne in unsere Schule nach Wau zu senden, wo sich seit einiger Zeit in der Tat zwei derselben befinden.

Tombora hatte an 30 Häuptlinge unter sich, welche in einem Umkreis von 4 bis 6 Tagereisen um seinen Wohnsitz herum angesiedelt waren. Davon waren 15 Brüder und 9 Söhne von ihm, während die übrigen entferntere Verwandte waren, fast alle Njam Njam. Von den anderen Stämmen, welche sein Gebiet bevölkern, als Sereh, Bellanda, Golo, Pambia, Bongo, Abarambo, hatten es nur wenige zu Häuptlingen gebracht. Die Njam Njam sind die herrschende Rasse, die anderen nur Reste einst freier, nun dezimierter und zerstreuter Stämme, welche sich durch Anlehnung an den herrschenden Stamm zu erhalten suchen.

Jeder Stamm hat seine eigene Sprache, aber alle verstehen auch die Sprache der Njam Njam. Trotz des Mischvolkes, das durch Heiraten unter verschiedenen Stämmen entsteht, lassen sich die Stammesunterschiede feststellen. Die Sereh und Bellanda sind um einen Schatten dunkler gefärbt und ähneln den Dschur; die Pambia und Abarambo sind bronzefarbige Bergbewohner, und die reinen Njam Njam weisen alle Abstufungen der Kupferfarbe auf. Die Hautfarbe, der kräftige

und untersetzte Körperbau, mit verhältnismäßig langem Oberkörper, der besonders bei den Frauen zur Fettbildung neigt, der runde Kopf mit dem breiten Munde und den wohlgepolsterten Wangen, das feingekräuselte und kunstvoll frisierte Haupthaar, die kriegerische, selbstbewußte Haltung und vor allem das Gemisch von tierischer Wildheit und zutrauenerweckender Offenheit, welches in den großen, offenen Augen liegt, verleihen dem unverfälschten Njam Njam eine so scharf ausgeprägte Eigenart, daß er unter Hunderten herauszuerkennen ist.

Um ein möglichst vollständiges Bild von diesem Landesteile der Njam Njam zu gewinnen und die Möglichkeit für künftige Missionsstationen kennen zu lernen, war es meine Absicht, nach Süden bis an die Grenze des Sudan vorzudringen, soweit es die Lage der Verhältnisse möglich und klug erscheinen ließ. Der englische Inspektor in Zagambio, Hauptmann Bengough, hatte mir in einem Schreiben mitgeteilt, daß der Weg von Tombora nach Ndoruma—Mwuto sicher sei, und daß ich an letzterem Orte jede Hilfe finden würde.

Als Tombora, begleitet von einer Schar von Höflingen und den unvermeidlichen Knaben als Pfeifenträgern, am folgenden Tage zum Besuch kam, ersuchte ich ihn um Träger und verlieh der Bitte Nachdruck, indem ich ihm eine ganze Uniform von dunkelroter Farbe, wie sie die Kawassen in Aegypten tragen, schenkte. Er zog sie sogleich über seinen Anzug an und versprach die Träger.

Indessen nahmen wir in den folgenden Tagen die Umgegend in Augenschein. Das Land stellt einen Wechsel von Senkungen mit Bächen und Flüssen und sanft ansteigenden Hügeln, vorwiegend von Raseneisenstein, dar, so daß man es das Land der roten Erde nennen möchte. Täler und Höhen sind mit Wald, Gestrüpp und Gräsern bedeckt. Die höchsten Erhebungen sind im Süden die Berge der Pambia und im Norden und Nordosten jene von Abu Sutta und Geddi. Es sind nackte Steinmassen von oft absonderlichen Formen und auf tageweite Entfernungen sichtbar. In den Niederungen und Tälern sammelt sich das Regenwasser und bildet Wasserläufe von verschiedener Größe, welche fast das ganze Jahr fließendes Wasser enthalten. Außer den zahllosen kleinen Bächen und Rinnsalen gibt es deren größere und selbst Flüsse, so den Sueh etwa drei Tagereisen im Osten, den Jubbo in der Nähe, den Mungu im Süden und den Duma im Norden. Wären nicht die Katarakte des Sueh ein Hindernis, so könnte man zu Wasser bis auf drei Tagereisen entfernt von Tombora gelangen.

Die Regenzeit dauert so lange, daß wenig mehr als drei Monate für die trockene Jahreszeit übrigbleiben. Die Folge ist ein Ueberfluß von Wasserläufen und eine unbeschreibliche Ueppigkeit des Wachstums. Indessen in Wau das neue Gras kaum sichtbar war, stand es hier schon über einen Meter hoch. Während in den nördlichen Gebieten des Bahr el Ghazal die Flüsse offene Niederungen durchziehen, deren durstiger Boden einen Teil der Wassermenge auffaugt, sammeln sich im Lande der Njam Njam die Abflüsse der zahlreichen Quellen in tiefen Bodenspalten und werden von ununterbrochen hervorrieselnden Quellen der tiefen Uferwände genährt. Das ganze Land ist einem

wasserdurchtränkten Schwamme vergleichbar, welcher seine Flüssigkeit in die Rinnsale und Bodenspalten auspreßt, und diese hinwiederum durchziehen als Bäche und Flüsse, geschmückt mit der üppigen Vegetation eines tropischen Waldes, das Land. Man hat sie Galerien genannt, besser sind es Tunnelwälder. Sie stehen im Sudan einzig in ihrer Art da, und weder die Uferwaldungen des Weißen Nil, noch die dichten Waldgehege im Flußgebiet des Dschur, noch auch die Hochwälder der großen Wasserscheide, sind ihnen zu vergleichen. Sie lassen alles das weit hinter sich, oder vielmehr, sie fassen es alles zusammen und mehren es mit der Wucht, welche den unversiegbaren Quellen des Erdbodens entspringt. Der äußere Anblick läßt nicht die Großartigkeit des Innern ahnen, da der größte Teil des Tunnelwaldes in die Tiefe der Erdspalte versenkt ist, und kaum die Hälfte über die Bodenoberfläche aufragt. Nur die Sohle des Baches bietet den richtigen Standpunkt zur Beurteilung der Großartigkeit dieses Wunders der tropischen Natur.

Solcher Sehenswürdigkeiten besitzt auch die Nähe Tomboras mehrere. Eine derselben befindet sich im Kreise der Hofburg. Bei einem Besuche daselbst kam die Rede auch auf die Quellen frischen Wassers, von denen mir erzählt worden war. Die Wasserfrage ist ja eine der wichtigsten, wo es sich um Gründung von Missionsstationen handelt. Es verlangte mich, diese Quellen zu sehen. Der Sultan führte uns sogleich an Ort und Stelle. Durch den hinteren Teil des Hofes, in welchem zahlreiche Frauenhütten zerstreut lagen, stiegen wir in eine Erdniederung hinab, in welcher ein dichter Waldstreifen mit riesigen Hochbäumen aufragte. Wie staunten wir, als beim Betreten des Busches vor uns eine schluchtartige und abgründige Erdspalte sich auftat, deren Tiefe durch die überhängenden Gewächse verdeckt war! Auf einer natürlichen Stiege, deren Stufen von den bloßgelegten Baumwurzeln gebildet waren, stiegen wir etwa 20 m tief auf den Grund nieder. Dort floß ein klares Bächlein, gespeist von den Quellen, welche aus den lockeren Wänden der Schlucht hervorrieselten. Eine dieser Quellen floß armdick aus der fast senkrechten Wand, und aus ihr füllten die Frauen ihre Gefäße. Selbstgefällig bemerkte der Sultan, daß aus dieser Quelle schon sein Vater getrunken und nun auch er, und er allein trinke. Nebenbei bemerkt, trinkt er in Wirklichkeit wohl wenig oder kein Wasser, sondern hält sich an die weniger klaren Quellen des Bieres und der geistigen Getränke. Das Schauspiel dieser Bachschlucht ist etwas Einziges und schwer zu Beschreibendes. Gewaltige Bäume ragen über dichtes Unterholz und dorniges Strauchwerk auf, das Ganze von Lianen umschlungen, während unten im tiefsten Schatten üppige Farren und Moos wuchern. Diese ganze Pflanzenwelt verschlingt, verkettet und verkittet sich, greift ineinander und umarmt sich in willkürlicher und ungezwungener Wahl. Es entstehen Dome mit zwei- und dreifacher Wölbung aus verschlungenen Blätterkronen, und Säulengänge, gotischen Hallen ähnlich, mit lauschigen Nischen. Modernde Baumleichen, in Moospelze gekleidet, liegen, niedergerungenen Titanen gleich, am Boden, welchen knorrige Baumwurzeln gleich Riesenschlangen durchfurchen. Es ist ein Durch- und Uebereinander, Sterben und Keimen, so verwirrt und ungeordnet, wie es das Chaos der Schöpfung gewesen sein mag, bevor ihr

Urheber ihr Gesetze verliehen. Das ist ein Hochgesang der schrankenlosen tropischen Wildnis.

Das war die Bergquelle Tomboras. Niemandem gestattet er den Trunk, außer den Bevorzugten seines Hofes. Von den übrigen Sterblichen zählen nur die englischen Offiziere zu den Auserwählten und auch wir, wenn wir uns bei ihm niederlassen.

Die Eingeborenen wohnen stets in der Nähe der Bäche und Flüsse. Sie lichten ein Stück des Waldes, errichten dort ihre Hütten und bereiten den Boden zur Aussaat vor. Da jede Familie in den eigenen Feldern wohnt, gibt es keine Dörfer in unserem Sinne, nämlich eine Anhäufung vieler Hütten, sondern die einzelnen Hütten, Gehöfte und Weiler stehen hunderte von Metern von einander entfernt. Die Anzahl der Hütten eines Gehöftes hängt von der Zahl der Frauen und diese von der Stellung und dem Reichtum des Mannes ab. Die Hüttengruppen sind entweder nach allen Seiten hin offen oder von einem Strohzaun sowie von Reihen von Pisangstauden umgeben. In der Mitte des gestampften Hofes steht meist ein Baum. Die gewöhnlichen Wohnhütten bestehen aus Lehm- und Strohwänden, auf denen das kegelförmige Strohdach ruht. Sie sind geräumig, aber niedrig, erscheinen gedrückt und entbehren des Schwunges der Dinka- und Schillukhütten. Zahlreiche besitzen eine äußere Veranda, welche Schutz gegen Sonne und Regen gewährt. Der hohe und breite Eingang trägt häufig baukünstliche Verzierungen aus Lehm oder Kreidezeichnungen. Das Innere enthält außer den wenigen Hausgeräten, Küchengeschirren, Bierhumpen, Fellkleidern und Waffen auch die Schlafstellen, bestehend aus rechteckigen, niedrigen Erhöhungen aus Lehm, wovon diejenigen der Frauen mit einem dichten Pfahlzaun umschlossen sind, und daneben den Herd, auf dem die ganze Nacht hindurch das Feuer unterhalten wird. Geräumige, zylindrische Bauten aus Lehm und mit Stroh bedeckt, von dicken Pfählen getragen, dienen als Kornspeicher. Unter diesen und unter eigens errichteten Sonnendächern sammeln sich die Leute während der Tageshitze. Kleine Strohhütten, auf Pfähle gestellt, bilden die Hühnerställe.

Einen Besuch verdiente der Regierungsgarten, welcher dicht am Fuße des Hügels am rechten Ufer des Jubbo gelegen war. Den Eingang zierten zwei Holzstatuen, Mann und Frau darstellend. Die in allen Teilen gut ausgeführten, je aus einem Stück geschnitzten Figuren, verrieten ein bedeutendes Künstlertalent. Der Bildner soll ein Bellanda sein. Der ausgedehnte Garten enthielt Bananen, Tomaten, Zwiebeln, Radieschen, Süßkartoffeln, Zuckerrohr, Limonen und verschiedene Gemüsearten. Man sah, daß er mit Hingebung gepflegt worden war. Augenblicklich aber bot er ein Bild der Verwüstung. Die letzten heftigen Regen und die Ueberschwemmung des Jubbo, hier fast 4 m tief, hatten die schönsten Saaten vernichtet. Im nördlichen Sudan verschmachtet der Same im ausgemergelten Erdreich und hier im Süden ersäuft und verfault er im Wasserüberfluß! So ist dieses Afrika immer wieder der Weltteil der Gegensätze!

Der Sitten und Gebräuche der Njam Njam soll später noch Erwähnung geschehen. Von der Anzahl und Lebensfroheit unserer eingeborenen Nachbarn in

Tombora erzählten uns die zahlreichen, ja endlosen Tänze, welche tagtäglich in einer oder mehreren Richtungen stattfanden. Pünktlich um 9 Uhr abends begann man die große Holztrommel zu schlagen, und Musik, Gesang und Tanz hielten ohne Unterbrechung an bis genau 9 Uhr morgens. Ein sanges-, tanz- und trinklustigeres Volk gibt es im Sudan nicht.

Uns lag die Abreise nach Süden am Herzen. Aber die vom Sultan feierlich versprochenen Träger erschienen nicht. Es war eine seiner vielen Eigenschaften, zu versprechen und nicht Wort zu halten. So ging ich denn mit dem Feldwebel am 6. April morgens zur Hofburg. Wir fanden den Sultan mit Wando, Bruder des Sultans Aboruma Mwuto, welche beide wir auf der Reise besuchen wollten,

Geschnitzte Statue in Tombora.

unter einer Menge schäkernder Leute im Vorhofe. Tombora war halb betrunken und lallte, daß er sich des Versprechens der Träger nicht mehr erinnert habe. Da kam Wando, ebenfalls betrunken, herbei und verlangte händeklatschend einen „Backschisch". Erstaunt, daß dieser Liebling der Aegypter an der Mündung des Niles den Weg bis zu dessen entferntesten Zuflüssen gefunden habe, griff ich in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll Glasperlen, welche jeden Dinkahäuptling entzückt hätten. Der protzige Fürst der Njam Njam aber wies sie als zu wenig zurück und forderte mehr. Tombora nahm für uns als seine Gäste Partei, und es entstand eine Balgerei zwischen den beiden Betrunkenen, welche damit endete, daß der Sultan den Sultanssohn am Genick faßte, ihn wie einen Sträfling in eine Hütte abführte und ihm befahl, seinen Rausch dort auszuschlafen.

Ich drückte dann dem Sultan mein Mißfallen aus, daß er noch keine Träger besorgt habe und fügte bei, daß es bei großen Sultanen unseres Landes sonst

Brauch sei, sehr pünklich zu sein und das gegebene Wort zu halten. Selbstlob und Ehrgeiz gehörten auch zu seinen Eigenschaften. Er sandte sofort Läufer hinaus und beteuerte, daß bis Sonnenuntergang alle Träger bei unseren Hütten bereit stehen würden.

Wir kehrten heim und warteten auf die Träger. Aber es ging die Sonne unter, und noch war keiner erschienen. Es hieß, der betrunkene Sultan ergötze sich mit Schießübungen. Nun drang ich in den Feldwebel, er möge zur Rettung des Ansehens der Regierung auf sofortiger Beschaffung der Träger bestehen. Es wurden zwei bewaffnete Soldaten zur Hofburg geschickt mit der Weisung, dieselbe nicht mehr ohne die Träger zu verlassen. In die Enge getrieben, sandte Tombora einige seiner Soldaten aus mit dem Befehl, die Träger in bestimmten Gehöften festzunehmen und zur Burg zu bringen. In der Dunkelheit brachten die Soldaten sieben Träger und sperrten sie in der Festung ein, damit sie des Nachts nicht entweichen konnten. Da diese unzureichend waren, begab sich eine zweite Abteilung Soldaten zum Sultan und brachte in später Nacht andere zehn Träger, welche ebenfalls in der Festung in Gewahrsam gehalten wurden.

* * *

7. April. Nach der Feier der hl. Messe machten wir uns reisefertig. Wir nahmen nur das Unentbehrliche, einige Geschenke und sechs Esel mit, und wählten von den siebzehn Leuten zwölf Träger und zwei Eselburschen aus. Endlich um 9 Uhr Aufbruch nach Süden. Aus mehreren Gehöften eilten Frauen herbei und brachten ihren Männern oder Söhnen, welche in der Nacht aus dem Schoß der Familie herausgerissen und unserem Zuge einverleibt worden waren, den Scheidegruß und Vorräte für den Weg. Während der Zug weiterschritt, standen die Frauen betrübt da und folgten mit den Blicken ihren Angehörigen, bis diese mit ihren Lasten auf dem Haupte im Walde verschwanden. Man muß zugeben, daß der Trägerdienst Härten für die Familien mit sich bringt, aber es gibt kein anderes Mittel zur Beförderung der Lasten und keine andere Möglichkeit der Reisen.

In zwei Stunden erreichten wir den Bach Moiko, welcher in seichtem Bett und von hohen Bäumen beschattet fließt. In einer Uferlaube hielten wir, um die Pambia kennen zu lernen, welche das Gebiet dieser Berge bewohnen und im Rufe von Menschenfressern stehen. In einem nahen Gehöfte befand sich ein Ehepaar mit zwei kleinen Kindern. Der Mann kam uns furchtsam entgegen und gab uns Aufschlüsse. Die Pambia verstehen zwar Njam Njam, haben aber ihre eigene, ganz verschiedene Sprache. Gott nennen sie Atoro; er soll an den Quellen der Flüsse und Bäche wohnen, also in den Bergen. Das friedliche Wesen der Familie verriet alles eher als Neigung zur Menschenfresserei; sie waren scheu wie die Gazellen ihres einsamen Berglandes.

Weiterhin lehnte sich der Pfad an den Fuß der Felskuppen, welche die Gruppe der Pambia-Berge bilden. Um einen Ueberblick über das Rundbild zu gewinnen, bestiegen wir einen der höchsten Gipfel. Durch die Schichten von Nebel und Dunst hindurch, welche nach dem letzten Regen dem Boden entstiegen,

machte das Land einen doppelt düsteren Eindruck. Ringsum lagerten riesige Steinmassen von verschiedenen Formen, entweder völlig nackt oder mit stacheligen Blattkakteen spärlich bestanden. Von den Gipfeln und Hängen zogen dünne Wasseradern ihre silbernen Bänder hernieder und weckten in den zahllosen Schluchten und Kesseln dichten Graswuchs. Es war ein Revier der Affen, welche mit ihrer sprichwörtlichen Behendigkeit an den schroffen Steinwänden auf- und niederkletterten und durch lautes Bellen ihrem Unwillen über unsere Neugierde Luft machten.

Durch enge Täler, umschlossen von Steinkegeln und steilen Felsen, deren Höhe zwischen 100 und 200 m wechselte, führte der Weg bald durch hohes Gras und bald durch mittelstämmige Haine. In einer einsamen Schlucht stand im Schatten einer trauersamen Delebpalme ein ganz vereinzeltes Gehöft, malerisch wie von der Hand eines Künstlers an einen ragenden Felsschroffen gelehnt. Ein blinder Greis mit einem Wächterhunde war allein zu Hause und wartete auf die Rückkehr der übrigen Bewohner von der Honigsuche im fernen Walde. In dieser Talschlucht zwischen oft senkrechten Felswänden, welche die Sonne kaum einige Stunden des Tages bescheint, herrschte eine angenehme Kühle. Die Nacht schlug ihre schwarzen Fittiche über den Felsenschlünden zusammen, und die Finsternis erschwerte den Marsch auf dem gewundenen, steinigen Pfade am Rande verdeckter Wasserläufe.

Es war Vorabend von Palmsonntag, und wir wünschten am Morgen die hl. Messe zu feiern. Ein Gehöft war uns von den Trägern als nahe angegeben worden. In dem Felsgewirr waren die Fußsteige nicht mehr zu unterscheiden. Wir erhoben unsere Stimmen und schrien aus Leibeskräften, und das Echo trug die Rufe in die Felsenkammern der Seitentäler. Endlich drang als Antwort eine Stimme an unser Ohr. Wir schlugen die Richtung ein, und alsbald schlich eine schwarze Gestalt über die Felsen daher und wies uns den Weg zu einer Behausung, wo uns ein guter Alter eine Hütte für die kühle Nacht anbot. Er war vom Stamme der A-Barambo, welche ihre Sitze fern am Flusse Uelle hatten. Dort hatte er seinerzeit den Afrikareisenden Dr. Junker, welcher 1880 jene Gegenden besuchte, gesehen. Auf die Frage, was derselbe in seinem Lande getan habe, antwortete er: „Der Weiße mit dem langen Barte schrieb die Namen aller Flüsse und Bäche auf und ging dann weiter.“ In den Kämpfen feindseliger Nachbarn und der Sklavenjäger wurden die A-Barambo teils vernichtet, teils zerstreut, und der Alte war über Ndoruma in die Berge der Pambia verschlagen worden. Wie diesen wurde auch jenen Menschenfresserei nachgesagt.

Der gute Mann benahm sich als recht freundlicher Herbergsvater. So konnten wir am Palmsonntag die hl. Messe feiern. Nach derselben bemerkten wir im Hofe, am Feuer sich wärmend, einen Mann, welchem beide Hände, Ohren und Lippen abgeschnitten und beide Augen ausgestochen waren. Der Anblick des so schrecklich Verstümmelten machte einen mitleiderregenden Eindruck. Es war dies jener Bote, welcher das Jahr vorher von Tombora an Sultan Jambio, wie oben erwähnt, geschickt und von letzterem verstümmelt worden war. Er wohnte in

der Nähe, hatte von unserer Ankunft erfahren und sich zu uns führen lassen. Wir rieten ihm, die entsetzlichen Augenhöhlen täglich mit lauwarmem Wasser zu reinigen, trösteten ihn und schenkten ihm Perlen und Stoff zu einem Hemde, worüber er sichtlich erfreut war.

Steinberge und Gießbäche setzten sich nach Süden hin fort. Auch mehrere Tunnelwaldungen kreuzten unseren Weg. Mit Ausnahme einiger verlassener Hütten war keine Spur von Eingeborenen zu sehen, welche sämtlich in die abgelegenen Striche sich zurückgezogen hatten. Bei einer ganz ausnehmenden Hitze erreichten wir in sechs Stunden den Ort des Häuptlings Bekka am Bache Zakka, wo wir in der geräumigen und luftigen Fremdenhütte aus Bambus- und Rotangrohr abstiegen.

Aus Anlaß unserer Ankunft begann im nahen Hofe des Häuptlings ein Tanz, an dem sich zuerst nur die Frauen, später aber auch Männer und Kinder beteiligten. Der Tanz bestand in Bewegungen der Knie, Hüften, Brustmuskeln und Arme, begleitet vom Klange der Holztrommeln und von eintönigem Gesange. Die Aufführung hatte etwas Langweiliges und sogar Unschönes an sich. Als gegen Abend nach reichlichem Biergenuß der Lärm immer ärger wurde, ersuchte ich um Einstellung des Tanzes.

Von einem benachbarten Steinhügel aus bot sich eine Uebersicht auf das Berggebiet der Pambia, an dessen Südgrenze wir standen. Tomboras Vater Riua hatte sich das Bergvolk unterworfen, dessen westlicher Teil jetzt Tomboras Halbbruder Bekka unterstand, während im östlichen Teile Tomboras Sohn Beffe gebot. Die Bevölkerung bestand aus Pambia, aus zerstreuten Resten der A-Barambo und aus Njam Njam, welch letztere die herrschende Klasse darstellten.

Bekka, ein Mann von hoher Gestalt und lebhaftem Blicke, war jung im Norden gewesen und dort mit den arabischen Händlern in Berührung gekommen, von denen er die Sprache und sonst manches erlernt hatte. Im Gegensatz zu den unverfälschten, urwüchsigen Njam Njam ist er ein schlauer Fuchs, dessen teils geschmeidiges, teils heuchlerisches und dann wieder anmaßendes Benehmen wenig Vertrauen und Glaubwürdigkeit einflößt. Von seinen vielen Redereien war vielleicht die einzige richtige diese, daß die Engländer sehr tüchtig sind und überall Ordnung im Lande herstellen. Beffe, welcher zu unserer Begrüßung erschienen war, meinte, daß wir keine Engländer seien, da wir alle drei eher klein von Wuchs, die Engländer dagegen hochgewachsen und schlank seien. Bisher hatte er nämlich nur Offiziere zu Gesicht bekommen, welche allerdings diesen Eigenschaften entsprachen. „Weißt du nicht", hielt ihm Bekka entgegen, „daß es auch kleine Engländer geben kann, und solche gerade sind diese drei." Um möglichst viele Geschenke zu erhalten, fuhr dieser fort, uns zu loben. „Du bist noch jung", sagte er mir, „weil du so weite Reisen machst, die Alten bleiben zu Hause sitzen." Die Kunde von unserer Reise war uns überall vorausgeeilt und schon vor unserem Eintreffen wußte man, womit wir bekleidet waren, was wir aßen und bei uns führten. Bekka hatte gehört, daß zwei von uns Augengläser trugen, und gleich nach unserer

Ankunft bat er: „Gib mir diese Augengläser, sie stehen mir als Sultan ganz gut.“ Er wollte den Namen eines jeden von uns wissen, um dann sich an mich zu wenden mit den Worten: „Gib mir eine Hose, eine Jacke, einen Hut und Schuhe, und wenn dann die englischen Offiziere kommen, werde ich alles anziehen und ihnen sagen: Schaut her, das alles hat mir der Geyer gegeben, und dann werde ich auch von ihnen noch etwas bekommen.“ Schließlich wollte er auch meinen Esel, während Besse nach meinen Kleidern und meinem Hute Verlangen äußerte. Beide wurden auf andere Weise befriedigt.

Vor der Hütte des Häuptlings standen die Opferständer; Antilopenhörner und Eleusinebüschel hingen daran, und ein Gefäß mit Hühnerfleisch in Sesamöl stand daneben. Dies war dem Atoro (Gott) gewidmet worden, damit er Glück verleihe. Es gibt nur einen Mboli und einen Atoro. Mboli ist der Gott der Njam

Eine Gruppe der Söhne Bekkas.

Njam und ist oben, Atoro ist der Gott der Pambia und befindet sich auf der höchsten Spitze der Berge, während seine Leute (wohl Geister) an den Ursprüngen der Bäche wohnen. In der Nähe sollte ein sehr gefürchteter Zauberer hausen, welcher Tod und Unglück über die Leute bringen könne, weshalb man ihn mit Geschenken zu beschwichtigen sucht. Die Toten werden neben der Hütte begraben und erhalten Bier auf den Grabeshügel. Ueber den Zustand des Menschen nach dem Tode weiß man nichts. Bekka sagte, daß die Guten in den Himmel (Dschenna) und die Bösen in das Feuer (Nar) gehen. Beide Ausdrücke sind arabisch und dem mohammedanischen Glauben entnommen. Die heidnischen Njam Njam wissen angeblich nichts davon. Es ist eine der Schwierigkeiten bei der Erforschung der religiösen Anschauungen der Heiden, daß, wer sich der arabischen Sprache oder eines Dolmetsch bedienen muß, anstatt der heidnischen, mohammedanische Begriffe zu erfahren bekommt. Nur mit Hilfe der Kenntnis der einheimischen Sprache kann man die unverfälschten Anschauungen der Heiden in reli-

giösen Dingen ergründen. Bekka schloß die Gespräche über Religion mit folgender Bemerkung: „Wir haben Gott nie gesehen, aber ihr seht ihn immer, er liebt euch, gibt euch alles, Vieh, Gewehre, Perlen; uns hingegen gibt er nichts, nicht einmal eine Ziege.“ Immer der alte Bettler.

Das Bergvölklein ist in der Tat ebenso arm als wenig zahlreich. Einer der Gründe für die letztere Tatsache ist der ausgedehnte Gebrauch, den die Großen von der Vielweiberei machen. Die ganze Einwohnerschaft des Dorfes Bekkas bestand aus seiner Familie. Er hatte 15 Frauen, 16 Söhne und 10 Töchter. Der zweitälteste Sohn, namens Maschena, etwa 23 Jahre alt, hochgewachsen und schlank wie eine Dattel, von lichter Kupferfarbe, feurigem Blick und kraftvollem Ausdruck, mit kunstvoller, hochaufgerichteter Haarfrisur, stellte den Urtypus des Njam Njam der herrschenden Klasse in der einnehmendsten und hübschesten Art dar. Die anderen Söhne folgten sich, wie Orgelpfeifen, in Abstufungen bis zum kleinsten.

Einer meiner Begleiter war gleich bei der Ankunft vom Fieber befallen worden. Er bedurfte zweitägiger Ruhe, bis er die Reise fortsetzen konnte.

Am 10. April Aufbruch nach Süden. Bald hatten wir die letzten Gehöfte der Pambia hinter uns und betraten eine sumpfige Gegend, in welcher Deleb- und Raphiapalmen zahlreich vertreten waren. Hohe Gräser und schlammiger Boden erschwerten das Fortkommen. Das Gras stand so dicht und hoch, daß Träger und Reiter darin verschwanden. Erstere wateten anstandslos durch die Moräste, aber die Esel sanken tief ein und warfen uns in die kotigen Lachen.

Dazu verschlimmerte sich der Zustand unseres leidenden Mitbruders wieder derart, daß wir schon nach einer Stunde den Marsch unterbrechen und am Rande eines Waldes im Schatten Zuflucht suchen mußten. Trotz aller angewandten Mittel erreichte das Fieber gegen Abend 41 Grad C und damit glücklicherweise auch den Höhe- und Wendepunkt.

Am Morgen konnte der Marsch fortgesetzt werden, und in drei Stunden erreichten wir den Fluß Mungu, die Grenze zwischen dem Gebiet Tomboras und Mwutos. Eine gute Pfahlbrücke führte über das tiefe und reißende Flüßchen mit schmackhaftem Wasser. Die Hitze betrug 44 Grad C im Schatten, und kein Baum bot genügenden Schutz gegen die sengenden Sonnenstrahlen. Für den Genesenden erbauten wir ein Laubdach. Das häufige Rasten, zu dem der Zustand des Kranken Anlaß gab, erregte die Unzufriedenheit der hungrigen Träger, welche ernstlich drohten, zu entlaufen und uns mit dem Gepäcke im Stiche zu lassen. Auch ich fühlte mich nicht wohl; ich vertröstete sie und flüchtete unter die Brücke. Um 2 Uhr begann ich das Breviergebet und sang für mich die Lamentationen der Matutin des Gründonnerstages, welche auch unsere Lage und Gefühle zum Ausdruck brachten.

Gegen Abend erreichten wir durch Gras und Sumpf die Hütten des Häuptlings Ukabenge. Der gute Mann beherbergte uns und sättigte die Träger mit Hirsebrei und Giraffenfleisch.

Am Gründonnerstag las ich die hl. Messe, und meine Gefährten empfingen die hl. Kommunion. Dann brachen wir auf. Die gewellte Gegend war mit zahlreichen Delebpalmen bestanden. Daß mich der Esel wieder im Sumpfe abwarf, war keine Neuigkeit mehr. Eine Herde Giraffen weidete arglos ganz nahe im Gebüsche. Die Träger, lauter Njam Njam und Pambia, schrien entzückt: „Fleisch Fleisch!" und drangen in uns, auf die Tiere zu schießen. Ich selbst habe im Leben keinen Schuß abgefeuert und es auf der Reise stets auch bei anderen zu verhindern gesucht, um so mehr diesmal, da das Leben dieser schönen Tiere mit Recht durch eine Verordnung der Regierung geschützt ist. Die Träger freilich, denen Fleisch über alles ging, konnten diesen Tierschutz nicht verstehen und zogen mißmutig voran.

Bald kamen uns zwei Boten des Sultans W a n d o entgegen und geleiteten uns zu dessen Dorf, wo er mit 50 Männern zu unserem Empfange bereitstand. Er ließ uns nicht in den Fremdenhütten absteigen, sondern innerhalb des Strohzaunes in seinen eigenen Hütten und inmitten seiner Familie, was eine Auszeichnung und ein besonderer Beweis von Vertrauen war. In Begleitung des Sultans befand sich ein bizarr bekleideter Hofnarr, welcher bei unserem Eintritte aus Kräften eine eiserne Kuhglocke läutete. Die Ansiedelung war noch neu und umfaßte nur ein Dutzend niedriger und unansehnlicher Hütten, welche über einen Eisensteinrücken zerstreut lagen. Wando behandelte uns mit herzlicher Höflichkeit. Drei seiner Söhne, noch Knaben, brachten Wasser, Hühner, Eier und Bier für uns, sowie Korn für die Esel. Dabei entschuldigte er sich, daß er uns nicht bewirten könne, wie es Tombora getan. Das erste, was er von uns wünschte, waren Pulver und Patronen, die wir ihm natürlich nicht geben konnten.

Auf diese erste Begrüßung folgte die übliche Schau über seine Leute außerhalb des Gehöftes. Das Gemisch von Rasse, Farbe, Alter und Kleidung, alle mit Lanzen, Bogen und Pfeilen bewaffnet und viele bemalt, darunter auch Zauberer mit wehenden Federbüschen auf Strohhütchen, bot einen bunten Anblick. Der Sultan bemerkte, daß dies nur ein Teil seiner Leute sei, und daß er im Kriegsfalle nur die Trommel zu schlagen brauche, damit sogleich Hunderte von Männern aus allen Richtungen des Waldes herbeieilten.

In die Hütte zurückgekehrt, stellte uns Wando seine Familie vor, auch eine Neuheit, da sonst alle ihre Frauen eher verbergen. Es kamen zuerst acht Knaben, von denen die drei ältesten dem Vater sehr ähnlich sahen, und dann acht Mädchen, alle mit schweren Eisenspangen an Händen und Füßen geschmückt, während den Hals eine solche Anzahl von Ringen und Ketten umschloß, daß unter ihrem Gewicht der Nacken sich bog. Zuletzt traten seine zehn Frauen vor, alle nur mit Blätterbüscheln bekleidet und mit dicken Strähnen von Perlen am Halse, und fünf mit Säuglingen auf den Armen.

Am Dache unserer Hütte steckten eine Menge von Federn und Flügeln von Hühnern. Sie stammten von einer Art von Gottesurteil, B ä n g e h genannt. Um die Schuld oder Unschuld eines Verdächtigen, sowie Glück oder Unglück eines Unternehmens zu erforschen, läßt man eine rote, giftige Wurzel, welche nur an

den Ufern des weit im Süden liegenden Flusses Uelle vorkommt, sieden und gibt den Trank einem jungen Huhn ein; wenn dieses stirbt, so ist der Verdächtige als schuldig erkannt, und die Flügel mit den Federn des Huhnes werden als Zeugen des Gottesurteils aufbewahrt, um Unglück und Zauberkünste fernzuhalten.

Wando, ein Mann von 35 Jahren, von freundlichem und fast kindlichem Benehmen, war ein Sohn des alten, verstorbenen Sultans Ndoruma, dessen erstgeborener Sohn Mwuto der rechtmäßige Nachfolger des Vaters auch von der Regierung anerkannt wurde und als solcher eine Oberhoheit über die Brüder hatte. In letzter Zeit waren Uneinigkeiten zwischen den beiden Brüdern entstanden. Mwuto hatte den Bruder angeklagt, daß er einen seiner Leute getötet, den Trägern der Regierung kein Korn verabreicht habe und nach Unabhängigkeit strebe. Wando hatte soeben den mächtigen Tombora aufgesucht, ohne dem Bruder ein Wort zu

Die Töchter Wandus. (Nach Zeichnung.)

sagen, was den Verdacht und Zorn Mwutos gesteigert hatte. Dieser rief das Urteil des Bängeh an, welches die Schuld des Bruders bestätigte, und gerade während unserer Anwesenheit überbrachte ein Bote dem Wando die Flügel des toten Huhnes. Wando sollte sich nun rechtfertigen und zu diesem Zwecke vor Mwuto erscheinen.

Mein Eindruck war, daß Wando in der Tat wenig von Mwuto wissen wollte und nach Unabhängigkeit strebte. Kurz nach Mittag kamen zwei Soldaten durch, welche das Gepäck des Hauptmanns Bengough nach Tombora begleiteten. Sie sprachen viel auf Wando ein, um ihn zur Unterwerfung unter den Bruder zu bewegen. Auf der anderen Seite redeten ihm seine eigenen Leute zu, sich nicht zu fügen, da Mwuto nichts in ihrem Bezirke zu sagen habe. Beide Parteien bemühten sich den ganzen Tag, um Wando auf ihre Seite zu ziehen und kamen schließlich auch zu mir, um eine Erklärung zu erlangen. Ich suchte sie zu beruhigen, legte Wando den Gerechtigkeitssinn der Engländer dar, welche das Beste des Landes erstreben, und riet ihm, sich der Entscheidung des Hauptmannes zu unter-

werfen, welcher in Kürze vorbeikommen und alles in befriedigender Weise ordnen würde.

Glücklicherweise war das Ansehen der Regierung so groß, daß ein einziger englischer Offizier mit wenigen Negersoldaten im ausgedehnten Distrikt Ndoruma-Tombora die Ordnung aufrecht erhielt. Ohne dieses wäre das Reisen in solchen Fällen schwierig, wenn nicht gefährlich. Den Reisenden, welche im verflossenen Jahrhundert die Gebiete der Njam Njam erforschten, begegnete es nicht selten, daß sie in einem Gebiete Monate hindurch festgehalten wurden, ohne das gegnerische betreten zu können. Ohne Regierung wäre es noch heute so.

Unter den Geschenken, mit denen wir die Gastfreundschaft Wandos belohnten, befanden sich auch einige Frauenkittel. Wir erklärten ihm die Art, sie zu tragen. Zu unserer Ueberraschung erschien er nachher selbst mit einem derselben bekleidet, indem er ihn anstatt an den Hüften am Halse schnürte, so daß er Oberkörper und Hände bedeckte. Trotz des lächerlichen Anblickes, den er bot, war er ernst und stolz auf diese Art von Kleidung.

Nachmittag, 13. April, Abreise. Als die Träger im inneren Hofe erschienen, um die Lasten entgegenzunehmen, wies der Sultan sie hinaus und ließ durch seine Leute die Lasten vor die Umzäunung tragen. Es geschah aus Rücksicht für seine Frauen, von deren Wohnungen fremde Eingeborene eifersüchtig ferngehalten werden. Die Dienste bei den Frauen versah ein Alter. Ein Mann, dem beide Hände abgehauen waren, bildete ein warnendes Beispiel für Vergehen an verheirateten Frauen.

Bei düster bewölktem Himmel, wie es zur hohen Trauer des Karfreitags stimmte, ging der Weg auf und ab über welliges Land. Der Bach Rikit, den wir nach einer Stunde überschritten, bot das großartige Schauspiel eines Tunnelwaldes. In tiefer Talsohle floß das klare Wasser. Darüber spannten von beiden Ufern Riesenbäume ein lebendiges Gewölbe, so dicht, daß kein Sonnenstrahl dasselbe durchdrang. Um die schlanken Baumsäulen schlangen sich efeuartig die Kletterpflanzen im Schmucke roter, blauer und grüner Blüten, gleich Symbolen von Gottesliebe, Menschenbuße und Himmelshoffnung. Von der Höhe des Pflanzendomes zitterte die schöne Stimme eines einsamen Vogels wie leises Weinen. Es war, als hielte eben die trauernde Natur in der Wildnis dieser Basilika ihre Karfreitagsandacht, und als liehe dazu der Himmel den Trauerschmuck seines düsteren Wolkenvorhanges. Fern von den ergreifenden Trauerhandlungen, welche um dieselbe Stunde die Erinnerung an den Erlösungstod des Gottessohnes feierten, schlossen wir uns mit Sinn und Herz den Anregungen der Natur an, griffen zu unserem Brevier und zogen betend und betrachtend weiter.

Vergebens lud uns der Häuptling Binsa, welcher mit seinem Gefolge auf uns wartete, ein, bei ihm abzusteigen; wir dankten und wollten noch im Laufe des Tages Ndoruma erreichen. Erst die Mittagshitze zwang uns, bei Bazem Bugo, einem Bruder Mwutos, kurze Rast zu nehmen. Wir erfuhren, daß Sultan Mwuto selbst schon am Tage vorher dortselbst zu unserer Begrüßung erschienen und nach vergeblichem Warten wieder heimgekehrt war. Der Häupt-

ling ließ die Trommel schlagen, um seine Leute zu versammeln und uns vorzustellen. Aber uns zog es nach Süden, und wir brachen bald auf.

Wir überschritten noch zwei prächtige Tunnelwälder und sahen dann einen Mann uns entgegeneilen, der uns im Namen des Sultans begrüßte, und bald lag der Regierungsposten vor uns in geringer Entfernung. Einen Hügelkegel, der im Schmucke des Frühlingsgrüns prangte, zur Linken lassend, zogen wir in eine Niederung hinab und auf breitem Wege zur Festung hinauf. Ein schwarzer Feldwebel und Sultan Mwuto kamen uns entgegen und hießen uns willkommen. Vor der Festung, auf welcher die englisch-ägyptische Fahne wehte, stand die kleine Besatzung von elf schwarzen Soldaten in Reih und Glied und bot militärischen Gruß, während auf der anderen Seite die Truppe des Sultans aufgestellt war. Es waren 40 Njam Njam und etwa 60 Bazinger versammelt.

Fast während des ganzen Aufenthaltes litt ich am Fieber. Der Bezirk Mwutos bildet nur einen Teil des weit ausgedehnten Gebietes seines Vaters Ndoruma. Die Gegend ist höher gelegen und hügeliger als jene von Tombora. Berge sieht man nirgends, nur Hügel von bescheidener Erhebung wechseln mit Tälern. Alles ist mit dichtem Wuchs von Bäumen, Sträuchern und Gräsern bedeckt, welch letztere schon drei Meter hoch standen und das Gehen auf dem engen Fußweg ungemein erschwerten. Trotz des üppigen Wuchses schien die Gegend ärmer zu sein als in Tombora.

Der Regierungsposten lag auf einem entwaldeten Hügel und bestand aus mehreren rechteckigen Lehmhütten mit schrägem Strohdach, welche als Vorratsräume und Wohnungen für die kleine Besatzung dienten. Das von uns bewohnte Gebäude bestand aus zwei Räumen, durch einen Zwischengang getrennt, und war von einer Veranda umgeben. Trotz des Mangels an Licht und Luft war es in jenen Fernen immerhin ein stattliches Gebäude, und Mwuto rühmte sich desselben auch.

Etwa zwei Tagereisen gegen Südosten liegt der Posten Zagambio mit einem englischen und vier ägyptischen Offizieren und 60 Negersoldaten.

Die Hofburg des Sultans war etwa 10 Minuten südwestlich gelegen. Bei unserem Besuch empfing er uns im Festanzug, bestehend aus violettem, mit Goldfransen verbrämtem Mantel, rotem Fez und gelben Lederschuhen, und geleitete uns zwischen zwei Reihen seiner Bazinger hindurch in das Gehöft, das von einem Strohzaun umschlossen war und aus etwa 30 Strohhütten bestand. Seine Wohnung unterschied sich von den übrigen durch die festere Bauart der Lehmwände, das höhere Strohdach, auf dessen Spitze ein weißrotes Fähnlein flatterte, und durch eine breite Veranda, welche sie umgab. Unter der letzteren nahmen wir auf einem bedeckten Bettgestell aus Bambusrohr Platz, indes der Sultan und einige Vertraute stehen blieben. In unserer Nähe standen auch zwei Frauen von kriegerischem Aussehen, mit Fellschürzen bekleidet und auf dem Haupte Strohhüte mit wehenden Federbüschen. Jede hielt in der Hand einen zierlich geschnitzten Holzschemel, mit vielen kleinen Glöcklein behangen, welche bei jeder Bewegung der Trägerinnen läuteten. Die eine dieser Amazonen war die älteste Schwester des

Sultans, die andere eine Zauberin. Sonst waren weder Frauen noch Kinder zu sehen, welche sämtlich sich in den Hütten versteckt hielten. Dies war ein Zeichen des Mißtrauens. Es lag etwas wie Vereinsamung in der Luft, wie ein unbestimmter Druck, der sich auch uns mitteilte.

Mwuto trug diesmal einen langen und dünn gesäten Bart, welcher vom Kinne auf die Brust niederhing, während ich bei unserer Ankunft einen kurzen und dichten Bart beobachtet hatte. Man konnte an einen falschen Bart denken, und ich fragte ihn um Aufklärung. Er streifte mit der Hand den Bart zusammen, ließ ihn durch die Finger gleiten und drehte ihn so geschickt, daß derselbe alsbald in der kurzen und dichten Form von früher rund und voll das Gesicht umrahmte. Diese Art, den Bart bald kurz, bald lang zu tragen, fand ich später vielfach bei den Njam Njam. Am rechten Arme trug Mwuto eine große Menge von Holz- und Wurzelstückchen; es waren die Amulette seines Vaters Ndoruma, welcher sterbend sie ihm als Nachfolger hinterlassen hatte. Er war kupferfarben, ein Mann von kaum 40 Jahren, etwas mehr als mittelgroß, kräftig gebaut und wohlgenährt. Die Kleidung, die er trug, konnte den Eindruck der Wildheit, welche seiner Erscheinung anhaftete, nicht verwischen. Er mag auch gutmütig gewesen sein, aber es war ein ausgeprägt wilder Fürst. Dazu kam ein schwarzer Schatten von tiefer Unzufriedenheit, welcher sich auf seinem Gesichte abdrückte; sein Blick zeigte Mißmut, Schmerz, Verdacht und Unruhe, und man erkannte, daß etwas heftig in seinem Inneren gäre. Wie jemand, welcher nach einer Stütze tastet und Hilfe sucht, begann er die Gründe seiner Unzufriedenheit darzulegen, indem er sich zuerst über Wando und dessen Auflehnung gegen die väterliche Macht beklagte und dann seine eigene unerträgliche Lage auseinandersetzte. Zum Verständnis dieser letzteren bedarf es hier einer Aufklärung.

Als Grenze zwischen dem Sudan und dem Kongostaat war anfänglich die natürliche Linie der Nil-Kongo-Wasserscheide festgesetzt worden. Einzelne Punkte der Wasserscheide lagen sehr nahe. So ist der Ursprung des Mbomu, welcher in den Ubangi (Kongo) mündet, nur einige Stunden entfernt. Schon diese Bestimmung zersplitterte das einstige Gebiet des Ndoruma, welcher auf beiden Seiten der Wasserscheide geherrscht hatte. Dazu kam, daß die Belgier später den 5. Breitegrad als Grenze wollten, die Grenzlinie überschritten und Posten in der Nähe von Mwuto und Zagambio errichteten. Dadurch entstand eine weitere Verwirrung, und die Leute Mwutos unterstanden dort dem Kongostaate und hier dem Sudan. Kleider und Waffen vom Kongostaate waren unter Mwutos Leuten zahlreich vertreten, und er selbst hatte zwei Herren und wußte nicht, wem gehorchen. Er konnte nicht verstehen, warum die Engländer nicht sofort mit Waffengewalt die Belgier aus den erwähnten Posten vertrieben, wie sein Vater und er, als sie noch unabhängig waren, mit einem Eindringling verfahren sein würden. Ihm zu sagen, daß man keinen blutigen Kampf zwischen Weißen im Herzen Afrikas zum Aergernis der Eingeborenen wolle, oder ihm erklären, daß solche Fragen nicht an Ort und Stelle in Afrika, sondern von der Diplomatie in London und Brüssel entschieden werden, das wäre über sein Verständnis gegangen,

und er hätte es nicht begreifen können. Kurz, die Sachlage war in der Tat verwirrt und unerträglich für ihn sowohl, als für die Belgier und Engländer, welche sich an Ort und Stelle befanden.

Ich suchte Mwuto zu trösten und sagte ihm, daß die Sache bald geregelt werden würde. Ich wußte damals noch nicht, daß die heikle Frage der Lösung näher war als ich ahnte. Erst bei der Rückkehr nach Khartum erfuhr ich von der neuen Abmachung, kraft deren die beiden belgischen Posten aufgegeben, und das Gebiet dem Sudan überlassen wurden. Das war mit Freude zu begrüßen.

Vor der Wohnhütte des Sultans stand der gewöhnliche Opferpfahl mit den Gaben für Mboli. Außer anderen Widmungen waren drei Metallbecher daran aufgehangen, um, wie Mwuto erklärte, von Mboli viel Bier zu erbitten.

Unsere Geschenke für den Sultan umfaßten eine Jacke mit Weste, eine Samtmütze, einen Schal, Frauen- und Kinderkleider und eine Puppe, lauter Geschenke von Wohltätern, ebenso wie alle früheren Geschenke an die Häuptlinge. Die Puppe erregte auch hier wieder allgemeines Staunen und ließ selbst in der finsteren Miene Mwutos einen heiteren Augenblicksstrahl aufleuchten.

Ein anderes Mal sprachen wir beim Sultan um einen Führer bei Besichtigung der Umgebung vor. Man sagte uns, daß er schlafe, und wir ersuchten einen Mann, welcher ohne weiteres die Führung übernahm. Indessen war Mwuto benachrichtigt worden, eilte uns nach und schritt uns selbst voran. Eine Schar Männer und Knaben schloß sich ihm an, deren Amt es zu sein schien, laut zu lachen, wenn ihr Herr etwas erzählte. Aus allen Gehöften eilte die Männerwelt herbei und schloß sich ihm an, so daß wir von dem langen Gange in Begleitung fast der ganzen männlichen Bevölkerung zurückkehrten.

Der allgemeine Eindruck war, daß die Leute Mwutos die Ursprünglichkeit und Eigentümlichkeit der Njam Njam viel reiner bewahrt haben als diejenigen in Tombora.

Das hl. Osterfest verbrachten wir recht einsam. Das Fieber gestattete mir nur, die hl. Messe zu lesen, und dann mußte ich mich wieder unter die Decken legen. Dazu kam, daß, während wir allenthalben im Lande der Njam Njam fließendes Wasser in Fülle angetroffen hatten, hier das Trinkwasser aus einer stehenden und übelriechenden Pfütze entnommen werden mußte.

In Anbetracht der politischen Spannung und der Unsicherheit der Lage an diesen äußersten Grenzen des Sudan gab ich den Gedanken auf, die belgischen Posten im Süden zu besuchen, welche zu meinem Vikariat gehörten. Von den Njam Njam diesseits der Wasserscheide hatten wir genug gesehen und die Ueberzeugung gewonnen, daß, obwohl die unverdorbene Urwüchsigkeit des Volkes einen günstigen Boden für eine Mission bildete, die augenblicklichen Verhältnisse in Mwutos Gebiet nicht angemessen waren. Die Regenzeit hatte bereits eingesetzt, und ich beschloß, ehestens die Rückreise nach Norden anzutreten.

Am 16. April kam Hauptmann Bengough von Zagambio an, um sich in Urlaub nach England zu begeben. Der freundliche Offizier, erfreut, wieder Europäer

zu sehen, gab mir wertvolle Aufschlüsse über Land und Leute, und besorgte uns Träger, welche der Sultan am Nachmittag vorführte. Keiner derselben wollte gern gehen; der eine schützte Familienangelegenheiten, ein anderer Krankheit, und wieder andere die bevorstehende Aussaat vor, um vom Trägerdienste befreit zu werden. Der Sultan ließ keine Einwendungen gelten und befahl ihnen, aufzubrechen und sich vor der Flucht in acht zu nehmen. Da verneigten sich alle tief und kehrten mit den Händen den Staub vor seinen Füßen weg zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit und ihres Gehorsams.

Um 4 Uhr traten wir die Rückkehr auf demselben Wege an, auf dem wir gekommen waren. Bengough und Mwuto sollten am Morgen folgen. Eben begann ein heftiger Gewitterregen, als wir bei Bazem Bugo einzogen.

Am folgenden Mittag waren wir bei Wando. Dieser wußte bereits von der bevorstehenden Ankunft des Hauptmanns Bengoughs. Er schien sehr nachdenklich zu sein, blieb nur kurze Zeit bei uns und verschwand dann. Ich bemerkte, daß unausgesetzt Boten gingen und kamen, um Wando über den Standort des Hauptmanns zu unterrichten. Dieser traf um 1 Uhr mit Mwuto und 75 Trägern ein, ging gerade auf mich zu und sagte: „Ich habe eine schlimme Nachricht.“ Dann erzählte er, daß am vorhergehenden Abend ein Soldat, welcher Träger suchte, von den Eingeborenen angegriffen worden sei, welche die Lanzen nach ihm warfen, jedoch ohne ihn zu treffen. Es war dies der erste Fall, daß Eingeborene an Regierungssoldaten sich vergriffen. Vier der Uebeltäter wurden in Ketten mitgeführt, um in Wau ihre Strafe abzubüßen. Er teilte mir ferner mit, daß Mwuto 100 Lanzenträger mitgebracht, und er sie außerhalb des Dorfes im Walde habe haltmachen lassen, um keinen Verdacht zu erregen.

Bengough ließ Wando rufen, um ihn in Gegenwart Mwutos zu verhören und ihren Zwist beizulegen. Aber Wando war nicht aufzufinden, seine Hütte stand leer. Offenbar hatte er durch die Kundschafter Nachricht erhalten, daß Mwuto mit den Bewaffneten sich in Begleitung des Hauptmannes befand, und war mit Frauen und Kindern in den Wald geflohen.

Vom geflohenen Wando war nichts zu befürchten. Aber seine Männer standen in drohender Haltung da, und die Nähe der bewaffneten Mannschaft Mwutos sah von selbst wie eine Herausforderung aus. Ein Zusammenstoß der feindlichen Parteien war nicht ausgeschlossen, und wir standen einer jener Lagen gegenüber, welche bei diesem kriegslustigen Volke schon so oft zum schrecklichen Blutbade geführt hatten. Wäre nicht die Regierung im Lande gewesen, so wäre es zu einem Vernichtungskampfe zwischen den Leuten der feindlichen Brüder gekommen. Bengough hatte nur fünf Soldaten bei sich, fürchtete mit Recht, daß die Ansammlung so vieler Bewaffneter bei der Aufregung der Gemüter gefährlich werden könnte, sandte Mwuto mit seinen Leuten nach Hause zurück und blieb allein, in der Erwartung, daß Wando auf die Nachricht vom Rückzuge des Bruders aus seinem Verstecke heimkehren werde.

Ich wollte abreisen. Der Hauptmann fragte mich, ob ich zum Schutze eine Begleitung von Soldaten wünsche, aber ich hielt sie für unnötig. Um 2 Uhr brachen

wir auf. Es überraschte uns ein entsetzliches Gewitter, das zwei Stunden lang andauerte mit stets erneuter Wut. Unter fürchterlichen Donnerschlägen fuhren die

Zauberer der Njam Njam.

Blitze gleich Feuerdrachen auf allen Seiten hernieder, und eine Sintflut von Regen ergoß sich mit solcher Ausdauer, als ob sie alle Sünden der Welt ersäufen wollte. Die Gegend war völlig menschenleer und keine Hütte zu finden, Bäume aber wollten

wir der Blitzgefahr wegen vermeiden. So blieben wir auf den Eseln sitzen und ließen über uns ergehen, was dem Himmel gefiel.

Zum Glücke waren die Träger vorausgeeilt, und bei unserer Ankunft in Ukabenge fanden wir trockene Wäsche, wobei es große Mühe kostete, uns von der nassen Kleidung zu befreien. Aber die ganze Siedelung war verlassen. Auf die Nachricht vom Anzuge Mwutos gegen Wando waren alle Bewohner ohne Ausnahme in den Wald geflohen, aus Furcht, der Feind ihres Herrn würde auch gegen sie vorrücken. Wir sandten die Träger aus und ließen überall in den Wald hineinrufen. Nach längerer Zeit wagte sich der Vorsteher aus dem Versteck heraus und kam herbei. Auf die Erzählung von der Heimkehr Mwutos hin ließ er die Trommel schlagen, und in später Nacht kehrten auch die Frauen mit den Kindern aus ihren Waldverstecken zurück. Es regnete die ganze Nacht fast ununterbrochen.

Der Marsch am Morgen wurde durch das hohe, nasse Gras ungemein erschwert. Ein Esel war leidend, konnte nur mit Mühe gehen und mußte von den Leuten buchstäblich durch den Sumpf gezogen werden. Bei Bekka holte uns Bengough ein und erzählte, daß Wando nicht mehr zurückgekehrt sei. Am Nachmittag entlud sich abermals ein Gewitter über uns und begoß uns drei Stunden lang. Der Fußweg verwandelte sich in einen reißenden Bach, und der vorangegangenen Hitze folgte eine empfindliche Kälte, die sich in den nassen Kleidern doppelt fühlbar machte. Auch die durchnäßten Esel zitterten vor Frost und wollten nicht mehr gehen, und doch mußten wir Hütten und ein Obdach für die Nacht aufsuchen. Endlich erreichten wir in rabenschwarzer Finsternis das Gehöft unseres alten Abarambo-Wirtes.

Am 19. April gegen Mittag zogen wir wieder in Tombora ein. Dort fand ich einen Brief des Gouverneurs von Wau vor, welcher mich ersuchte, das Grab eines im alten Fort Hoffinger gestorbenen und begrabenen belgischen Offiziers herrichten zu lassen. Ich begab mich mit vier Soldaten und mit Werkzeugen an den zwei Stunden entfernten Ort. Das Grab befand sich im Schatten alter Zitronenbäume, welche von den Belgiern eingeführt worden waren, war mit einem Hügel großer, moosbewachsener Steine bedeckt und mit einem beschädigten, hölzernen Kreuze versehen. Wir ließen das Grab in Ordnung bringen.

Auch Tombora hatte sein Grab; es barg die Gebeine des Marineoffiziers Fell, des Eröffners des Dschur-Flusses, welcher hier ganz einsam dem Schwarzwasserfieber erlegen war. Wie viele rüstige Leben von Weißen dieses Afrika schon verschlungen hat! Wenn auch nicht Glaubensboten, so waren es doch Vorarbeiter, und ihre Grabeshügel und Leichensteine sind die Wegweiser christlicher Kultur in den Wildnissen des Heidentums, und ihr Andenken bleibt in Ehren.

Die noch übrigen Tage in Tombora widmeten wir der Beobachtung von Land und Leuten. Meine Wahrnehmungen und Eindrücke über Gegend und Volk der von uns besuchten Njam Njam mögen hier gesammelt Platz finden.

Infolge der höheren Lage ist das Land der Njam Njam gesünder als der nördliche Teil des Bahr el Ghazal und als die Sumpfniederungen des Weißen Nil. Aber die lange Dauer der Regenzeit, der üppige Pflanzenwuchs, die aus-

gedehnten Wälder und Sümpfe haben auch gesundheitliche Nachteile im Gefolge. In den heißesten Stunden des Tages ist die Luft mit einem hohen Grade von Feuchtigkeit durchsetzt, und die Hitze, obwohl geringer als in der trockenen, nubischen Sandzone, macht sich recht fühlbar. Lästig sind die vielen kleinen und großen Fliegen und sonstigen Insekten. Stechmücken, obwohl weniger zahlreich als in den Sumpfniederungen, kommen mehr oder weniger überall vor und die Benützung des Mückennetzes ist unentbehrlich. Nur der regelmäßige Gebrauch von Chinin wird das Fieber bannen, welchem anderenfalls jeder Europäer verfällt. Die Tsetsefliege vergiftet alles Vieh; von unseren 11 Eseln erlagen 5 in weniger als zwei Monaten dieser Plage. Aus demselben Grunde finden Rinder, Ziegen und Schafe kein Fortkommen, und Hunde und Hühner sind die einzigen Haustiere.

Wie die äußere Erscheinung ist auch die Anlage der Njam Njam eine von anderen Negerstämmen verschiedene. Hautfarbe und Bekleidung scheinen in engem Zusammenhang mit der Empfänglichkeit und Zugänglichkeit eines Volkes zu stehen. Während bei den schwärzesten aller Sudanneger, den Schilluk, Dinka und Nuer, das männliche Geschlecht in völliger Nacktheit lebt und dem Fremden abhold ist, lieben die hellfarbigen Njam Njam Kleidung und nehmen gern europäische Sitten an. Nirgends sieht man völlig nackte Personen. Männer und Knaben tragen ein Stück weißen oder farbigen Stoffes, seltener Felle, und wenn sie es haben können, jede Art arabischer oder europäischer Kleidung. Die einstige Bekleidung, bestehend in einem Schurz aus Baumrinde, R o k k o genannt, verschwindet mehr und mehr, und ich sah nur ein Beispiel davon. Frauen und Mädchen bedecken sich mit frischen Baumblättern, und dieser Brauch ist so allgemein, daß man kaum je einem Kleidungsstück bei ihnen begegnet. Nur die Frauen lieben Glasperlen und Armbänder aus Eisen, Messing und Elfenbein. Während andere Stämme nur gewisse Sorten von Perlen annehmen, welche wie bei uns die Mode wechseln, sind hier alle Arten willkommen. Besonders die Männerwelt färbt sich Gesicht und teilweise auch den Körper mit Rotholz oder mit schwarzem Gardeniensaft, und erhöht dadurch die natürliche Wildheit der Erscheinung. Beide Geschlechter verwenden besondere Sorgfalt auf die Haarfrisur. Das Haar wird zu Büscheln, Schöpfen, Strähnen, Flechten, Zöpfen und Kränzen kunstvoll geflochten, ja selbst zu Kronen, welche einem Heiligenschein nicht unähnlich sind. Es wäre schwer, all die zierlichen Formen zu beschreiben, welche sie dem Haupthaar zu geben verstehen, so verwickelt und kunstvoll, daß mancher Barbier in Verlegenheit käme, sie zustande zu bringen. Diese feine Haarkünstelei kostet aber auch tagelange Arbeit und Geduld, und an Zeit gebricht es den Njam Njam ja nicht. Die Frauen stecken nach Art eines Pfeiles ein Messer in das Haar, das dann auch der Bequemlichkeit halber zu häuslichen Verrichtungen benutzt wird. Dieser Schmuck, der sich glänzend vom Haupte abhebt, verleiht ihnen etwas Amazonenhaftes. Die Männer tragen als Kopfbedeckung häufig einen zylindrischen, an der Spitze vierkantigen Strohhut ohne Krempe, mit wehendem Busch aus Hahnenfedern geschmückt und vermittels großer Nadeln aus Elfenbein, Kupfer oder Eisen im Haar befestigt. Diese stutzerhaften Hütchen stehen den braunen Burschen ebenso hübsch zu Gesicht als die feschen

Kneipkäppchen unseren akademischen Verbindungsstudenten. Bogen und Pfeile sind ihre gewöhnliche Waffe, welch letztere ebenso wie ihre kleinen Lanzen mit Widerhaken, Zacken und Dornen versehen sind. Sie verstehen dieselben geschickt zu handhaben, und die beliebtesten Spiele der Knaben bestehen im Werfen kleiner Stäbe oder Strohhalme, womit sie sich im Lanzenwerfen üben. Große Messer mit sichelartiger Doppelklinge und säbelförmige Gebilde von fremdartiger Gestalt dienen gleichzeitig als Waffen und als Zierstücke für Würdenträger.

Außer den Waffen sieht man Erzeugnisse der Holzschnitzerei und Töpferei. Schüsseln und kleine Schemel von verschiedener und oft zierlicher Form werden aus einem Stück weichen Holzes gefertigt. Diese mit großer Geduld hergestellten

Haartracht eines Njam-Njam.

Arbeiten sind staunenswerte Leistungen, leiden aber auch an Plumpheit, da hier ebenso wie bei den anderen Negervölkern die eigentliche Schreinerkunst, einzelne Holzteile zu einem Ganzen zusammenzufügen, fremd ist. Dasselbe gilt von den Töpferarbeiten. Ihre Töpfe und Krüge aus Lehm haben sämtlich Kugelform und sind eher henkellose Urnen, deren Oberfläche sie durch Figuren rauh zu machen suchen. In Ermangelung der Drehscheibe sind sie aber als freie Handarbeiten immerhin gute Leistungen. Es scheint jedoch, daß die besten Erzeugnisse von den Bellanda herrühren, und von ihnen die Njam Njam manches gelernt haben.

Das Volk baut Hirse und Elensinekorn in großer Menge, ferner Pisang, Maniok, Süßkartoffeln, Erdnüsse, Sesam, etwas Baumwolle, Tabak und verschiedene Gemüsearten. Es bleibt dahingestellt, ob sie mehr Ackerbauer als Jäger sind. Auf den mäßigen Wildstand, wie Elefanten, Giraffen, Nashörner, Büffel, Antilopen und Gazellen, sind sie schon deshalb angewiesen, weil ihnen die Haustiere fehlen mit Ausnahme der Hühner und Hunde. Erstere sind klein und mager

und letztere ebenfalls klein und von der glatthaarigen Gattung des Spitzes, weiß- oder schwarzgelb, mit großen, stets aufgerichteten Ohren und kurzem, nach Ferkelart aufgerolltem Schweif. Die Hunde sind zur Fettsucht geneigt und gelten als vorzügliche Leckerbissen. Bei dem sonstigen Mangel an Fleisch erklärt es sich, daß die Njam Njam sie nicht verschmähen; ob das mit der Menschenfresserei in Zusammenhang steht, bleibt dahingestellt. Sicher ist, daß der Njam Njam ein großer Esser, aber auch ein ebenso großer Trinker ist. Das Eleusinekorn bildet die Grundlage ihrer Ernährung. Aus demselben wird sowohl der Brei als das Bier bereitet. Das letztere aus gemalztem Korn gebrannt, übertrifft an Wohlgeschmack sowohl das Weizenbier der Aegypter als das Hirsebier des mohammedanischen Sudan. Ueber alles aber geht den Njam Njam Fleisch. Das magere, saftlose Hühnerfleisch hat man, wenn es jeden Tag erscheint, bald satt. Da die Jagd nicht jeden Tag etwas einbringt, so bleibt ihnen nur der Hund übrig, wenn sie sich nicht am Menschen vergreifen sollen.

Daß der Ruf der Njam Njam als Menschenfresser begründet ist, steht außer Zweifel. Den gleichen Ruf haben die Pambia und Abarambo. Aber vorzugsweise gelten die Njam Njam als das Volk der Menschenfresser mit Auszeichnung. Mehrere haben mir frei erklärt, daß sie Menschenfleisch gegessen, daß sie es aber seit Ankunft der Engländer nicht mehr getan haben. Andere bestätigten, daß dieses Fleisch schmackhaft sei und besonders das vom Schenkel und Oberarm. Einer bekannte, daß bei ihm zu Hause erschlagene Feinde ganz gebraten und die Brusthöhle mit Bananen ausgefüllt worden seien. Die meisten jedoch antworteten ausweichend oder leugneten es offen, da sie merkten, daß wir es für eine verabscheuungswürdige Sitte halten, oder weil sie gar fürchteten daß sie nachträglich dafür zur Rechenschaft gezogen würden. Fest steht, daß früher die Menschenfresserei ihnen keinen Abscheu eingeflößt hat, und daß jetzt öffentlich niemand mehr es wagt. Ob nun dieser scheußliche Gebrauch den Zwecken ihres heidnischen Kultus diente oder ob er durch den Mangel an sonstiger Fleischkost veranlaßt wurde, oder ob sie schließlich im urwüchsigen und angeborenen Ernährungstrieb und Freßlust zum Nächstbesten, also auch zu Menschen, gegriffen oder ob ein anderer Grund vorlag, das ist ebenso ein Rätsel wie die Tatsache, daß ein Volk, dessen Menschenfresserei erwiesen ist, in der Kultur höher steht als andere, welche sie verabscheuen. Es bleibt ein bisher ungelöstes Rätsel der Völkerpsychologie Afrikas.

Einen Schlüssel zu dessen Lösung scheint mir die immer wiederkehrende Angabe der von mir befragten Njam Njam zu bieten, daß es im Kriege erschlagene und gefangene Feinde waren, welche verspeist wurden. Also der Feind, welcher einen oder mehrere ihrer Angehörigen getötet hat oder töten wollte, wird verzehrt. Sie rächen den toten Verwandten, indem sie den Mörder der vollständigsten und demütigendsten Art der Vernichtung zuführen, und sie bestrafen die mörderische Absicht, indem sie dem Missetäter zufügen, was er selbst im Schilde führte. Somit eine Blut- und Selbstrache im Stile wilder Völker! Von der Jagd wie vom Kriege werden Trophäen geopfert. In beiden Fällen wird der Gegenstand des Opfers verzehrt und dadurch eine Verbindung zwischen der übernatürlichen Macht

und der natürlichen Welt der Darbringer hergestellt. Also ein Speiseopfer. Als Ausfluß des Bestrebens nach dem Bündnisse zwischen der übernatürlichen und natürlichen Welt, welches jedem Opfer zugrunde liegt, läßt sich der abscheuliche Brauch eher erklären als durch reine Freßlust. Daß dieses Ziel auf eine so schreckliche Weise erstrebt wird, beweist nur, welcher Verirrungen der Mensch fähig ist. Daß diese Verirrungen gerade bei einem so regen, verständigen und politisch geordneten Volke, wie die Njam Njam, vorkommen, während sie bei weniger fortgeschrittenen Stämmen unbekannt sind, hängt mit der Tatsache zusammen, daß in den Höhen unserer raffiniertesten, europäischen Zivilisation Laster und Versunkenheit vorkommen, welche man in den Schichten urwüchsiger Landbevölkerung vergeblich sucht. Abschneiden von Händen, Ohren, Lippen, Ausstechen von Augen, wie es bei den Njam Njam geschieht, sind den Schilluk und Dinka ebenso fremde Dinge, als die Blutsaugerei gewisser hoher Finanzmänner der Großstädte dem einfachen Handelsmann des Gebirgsdorfes. Die Menschheit als eine rein bürgerliche Vervollkommnung schützt in Afrika ebensowenig vor Abgründen als in Europa, macht vielmehr den Fall in die Tiefe noch entsetzlicher. Nur die Religion kann es, und diese ist bei den Njam Njam weit mehr verdunkelt als bei den Schilluk und Dinka.

Die Njam Njam sind ein leichtlebiges Volk. Eine ihrer Hauptbeschäftigungen ist der Tanz. Nirgends in Afrika sah und hörte ich soviel Tanzen. Kriegs- und Ernte-, Toten- und Hochzeitstänze sieht man überall bei den Negern, hier aber wird fortwährend getanzt. Ich erinnere mich nicht, auch nur eine Nacht in bewohnter Gegend verbracht zu haben, ohne in der einen oder anderen Richtung Tanzlärm gehört zu haben. In Tombora, wo die Bevölkerung am dichtesten ist, fanden täglich mehrere Tänze in verschiedenen Richtungen zugleich statt. Der Tanz begann gewöhnlich um 3 Uhr nachmittags und dauerte bis zum nächsten Tage um 9 Uhr morgens. In jeder größeren Gruppe von Gehöften befindet sich eine große Trommel aus einem ausgehöhlten Baumstamm mit einem langen, schmalen Spalt auf der Oberseite. Das auf vier Füßen stehende und mit vier Handhaben versehene riesige Instrument ähnelt einer Schildkröte. Die Tanzenden bilden einen Kreis um die Trommel und bewegen Knie, Hüften, Brust und die erhobenen Hände im Takte der Musik und einförmiger Gesänge. Es ist eher eine nicht immer schöne Muskelübung als ein Tanz in unserem Sinne. Zeitweilig verläßt ein Tänzer seinen Platz, bewegt sich vorwärts und ermuntert die übrigen. Wer müde ist, zieht sich zurück und stärkt sich mit einem Trunk Bier. Das dauert in derselben Eintönigkeit die ganze Nacht, bis die feuchtfröhlichen Tänzer erschöpft sind. Es ist ein Vergnügen für Wilde, für diese aber auch das größte. Kleine Kinder, welche sich kaum auf den Beinen zu halten vermögen, ahmen, hinter der tanzenden Mutter stehend, deren Bewegungen nach, und Großmütter mit den Enkeln auf dem Arm tanzen neben jungen Mädchen. Gewöhnlich tanzen beide Geschlechter getrennt, selten zusammen.

Die Njam Njam haben erbliche Herrscherfamilien, welche behaupten, von einem gemeinsamen Vorfahren Mabenge abzustammen und im Laufe der Zeit teils

friedlich, teils durch blutige Kämpfe sich in die Gebiete des Landes geteilt haben. Diese Familien bilden eine von den Untertanen verschiedene Sippe, Wongora genannt. Alle Söhne der Wongora sind geborene Adelige oder Herrschersöhne, während die Töchter zum gewöhnlichen Volke zählen. Die Wongora nennen alle anderen Mbiri oder Uru, d. h. Knechte oder Sklaven. Die Njam Njam sind die Sklaven der Adeligen, und die unterjochten Völkerreste der Pambia, Abarambo, Sereh und Bellanda sind die Sklaven der Njam Njam. Nur ein Adeliger und nie ein Sklave kann Häuptling der Njam Njam werden. So kommt es, daß gewöhnlich nur die nächsten Verwandten des Sultans, als Söhne und Brüder, Häuptlinge werden. Alle Adeligen, auch jene, welche nicht Häuptlinge sind, genießen gewisse Vorrechte. Sie setzen sich nicht auf die Erde, sondern auf kleine Stühlchen, welche ihnen nachgetragen werden, oder auf Felle, welche sie um den Hals gehängt mit sich tragen.

Die Abhängigkeit der Leute vom Sultan und den Häuptlingen ist eine fast unbeschränkte; man ist in dieser Anschauung aufgewachsen und findet es ganz natürlich. Es geht ein Zug knechtischen Sinnes durch das Volk. Ebenso unterwürfig als die Untertanen gegen die Sultane, sind diese gegen die Weißen. Bekka sagte: „Die Njam Njam sind unsere Sklaven, und wir sind jetzt die Sklaven der Weißen.“ Die Adeligen zeichnen sich durchschnittlich durch eine hellere Kupferfarbe aus, welche deshalb als achtungswürdig gilt. Dieser Umstand mag unter anderem die Achtung und Unterwürfigkeit erklären, welche dieses Volk den Weißen entgegenbringt. Im Gegensatz zu anderen Negerstämmen sind die Njam Njam heller gefärbt, sind stolz darauf und nennen sich sogar „weiße Männer“.

Die große Anzahl von Adeligen hat ihre Rückwirkung auf die Vielweiberei. Die große Zahl der Frauen Tomboras und Mvutos wurde bereits erwähnt. Die anderen Adeligen, seien sie Häuptlinge oder nicht, haben deren mehr oder weniger. Eine große Anzahl von Frauen gehört zur Würde und Stellung. Diese Art von Vielweiberei, welche soviele Frauen in den Gehöften der Adeligen und Angesehenen versammelt, stellt eine schreiende Ungerechtigkeit gegenüber den gewöhnlichen Untertanen dar und ist die Ursache von Unsittlichkeit und Entvölkerung. Die Sultane und Adeligen betrachten alle Untertanen mit Einschluß ihrer eigenen Töchter, als Sklaven und verfügen sowohl über die eigenen Töchter, als über diejenigen der Untertanen nach ihrem Gefallen und zugunsten ihrer Bevorzugten. Zwar kann sich der gewöhnliche Mann eine Frau um eine Anzahl Lanzenspitzen oder Feldhacken erwerben, aber während der arme Schlucker das Heiratsgut oder besser Kaufgeld zusammensucht, kommt es häufig vor, daß die verfügbaren Mädchen von Adeligen und Reichen aufgekauft oder vom Sultan an andere vergeben werden. Daher geschieht es, daß, während Scharen von Frauen in der Mbanga des Sultans verkümmern, der arme Untertan in seiner elenden Hütte kaum zu einer Lebensgefährtin kommen kann. Daß es an den Höfen der Großen unter so vielen Weibern, welche nicht alle in gleichem Maße die Gunst ihres Herrn zu erringen vermögen und großenteils zu Sklavendiensten bei ihren bevorzugten Rivalinnen verwendet werden, zu Eifersüchteleien und Unzufriedenheiten kommen

muß, versteht sich; daher auch das so häufige Entlaufen von Frauen. Die Großen selbst verkaufen, vertauschen oder verschenken häufig ihre Frauen.

Die obenerwähnte und sonst in Afrika weitverbreitete Art der Freiwerbung durch eine Materialleistung an den Vater der Braut wird bei diesem Volke vielfach durch ein einfaches Ansuchen an den Sultan oder Häuptling ersetzt, welcher dem Freier eine Frau nach seinem Geschmack verschafft. Trotz dieses zwanglosen Vorgehens und trotz der herrschenden Vielweiberei büßt die Ehe nichts von der Strenge und Heiligkeit ihrer Verpflichtungen ein. Untreue einer Frau wurde früher mit dem Tode geahndet; ein Vergehen mit einer verheirateten Frau, besonders eines Sultans, wurde bis zur Ankunft der Regierung durch Abschneiden beider Hände und durch andere Verstümmelungen bestraft, und solche Männer ohne Hände sah ich allenthalben. Die Njam Njam hängen an ihren Frauen mit Eifersucht und Liebe; Kindersegen gilt als höchstes Glück und Auszeichnung. Wie die Großen ihre Frauen von alten Weibern und Eunuchen bewachen lassen, so behüten die übrigen Männer ihre Frauen. In Anwesenheit von Fremden, auch des Landes, zeigen sich die Frauen selten. Die Bedienung des Hausherrn und der Gäste geschieht durch Knaben. Frauen, denen man auf Weg und Feld begegnet, ziehen sich abseits, machen Umwege durch das hohe Gras und wenden wohl auch das Antlitz ab.

Im übrigen entbehrt auch hier die Stellung der Frau nicht des Sklavischen, das wie ein Alp auf ihrem Geschlecht in Afrika lastet. Sie ist Eigentum des Mannes; ihre Hauptarbeit ist die Bestellung der Felder, ferner die Zubereitung der Speisen, das Frisieren und Bemalen des Mannes. Die Kindererziehung beansprucht wenig Mühe; Säuglinge werden von den Müttern in schärpenartigen Binden überallhin mitgetragen; die größeren Knaben bleiben bei dem Vater, bis sie in die Gesellschaft eingeführt und ihre eigenen Herren werden; die Töchter erkennen in ihm zeitlebens ihren Herrn.

Ueber die Religion der Njam Njam konnte ich während meines beschränkten Aufenthaltes folgendes ermitteln. Die Njam Njam nennen Gott M b o l i. Alle glauben an sein Dasein, aber niemand hat ihn gesehen und kann wissen, wie er beschaffen sei. Er ist etwas, und zwar etwas für sich und von allem anderen Verschiedenes, aber niemand weiß, was er sei. Mit Bestimmtheit weiß niemand, wo er wohne; man nimmt im allgemeinen an, daß er „oben" wohne, und besonders hochgelegene Wasserquellen und Berggipfel gelten als sein Aufenthaltsort. Man fürchtet ihn und spricht nicht gern von ihm. Man argwöhnt, daß er außer Gutem auch Böses zufügen könne. Um sich das erstere zu sichern und das letztere zu verhüten, opfert man ihm von der Frucht der Erde, von den Erträgnissen der Jagd und den Gegenständen der eigenen Habe. Vor der Haupthütte jedes Gehöfts steht ein Baum oder gegabelter Pfahl, an welchem Aehrenbüschel von Hirse oder Eleusinekorn, Gefäße mit Bier sowie Fleisch, Knochen, Schädel und Hörner von erlegtem Wild, Pfeile und Schmucksachen aufgehängt oder aufgestellt sind. Es heißt, daß Mboli in der Nacht komme, die Gaben prüfe und, wenn er sie gut findet, die Spender belohne. Diese Opfer, welche einen Teil der vom Spender

genossenen oder zu genießenden Speise oder der von ihm besessenen Habe darstellen, sollen Gott veranlassen, weiterhin Glück bei der Aussaat, auf der Jagd und im Hause zu gewähren. Im täglichen Leben der Njam Njam tritt Gott in den Hintergrund und drängen sich die untergeordneten Geister vor. Ein Mann sagte mir, daß Mboli auf dem Gipfel des Berges wohne, und zwar nicht auf einem bestimmten, sondern auf allen Gipfeln hoher Berge. Ich hielt ihm entgegen, ein anderer Mann habe mir versichert, daß Gott an der Wasserquelle wohne. „Nein", war die Antwort, „Mboli wohnt auf dem Gipfel des Berges, und an den Wasserquellen wohnen seine Kinder." „Wer sind diese Kinder?" „Hast du noch nie

Njam-Njam-Gehöft.

gehört, daß ein Vater böse Kinder hat? So hat auch Mboli böse Kinder, welche uns schaden wollen." Vor diesen bösen Geistern fürchten sich die Leute mehr als vor Gott, und man ist ihren Verfolgungen überall ausgesetzt. Da der Wald einen Großteil des Landes bedeckt, bildet er natürlich einen Sammelpunkt aller feindseligen Mächte. Im schauernden Dunkel der Dickichte sollen die Kobolde zusammenkommen und im gespenstischen Rauschen des Laubes ihre Zwiegespräche zum Verderben der Menschen halten. Zur Ausführung ihrer verderblichen Machenschaften bedienen sie sich der Zauberer und Hexen, deren das Land voll ist. Damit verstrickt sich ihre Religion in den Irrgängen des Aberglaubens, welcher in ihrem täglichen Leben an Stelle von Glauben und Kultus tritt. Zauberer und Hexen auszuspähen und ihre Tätigkeit lahmzulegen, darauf geht ihr Sinnen und Trachten. Ueberall vermutet man Zauberei und Hexerei und sucht sie zu entlarven. Ich habe oben das Hühnerurteil erwähnt. In anderen Fällen ergreift man einen

Hahn, hält seinen Kopf so lange unter Wasser, bis er betäubt und steif geworden ist, und läßt ihn dann wieder frei. Kommt er wieder zu sich, so bedeutet es Glück, andernfalls Unglück. Den Entscheidungen dieser Gottesurteile unterwirft man sich mit dem Fatalismus der Mohammedaner. Trotz der ständigen Angabe, die ich erhielt, daß mit dem Tode alles zu Ende sei, glaube ich nicht rundweg, daß die Njam Njam nicht irgend eine Ahnung von einem Etwas nach dem Tode haben. Meine Zeit war zu kurz, darüber Klarheit zu schaffen; das werden unsere Missionäre tun. Aber die Tatsache, daß der Tote in Putz und Schminke begraben, durch einen Holzverschlag vor dem Ueberschütten durch Erde geschützt und mit Bier, das man auf den Grabeshügel stellt, versehen wird, gibt zu denken. Sollte die Sorge, mit der man den Toten und sein Grab umgibt, nicht mit dem Glauben zusammenhängen, daß der Mensch sich überlebt?

Der Islam hat bisher keine nennenswerten Fortschritte unter den Njam Njam gemacht; die arabischen Elfenbein- und Menschenhändler des letzten Jahrhunderts haben keine dauernden Spuren hinterlassen. Etwa zehn Darfurer fand ich als Dolmetscher und Schreiber der Adeligen über das Land zerstreut. Einer derselben erklärte, er halte es im Fastenmonat mit seinem Herrn, der am Tage esse und bei Nacht faste. In Tombora waren etwa 100 Negerfamilien angesiedelt, meist Njam Njam und ausgediente Soldaten (sogen. Molkia, d. h. Bürgerliche), welche dem Sultan bei der Zivilisierung seiner Leute helfen sollten. Sie verstehen arabisch, kleiden sich auf arabische Art und nennen sich Mohammedaner. Sie stellen den Typus des oberflächlich mohammedanisch gewordenen Negers dar; hochmütig und anmaßend verachten sie ihre heidnischen Stammesgenossen und nennen sie Sklaven. Aufgeblasenheit, Lügenhaftigkeit und Schmutz zeichnen sie vor den einfacheren, aufrichtigeren und reinlicheren, heidnischen Landsleuten aus. Erhalten sie keinen Zuzug von Norden, so ist anzunehmen, daß sie in der Masse der Heiden aufgehen und daß ihre Kinder Heiden werden. Der Islam wird unter den Njam Njam keine Fortschritte machen, solange sie nicht arabisch verstehen.

* * *

Am 22. April, 9 Uhr vormittags, Aufbruch nach Norden. Außer uns dreien bestand die Karawane aus 7 Trägern, einem Soldaten Tomboras, zwei Molkia als Eselsburschen und zehn Eseln. Nach Ueberschreitung des J u b b o verließen wir den früheren Pfad und schlugen die gerade nördliche Richtung nach Wau ein. Dieser Weg ist kürzer als derjenige, welcher dem Such folgt, und wird in der Regenzeit vorgezogen, um die besonders an der Mündung angeschwollenen Regenbäche zu vermeiden. Zur jetzigen Jahreszeit litt der Weg an Wassermangel und wird daher Durst- oder Wüstenweg genannt. Wir wählten ihn trotzdem, um auch diese Verbindung zwischen Wau und Tombora kennen zu lernen.

Nach kurzer Mittagsrast bei einem einsamen Gehöft erreichten wir gegen Abend die Siedelung W a r a am Bache Bangalo. Die netten Hütten aus Häcksellehm und die zierlich geformten und glatt polierten Erzeugnisse der Töpferei

rühmten die Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit der Bellanda. Vor jeder einzelnen Hütte stand ein Gabelstock mit Opfergaben. Die Siedelung war noch neu. Wara hatte die bisherige seines verstorbenen Vaters verlassen, die wir am Morgen trafen. Auf dem frisch verstrichenen Grabe ragte in 1½ m Höhe ein Kegel aus Steinen auf.

Gießbäche und sumpfige Niederungen mehrten sich; der Esel, seinem Brauche treu, strauchelte wiederholt und warf mich in den Morast. Mittags hielten wir am Bache Duma, dessen Ufer ein buntfarbiger Blumenteppich schmückte und Scharen von Schmetterlingen belebten. Antilopen, Gazellen, und, eine Seltenheit, wilde Esel stiegen zur Tränke hernieder. Dieser, sowie zwei folgende Wasserläufe brachten den gewöhnlichen Zeitverlust bei Uebersetzung der Esel und Lasten mit sich, so daß der Abend uns im Walde überraschte.

Der Morgenritt brachte uns in ein Geschiebe von Felshügeln, aus deren Schoße der Gießbach Mrembale in schimmernden Gefällen niederstürzt, um sich unten in beschatteten Staubecken zu sammeln. Muntere Fischlein schwammen darin, und ein Krokodilswächter, welcher schreiend über dem Wasser kreiste, ließ vermuten, daß auch der gefräßige Saurier sich in diese Gegenden verirrt habe. Die Mittagshitze war so groß, daß ich in meinem Tagebuch den Ausruf finde: „O Afrika, du bist heiß, auch im Schatten deiner Uferbüsche!“ Zahllose kleine und zudringliche Fliegen verbanden sich mit großen, bissigen Ameisen, um uns zu zwingen, unseren ungastlichen Lagerplatz bald zu verlassen.

Eine Entschädigung bot am Abend das Gehöft Geddi. Auf einer breiten, entholzten und sauberen Fläche lagen 8 Hütten von je 9 m Durchmesser und 10 m Höhe, aus Lehmwänden und dickem Bambus- und Rotangrohr zierlich gebaut. Der Fußboden war wie eine Zementplatte gestampft, die Wände fein gestrichen. Die Frauenhütten enthielten bis zu acht gemauerte Schlafstellen, rings von derbem Pfahlwerk umschlossen. Andere Hütten dienten als Kornspeicher und Küchen. Eine Lage des feinsten Sandes bedeckte die Höfe, und drei Streifen riesiger Pisangstauden umfriedeten die ganze Anlage. Diese, mitten im Walde errichtet und mit einem Hintergrunde malerischer Berge, welche im Westen aufragten, war die schönste, welcher ich auf dieser Reise begegnete. Sie stellte dem Hausherrn das Zeugnis besten Geschmackes aus. Und doch stand alles verlassen. Geddi war von seinem Bruder Tombora der Auflehnung beschuldigt, abgesetzt und in Wau zurückbehalten worden. Tombora selbst hatte mir gegenüber den Wunsch geäußert, sehen zu können, wie der Bruder die Straßen der Hauptstadt kehre. Wieder einer der vielen Bruderzwiste, welche einst durch blutige Kämpfe ausgetragen wurden und heute dank der Anwesenheit der Regierung auf gerechte und unblutige Weise gelöst werden.

Ueber Felsen und durch hohes Gras führte der Pfad an mehreren Gehöften der Bellanda vorbei, welche, von unserer Ankunft benachrichtigt, sämtlich die Flucht ergriffen, Haus und Hof und den rauchenden Herd mit dem dampfenden Eleusinebrei im Stiche gelassen hatten. Man sah, daß wir uns unter mißtrauischen Menschen befanden.

Erst bei Kauge, dem Bruder Geddis, trafen wir wieder Leute. Der junge Vorsteher, in Hose, Mantel und Filzhut, eilte uns entgegen. Alle waren freundlich und dienstfertig, aber zugleich mißtrauisch. Sie waren um das Los Geddis bekümmert und fürchteten, daß Tombora seinen Sohn Bakir an dessen Stelle setzen wolle. Man sah, daß sie sehr an Geddi hingen. Sie wurden nicht müde, seine Tüchtigkeit und Güte zu loben. Sie beschworen uns, in Wau ihre Lage zu schildern und zu berichten, wie sehr das Land infolge der Abwesenheit des Häuptlings schmachte und wie sehnsüchtig sie die Rückkehr ihres gemeinsamen Vaters wünschten. Bei der Abreise brachten sie uns Körbe von Erdbohnen, damit wir, in Wau angekommen, für die Rückkehr ihres Hauptes Fürsprache einlegen sollten. Wir dankten ihnen, gaben ihnen Geschenke und trösteten sie, so gut wir konnten.

Auf Anraten der Leute schlugen wir hier anstatt des längeren und schwierigeren Weges nach Nordwesten die Richtung nach Nordosten ein. Aus den Gehöften am Wege flohen alle, groß und klein, und versteckten sich im Walde. Hohe Felsen wechselten mit Tälern, die Spitze der Karawane erschien bald hoch oben auf den steilen Felsen, bald verschwand sie im dichten Grase der Täler, um dann wieder an den Felsenkanten aufzutauchen.

Es war dunkel geworden, als wir zu zwei Gehöften gelangten, deren schüchterne und mißtrauische Bewohner uns barsch die Richtung nach Oradsch, unserem Ziele, wiesen. Da der Rest der Karawane unterdessen vorausgezogen war, befand ich mich mit einem Burschen ganz allein zurück und in voller Finsternis. Ueber Stöcke und Steine, durch Dornen und Gestrüppe tasteten wir vorwärts, ohne zu wissen oder zu sehen, wohin. Endlich leuchtete ein Licht auf. Bei einer Hütte angelangt, riefen uns einige Frauen unwillig zu, weiter zu ziehen. Nach einiger Zeit erschien ein zweites Licht; es war ein Träger, welcher uns mit einer Strohfackel suchen kam.

Wir fanden die Karawane auf einer Felskante unter freiem Himmel gelagert. In der Umgegend erscholl allseits Lärm und Geschrei von Leuten, es mußten bewohnte Hütten sein. Aber niemand wollte uns aufnehmen; alle mißtrauten uns. Häuptling Oradsch, ein Bellanda, welcher abwesend war, lag ebenfalls im Streit mit Tombora, daher das Mißtrauen der Leute gegen uns, die wir von Tombora kamen. Nach einiger Zeit erschien der Bruder des Häuptlings mit drei Männern, alle mit Flinten, Lanzen, Pfeilen und Schilden bewaffnet. Lautlos blieben sie vor uns stehen und betrachteten uns. Es schienen Wachen, gekommen, uns zu beobachten. Aus verschiedenen Richtungen tauchten zahlreiche Bewaffnete in der Finsternis auf und pflanzten sich wie riesige Ebenholzklötze um unser Lager herum auf. Keiner sprach ein Wort. Die Lage war eine ganz fremdartige. Man wußte nicht, was dazu sagen. Unsere Njam Njam-Träger, die sich so unter freien Himmel gestoßen sahen, wollten Streit anfangen und den Eingeborenen ihr Benehmen vorhalten. Ich verbot ihnen kurz und bündig, auch nur den Mund zu öffnen zu irgendwelcher Rede, und wir legten uns alle schweigend auf den Felsen nieder. Die Bewaffneten blieben regungslos stehen und beob-

achteten uns, während aus den nahen Hütten das Geschwätz der Frauen drang, welche über unsere Herkunft und Absicht sich unterhielten. Es war offenbar, daß die Leute uns nicht trauten und fürchteten, daß wir von seiten des Tombora in Sachen der bestehenden Zwistigkeiten gekommen seien. In der rabenschwarzen Finsternis der Nacht mit unseren etlichen nackten Njam Njam, und unbewaffnet, blieb uns nichts Besseres übrig, als zu schweigen und unter dem Schutze der Vorsehung uns ruhig zu verhalten. Der geringste Wortwechsel zwischen unseren paar Njam Njam und den bewaffneten Bellanda mußte gefährlich werden. Ich meinerseits konnte kein Auge schließen aus Furcht, daß der eine oder andere der unserigen eine Klage fallen lasse oder Streit beginne. Nach längerer Zeit sah ich jedoch, wie die Bewaffneten, lautlos wie sie gekommen, wieder verschwanden.

Bellandafrauen.

Um 3 Uhr morgens zog sich ein Gewitter über uns zusammen. Wir stapelten in Eile das Gepäck auf, breiteten eine wasserdichte Decke darüber, welche uns Hauptmann Bengough geliehen hatte, und flüchteten uns mit den Trägern unter dieselbe, wo wir, über und zwischen unseren Kisten mit unseren Trägern zusammengekauert, uns vor dem Regen schützen konnten. Erst nach zwei Stunden ließ die Heftigkeit des Unwetters nach, machte aber die Fortsetzung der Reise unmöglich.

Endlich nach Tagesanbruch erschien der Sohn des Oradsch und überzeugte sich von unserer Ungefährlichkeit. Der freundliche Junge in Festkleidung und mit Regenschirm versehen, lieh uns ein Beil, um Aeste fällen und ein Obdach für die Esel bauen zu können, welche vor Frost und Nässe zitterten. Dann beeilte er sich, seine Leute über uns aufzuklären, und nun kamen sie alle langsam herbei. Sie erzählten uns, daß Tombora sie mit Oradsch von ihrer alten Ansiedelung verjagt habe, und daß sie nun im Walde herumirrten auf der Suche nach einer ständigen Niederlassung. Oradsch war das Haupt aller Bellanda unter Tombora und wollte sich nun frei und unabhängig machen.

Da der aufgeweichte Boden unsere Abreise verhinderte, setzten wir uns um das Feuer, trockneten unsere Kleider und unterhielten uns mit den guten Bellanda.

Sie nennen Gott Tschok, was auf die Verwandtschaft ihrer Sprache mit derjenigen der Dschur und der Schilluk deutet, wissen aber nicht, wer, wie und wo er sei; sie opfern ihm, um Glück zu erlangen, und vor ihren zeitweiligen Hütten standen die Opferpfähle. Man brachte uns auch zwei Burschen mit wunden Füßen, denen wir Arznei gaben. Sie wurden ganz zutraulich, zeigten uns, wie sie mit einem einfachen Holzgeräte die Baumwolle spinnen, mit ihren vergifteten Pfeilen bis auf 60 m Entfernung das Ziel treffen und hübsche Holzfiguren schnitzen. Zerstreut und gezwungen, sich zur Selbsterhaltung an die mächtigeren Nachbarvölker anzuschließen, machten sie den Eindruck eines recht geweckten, arbeitsamen und zugänglichen Völkleins, das ein vorzügliches Arbeitsfeld für eine

Bellandaknaben.

Mission abgäbe, wenn es geeinigt und seßhaft wäre. Dankbar und freudig nahmen sie unsere Geschenke entgegen.

Unsere Abreise am Nachmittag war recht verschieden von unserer Ankunft. Männer und Kinder begleiteten uns jubelnd, während die Frauen aus der Ferne uns den Scheidegruß zuriefen. Der junge Oradsch geleitete uns auf den rechten Weg. Nach einstündigem Marsche durch dichten Buschwald ließen wir den einsamen, breiten Felskegel Bongoru, die letzte bergartige Erhebung, zur Linken liegen. Der Wald war reich an vielgestaltigen, wilden Früchten, welche das Aussehen, aber nicht den Geschmack von Nüssen, Orangen, Pfirsichen, Kirschen, Kastanien und Bohnen hatten.

Die Nacht verbrachten wir bei einem Erdloche, welches zur Regenzeit Wasser enthalten hatte, jetzt aber ganz ausgetrocknet war, ungeachtet der Affen und Vögel in der Nähe. Der Durst konnte erst am Morgen gestillt werden, als wir um

9 Uhr zum Flusse Bo gelangten. Die Ufer waren von Vögeln belebt. Sonst schien die Gegend nur vom Zirpen der Grillen zu widerhallen. Ich konnte aber schwer unterscheiden, ob es Täuschung oder Wahrheit war, denn das grillenartige Zirpen klang mir Tag und Nacht in den Ohren; es war die Wirkung des Chinins, das ich täglich gegen das Fieber nahm. Unsere Molkia behandelten die Njam Njam-Träger hochfahrend, nannten sie Sklaven, ließen sich von ihnen bedienen und vertrieben sie aus der Fremdenhütte, um dieselbe allein in Besitz zu nehmen. Diese halbmohammedanischen Neger müßten die ärgsten Gewalthaber der heidnischen Neger sein, wenn sie freie Hand über sie erlangten, wie sie einst die grausamsten Helfershelfer der arabischen Sklavenjäger waren. Das Wasser des Bo, der in tiefem Bette floß, mundete vorzüglich. Leider war es das letzte gute Wasser.

Am Abend hielten wir bei einer Wasserlache. Dreimal sotten wir das Wasser und dreimal seihten wir es durch ein Linnen, aber es blieb übelriechend. Weiterhin wurde der Wald immer dichter und hochstämmiger. Der Tamarinden- und Butterbaum waren in wahrhaft riesigen Gestalten vertreten. Das junge Gras erreichte hier erst 30 cm Höhe. Der Pfad war eben und leicht, die Gegend aber wasserlos. Man vernahm das Geschnatter wilder Gänse und Enten, aber nirgends war eine Spur von Wasser zu entdecken. Wir hofften, daß ein Gewitter sich erhebe und der Himmel das ersehnte Naß uns beschere, das wir auf der Erde vergeblich suchten, aber heiterer Sonnenschein glänzte über uns. Endlich um 2 Uhr trafen wir eine Pfütze mit stehendem und warmem Wasser. Menschen und Esel stürzten sich darauf und tranken es gierig. Der Abend brachte auch ein Gewitter, welches uns zwang, zusammen mit den Trägern und Kisten unter der wasserdichten Decke Zuflucht zu nehmen.

Am 29. April hielt sich der Weg stets am Ufer eines trockenen Regenbaches. Mit dem Breviergebet beschäftigt, ritt ich allein in bedeutender Entfernung von den anderen. Da plötzlich rollte die Stimme eines Löwen aus dem fernen Dickicht des Gegenufers, so mächtig, daß der Esel, ebenso furchtsam als kräftig, vom Schrecken ergriffen, in rasendem Laufe vorwärts eilte, daß ich mich nur mit Mühe im Sattel zu halten vermochte. Erst nach etwa einer halben Stunde ließ sich das Tier etwas beruhigen. Gegen Mittag erschienen große Fliegen, deren schmerzlicher Stich an Menschen und Tieren sofort Blut fließen machte und den Esel wieder in wütenden Lauf versetzte. Die Nacht, welche wir am Bachbette verbrachten, war kalt und feucht und der Schlaf durch die vereinten Stimmen der Hyänen, Löwen und Leoparden gestört. Trotzdem war kein Tropfen Wasser zu finden.

Auch der folgende Tag brachte kein Wasser. Die Hitze war so groß, daß sie wie in wabernden Wellen vor den Augen sich zu stauen schien und den Blick blendete. Wir eilten voran, um Wasser zu finden; aber vergeblich. Am Mittag hielten wir auf steinigem Gebiet und suchten in einem alten Laubdach Unterstand. Die Zunge klebte wie eine Scherbe am Gaumen, als wir aufbrachen auf die Suche nach Wasser. Hunderte von Geiern erfüllten die Luft, was ein nahes Aas vermuten

ließ. Bald als kleine Punkte in der höchsten Höhe schwebend, bald bis zur Erde herabsteigend und die Esel umkreisend wie eine sichere Beute, folgten sie uns eine weite Strecke. Nichts Trostloseres läßt sich denken, als diese wasserlose Waldsteppe, welche ihren Namen „Durst- und Wüstenweg" vollauf rechtfertigt und lebhaft an die Strecke zwischen dem Pango und dem Schell erinnerte, welche wir im vorhergehenden Jahre durchwandert hatten. Was sie so schrecklich machte, war der Wassermangel. Bei Sonnenuntergang hielten wir, aber ohne Wasser weit und breit. Und doch brüllten die Löwen durch die Nacht.

Am 1. Mai eilten wir durstig und nüchtern weiter. Zur Beruhigung des quälenden Durstes kauten wir Baumblätter. Endlich nach zwei wasserlosen Tagen erreichten wir gegen Mittag ein Gehöfte der Bongo bei Seloba. Von Oradsch bis hierher war keine Spur von Menschen zu sehen gewesen. Auf der Strecke vom Bo bis Seloba sollen wiederholt Menschen erdürstet sein, was glaubwürdig erscheint. Die Bongo waren erst seit kurzem angesiedelt, selbst arm und konnten die Ansprüche der Träger nur schwer befriedigen. Der Hunger der letzteren war begreiflich, aber ihre barsche und anmaßende Art den armen Bongo gegenüber erklärt es, daß die Eingeborenen die Belästigungen der Karawanenwege zu meiden und sich in die abgelegenen Wildnisse zurückzuziehen suchen.

Da waren wir wieder bei den Bongo mit ihren beschweiften Frauen, welche, freier als diejenigen der Njam Njam, ihr möglichstes taten, um den Hunger unserer Leute zu stillen. Sie nennen Gott Loma. Dieser Loma ist überall und besonders im Winde gegenwärtig. Dasselbe Wort Loma bedeutet auch Schicksal, sowohl Glück als Unglück. Gott ist ihnen ein Etwas oder ein Jemand, von welchem alles, was in der Welt vorkommt, ausgeht. Um Gutes zu erlangen und Böses abzuwenden, bringen sie ihm Opfergaben dar. Vor jeder Hütte der Siedelung stand ein Opferpfahl mit Feld- und Waldfrüchten behangen.

Der Kornspeicher, in dessen Schatten wir hielten, bleibt uns unvergeßlich. Dort suchten wir die ganz außerordentliche Hitze dadurch erträglich zu machen, daß wir uns fortgesetzt mit Wasser begossen, welches in wenigen Minuten von der glühenden Luft aufgesaugt ward.

2. Mai. In vier Stunden erreichten wir das Dorf des Bongoältesten Mordschan und bald darauf den Fluß Wau und damit das erste fließende Wasser seit dem Bo. Mit Dank gegen Gott tranken wir und durchwateten das Wasser, das noch bis über die Knie reichte. Am jenseitigen Ufer begrüßten uns die ersten Dschur vom Dorfe Melau. Von einem zweiten Dorfe führte eine breite Straße nach Wau, das wir um 11 Uhr erreichten.

Hiermit war die Njam Njam-Reise glücklich abgeschlossen. Bis dahin hatten nur englische Offiziere deren Land betreten; unsere Missionäre waren nach ihnen die ersten, welchen der Zutritt gestattet wurde. Wir hatten die besten Eindrücke von Land und Leuten mitgebracht und die Ueberzeugung gewonnen, daß dort ein hoffnungsvolles Feld für unsere Missionstätigkeit sich darbietet. Der neue Gouverneur gab auch gerne seine Einwilligung zur Eröffnung einer Missionsstation in dem von uns besuchten Gebiete. Die Schwierigkeit der Reise und Transporte

und der Mangel der dadurch bedingten Mittel verzögerte die Ausführung. Aber die Mission der Njam Njam blieb unser sehnlichster Wunsch.

Indes wurden die Verkehrswege verbessert und in Tombora ein englischer Offizier eingesetzt. Seit zwei Jahren befinden sich Söhne Tomboras und anderer Njam Njam-Häuptlinge in unserer Schule zu Wau. Einer derselben, Romba, Sohn des Sultans Rikita und Enkel Jambios, wurde als erster Njam Njam getauft, übersetzte den Katechismus in seine Sprache und wird der Mission bei seinem Volke treffliche Dienste leisten. Indes starb zu Beginn dieses Jahres Sultan Mwuto, und der Sultan Tombora, infolge seiner Trunkenheit unfähig

Sandsturm in Khartum.

geworden, wurde durch einen seiner Söhne ersetzt. Zu Beginn dieses Jahres unternahm einer unserer Missionäre eine Reise in die Gebiete von Tombora und Rikita und fand mehrere Orte, welche sich zur Missionsniederlassung eignen. Die notwendigen Einkäufe für die erste Station sind eben in Gang, das Personal ist bereit, und noch vor Ende dieses Jahres wird die Mission eröffnet werden.

Nachdem ich mit den in Wau versammelten Obern der drei Stationen verschiedenes über den Gang der Mission beraten hatte, brach ich am 6. Mai nach Norden auf und erreichte nach abermaligem Aufenthalte in der Mückenhölle Meschra el Rek am 21. Mai Khartum. —

In Khartum befand man sich gerade in der Zeit des Habub. Dieses arabische Wort für Wind besagt hier einen Sandsturm. Im Frühlingsäquinoktium steht die Wiege dieses ausgelassenen Sohnes der Wüstenregion, welcher daraus

zumeist mit Ueberspringung des Kindesalters als ungestümer Geselle hervorstürzt. Derselbe tritt an Tagen von ungewöhnlicher, schwüler Hitze auf, bedeutet gewöhnlich ein Herabgehen der Temperatur und wird daher trotz seiner unliebsamen sonstigen Begleiterscheinungen von der Bevölkerung nicht ungern aufsteigen gesehen.

Bleiern wölbt sich der Himmel über der regungslosen Natur. Wie trauernd hängt die glanzlose Sonne am getrübten Firmamente. In den Luftschichten brütet dumpfe Schwüle. Kein Hauch bewegt die erhitzte Atmosphäre, als hielten Himmel und Erde den Atem an sich. Die Lage wird zur Spannung, die auf eine Lösung drängt. Unwillkürlich sucht der Blick nach einer solchen. Zuerst zeigt sich am Horizont eine unscheinbare Wolke, die sich von der Erde in matten Umrissen

Sandsturm in Khartum.

abhebt. Je näher sie heranrückt, desto größer wird und desto höher steigt sie, und desto mannigfaltigere Gestaltung nimmt sie an. Bald glaubt man, einen wildzerrissenen Berg, dann ein schmutziges Gletscherfeld vor sich zu haben, dann eine ganze Gebirgskette mit steil abfallenden Hängen und grotesken Höhlen. Die Sandwolke schiebt sich immer näher heran, ein Abhang scheint den anderen zu verschlingen. Das Ganze ist mit feenhaftem Lichte übergossen und erinnert an das Almglühen der Tiroler Dolomiten. Schon werden die Gebäude der näheren Straßen von der gespensterhaften Bergkette verschlungen, während wir uns noch im hellsten Sonnenschein befinden und noch völlige Windstille herrscht. Jetzt macht sich ein Luftzug fühlbar, kosend spielt er mit den Gesträuchen. Er wird zum Winde, greift in die Büsche und rüttelt an den Baumkronen.

Es ist höchste Zeit. Menschen und Tiere flüchten nach den schützenden Wohnungen. Die ohnehin wenig belebten Straßen werden friedhofleer. Rasch werden Türen und Fenster geschlossen.

Da löst sich der Sturm aus. Im Nu ist der Himmel verdunkelt, rötliche Finsternis umfängt die Stadt, der Sturmwind saust um die Hausecke und rüttelt an allen Läden. Das Gebälk ächzt, die Scheiben klirren, die Mauern zittern, das Haus scheint zu wanken. Obwohl Türen und Fenster sorgfältig geschlossen sind, so dringt der feine Wüstensand doch überall durch und bedeckt alles mit einer feinen, mehlartigen Schicht. Draußen heult der Orkan. Jede Pflanze, jeder Strauch windet sich wie in wilder Angst, und die Palmenkronen schütteln sich wie im Todeskampfe. Die Nilflut tost, zischt und braust, als ob sie mit den geängstigten Dampfern und Booten sich selbst verschlingen wollte. Das Stöhnen der sturmgepeitschten Natur wird zum Todesschrei, der im Heulen der Windsbraut erstickt. Man möchte an eine augenblickliche Vernichtung des Alls glauben.

Dieser Zustand dauert von einer Viertel- bis zu zwei und mehr Stunden. Alle Arbeiten sind eingestellt, und jeder hofft auf eine Abkühlung nach dem Habub. Gewöhnlich nämlich endet ein richtiger Habub mit einem tüchtigen Gewitterregen, der die Luft reinigt und alles erfrischt. Bemerkenswert ist der große Temperaturunterschied vor und nach dem Habub, der oft 20 Grad beträgt.

Meist geht es, bis auf eine Störung der elektrischen Beleuchtung, ohne Schaden ab, und wenn sich der Sturm bis zur Ohnmacht erschöpft hat, atmen Mensch und Natur wieder freier. Aber zuweilen bescheint das wiederkehrende Sonnenlicht Szenen von Verwüstung. Geknickte Sträucher, entwurzelte Bäume, abgedeckte Gebäude, zerrissene Telegraphenlinien und gekenterte Boote starren uns entgegen als Zeugen und Opfer des Habub, dieses unberechenbaren Faktors des Tropensommers im Sandgürtel des Sudan.

Erkowit und Sinkat.

Eine sudanesische Sommerfrische. — Sinkat zweiter, Erkowit erster Güte. — Die Hitze im Sudan. — Erkowits Vorzüge. — Die Landschaft. — Pflanzenwelt. — Gesteinswelt. — Tierwelt. — Die Bewohner von Erkowit. — Ausflüge. — Erkowit im Winter.

Wir waren anfangs Juni 1909. Im Maimonat hatte ich die beiden Missionsstationen Assuan und Port Sudan besucht. In beiden Orten sowohl, als in Khartum, meinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, herrscht um diese Jahreszeit große Hitze. Da war es gerade der richtige Zeitpunkt, von dem in der Nähe gelegenen Port Sudan einen Abstecher nach Erkowit, der neuen, von den Engländern geschaffenen Sommerfrische des Sudan zu machen, die, wenn sie den Erwartungen entsprach, auch dem erholungsbedürftigen Missionspersonal einen innerhalb der Mission selbst gelegenen, angenehmen Aufenthaltsort bieten konnte.

Der Gedanke einer Sommerfrische datiert allerdings schon aus vorenglischer Zeit. Suakin am Roten Meere war im Sommer von jeher das, was es noch heute ist, ein russisches Dampfbad; man schwimmt dort im eigenen Schweiße. Weniger die Hitze ist die Ursache, als der vom Meere bedingte hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Zur Zeit der Windstille wölbt sich bleiern der dunstige Himmel, und regungslos brütet das Meer. Wie ein Vampir legt sich die Schwere der Luft um die Glieder und preßt aus allen Poren den Schweiß. Das hat schon vor Jahrzehnten die Fremden auf die Höhen der Bergkette getrieben, welche landeinwärts parallel mit der Küste zieht. Das Bergland von Sinkat war damals Sommerfrische von Suakin und wird noch heute als Sommerfrische zweiter Güte weitergepflegt. Der Wunsch, einen schöneren und billigeren Ort als Erkowit zu finden, führte mich auch dorthin. Von der Station Summit gingen wir die 10 Kilometer bequem in zwei Stunden. Da liegen einige Hundert Hütten von Nomaden in einem weiten Talkessel zerstreut. Eine eintönige Sandebene, umrahmt von langweiligen Bergzügen, Platz genug für Herden und Hirten, aber keine Sommerfrische für Europäer! Von der Neugierde kuriert und für Erkowit begeistert, bestiegen wir schleunigst Kamele und entflohen unter den Strahlen der sengenden Mittagssonne aus dem erhitzten Kessel.

An seinem herrlichen Hafen wächst Port Sudan in demselben Maße, als Suakin abnimmt, hat aber ungefähr dieselben klimatischen Verhältnisse. Da haben sich die Engländer ganz nach ihrem System des Klassenunterschiedes Erkowit als Sommerfrische ersten Ranges gewählt. An erster Stelle für Gäste vom

Roten Meer berechnet, steht es gastlich auch solchen des übrigen Sudan offen. Daß das Bedürfnis besteht, darüber nur eine Andeutung.

Der Sudan der subtropischen Zone hat wenig oder gar keinen Regen, so daß hier das Thermometer im Sommer selten unter 30° C. fällt, am Tage fast stets über 40° C steigt und selbst 48° C erreicht, während in der südlichen oder Regenzone sich ein Maximum von 30° C. und ein Minimum von 15° C. ergibt. Die trockene Hitze ist zwar weit erträglicher als die feuchte des Roten Meeres; aber eine Sommerfrische ist doch eine Wohltat.

Für Europäer der Gegend zwischen Khartum und Wadi Halfa bedeutet Erkowit ebenso eine Sommerfrische, wie für einen Münchener oder Wiener

Erkowit mit dem Berge Sela.

die Alpen. In dieser Welt ist alles relativ. Erkowit ist eine Sommerfrische, aber eine afrikanische. Von einer europäischen unterscheidet sie sich ebenso wie Afrika von Europa. Wer blumengeschmückte Wiesengründe und schattige Waldeshügel, knospende Gärten und duftige Auen, rieselnde Brunnen und goldene Aehrenfelder, schmeichelnde Frühlingslüfte und weiche Düfte sucht, findet sich hier ebenso betrogen, als wer Luxus und Bequemlichkeit, teuere Zerstreuung und lärmende Unterhaltung, weltlichen Genuß und anregenden Zeitvertreib erwartet. Wer hingegen wünscht, das Dampfbad Port Sudans und den Glutofen Khartums mit frischer Höhenluft, städtischen Komfort mit einfachem Landleben und schwatzhafte Geselligkeit mit stiller Einsamkeit zu vertauschen und diesen Tausch noch mit der einen oder anderen Entbehrung bezahlt, der wird von Erkowit entzückt sein. Höhenlage, Weltabgeschiedenheit und Ruhe sind seine Vorzüge.

Es ist kein Kurort und kein Sanatorium. Kranke und Leidende entbehren hier der nötigen Heilfaktoren sowie der etwa erforderlichen Hilfe und Pflege. Der fast ununterbrochene, oft heftige und ungestüme Wind, der gesetz- und regellos, ganz nach unberechenbarer Willkür, bald von dieser, bald von jener Richtung weht, ist alles andere als kurmäßig. Eben der Wind ist es, der neben der hohen Lage die relative Frische bewirkt. Nach unserem Maßstabe ist es unter 10° C kalt, unter 20° frisch, unter 30° angenehm, unter 40° warm und über 40° heiß. In Erkowit schwankt die Temperatur zwischen 17 und 36° C, was ganz annehmbar ist. Gute Kuh- und Ziegenmilch ist nach Wunsch vorhanden, frisches Gemüse in bescheidener Auswahl zu haben, frisches Fleisch täglich zu bekommen und sonstige Bedarfsgegenstände in einem Laden käuflich. Wer mehr verlangt, kann es sich kommen lassen.

Kandelaber-Euphorbie in Erkowit.

Nun in einigen Federstrichen das Bild der Landschaft; diese bildet den besten Hintergrund zu einer Schilderung der Sommerfrische.

Erkowit ist die Schweiz des Sudan. Hier weist der Gebirgszug, der dem Roten Meere parallel läuft, seine höchste Erhebung (1080 m über der See) auf. In einem Umkreise von 2 bis 3 Stunden im Durchmesser steigen Felsenkegel und Hügel, Bergrücken und sanfte Wellungen aus der Talsohle auf und gruppieren sich in amphitheatralischer Anordnung um den isoliert aufragenden Sela (1200 m). Die Abstände zwischen den Erhebungen füllen Täler und Bachniederungen, schroffe Klüfte und sanft geschwungene Hügelzüge aus.

Der ganze, besagte Umkreis ist bekleidet mit einer Vegetation von ganz eigenem Charakter, deren Grenzlinien ebenso scharf markiert hervortreten wie etwa im Niltal die Scheide zwischen Kulturland und Sandwüste. Die grüne Färbung hebt diesen Pflanzenbezirk wie eine lebensvolle Oase von dem düsteren Grau der

anstoßenden, völlig nackten Steinberge ab und unterscheidet ihn vorteilhaft von den Bergzügen Nubiens mit ihrer anödenden Blöße und ihren sonnverbrannten Geröllflächen. Die Vegetation ist nicht so dicht, daß sie ununterbrochene Wiesenflächen oder zusammenhängende Haine bildet; das erlauben weder die Sandflächen der Niederungen, noch die Steinmassen der Höhen. Ganz lose und willkürlich keimen Gräser und Büsche. In den unteren Regionen vegetieren Mimosen, Binsen und gelbes Wüstengras. In den Rinnsalen scharen Weidenarten sich zu dichten Bosketts zusammen, und an den Uferhängen leistet ihnen die Euphorbie, die hier Baumgröße erreicht, Gesellschaft. Unter den mannigfachen Akaziengesträuchen tritt die Schirmakazie tonangebend hervor und wechselt mit den Vertretern der Sukkulentengewächse, Aloen und Agaven. Der mächtigste Typus

Teilansicht von Erkowit.

dieser Region ist der Drachenbaum mit seinen imposanten Blätterschöpfen, in deren ewiges Frühlingsgrün das graubraune Einerlei der Sandsteppe ihre düsteren Schattierungen gemischt hat. Ihm gesellt sich als treuer Gefährte die Kandelabereuphorbie bei, die stehende Staffage dieser Landschaft. Vom zartesten Keimling, der mutterseelenallein wie eine dünne Osterkerze aufstrebt, bis zur riesigen Staude, die, einem gewaltigen Kronleuchter gleich, ihre Hunderte von Armen ausstreckt, bedeckt sie Hügel und Hänge. In ihrem Marke rinnt Gift, der Saft des Todes. Das Fremdartige in der Erscheinung dieser ebenso kolossalen als hinfälligen Gewächse, welche den Habitus des amerikanischen Kaktus nachahmen, mutet uns gar sonderlich an und prägt der ganzen Gegend den Stempel bizarrer Wildheit auf. Zum Glück wird die ermüdende Einförmigkeit dieses kahlen Giftstrauches belebt durch die Mannigfaltigkeit anderer Blättergewächse, die an Zahl und Schönheit zunehmen, je höher wir hinaufsteigen.

Wiesenflächen gestatten einen nur beschränkten Wuchs, da die Erdkrume auf sandigem oder felsigem Boden eine geringe Mächtigkeit besitzt. Hingegen gedeihen

Gräser und Buschwerk in überraschender Fülle und Pracht in den sanft geneigten Talmulden und an den zerrissenen Ufern der Regenbäche.

Da wechseln alleinstehende Sykomoren mit lauschigen Hainen, zwergartige Sträucher mit lederblätterigen Feigenbäumen. Hier ringt sich frischgrüner Busch aus verkrüppeltem Unterholz hervor, dort umklammert Staudendickicht stacheliges Strauchwerk. Hier verlegen wilde Dorngestrüppe den Weg, dort tun sich stämmige Bäume, von Lianen umstrickt, zu einladenden Lauben zusammen. Hier leuchten die dichtgeballten Blattmassen kleiner Bäume aus dem Halbschatten des Gehölzes hervor, grell abstechend von dem einförmigen Kolorit der anderen Buschgenossen. Es ist eine Ausnahme, daß sich eine kahle Euphorbie in den Blätterhain dieser Hoch-

Nomade in Erkowit.

region verirrt, wo sie mir vorkommt wie ein trauriger Extravagant inmitten lustiger Menschen. Nicht überschwengliche Fülle und Majestät als vielmehr eine ewige Frische und Lieblichkeit im ganzen Zuschnitt der Formen ist das Charakteristische dieses Hochlandbusches.

Lauter noch als die Vegetation der Wildnis preist die künstliche Kultur der Gärten das Klima dieser Höhenlandschaft. In den beiden Gärten der Regierung und des Antisklavereiamtes haben Liebe und Fleiß des Menschen wundersame Erfolge erzielt. Da grünen in wohlgepflegten Beeten feine Salate, schmackhafte Gemüse, appetitliche Suppengewürze und andere Sorten von Grünzeug. Hier lachen purpurne und hellgelbe Paradiesäpfel, duften prächtige Limonen und prangen üppige Trauben an wuchernder Rebe.

Ein neuer, frischer Farbenton überfliegt die Gegend, wenn einige Tage nacheinander der Regen das Füllhorn seines Segens auf Berg und Tal ausgegossen

und die schlummernden Triebe geweckt hat. Da regt sich neues Leben auf der Flur und im Busche. Hochrote Käfer schmücken zu Hunderten den Boden wie funkelnde Rubinen am Gewande der verjüngten Natur. Blümlein, so rein wie die Träne, die im Auge der Unschuld schwimmt, tauchen schüchtern auf. Aus dem dunklen Schoß des Busches leuchtet die keimende Knospe wie der verschämte Blick des Kindes. Kriech- und Schlinggewächse klimmen in enger Umarmung am Gebüsch empor, der Wildnis das Hochzeitskleid zu weben.

In die Reize der Vegetation mischt der Fels seine Schattierungen. Fast möchte man sagen, daß sein anmaßendes Hervortreten die Weichheit des Gesamtbildes untergräbt. Ein Mineraloge von nicht übertriebenen Ansprüchen würde

Zelthütten der Nomaden in Erkowit.

da sicher befriedigt werden. Granit und Sandstein sind die vorherrschenden Gattungen. Melancholisch und düster liegen die sonnverbrannten Riesenleiber der Klötze neben- und übereinander, dazwischen verwitterte Stücke haufen- und bündelweise aufgeschichtet. Dioritmassen, Schieferrücken, Quarzgeschiebe, Kieselager und Klingsteinadern treten allenthalben zutage. Wahrlich wunderbare Felsenmaskeraden, wie sie nur die Werkstätte des größten Bildhauers der Natur hervorbringt, fesseln den Blick. Man sieht sich Felskolossen von der ausgeprägten Form der Sphinx, des Elefantenleibes, des Katzenkopfes gegenüber. Beispiele anderer Art des nimmermüden Schaffens der Elemente finden sich in den Rinnsalen der temporären Gießbäche. Es sind sphäroidale und polyedrische Agglomerationen homogener und heterogener, organischer und anorganischer Substanzen.

Sand und Gras, Busch und Stein schaffen vereint das merkwürdige Bild von Erkowit. Geradezu wildromantische Partien erschließen sich in den tiefen Bergklüften am östlichen Gesenke gegen die Küstenebene hin. Eingeengt von steilen, hoch hinauf mit wirren Dschungeln bedeckten Bergwänden, haben Regenbette ihre zerrissene Bahn gegraben und sich mit undurchdringlichen Lianenlauben bedeckt, die nie ein Sonnenstrahl erhellt. In diesen zerklüfteten Schluchten sammeln sich die Bergwässer und erzwingen sich, von schattigem Buschwerk umstellt, den Ausweg zwischen und durch aufgehäufte Steinfelsen, kleine Schnellen und Kaskaden bildend. In diesen Abgründen der Wildnis ertönt keines Vogels Sang und keines

Friedhof der Nomaden in Erkowit.

Insektes Summen. Da hält die verwilderte Natur den Atem an, und unumschränkt triumphiert die souveräne Stille des Schweigens.

Wir steigen aus den Schlünden an die Sonne herauf. Am Wege singen und zirpen Heuschrecken und Grillen. Da huschen Rebhühner hurtig durch das Gestrüppe. Im nächsten Dickicht empfängt uns fröhliches Vogelkonzert, in welchem der helle Sang der Amsel den Ton angibt. Vor uns vom Felsgehänge herab erschallt das heisere Krächzen schwarzer Raben, die in schwerfälligem Fluge das bemooste Gestein umkreisen. Gerade schwirrt ein flinkes Schwalbenpaar im Wetteifer des Fluges zwitschernd an uns vorüber, da ertönt neben uns das Girren der Turteltaube aus dem schützenden Busche. Beim Aufstiege zu unserer Wohnstätte auf niedlichem Hügel begrüßt uns der Fink mit seinem Sang, während der

Allerweltsvogel eines Sperlings unsere Abwesenheit vom ländlichen Heim benützt, die Brosamen unter dem Tische aufzupicken, um dann, durch unsere unerwartete Ankunft überrascht, schnurstracks Reißaus zu nehmen, nicht ohne uns seinen Dank zuzuzwitschern und, am nächstbesten Steinklotz das Schnäbelein wetzend, zu guter Letzt uns „Gesegnete Mahlzeit!“ zu sagen.

Das Wild liebt nicht die Nähe des Menschen. Die schlanken Gazellen und fetten Hasen halten sich in gemessener Entfernung, und den Jüngern Nimrods bleibt nichts übrig, als sie in den unbewohnten Strichen aufzusuchen. Die Nacht führt häufig die vorhandenen Raubtiere, Hyänen und Schakale, in die Nähe der Wohnungen. Der Affe, neugierig wie immer, macht ungescheut seine Besuche, wohl nicht im instinktiven Triebe seiner größeren Aehnlichkeit mit uns, sondern seiner sprichwörtlichen Naschhaftigkeit. Im Drange derselben umschleicht ein Tierlein fast täglich die Küche. Wundersam nett und niedlich, überzeugt es sich von der

Ziegenherde in Erkowit.

Abwesenheit des Koches, tritt dreist ein, trifft seine Auswahl, läßt es sich schmecken und versieht sich auch mit Proviant für den Rückzug. Meist verrät es der Schwanz, dessen ungebührliche Länge in gar keinem Verhältnisse steht zum Leibe und noch weniger zum winzigen Köpfchen.

Auch die Insektenwelt hat sich auf diese Höhen gewagt. Heuschrecken und dickleibige Käfer von der Größe einer bescheidenen Maus hüpfen und kriechen überall herum. Mitunter sind es recht zierliche Arten. Unter diesen verdienen den ersten Preis für Farbenpracht die schon erwähnten Regenkäfer. Die gemeinsten Vertreter der Insektenwelt, die Fliegen, fehlen nicht an windstillen Tagen. Stechmücken sind die seltensten Gäste. Die Feinde der Insekten, die Eidechsen, rascheln überall in staunenswerter Anzahl und Farbenbuntheit einher. Ebenso als die genannten harmlos, sind die Schlangen gefährlich, über deren nähere Bekanntschaft ich jedoch nichts berichten kann.

Wir kennen die Landschaft. Nun zum Volke, das dieselbe bewohnt. Eigentlich kann von Bewohnern Erkowits nicht die Rede sein. Die O-Schereb, welche sich als solche nennen, gehören zum großen Stamme der Bedscha, und diese sind in ihrer Gesamtheit Nomaden ohne feste Wohnsitze. Ihr Bereich ist die Steppe, und

hier sind sie überall daheim. Bei schönen Körperformen und ebenmäßigen Gliedern wirkt die Fleischlosigkeit etwas störend auf die Harmonie der Gesamterscheinung. Die Hautfarbe weist alle Abstufungen zwischen Schwarzbraun und Bronzegelb auf. Bei den Männern ist die Tracht der Haare auffallend, die sie zur Hälfte zu struppigen Büscheln auf dem Scheitel aufrichten und zur Hälfte am Hinterhaupt herabkämmen. Die unvermeidliche hölzerne Haarnadel, die dazu dient, steckt in jedem Haarwulst. Mit diesem einfachen Instrument, das ihnen Bürste, Schere, Rasiermesser, Brenneisen und all die Geräte unserer Lockenkräusler ersetzt, schaffen sie Haarkünste, die wohl mit denen der ersten Salons sich messen können. Natürlich ist dieser Vorgang sehr zeitraubend, aber für sie, wenngleich britische Schützlinge, hat der Satz: „Zeit ist Geld" keine Geltung, und im Preisschnellfrisieren würden sie leer ausgehen. Der brenzliche Geruch des Fettes, das sie dabei in verschwenderischer Fülle verwenden, muß den Duft eines pomadisierten Salonlöwen ersetzen. Die besagte Haarfrisur umrahmt meist ein Antlitz, dessen Profil viel mehr Kaukasisches als Nigritisches an sich trägt, und das sehr feingeschnittene Linien aufweist. Dieser Vorzug kommt leider wenig zur Geltung infolge der gesamten Unreinlichkeit und der schmierigen Tracht. Ein schönes Bild in schmutzigem Rahmen! Man sieht es den Leuten an, daß sie in einer wasserarmen und häufig wasserlosen Steppe hausen. Selten berührt ein Tropfen Wassers ihre Haut. Kleine Kinder gehen in Adamstracht, Knaben und Mädchen tragen ein Lendentuch, Männer umhüllen sich mit einem Stück Tuch, das sie in zierlichem Wurf um die Glieder schmiegen, und das ihnen das Aussehen von Bronzestatuen der Antike verleiht; die Weiber verbergen sich unter einem Stücke desselben Stoffes. Dieser bekommt jahraus, jahrein ebenso wenig Wasser zu sehen wie ihre Haut und wetteifert in der Farbe mit dem grauen Steppensand und den braunen, sonnverbrannten Felsen. Nur Häuptlinge erscheinen in helleren Hüllen. Amulette und Talismane in Ledertäschchen am Hals und Oberarm, stilettartige Messer, Schwerter in Lederscheiden, Schild und Lanze vollenden die Tracht.

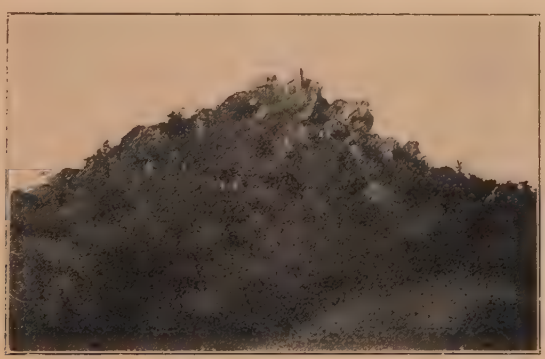
Die Wohnungen sind auf das Nomadenleben zugeschnitten. Niedrige Zelte aus Flechtwerk, Häuten oder Stoff sind ihr transportables Haus; schnell ist es abgebrochen, auf das Kamel geladen und anderswo wieder aufgeschlagen. Wo heute die Zelthütte steht, starrt morgen die einsame Steppe. Nichts Bleibendes gibt es da, das der Mensch als Zeuge seiner Anwesenheit hinterläßt, mit Ausnahme der Gräber. Diese sieht man vereinzelt und zu Friedhöfen vereinigt. Große Steinhaufen bezeichnen die Grabstätten, die in ihrer trostlosen Einsamkeit und Einfachheit einen traurigen Eindruck machen, wobei die düstere Schwermut der Leuchtereuphorbie, welche sie meist umschatten, diesen Eindruck nur noch vertieft. Da grinst der Tod in steiniger Härte und tiefster Trauer! Welch ein Kontrast zu unseren lichten Friedhofbildern!

Die Wanderungen der Nomaden sind vom Regen geleitet; diesem laufen sie ihr Leben lang nach. Wo immer der Regen der Talsohle grüne Halme entlockt, da erscheinen sie mit Kind und Kegel. Ihr Bestand an Ziegen, Schafen, Eseln und Kamelen ist unglaublich groß. Da ist ewige Viehschau. Vom Aufgang bis zum

Untergang der Sonne ist alles Vieh auf der Weide. In Herden und Rudeln von einem und mehreren Hunderten grasen Ziegen und Schafe auf den Wiesentristen und auf Felsgehängen. Schwarz-rot-gelb-braungefleckte Ziegen, die einen von beträchtlicher Größe, andere mehr Zwerge ihrer Rasse, solche mit langzottigem Haar

Waldschlucht in Erkowit.

und mächtigem Bart und andere fein und schlank wie Rehe, rupfen wählerisch die weichen Gräser ab oder zupfen, in den possierlichsten Stellungen emporgerichtet, ihr Futter vom Gebüsch. Die schneeweißen Lämmer und fettschwänzigen Schafe halten sich ausschließlich an die Gräser, die ihnen der Boden bietet. Nicht fern



Gipfel des Berges Sela in Erkowit.

von der Herde hält sich der Hirt. Er kauert in Gestalt eines Knaben oder Mädchens im Schilfgras, tummelt sich auf dem Rasen oder überläßt sich dem Schlummer im Schatten des Busches. Hirtenlos sind die Esel, die sich ihre Weide ganz nach Geschmack wählen. Die meisten sind Grautiere, aber man sieht auch solche von hellgelber und selbst rotgelber Farbe, und diese möchte man auf den ersten Blick mit Kälbern verwechseln, würden nicht ihre langen Ohren Einspruch erheben. Daß ihnen Höhenluft, schmackhafte Weide und nicht zuletzt die goldene Freiheit an-

schlagen, bestätigen ihre wohlgerundeten, fleischigen Leiber. Ihrer Befriedigung über diese Art des Daseins geben sie denn auch unzweideutigen Ausdruck durch

Erkowit aus der Vogelschau.

die mutwilligen Ausgelassenheiten und Neckereien, mit denen sie ihren Weidegang würzen. Da benehmen sich die Kamele viel gesetzter. Als ob sie sich ihrer nichts

weniger als einnehmenden Erscheinung schämten, suchen sie die versteckteſten Büsche und Dickichte auf, aber die Größe und Höhe ihres Leibes verrät sie; hoch ragt der Kopf mit den lächerlich kleinen Ohren über die Kronen des Busches auf. Herden und Hirten auf den niedergrasigen Flächen und hoch auf den steilen Felsenkanten beleben in wirkungsvollſter Weiſe die ländliche Idylle.

Was man vermißt, das ist die Zutraulichkeit der Menschen. Scheue und Mißtrauen treten zu deutlich hervor. Weltabgeschlossenheit und Wildnis haben diesen Hirten ein hartes, unheimliches Gepräge aufgedrückt. Da sitzen die Hirtenkinder brüderlich beisammen, entlocken der Holzleier trübe Melodien oder näseln ihre monotonen Weisen in den Busch. Bei unserem Erscheinen stieben sie auseinander wie scheue Rehe. Nur selten geschieht es, daß ein Kind stehen bleibt, und dann huldigt es der alten, hier aber noch modernen Sitte und flötet verschämt und

Hügel mit dem von uns bewohnten Hause in Erkowit.

rührselig „Backschisch!“ (Geschenk.) Frauen verhüllen bei Annäherung eines Fremden schleunigst das Antlitz oder schleichen wie vermummte, schmutzige Schemen vorbei. Dieses züchtige und zurückhaltende Wesen sticht gar sehr ab von der überraschenden Zudringlichkeit und Ungeniertheit, die sich dort breitmacht, wo der große Strom des Verkehres flutet.

Bei alledem tritt uns ein hoher Grad von Selbständigkeitssinn entgegen. Es ist der freigeborene Steppensohn, der, unberührt vom Hauch gleißnerischer Afterkultur, in stiller Genügsamkeit seine Lebenswege geht. Genügsam muß er sein, das lehrt ihn die Wüste, Milch ist die Hauptkost. Der Busch bietet ihm manche Früchte; sie sind aber derart, daß sie nicht nur europäische Leckermäulchen, sondern auch weniger Anspruchsvolle nicht befriedigen. Es gehören eine afrikanische Zunge und der Gaumen eines Nomaden dazu, um ihnen einigen Geschmack abzugewinnen oder vielmehr, um den oft widerlichen Geschmack zu überwinden.

Leider ist dieses Hirtenvolk mohammedanisch, und der Islam steckt ihm tief im Leibe. Man hat hier das seltene Schauspiel, täglich und überall Frauen beten zu sehen. An ungezählten Stellen, im Tal und auf den Höhen, finden sich Gebets-

plätze. Manche rituelle Vorschriften haben sie sich für ihre Verhältnisse zurechtgelegt, aber sie sind eifrige Mohammedaner. Armes Hirtenvolk! Wärst du doch christlich, dann würdest du der Diamant in der Krone Erkowits sein!

Zu einer Sommerfrische gehören Spaziergänge, Ausflüge und auch Bergpartien. Daran fehlt es nicht. Flotten Fußgängern stehen Berg und Tal offen. Für bequemere Gäste ziehen außer der neuen Landstraße, für Automobile erbaut, Fußwege nach allen Richtungen über goldenen Sand und funkelnden Kies, durch Wiesengrün und an Bergeshängen, im Schatten des Busches und im Versteck der Wildnis. Zu den schönsten Ausflügen zählt eine Fußtour zu den verschiedenen

Sommerhäuser in Erkowit.

Aussichtspunkten des Ostens. Ein netter Weg führt uns durch Gebüsch in die Schlucht eines Wildbaches. Plötzlich stehen wir auf einer Felsenrampe. Zwischen hohen Bergwänden öffnet sich ein Ausblick; dort unten schimmert es wie ein silbernes Märchen! Es ist die Meeresküste, die im Sonnenflimmer erglänzt. Man kann sich nicht sattsehen an diesem Zauberbild. Wer es einmal geschaut, den treibt es wieder hin in diese Klamm.

Keines der Panoramen kommt dem des S e l a gleich. Da steht er, der Bergesfürst von Erkowit! Wie Vasallen den Herrscher, umstehen ihn die Hügel und Berge. Wie ein König ragt er auf in ihrer Mitte; eine mächtige Felsenkrone schmückt das Haupt, und wilder Busch umwallt die rauhen Glieder. Wir klettern durch Gestrüpp und über Felsen zu ihm empor. Mit Lust tauchen die Augen in das entzückende Rundbild. Zu unseren Füßen liegt es wie ein wirres, bizarres Gedicht!

Da liegen sie alle, die Gipfel und Spitzen, Kämme und Rücken wie eine aufgeschlagene Landkarte, mit all ihren Tälern und Schluchten, Gesenken und Rinnsalen. Im Süden starrt finster und trutzig der 1400 m hohe Bergkamm des Erbab. Im Westen bilden die leichtgewellten Linien der Hügelketten ein liebliches Bild, aus dem sich die Holz- und Steinbauten, wie Schwalbennester auf die Gehänge gebaut, abheben. Im Osten dehnt sich weit unten die Küstenebene von Nord nach Süd. Hier fesseln den Blick zunächst die aus der Tiefe aufschauenden Berge als stumme Zeugen unheimlich waltender Naturkräfte, welche die Erdoberfläche aufrütteln und durcheinanderschütteln. Diesen vorgelagert, gähnt die flache

Regierungshäuschen in Erkowit.

Steppe bis zum Silbergürtel der Küste, in deren Einfassung die weite Meeresflut braut. Es liegt wie ein düsterer Flor über dem Ganzen. Himmel, Meer, Land und Luft scheinen in eins zu verschwimmen, aus dem sich die schillernde Kette der Korallenriffe abhebt. Wie angeschwemmte Korallenmassen leuchten die weißen Gebäude von Suakin, „der Tochter des Meeres", auf. Im fernen Nordosten bezeichnet ein Punkt die Lage von Port Sudan und im Südosten breiten sich unabsehbar die Kulturflächen von Tokar aus. Wahrlich, Sela, du trägst nicht mit Unrecht dein Haupt so hoch! Was ich bis dahin von der Höhe afrikanischer Berge geschaut, steht weit hinter diesem wechsel- und lebensvollen Rundbild zurück.

Das ist Erkowit im Sommer. Im Winter brütet über den Höhen ein Meer von gestauten Nebeln, so daß die Umrisse selbst der nächsten Umgebung nicht zu unterscheiden sind. Wer würde mitten im Winter in den Schneewehen der Alpen sich einrichten? Im Winter brauchen wir Erkowit nicht. Da ist uns das

ganze Flachland Sudan samt Khartum mit seiner idealen Temperatur viel lieber als ein Plätzchen im behäbig geheizten Zimmer der Heimat.

Bis wir Besseres entdecken, bleibt Erkowit die Sommerfrische des Sudan. Am angenehmsten ist es im Flimmern des Nachthimmels, weniger behaglich in der Glut der tropischen Mittagssonne. Angenehm und schön ist Erkowit, wenn die Erstlingsschimmer der Morgensonne über ihm lachen oder der Scheidegruß der Abendsonne es verklärt.

Von Khartum nach Gondokoro.

Schritte zur Gründung einer Mission in der Nilprovinz des Britischen Protektorats von Uganda. — Auf dem Bahr el Dschebel. — Papyrussumpf. — Des Sumpfes nächtliche Beleuchtung. — Ein gefiederter Herold. — Hellet el Nuer. — Eintönigkeit des Sumpfes. — Ein vielgewundener Fluß. — Schambeh. — Festere Ufer. — Kanisa. — Missionserinnerungen. — Flußbestattungen. — Im Garten von Heiligkreuz. — Des Sumpfes Ende. — Bor. — Ent- und Bewässerungsobjekte. — Neue Landschaft. — Bei der Eliab. — Dem Tode geweiht. — Giggin. — Kiro. — Mongalla. — Lado. — Seelengottesdienst für Leopold II. — Die Christen von Lado. — Gondokoro. — Die Bagandachristen. — Redschaf. — Bei den Bari. — Ende der Schiffahrt. — Ein „feuriger" Empfang.

Die Gründung von Missionsstationen in der Nilprovinz des Britischen Protektorats von Uganda war seit mehreren Jahren Gegenstand unserer Bestrebungen. Diese erhielten noch einen besonderen Antrieb durch die Notwendigkeit einer Seelsorge für die aus Uganda eingewanderten und hauptsächlich in Gondokoro, Nimuli und Koba lebenden Katholiken.

Durch Verwendung des Ministeriums des Aeußeren in Wien hatte das Auswärtige Amt in London am 9. März 1906 mitgeteilt, daß mit Rücksicht auf die Unsicherheit der Gegend zwischen Gondokoro und Nimuli die Errichtung von Missionsstationen daselbst nicht angezeigt erscheine, daß aber südlich vom Breitengrad von Nimuli (3.30 n. Br.) uns nichts im Wege stehe, unter der Voraussetzung, daß die Wirkungskreise der Missionsunternehmungen im Einvernehmen mit den örtlichen Verwaltungsbeamten festgesetzt werden, daß jedoch letztere in keiner Weise für Sicherheit von Leben und Eigentum in diesem Gebiete bürgen können, und daß die Gefahren, welche für unbewaffnete Unternehmungen in der Nilprovinz unbestreitbar beständen, innerhalb geringer Entfernung von Militärposten keine ernsten wären.

Nach weiteren Verhandlungen wurde für 1909 die Eröffnung einer Missionsstation südlich von Nimuli in Aussicht genommen mit dem doppelten Zwecke der Bekehrung der heidnischen Eingeborenen und der Seelsorge für die eingewanderten Katholiken aus Uganda.

Die Stromschnellen südlich von Gondokoro gestatten die Flußfahrt nur bis zu letzterem Punkte. Für die Weiterreise zu Lande nach Nimuli mußte auf Träger gerechnet werden. Da die eingeborenen Bari nur widerwillig und nur von Ort zu Ort Trägerdienste leisten, ließ ich durch den Kollektor in Gondokoro für Ende Dezember 60 Träger aus Uganda besorgen.

Um uns ferner eine möglichst große Bewegungsfreiheit bei Auskundschaftung des in Aussicht genommenen Gebietes zu sichern, beschloß ich, mit nur wenig Personal zu reisen und nach Auffindung eines günstigen Platzes für eine Station das übrige nachkommen zu lassen.

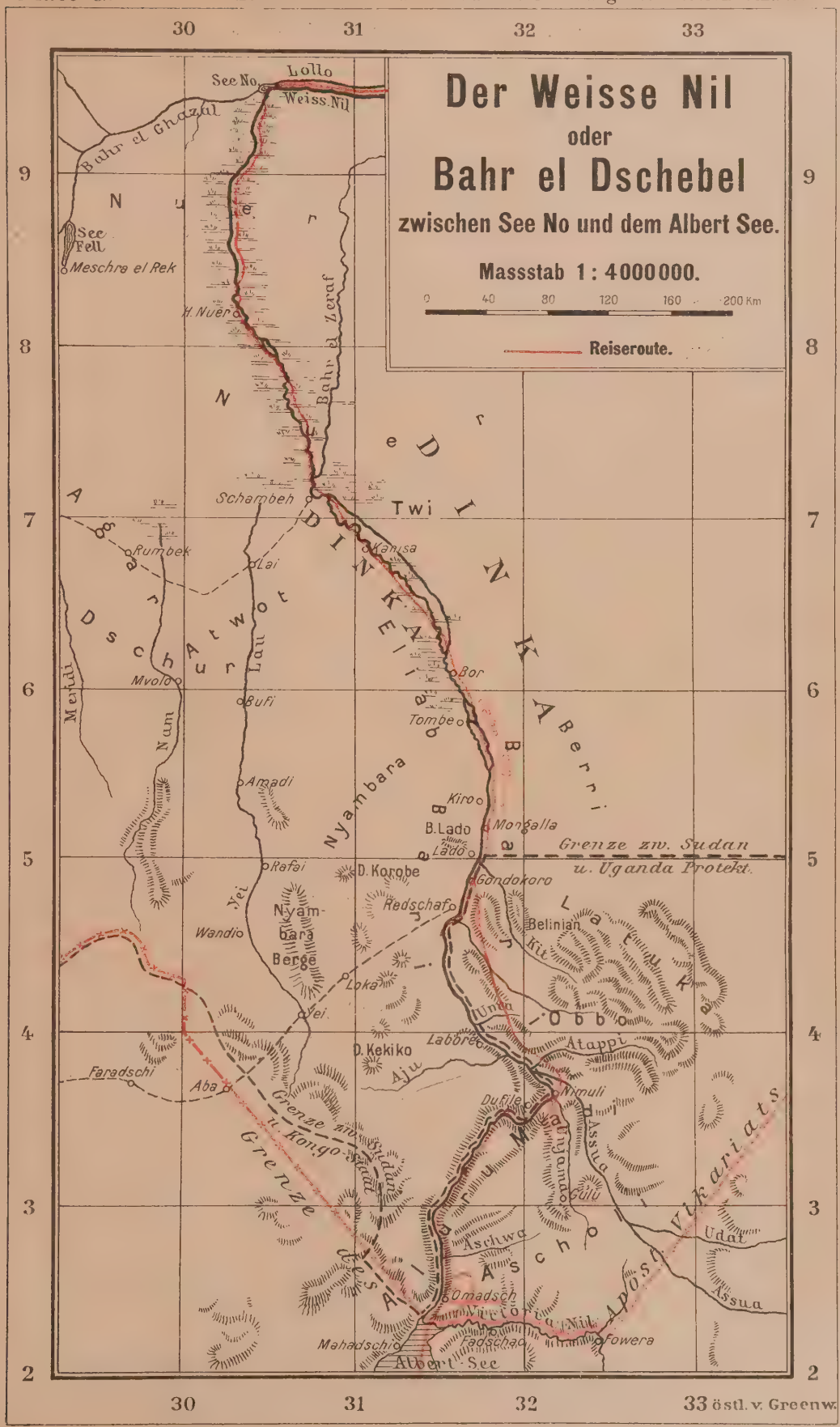
Am 30. Dezember 1909 verließ ich Khartum in Gesellschaft mehrerer Mitbrüder, welche größtenteils in der Missionsstation Tonga zurückblieben. In

Einheimische Barke auf dem Nil.

Begleitung eines Bruders setzte ich die Fahrt auf dem Weißen Nil nach Westen fort bis zum östlichen Ausläufer des Sees No, welcher als das Stauungsergebnis zweier Flüsse, des Bahr el Dschebel von Süden und des Bahr el Ghazal von Westen, von den nubischen Schiffern „Mogren el Bohur" (Mündung der Flüsse) genannt wird. Den letzteren kennen wir; nun sollen wir Bekanntschaft mit dem ersteren machen.

8. Januar 1910. Es war 8 Uhr früh. Die Morgensonne versilberte die weite Wasserfläche, in welcher der Bahr el Dschebel gelassen sich auflöst. In scharfer

Zu: Von Khartum nach Gondokoro.
Zu: Von Gondokoro nach Nimuli.
Blatt G. Zu: Von Nimuli nach Koba und Gründung der Mission Omadsch.



Wendung nach Süden steuern wir in den Mündungskanal von etwa 150 m Breite ein. Wie durch eine Hohlgasse zwischen senkrechten Wänden dichter Papyrusstände gleitet der Fluß ohne Zeichen von Ermüdung daher, vielmehr macht er seinem Namen, der Bergstrom bedeutet, noch am Ende seiner Laufbahn Ehre.

Der Eindruck ist neu, aber nicht freundlich, fast beängstigend. Der dunkelfarbige Wasserspiegel in einförmiger Umrahmung massiger Papyrusmauern, deren finsteres Schattenbild in den Wellen rinnt, nimmt sich so düster aus, daß auch die gelegentlich eingestreuten Ambadschsträucher und Schwertgräser daran wenig zu verbessern vermögen. Hier fühlt sich der Papyrus zu Hause. Alle Stufen des Wachstums, vom jüngsten, zartgrünen Wedel bis zum sonnverbrannten, windzerzausten Greisenhaupt, sind da vertreten, eine Darstellung pflanzlichen Werdeganges und Absterbens zugleich. Wo die Stauden in üppiger Kraftentfaltung sich

Ausfluß des Bahr el Dschebel.

zu dichten Horsten scharen, drängt sich wucherndes Gerank von Klettergewächsen dazwischen und lugen breithalmige Sumpfgräser hervor. Kecke Winden weben von Rohr zu Rohr grüne Gehänge, vereinigen Schaft und Schaft durch lebende Gewinde und übersäen die ganze, im flüssigen Elemente sich wiegende, saftgrüne Vegetation mit ihren violetten und roten Blüten, die wie heitere Kinderaugen aus dem ernsten Grün des Hintergrundes aufleuchten. Der Unterwuchs verdichtet sich stellenweise zu undurchdringlichem Gewirr, aus dem die Papyruswedel neugierigen Lockenhäuptern gleich aufragen.

So gestaltet sind die festgeschlossenen Pflanzenwände, zwischen denen der Fluß die dunkelfarbigen Wasser uns entgegenschiebt, stumm wie ein ungesühntes Verbrechen. Ein Gefühl weltferner Vereinsamung und unbefriedigender Beengung beschleicht die Seele, der Wasserpfad wird zur Wüste und der Himmelsraum zur Kerkerdecke. Jeder Biegung folgt die Fortsetzung des gleichen düsteren Bildes ohne nennenswerten Wechsel. Die Einförmigkeit wird noch mehr zum Bewußtsein gebracht durch den Mangel jeden Ausblickes über die Ufer, welcher durch die hohen Papyrushorste gehindert ist. Keine Spur von einem menschlichen Wesen,

noch von der Tierwelt tritt in den Gesichtskreis, abgesehen von einem vereinzelten Wasservogel, der stumm wie eine Nachteule und ängstlich wie ein Verirrter in unentschlossenem Fluge nach einem Ziele sucht. In wechselnder Breite von 70 bis 100 Metern und in fortgesetzten, oft jähen Windungen flutet der Fluß daher, unstet wie ein unlauteres Gewissen.

Erst gegen Abend gestatten vereinzelte Ausbuchtungen auf beiden Seiten vorübergehende Ausblicke, die jedoch nicht dazu angetan sind, den bisherigen Eindruck zu verbessern, vielmehr wird durch sie die Ausdehnung und Trostlosigkeit der ganzen Sumpfgegend in ihrem ganzen Umfange zum Bewußtsein gebracht. Auf beiden Ufern ziehen sich die Papyrusbestände in einer Breite von mehreren hundert Metern bis zu mehreren Kilometern entlang. Dahinter gähnt wüste Sumpflandschaft. Nur stellenweise deuten die Schirmkronen von Akazien auf festes Land, das gleich kümmerlichen Oasen der Umarmung des Morastes sich kaum zu entringen vermag. Im Westen dehnt sich unabsehbar der Sumpf, und mag zur Regenzeit der größte Teil des Striches bis zum Bahr el Ghazal und seinen Zuflüssen eine unzugängliche Lache bilden. Im Osten weist eine vom Hauptstrom und vom Bahr el Zeraf gebildete langgestreckte Insel sichtlich eine Bodenerhebung auf, deren Richtung durch gelegentliche Baumgruppen gekennzeichnet ist. Die Ausdehnung dieser trockenen Fläche, welche allseits von undurchdringlichem Morast umgürtet ist, bleibt unbekannt. Das einzige Zeichen der Anwesenheit menschlicher Wesen — Siedelungen der Nuer — sind Grasfeuer, deren dichte Rauchwolken eine finstere, grauschwarze Schicht über den Sumpf breiten und das Schauspiel der untergehenden Sonne mit Leichenvorhängen verhüllen.

Abenddämmerung. Um diese Zeit wirft der Sumpf die Totenmaske ab und speit sein verborgenes Leben aus. Tausende kleiner und verschiedengestalteter Mücken irren durch den Luftraum und verdichten sich zu kleinen Wolken um die wenigen Lichter an Bord. Der Stechmücken sind es zum Glücke in dieser Jahreszeit wenige. Aber die sonstigen, harmlosen Insekten treiben es mit einer Keckheit, daß man merkt, sie seien ausgeruht und eben frisch an ein Spiel von kurzer Dauer gegangen. Nach ein paar Stunden verschwinden sie wieder, aber es hat genügt, um uns den Genuß der holden Abendstunden zu verleiden. Abgesehen von der Plage der Mücken und Fliegen und der noch lästigeren, weil weniger unschuldigen, der Stechmücken, deren weit zahlreicheres Auftreten in den Regenmonaten von April bis November zu einer wahren Qual sich steigern muß, ist die Zeit nach Sonnenuntergang eine Weihestunde der Erquickung. Die Sumpflandschaft ist vom Schleier des Dunkels umwoben, das nur unbestimmte Umrisse unterscheiden läßt. Noch ernster als bei Tage nimmt sich ihr Schweigen bei Nacht aus, das nur vorübergehend durch gelegentliches Rascheln der Papyruswände unterbrochen wird, wenn die Flanke des Schiffes sie unversehens streift. Glücklicher als das Ohr ist das Auge. Hunderte von Glühwürmchen tanzen über den dunklen Pflanzenmassen und schwirren durch den windstillen Raum dahin. Hier huschen sie wie verirrte Seelen Abgestorbener, dort taumeln sie wie weißglühende Lichtfunken; bald scheinen es beflügelte Edelsteine und dann wieder Splitter abgebrannter

Feuerwerkskörper zu sein. An Zahl wechseln sie mit den Sternen des Himmels, und manches Gleimchen versteigt sich so hoch, daß es als einer derselben durch den Himmelsraum zu gespenstern scheint. Ihr geschäftiges Treiben webt matten, hellgrünen Lichtschein in die Schatten des Abends. Ein stummer Lichterreigen, ein lautloses Nachtgebet schwacher, wehrloser Lebewesen, das unsere Seelen zur Anbetung des gemeinsamen Schöpfers fortreißt.

9. Januar. Bisher rann der Fluß in geschlossenem Laufe zwischen dichten Papyruswänden und erweiterte sich nur ausnahmsweise zu seeartigen Ausbuchtungen. Nun treten diese in fast ununterbrochener Folge, bald rechts, bald links auf. Je weiter nach Süden, desto mehr nehmen sie an Zahl und Ausdehnung zu. Die einen sind vom Flußkanal, dessen Breite ständig zwischen 60 und 150 Metern wechselt, durch schmale oder breite Papyruswände getrennt, andere stehen mit demselben durch eine Reihe von Oeffnungen in Verbindung. Die einen bilden nur mäßige Ausweitungen des Flusses, andere dehnen sich zu meilenbreiten Binnenseen. Ihr Wasserstand von höchstens einem Meter steigt und fällt mit demjenigen des Flusses, der zwischen 4 und 7 Metern schwankt. Die Art der Entstehung dieser Sumpfteiche kann als offene Frage gelten. Sind es alte Läufe des Flusses oder Reste eines Sees, der ähnlich, aber viel ausgedehnter als der See No, einst hier bestanden? Wenn letzteres die größere Wahrscheinlichkeit, so hat auch ersteres seine Gründe für sich. Jedenfalls ist der gegenwärtige nicht der bleibende Zustand. Die ganze Oberfläche ist in fortgesetzter Veränderung begriffen. Lagunen verschwinden und entstehen; bisherige Verbindungskanäle mit dem Flusse verstopfen sich, und neue tun sich auf. Es ist ein Stemmen und Durchbrechen, Stauen und Schieben von Morast und Pflanzenwelt, schleichenden und stehenden Gewässern. Da hat nichts Beständigkeit, das trübe Gesicht dieses Stückes Erde ist veränderlich wie das Mienenspiel charakterloser Menschen. Wo in gegenwärtiger Jahreszeit freie Wasserflächen brüten, staut sich zur Regenzeit ein Wust schwimmender Pflanzen.

Gegenwärtig sind die Uferlinien wie des Flusses so der Hinterwässer vorzugsweise mit Papyrusbeständen umsäumt, in die sich als Zutat immer zahlreicher Schwertgräser und Schilfröhricht mengen. Dazu kommen Schlinggewächse, deren gelbe und violette Blütenkelche die Einförmigkeit der dunkelgrünen Pflanzenhorste zu beleben versuchen. Wo die Wasser gesunken, da greift tödliches Verdorren um sich, und die dürren Wedel in der Farbe des Herbstes nicken dem Sterben entgegen.

Als neue Erscheinung treten Borassuspalmen, erst vereinzelt, dann in kleinen Gruppen, und Schirmakazien, zuerst als Sträucher und dann als kraftvolle Bäume, in den Gesichtskreis und wagen sich stellenweise in die Nähe des Flusses. Ein Zeichen, daß wir trockenem und festem Lande zusteuern. Das bekräftigt uns die Vogelwelt. Schlangenhalsvögel führen ihre Taucherkünste vor, flinke Schwalben in weißem Brustkleide huschen über den Wasserspiegel, ein Kleeblatt von Wildenten strebt in eiligem Fluge heimwärts, und aus einem Papyrushorste tönt der klingende Ruf des Pfeifervogels, der in nachhinkendem, heiserem Kehrreim

seine Selbstzufriedenheit uns mitteilt. Er hat auch ein Recht auf unsere Befriedigung, ist er doch ein Herold, den die gefiederte Welt auf unserer Fahrt durch den Sumpf uns zur Begrüßung entgegenschickt. Mit ihm wetteifern einige Frösche, deren lebhaftes Quaken um die dritte Nachmittagsstunde uns laut meldet, daß wir uns dem Abend nahen und noch im Sumpfe sind. Hinwiederum deutet ein mächtiges Feuer im nahen Osten auf die Anwesenheit von Menschen. Es sind Nuerneger, welche sich auf den trockenen Bodenerhebungen angesiedelt haben. Nach Eintritt der Dunkelheit zucken Brände in lodernden Feuergarben hoch empor. In dieser gespensterhaften Beleuchtung lassen sich trockene, mit Buschholz und Baumwuchs bestandene Flächen unterscheiden, die sich bald hier, bald dort bis in die Nähe der Flußufer vordrängen.

Die bedeutendste derselben liegt zwischen Kilometer 220 und 230 vom See No ab bei Hellet el Nuer oder Dorf der Nuer. Die nubischen Bootsleute kennen es unter dem Namen Sanduk oder Kiste, die hier an einem Pfahle als Landmarke oder Briefbehälter einst angebracht war. Diese erste Landungsstelle von Norden her liegt auf dem Westufer unter 8° 4' 36" n. Br. Das trockene Land, das mit sumpfigen Unterbrechungen den Fluß auf eine beträchtliche Strecke begleitet und landeinwärts ansteigt, ist mit Borassuspalmen, Leuchtereuphorbien und Buschwerk bestanden. Keine Spur von Nuernegern, welche durch die zunehmende Schiffahrt und wohl noch mehr durch die Sklavenjagden vergangener Zeiten längst verscheucht, sich auf die von Morast geschützten Oasen des Inlandes zurückgezogen haben.

10. Januar. Als die Morgenröte mit zarter Hand das Nachtgewand von der Gegend streift, da starrt uns eine Papyruswildnis entgegen, die, von Feuer versengt, aussieht wie ein reifes Saatfeld, in dem nacheinander der Brand und eine Herde trampelnder Elefanten gewütet. Sonst ist es die Sumpflandschaft von gestern, aber mit etwas verändertem Anstrich. In den Wirrwarr der vielgestalteten Lagunen haben sich falsche Flußläufe gemischt, deren erstes Beispiel bald nach Hellet el Nuer auftrat. Bald zieht der Fluß in wasservollem Laufe durch eine Papyruswildnis, welche ihn von einer Kette begleitender Seen trennt, bald spaltet er sich in mehrere Arme, unter denen nur das erfahrene Auge berufener Bootsführer den schiffbaren Kanal zu erkennen vermag. Wasserläufe auf allen Seiten und von allen Weltrichtungen, bald nebeneinander ziehend und durch Papyruswände voneinander getrennt, bald sich kreuzend, und dazwischen ein wildes Labyrinth lose schwimmender Pflanzeninseln, ist es eine Nachbildung einer Kataraktszenerie im Sumpfe. Dort bleibt bei der größeren Widerstandskraft der sich entgegensetzenden Steinmasse die Szene auf Jahrzehnte und noch länger unverändert. hier im Reiche der Sumpfpflanzen und des Morastes wechselt sie jährlich, ja täglich. Ein gesetzloses Netzwerk träger Wasserläufe und seichter Binnenseen, umgürtet, begrenzt, getrennt und übersät mit unsteten Bildungen hinfälliger Wasserpflanzen, mutet es an, wie der schmutzige, zerrissene Niederschlag einer Riesenträne, hingeweint vom Ach und Weh der schwarzen Rasse in Jahrhunderten! Ein Stück Erdoberfläche, aufgelöst in ein endloses Geschiebe von

trägem Wasser und keimendem und sterbendem Pflanzentum, alles von so wenig Anziehungskraft und von so großer Unbeständigkeit, daß selbst die Tierwelt es meidet oder nur in irrendem Fluge besucht. Kein Vogel bewohnt sie, und selbst das Nilpferd scheint sie zu verabscheuen. Den ganzen Tag kommt uns kein lebendes Wesen zu Gesicht, bis gegen Sonnenuntergang einige Krähen gelangweilt auf einer vereinzelten Schirmakazie vor sich hinbrüten, wie Gefangene, die lebensmüde über ihre Verirrungen nachdenken.

Eines jedoch hat dieser Sumpf vor den übrigen voraus: er ist nicht unbegrenzt. Bald rechts, bald links künden in wechselnden Entfernungen Borassuspalmen, Euphorbien, Akazien und Buschholz, teilweise zu Gruppen geschart, festen Boden an, ein Zeichen, daß die Grenzen des Sumpfes sich enger ziehen, je weiter wir nach Süden fahren.

Als die Abendsonne die Strahlen ihres verklärenden Antlitzes abwandte, verlieh der Sumpf seiner Trauer über ihren Hingang greifbaren Ausdruck durch schleichende Dunstschichten, so dicht, daß nur das Funkeln des Abendsternes und weniger anderer sie zu durchbrechen vermochte. Um so zahlreicher geisterten Leuchtkäfer und Glühwürmchen über Fluß und Sumpf, teilweise gleichmäßig ob den Papyruswedeln hinschwebend, teils den Höhen des Himmelsraumes zustrebend.

11. Januar. Die Nachtfahrt im wirren Maschenwerk der Kanäle und Seen gestaltete sich schwierig. Nur das scharfe Kennerauge des Steuermannes war imstande, dem Schifflein den Durch- und Ausweg zu weisen. Bereits stieg der Morgenstern lichtverheißend im Osten empor, da steigerte sich der Wirrwarr der Wasserstraßen in einer Weise, daß selbst im anbrechenden Zwielicht der wahre von den falschen Kanälen nicht mehr zu unterscheiden war. Der vorsichtige Steuermann hatte recht, wenn er, anstatt uns zeitraubenden und kostspieligen Irrfahrten auszusetzen, anhielt und vom Tageslicht Aufklärung erwartete.

Nach mehrstündiger Pause griff er wieder mit sicherer Hand in das Steuerrad und führte uns auf dem rechten Wege zwischen ungeschlachten Grasbarren und Inselstauungen vorwärts.

Der Fluß wird vielfach ganz unberechenbar in seinem Laufe. Bald ist er ein ansehnlicher Strom von 50—60, bald ein größerer Bach von 25—30 Meter Breite. Dabei windet er sich wie eine gepeitschte Schlange dahin. Jetzt geht es nach Süden, im nächsten Augenblicke nach Osten, dann nach Westen, wieder nach Süden, nach Osten und schließlich gerade nach Norden. Eine Schiffahrt ist es wie ein Veitstanz; alle paar Augenblicke geht es einer anderen Weltgegend zu, und man stutzt und zweifelt, ob die Welt oder ob wir uns drehen. Daß eine Drehung vor sich gehe, wird uns weniger an der Landschaft klar, welche rundum dasselbe Sumpfbild darstellt, als an Kompaß, Sonne und Wind.

Wir sind bei Kilometer 400. In geringer Entfernung flußaufwärts zweigt vom Westufer der Bahr el Zeraf ab. Sein Ausfluß ist von dichtem Papyrus verdeckt; er beginnt seinen Lauf ungesehen, entsprechend seiner Bestimmung, als Sumpffluß durch unwirtliche, unerforschte und großenteils unzugäng-

liche Moräste zu wandern. Von hier an ändert sich das Bild der Landschaft. Es mehren sich die Anzeichen der Nähe festen Landes. Als erste Boten erscheinen zahlreiche Schwärme weißgrauer Wasservögel von Taubengröße, welche in stummem Fluge von einem zum anderen der zahlreichen Papyrushorste kreisen.

Im Westen tauchen Land und Wald auf. Bald breitet sich vor uns der See von Schambeh aus, der umfangreichste auf der 412 Kilometer langen Strecke vom See No. Der Länge von 3—5 Kilometern und der Breite von über einem Kilometer entspricht nicht die Tiefe von nur etwa 1½ Metern. Um 2½ Uhr nachmittags hielten wir am Westufer bei der Regierungsstation.

Schambeh, unter 7° 6' 30" n. Br. gelegen, ist bestrebt, uns einen guten Eindruck zu machen. Einige blechbedeckte Lehmbauten sind auch dazu angetan.

Schambeh.

Schilfufer am Bar el Dschebel.

Daneben gibt es mehrere Strohdachhütten. Wenige Effendis und eine kleine Garnison von Negersoldaten stehen neugierig am Ufer. Einige Versuche mit Anpflanzung von Bananen und Melonenbäumen suchen das Bild zu erheitern. Ganz nahe bei dem Regierungsposten liegt gegen Norden eine kleine Ansiedelung von Dinkanegern mit niedlichen, reinlichen Strohhütten, vor denen die Männer und Knaben ganz entblößt und die Weiber mit Fellschürzen hocken. Das niedrige und flache Ufer steigt landeinwärts an und geht in Buschwald über. Das Ganze nimmt sich selbst jetzt im verklärenden Sonnenlicht ärmlich aus. Wie unerfreulich muß es sein, wenn die Dunkelheit ungezählte Stechmücken aus dem Grase lockt und auf die wenigen menschlichen Insassen hetzt! Erfahrene sagen, hier sei es ärger als in Meschra. Allem Anscheine nach ist Schambeh kein Eden, am wenigsten bei Nacht, aber als Hölle der Mückenplage trägt wohl Meschra den Preis davon. Beide hat die Notwendigkeit geschaffen. Schambeh ist der östliche Landungsplatz der Provinz des Bahr el Ghazal, und von hier führt der Weg nach der Regierungsstation Rumbeck und weiterhin über Tondsch nach Wau. Ohne dies hätte der Posten keine Berechtigung, wenn nicht etwa als Verbannungsort für Verbrecher.

Auch wir hatten nur aus Notwendigkeit angehalten, um einen Mitbruder an Bord zu nehmen, der von der Missionsstation M b i l i gekommen war und sich uns anschloß.

Der Bahr el Dschebel windet sich um das Ostufer des seichten Sees herum, von diesem durch einen breiten Pflanzengürtel getrennt, und wandert in einer Breite von durchschnittlich 50 bis 60 Metern zwischen Papyrus durch unwirtliches Sumpfland, das sich trauersam und öde nach allen Richtungen dehnt. Grasbrände füllen beiderseits die Luft mit dichten Rauchschwaden, welche das Abendrot verschlingen und sich im Bunde mit der Nacht zu schwarzer Finsternis verdichten. Diese im Verein mit fortgesetzten Windungen des Flußlaufes und mit schwimmenden Barren von Schwertgras geboten um 9 Uhr der Weiterfahrt Halt. Wir waren dem Ansturm der blutdürstigen Stechmücken schon lange vorher gewichen und unter die feinmaschigen Netze geflüchtet.

12. Januar. Bei Sonnenaufgang wurde die Fahrt in den engen Flußwindungen fortgesetzt. Der Wald im Westen hatte sich bald zurückgezogen und beiderseits gähnte wieder der Sumpf über den schauernden Wassern in einer Ausdehnung von wenigstens 30 Meilen. Allmählich zeigen die Pflanzenwände der Ufer und ihrer Nachbarschaft eine Veränderung. Der Papyrus hört auf, ausschließlich vorzuherrschen, und Schilf und Ambadsch bilden einen beträchtlichen Anteil der Pflanzenwelt, und dieses Verhältnis wächst in der angenommenen Richtung zusehends. Oefter taucht inlands fester Boden mit Buschwuchs auf, und stellenweise drängen sich kräftige Bäume bis hart an das Ufer vor.

Bei Kilometer 480 bietet das Westufer ein überraschendes Landschaftsbild dar, in das die sumpfmüden Augen sich mit Gier versenken. Zwischen vielgestaltigem Gestrüpp und Dorngesträuch ragen üppige Leuchtereuphorbien in verschiedenen Größen, blätterlose Akazien und prahlerische Pyramiden blumenbesäter Windenlauben auf. An das schrille Schelten der Schreiadler, deren schneeweiße Köpfe in überlegener Haltung von den Spitzen der Baumkronen leuchten, mischt sich das lärmende Gezänke flinker Graufischer, welche in nimmersattem Eifer den Wasserspiegel absuchen. Rotblaue Vögel mit lanzettförmigem Schweife und Flügeln fliegen mit schwanweißen Schwalben von zierlicher Gestalt zwitschernd um die Wette. Raben jagen die Ufer nach allerlei kleinem Getier ab, und triefende Taucher vögel flattern am Flußrande dahin. Nach tagelangem, düsterem Sumpfe ist es für Auge, Ohr und Gemüt trotz dürrer Wildheit und Farbenarmut ein erquickendes Bild, dem ein stämmiger Wald zum Hintergrund dient.

Hier eilte ein winziger Dampfer mit dem bedeutsamen Namen „Culex" (Stechmücke) in eiliger Talfahrt an uns vorüber, mit einem englischen Arzt an Bord, der vom Studium der Schlafkrankheit in Uganda auf diesem Wege zurückkehrte. Auf der Weiterfahrt teilen sich Grassumpf und Waldland abwechselnd in die Begleitung des Flusses.

Um 2½ Uhr hielten wir bei der ersten Holzstation K a n i s a am Westufer, 489 Kilometer. Ein dichter Laubwald von verschiedenen Akazien, mit Euphorbien untermischt, dehnt sich in das Innere aus. Die niedrige Uferfläche ist mit

Ambadsch, der im Sumpfe fußt, und vereinzelten blätterlosen Akazien bestanden, zwischen denen Gruppen ärmlicher Strohhütten, die den Stempel des Vorübergehenden an sich tragen, zerstreut liegen. Dinka, deren Dorf landeinwärts gelegen, und ausgediente Negersoldaten mit Familien hausen zusammen. Unsere Ankunft lockt alle herbei. Eine Schaustellung der Dinka-Eingeborenen, Männer, Jünglinge und Knaben, fast ausnahmslos in Adamstracht, mit Pulsringen aus Messing und Eisen, Armspangen aus Holz, Horn oder Baststricken am Halse oder Oberarm, einige wenige mit Lendengürteln aus blauen und weißen Glasperlen, ohne irgend einen wertvolleren Schmuck aus dem sonst so häufigen Elfenbein, machen sie durchwegs den Eindruck der Dürftigkeit. Das Haupthaar glatt rasiert oder zu einem ärmlichen Schopfe aufgerichtet, die dürren Arme um einen Ebenholzstock hinter dem Rücken gekreuzt, schlendern die einen auf über-

Der „Redemptor" bei der Holzstation Kenisa.

mäßig langen Beinen im Gange des Sekretärvogels umher, während andere nach Art des Schuhschnabelvogels regungslos auf einem Beine, das andere hinter das Knie gestemmt, dastehen. Der Ort steht im Zeichen eines Jagderfolges. An Stangen werden lange Streifen von Flußpferdefleisch gedörrt, und an mehreren Stellen an lodernden Feuern geröstet. Schönleibige Ziegen mit glänzend schwarzem Haar und flottem Bartwuchs kehren milchbeladen von der Weide zurück und können nicht umhin, in angeborener Naschsucht, sich zierlich auf die Hinterfüße stellend, an den jungen Blättern zu zupfen, während fettschwänzige Schafe von unschöner Gestalt mühsam an dem spärlichen Graswuchs sich zu schaffen machen.

Das ist missionsgeschichtlicher Boden. Von 1854 bis 1860 bemühte sich die Station Heiligkreuz um die Bekehrung der Kyetschneger, eines Zweiges der großen Dinkafamilie, welche hier landeinwärts ihre Wohnsitze haben und von Viehzucht und Fischerei leben. Die Erinnerung daran lebt heute noch im Namen Kanisa (Kirche) fort. Der Ort der einstigen Missionsstation liegt etwas weiter stromaufwärts und ist jetzt von den Eingeborenen verlassen.

Hier an der Holzstation benützte ich die Gelegenheit, nach einem Augenzeugen aus jener Zeit zu forschen. Man führte mir einen blinden Alten von etwa 70 Jahren, namens Agok Tiär, in buntem Kittel und schmutzigem Fez, zu. Er hatte als Knabe von etwa 12 Jahren oft in der Missionsstation verkehrt. Ich grub in seinem Gedächtnis nach Erinnerungen an die Missionäre und ihr Wirken. Lassen wir sie auferstehen, so wie sie nach 54 Jahren im Geiste dieses eingeborenen Augenzeugen fortleben! „Abuna Yusef (Joseph Lanz) und Abuna Antun (Anton Kaufmann), lebten in Lehmhäusern auf dem linken, ihr Garten lag auf dem rechten Ufer. Abuna Soliman (Dr. Ignaz Knoblecher, Apostolischer Provikar) kam zum Besuch auf einer großen Eisenbarke, die im Winde fuhr (das

Agok Tiär.

Segelboot „Stella matutina"). Sie hatten und lehrten Negerknaben und gaben Essen und Geschenke. In der Kirche sangen sie: „Sancta Maria, Sancta Dei Genitrix", und machten es so: (dabei formte er das Kreuzzeichen und ahmte die Zeremonien am Beginn der hl. Messe nach). Sie waren gut, raubten keine Kinder, nicht wie die Nubier, und gaben viel. Sie hatten Kühe, aßen davon aber nur Lunge und Leber, das übrige verteilten sie unter die Leute. Sie redeten von Gott und beteten zu ihm. Sie schossen viele Vögel, aßen Eier und Hühner. Schließlich gingen sie fort und sagten, sie werden Grüße senden." Ich entgegnete, Abuna Yusef sei gestorben und ich sein Sohn. Der Blinde fuhr fort: „Gib mir Tabak, Zucker, Salz und ein Kleid, und ich will es den Leuten zeigen und sagen: Sehet, das gab mir der Sohn des Abuna Yusef, und alle werden sich freuen." Er erhielt ein Hemd und Tabak, den er sogleich gierig kaute. Dann bat er noch um viel mehr für seine Frau und seine Begleiter. Ich bedachte ihn weiter und er ver-

langte noch mehr. Ich vertröstete ihn auf das nächste Mal. Er erzählte weiter: „Nach dem Weggang der Priester raubten die Sklavenjäger und Türken die Kinder und töteten die Großen; nachher taten die Emire des Mahdi Fadlallah und Karamallah dasselbe. Von den Knaben der Mission leben nur noch ich und vier andere, alle alt und ich auch blind; die übrigen wurden fortgeschleppt oder getötet oder sind gestorben. Wenn du wieder eine Kirche machst, die Knaben lehrst und Geschenke gibst, kommen alle zu dir.“ Schließlich fügte er bei, die Engländer seien besser als die „Türken“, weil sie keine Kinder raubten, und rühmte den englischen Gouverneur von Mongalla, weil er ihm das bunte Kleid, das er trage, geschenkt habe.

Alter Missionsgarten von Kenisa.

Es drängte mich abzufahren, um womöglich noch vor Eintritt der Nacht den Ort der alten Missionsstation zu besuchen. Von dem wildschönen Wirrwarr des vielgestalteten Gestrüpps, das die niedrigen Uferflächen bedeckte, zog unsere Aufmerksamkeit eine zusammengerollte Strohmatte ab, welche die Wellen uns entgegentrugen. In der Nähe entpuppte es sich als eine menschliche Leiche, deren Füße aus der Hülle vorstanden. Es mußte sich um eine Bestattung im Flusse anstatt der umständlicheren auf dem Lande handeln, wenn nicht ein Verbrechen vorlag. Nach der Teilnahmslosigkeit zu urteilen, welche die am Ufer Stehenden an den Tag legten, war es kein Ausnahmefall. Verstoßene Kinder und hungernde Diebe werden totgeschlagen und ebenso wie Sterbenskranke den Vögeln zum Fraße überlassen oder in den Fluß geworfen.

Schon wob die Dämmerung ihre Schattierungen in den Abend, als im Vordergrunde eine mächtige Baumgruppe in Sicht kam, die bedeutendste Landmarke des bisherigen Flußlaufes. Da lag einst die Mission Heiligkreuz unter 6° 40' n. Br. Im zunehmenden Dunkel hatten wir Mühe, das Schiff zu befestigen und durch das hohe Schilfgras uns an das Land durchzuarbeiten. Am trockenen Ufer wuchern derbe Akazienbäume und spreiten die Kigelien ihre buschigen Kronen, aus denen an ellenlangen Stricken die fußlangen Früchte wie protzige Würste herabhängen. Man sieht es den gedrungenen Stämmen an, sie fußen nicht in selbstgewähltem Boden; menschlicher Fleiß und deutsche Liebhaberei haben diese so eigenartigen Bäume hierher verpflanzt, deren Laub an unsere Nußbäume und deren kräftiges Aussehen an unsere Eichen erinnern. Zwei Borassusbäume mit derbem Stamm und breiter Krone ragen aus der buschigen Parkinsel auf wie palmengekrönte Obelisken und Meilenzeiger der zentralafrikanischen Missionsgeschichte. Das war der einstige Missionsgarten. An den regelmäßigen Baumreihen ist noch heute die ordnende Hand der Missionäre erkennbar. Aber von den Limonen, Bananen und den Rahmfruchtbäumen, die einst hier prangten, ist nichts mehr zu sehen. Der unersättliche Sumpf hat sie verschlungen, und seine Ausgeburten, die Stechmücken, singen ihnen das Grablied. Die im Abendwinde rauschenden Baumwipfel lispelten geheimnisvoll. Es klang wie aus Harfen vergangener Barden. Sie sangen von der einstigen Mission.

Die kargen Ueberbleibsel der Missionswohnung auf dem Gegenufer sind von der Wildnis begraben. Ich sehe die Glaubensboten an der Arbeit. Welcher Heldenmut! An der ersten trockenen Uferscholle werfen sie aus Liebe zu Jesu und den Seelen Anker. Todesmutig steigen sie ans Land, allen voran Morlang aus Kärnten. Unter unglaublichen Schwierigkeiten jener erfahrungsarmen Zeit opfern sie sich dem zeitlichen und ewigen Heile sinnlicher und undankbarer Wilder. Mit zäher Hingebung schützen sie die Neger gegen die entmenschten Sklavenjäger. Mit Geduld und Ausdauer erfragen sie aus ihrem Munde die Sprache, und mit eisernem Fleiße tragen sie die Ergebnisse ihrer Arbeiten zusammen. In meinem Archiv zu Khartum liegen ihre Handschriften, Katechismus, Biblische Geschichte, Homilien auf alle Sonntage des Jahres, Gebete, alles in der Dinkasprache, reiche Fundgruben, aus denen die Sprachforscher schöpften. Schweiß, Blut und Leben hängen daran! Ja, auch das Leben! Ihrer fünf stiegen sie im Laufe von sechs Jahren in das sumpfige Grab! Nur heiliger Seeleneifer konnte solche Wunder der Hingebung und Selbstopferung vollbringen. Nicht wie ein Grabeslied, wie Lob- und Siegeshymnus säuselte das Rauschen der Borassusfächer auf ihre Ruhestätte nieder, als wir mühsam vom Gras überwucherten Ufer abstießen und, aufgerichtet am Gedächtnis christlichen Glaubensmutes und Opfergeistes, die Fahrt nach Süden fortsetzten.

13. Januar. Oberhalb Heiligkreuz schlängelt der Fluß abermals durch Sumpfland, dessen ständige Typen Röhricht und Ambadsch bilden, während der Papyrus als bestandbildender Teil fast ganz ausgeschaltet ist und nur mehr sporadisch vertreten erscheint. Beide Ufer sind flach und niedrig. Der Lauf des

Flusses beschleunigt sich zusehends, so daß unsere Fahrgeschwindigkeit auf drei Kilometer in der Stunde sinkt. Das trockene Land drängt sich mehr und mehr vor. Im Westen treten Wälder vereinzelt an den Fluß heran, im Osten tauchen Baumgruppen auf. Ein See von meilenweiter Ausdehnung und mit zahlreichen kleinen Grasinseln besät, und ein zweiter von geringerem Umfange bilden die letzten größeren Sumpfbehälter. Nilpferde, zuerst einzeln, dann in Gruppen und Herden, beleben den Fluß. Jagende und fischende Dinkaneger in Ambadschboten oder Einbäumen tauchen auf. Bald erscheint ihr Dorf, bestehend aus einer kleinen Gruppe von Fischerhütten, halb im Wasser fußend. Die Männer und Knaben ohne jegliche Kleidung und die Weiber in der Hülle von Ziegenfellen muten wie menschliche Amphibien an.

Der Wandel schreitet fort. Etwa bei Kilometer 600 weicht auch auf dem Ostufer der Sumpf, der auf dieser Seite vom See No ununterbrochen andauerte, trockenem Lande. Eine Reihe von Dinkagehöften liegt einem Walde vorgelagert. Eine Meile stromaufwärts nähern sich die Dörfer dem Flusse, deren sorgfältige Bauart und reicher Viehbestand für die Wohlhabenheit der Bewohner sprechen, bis bei Kilometer 612 das trockene Land beide Ufer besetzt. Herrliche Bestände von bambusartigem Röhricht, mit Blättern von Schlingpflanzen efeuartig bekränzt, erscheinen wie künstlich geordnete Festgewinde, mit denen das trockene Land zur Feier des endlichen Sieges über den Sumpf die Schläfen des Stromes schmückt.

Es brach der Abend an, als vom Ostufer Lichter durch die Dämmerung flimmerten. Rauhe Stimmen tönten herüber; man fragte vom Ufer aus nach dem Namen unseres Schiffleins. Es ist Bor, Hauptort des Dinkazweiges gleichen Namens und Station der Regierung mit Post und Telegraph. Im einbrechenden Dunkel sind nur die Umrisse von Hütten zu sehen, die sich auf 2—3 Meter hohem und der Ueberflutung dauernd entrücktem Ufer gruppieren. Hier, unter 6° 12' 46" n. Br., 617 Kilometer vom See No, endet die eigentliche Sumpfregion.

Die durchfahrene Sumpffläche bildet ein Dreieck, dessen nördliche Basis sich an den Mündungen des Bahr el Zeraf, Bahr el Dschebel und Bahr el Ghazal auf Hunderte von Metern erstreckt, und dessen Spitze über 600 Kilometer entfernt im Südosten bei Bor liegt. Es ist ein natürliches Riesenreservoir, welches das Flußwasser auffängt und aufstapelt; ein Riesenschwamm, der zur Regenzeit das überlaufende Wasser in sich aufsaugt und es in der trockenen Jahreszeit wieder abgibt. Abgesehen vom Flußkanal, sind die fast völlig bewegungslosen, in Lagunen, Pfützen, Nebenläufen und unter Pflanzenmassen brütenden Wasser sehr seicht, meist nur einige wenige Fuß tief. Der Wasserverlust durch Verdunstung in dieser ungeheuren Sumpffläche muß sehr groß sein und mag möglicherweise 65 vom Hundert betragen.

Aegypten ist ein Geschenk des Niles und die Einheimsung der Reichtümer, welche im Boden des Sudan schlummern, hängt von der künstlichen Bewässerung durch die beiden Nile ab. Beider Bestand und Entwicklung ist an die verfügbare Wassermenge gebunden. Diese so zu steigern, daß der Sudan eine

seinen durstigen Flächen entsprechende Wassermenge dem Nile entnehmen kann, ohne Aegypten zu benachteiligen, ist das Problem, von dessen Lösung die wirtschaftliche Zukunft des ersteren oder beider bedingt ist. Ein Kanal, von Bor durch den 340 Kilometer weiten Sumpf gerade nach Norden bis ungefähr zur Mündung des Sobat, war geplant. Dadurch würde die Entfernung von Bor nach dem Sobat um 200 Kilometer abgekürzt, die Schiffahrt bedeutend verbilligt und die Hauptsache, eine ungeheure Wassermenge der unnützen Verdunstung entrissen und landwirtschaftlichen Zwecken vorbehalten, ohne den Vorteil der Sumpfgegend als

Holzstation Tombe.

Wasserreservoir zugleich preiszugeben. Der Kostenvoranschlag der Ausführung dieses künftigen Kanals war auf etwa 5 Millionen Mark berechnet, eher ein Geschenk als eine Ausgabe im Vergleich mit dem unschätzbaren Vorteil des Kanals. Die Vorstudien ergaben jedoch zu große Bodenschwierigkeiten. Man sucht nun einen Ersatz in der Verbesserung des Flußbettes des Bahr el Zeraf zu Zwecken des Wasserabflusses und der Schiffahrt.

14. Januar. Das bisherige Sumpfgepräge der Flußlandschaft löst sich zunehmend in die freundlicheren Formen festen Landes auf. Abgesehen von einigen ausgetrockneten Sümpfen in den tiefsten Talniederungen, sammeln sich die Wasser

im Flußbett, dessen Ufer sich zusehends schärfer umschreiben und stellenweise 7 Fuß hoch senkrecht am Wasserspiegel aufragen. In einer Breite von 80 bis 90 Metern kommt uns der Fluß in starker Strömung und zahlreichen Windungen entgegen. Hohe Uferwände, jagende Wirbel, welche um die Krümmungen spielen, geben dem Flußbilde eine Lebendigkeit, die wirkungsvoll von seiner bisherigen Einförmigkeit absticht. Nicht minder verändert ist die Ufergewandung. Neue Grasarten, deren Wurzeln nicht mehr im Moraste, sondern in trockenem Sandboden fußen, treten in verschiedenen Entwicklungsformen auf, bilden hier zarte Rasenflächen, dort grünwogende Felder, bald Dickichte mit flatternden Blütenrispen, bald Büsche von üppigem Hochgras, aus welchem die Telegraphenmaste wie exotische Waisenkinder aufragen. Dazu der Anflug von Wald, der bald im West, bald im Ost am Hori-

Kiro.

zont auftaucht und stellenweise an den Uferrand herantritt. Es ist lichter, mit einzelnen Hochstämmen und mit häufigen Kriech- und Schlingpflanzen untermischter Buschwald, in welchem zwerghafte Delebpalmen einen ungemein dichten Unterwuchs bilden.

Die neue Landschaft beherbergt ein neues Volk. Etwa bei Kilometer 660 werden die Dinka von den Bari ersetzt; den Uebergang bilden die Eliab, eine Kreuzung beider. Wir hielten bei deren erster Siedelung, knapp am Rande des Westufers. Der Unterschied springt sofort in die Augen. Die Strohhütten sind nachlässig gebaut, unreinlich und ohne Ordnung zusammengehäuft. Denselben Eindruck der Armseligkeit machen die Leute in ihrer völligen Blöße und gänzlichen Schmucklosigkeit. Nur die Frauen gürtet ein dünner Lendenstreifen. Bei unserer Annäherung trieben die Männer die wenigen Ziegen eilig in die Hütten, während die Frauen mit den Kindern in das nahe Röhricht flüchteten. Armes Volk! Die Sklavenjagden des verflossenen Jahrhunderts haben sie scheu gemacht. Nur

zögernd und furchtsam folgte ein betagtes Ehepaar unserem Winken und wagte sich zu uns heran. Sie bedeuteten uns, daß die Holzstation weiter flußaufwärts liege. Als wir uns zur Abfahrt rüsteten, erschienen auch die Flüchtlinge aus ihren Verstecken und rauften sich um die Glasperlen, die wir ihnen an das Ufer warfen.

Weiterhin folgten sich am linken Ufer längere Reihen von Gehöften. Manche der elenden Strohhütten trugen auf der Spitze des nachlässig gebauten Strohdaches eine umgekehrte Burma (irdener Wasserkrug) oder einen Teller, wohl

Wachsoldaten des Kongostaates in Kiro.

mit dem zweifachen Zwecke, als Zierde und zugleich als festes Bindeglied der Strohhalme, sozusagen als Dachfirst, zu dienen. Auf Miniaturgerüsten erhöhte Hühnerställe und winzige Kornspeicher aus Holz und Stroh sowie die zierlichen, scheckigen Ziegen waren nicht imstande, den Eindruck der Armseligkeit abzuschwächen. Die Eliab leben hauptsächlich von Fischfang und Ackerbau, den sie nur lässig betreiben. Das Ganze verdient die Bezeichnung: „arm und faul".

10 Uhr vormittags: Holzstation Tombe. Auf zwei Seiten von Sumpfniederung umschlossen, in der Wasserruten und tellerblättrige Nymphäen gaukeln, ragt schildkrötenartig die Uferlandschaft 2½ Meter hoch über den Wasserspiegel empor. In dem leichten, verkrüppelten Dorngehölz kommen eine mäßige Kigelia und eine überlegene Sykomore zu solcher Geltung, daß sie nach der Sumpfregion

als die ersten namhaften Vertreter des Baumwuchses gelten können. Am Ufer zwischen nackten Eingeborenen stehen arabische Kleinkrämer in blendendweißen Kitteln; dahinter sitzt im Schatten seiner Hütte am blankgedeckten Tisch der ägyptische Effendi, der Aufseher der Holzstation, in gebügelter Hose und tadellosem Hemd.

Auf dem Gange durch das elende Dorf begegnete uns eine Frau, ihr Kind in einen Lumpen eingewickelt und auf den Rücken gebunden. Zufällig bekamen wir das Kind zu Gesicht. Welch ein Anblick! Der kleine Körper war mit eklen Pusteln bedeckt, die Lippen wie vom Krebs zernagt, die Augen von Unrat verschlossen, ein Fleischklumpen von Beulen, Eiter und fressenden Wunden! „Mutter, komm, wir retten dein Kind!“ „Es gibt keine Hilfe, der kranke Vater ist die Schuld.“ Zögernd folgte die Mutter zum Schiffe, allwo ich einen nassen Lumpen über den Kopf des Kindes ausdrückte und es auf den Namen meiner seligen Mutter Maria taufte. Zucker beruhigte dann Kind und Mutter.

Nachmittag fuhren wir nach Süden weiter. Die nächste der unzähligen Krümmungen führte uns einem schwimmenden Gegenstand entgegen. Knapp am Schiffsrande trieb das längliche Paket, von Strohmatten umhüllt, vorbei, aus dessen einem Ende menschliche Füße hervorragten. „Nichts Neues“, sagten die Matrosen, „die Bari haben einen Toten oder Sterbenden bestattet“. Der Tote schwamm am Holzplatz vorüber, ohne daß jemand davon Notiz nahm. Also werden mißliebige Sterbende und Tote bestattet. Ob das auch das Los unserer armen Maria werden sollte?

Der Fluß weitet sich bald bis zu 200 und 300 m, bald verengt er sich bis zu 80 bis 90 m, teilt sich in Arme, welche zahlreiche Inseln umschließen, und bildet Nebenkanäle, so daß kaum jemals die ganze Wassermenge in einem einzigen Rinnsal vereinigt ist. Röhrichtwuchs begleitet zumeist das rechte Ufer, während das linke an höher gelegenen Stellen dichte Buschbestände kleiden. Die herrlichste Lage auf dieser Seite hat der Regierungsposten G i g g i n. Dem Busch mit einzelnen größeren Laubbäumen verleiht der dichte Wuchs von niedrigen Delebpalmen, gemischt mit der vielgegabelten Dompalme, das einzige Gepräge. Keine derselben entwickelt sich zu einem stämmigen Baume, alle bleiben trotzige Zwerge und verdichten sich, ungezählt an Menge, zu einem struppigen Unterholz. Auf entwaldeter Erhöhung ragt weithin sichtbar das Wohnhaus des englischen Inspektors mit luftiger Veranda und schimmerndem Zinkdach auf; umfangreiche, saubere Hütten aus Lehm und Stroh, von netten Gehöften umschlossen, breite, reinliche Wege, Herden prächtiger Rinder, hochgewachsene Barineger in blendendweißer Umhüllung: alles deutet auf den ordnenden Geist des Engländers.

Das Flußbild fährt fort, die Anhaftungen des Sumpfes abzustreifen. Die Strömung wird stärker. Unser Schifflein arbeitet stöhnend, überwindet kaum 3 Meilen in der Stunde, und die Einbaumkähne der Barifischer mit ihren winzigen Ruderschaufeln lassen uns weit hinter sich. Gegen Sonnenuntergang verrieten Wasserwirbel verborgene Felsenriffe mitten im Flußbette, die Vorläufer vieler anderer und viel bedeutenderer bis zum Albert-See.

15. Januar. Die Morgensonne beschien ein heiteres Bild. Als der nebelige Dunstkreis sich gelichtet, wurde im Südwesten die ragende Spitze des Berges Lado sichtbar, des ersten seit dem Bahr el Zeraf. Beide Ufer gewähren einen freien Ausblick über die Landschaft, in deren Pflanzenformen die Rieseneuphorbie eine hervorstechende Erscheinung bildet. Bald rechts, bald links drängt sich Buschwald in üppiger Fülle an den Wasserspiegel heran, festlich bekränzt mit blumendurchwirkten Massen saftstrotzender Kriecherpflanzen. Zwischen 3—4 m hohen, senkrechten Uferwänden wälzt der Strom seine raschen Wellen, welche gierig an dem losen Erdreich lecken und Stück für Stück abbröckeln und verschlingen. Gruppen von Hütten der Barineger nähern sich, und eine bronze-glänzende Jugend mit

Mongalla von Norden.

schimmernden Halsringen und Armspangen ruft uns zu und deutet nach der Regierungsstation.

Kiro, der nördlichste Posten des Enklave von Lado, liegt auf dem hohen Westufer, von dessen Wänden der Strom unausgesetzt Erdmassen wegfrißt. Ueberreste eines Soldatenviertels, umgeben von Ziegelmauern und Laufgraben, die ansehnlichen, netten und gutbedachten Bauten des Befehlshabers und der Beamten, zeugen von der einstigen Bedeutung des Postens. Nun starrt alles in Verlassenheit und Verfall. Ein Unteroffizier, Schwede von Geburt, war mit der Obhut betraut. Sein Vorgänger hatte sich erschossen, er selbst war erst seit kurzem am Platze, hatte einige aussätzige Soldaten in Pflege, und unter seinen sonstigen paar Leuten wüteten der Guineawurm und Schwarzwasserfieber. Er selbst suchte täglich bei Sonnenuntergang unter dem Mückennetz Schutz gegen die zahllosen Stechmücken. Mehr als dieses bezeugte sein eigenes blutloses Aussehen die Ungesundheit dieses sonst so malerischen Stückes Nillandschaft. Wir erfreuten ihn mit dem Geschenke einer Flasche Wein.

Die Flußlandschaft gestaltet sich nach Süden hin immer abwechslungsreicher und belebter. Bald teilt sich der Strom in mehrere Rinnsale, welche gras- und pflanzenreiche Inseln umspülen, bald zieht er in einer Breite von 300 m daher oder erweitert sich zu seenartigen Ausbuchtungen. Gras und Wald teilen sich in seine Begleitung. Nur die Elefantenpfade ermöglichen ein Eindringen und Fortkommen in den wirren Wildnissen dieser tropischen Wälder. Die Tierwelt belebt Fluß und Ufer. Flußpferde tummeln sich grunzend und schnaubend an den seichten Uferstellen, und Krokodile sonnen sich auf den Sandbänken. Dort fischen

Mongalla von Südosten. — Zahmes Zebra auf der Weide.

um die Wette hochbeinige Reiher, geführt vom Flamingo im kostbaren Flaumenkleide, und von der Zierde der Sümpfe, dem ebenso mächtigen als schönen Sattelstorche mit glänzendem, schuhlangem Schnabel, roten korallenartigem Ohrläppchen und gelbem Häubchen. An den Inselhängen wackeln Wildenten und schreiten Nilgänse. Am Ufer trippeln Scharen hurtiger Perlhühner, und von den Kronen der Bäume tönt der kecke Ruf des weißköpfigen Fischadlers im glänzend braunen Anzuge. Die Insektenwelt ist durch ihre schönsten Arten vertreten; blaugefleckte und weißschimmernde Schmetterlinge flattern durch den Busch und wiegen sich auf den schwellenden Blüten.

Als neue Erscheinung im Uferbilde treten immer mehr und ausgedehntere Pflanzungen von Bananen auf als Zeugen einstiger menschlicher Ansiedelungen. Die Bari sind besonders zahlreich auf dem Ostufer angesiedelt. Da reiht sich Weiler an Dörflein und Gehöft an Ansiedelung. Dort liegt auch Mongalla, als südlichster Posten im Jahre 1901 von der Sudanregierung besetzt. Am Ufer sind der Stationsdampfer und ein Kanonenboot verankert. Auf offener, ansteigender Gras- und Sandfläche mit reichlichem Wuchse von Bäumen und Sträuchern, dehnt sich die neue Gründung aus. Außerhalb des Ortes liegt gegen Norden ein ausgedehntes Dorf mit Hunderten von ansehnlichen Hütten der aus dem mohammedanischen Sudan gekommenen Neger. Die Station selbst mit breiten, wohlgepflegten Weganlagen, von Pflänzlingen von Kautschuk und an-

Lado.

derer Laubbäume, sowie von zerstreuten Ziegel- und Zinkbauten flankiert, macht einen verheißungsvollen Eindruck. Die Abholzung alles unnötigen Baumwuchses und die allseits durchgeführte Reinlichkeit trägt zur Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse bei. Die von Norden eingeführten Neger, Soldaten und Beamten verleihen dem öffentlichen Leben einen mohammedanischen Anstrich. Die besseren Löhne ziehen Eingeborene aus Uganda an, teils als Soldaten, teils als Dienstboten. So begegnen sich hier die Bantu-Rasse mit christlichen Anlagen und die Sudanneger mit ihren mohammedanischen Neigungen, und es ist Gefahr, daß erstere von letzteren nachteilig beeinflußt werden. Der freundliche Provinzvorstand, Major Owen, den wir nicht zu Hause angetroffen, kam abends an Bord. Den Arzt und drei Kaufleute, Katholiken aus Syrien, luden wir für den Morgen zur hl. Messe ein.

16. Januar. Sonntagsgottesdienst an Bord. Feuchter Nebel bei 19 Grad C. Erst gegen 9 Uhr drang die Sonne durch und brachte zuerst wieder den Berg Lado (Nyerkani) und dann die Berge von Gondokoro in Sicht. In das bisherige Uferbild mischen sich immer zahlreicher verlassene Bananenpflanzungen und Barisiedelungen, welche das linke Ufer bevorzugen. Allmählich sammelt der Strom alle Nebenläufe, um sich bei Lado in einem einzigen Bett in seiner ganzen Breite zu zeigen.

Kurz nach Mittag legten wir neben dem Stationsschiffe „Van Kerkhoven" an. Mein erster Besuch galt dem Kommandanten. Am Lande empfing mich ein Offizier, von Geburt ein Schwede, und geleitete mich zu dessen Wohnung. Hauptmann Renkin kam mit herzlicher Höflichkeit und liebenswürdiger Art mir und meinem Wunsche, alle Katholiken des Ortes zu sehen, entgegen. Auf seine Ver-

Soldaten des Kongostaates in Lado.

anlassung hin versammelten sich um 4 Uhr nachmittags alle in seinem Hause. Ich empfing jeden Einzelnen und erkundigte mich nach den Verhältnissen und religiösen Bedürfnissen. Es waren 18 Neophiten und 12 Katechumenen, sämtlich von auswärts, von Uganda, vom Uelle, vom Kongo und bis von Boma im afrikanischen Westen, und hier vorübergehend als Diener oder Soldaten anwesend. Ich setzte für den folgenden Morgen eine hl. Messe für sie an und erbot mich dem Kommandanten, einen Seelengottesdienst für den kürzlich verstorbenen Souverän des Kongostaates, König Leopold II., zu feiern. Das Anerbieten wurde mit Dank angenommen und ein offizieller Trauergottesdienst vorbereitet.

17. Januar. Der 30. Todestag König Leopolds. Um 7½ Uhr las mein Begleiter im Hause des Kommandanten eine hl. Messe in Anwesenheit desselben und aller Katholiken und Katechumenen. Um 9 Uhr feierte ich, assistiert von einem Priester und einem Bruder, ein Seelenamt für König Leopold II., wobei zwei Brüder den Chor besorgten. Es waren zugegen der Kommandant, alle Offiziere und Beamten in Amtstracht, darunter Belgier, Norweger, Schweden,

Deutsche, die ganze Garnison von 150 Soldaten mit Fahne und Musik, die griechischen Kaufleute und ein Engländer, alle eingeborenen Katholiken und Katechumenen. Bei der hl. Wandlung präsentierte die Garnison, und nach derselben spielte die Musik einen Trauermarsch und wurde der Generalmarsch geschlagen. Nach Schluß des Libera spielte die Musik die belgische Volkshymne. Der Kommandant stellte mir alle Anwesenden der Reihe nach vor und sprach seinen Dank für den Gottesdienst aus. Von seiner Wohnung begleitete er mich zum Paradeplatz, wo die aufgestellte Garnison präsentierte und für diesen Tag einen Feiertag erhielt aus Anlaß meiner Anwesenheit. Der sonstigen Aufmerksamkeiten des

Straße in Lado.

Kommandanten, als des gastlichen Tisches, der uns während der ganzen Anwesenheit bewirtete, und der freundlichen Begleitung zu allem Sehenswerten, sei hier dankbar gedacht.

Lado war einst das Hauptquartier Emin Paschas (Dr. Schnitzer aus Neisse in Oberschlesien), an den noch heute eine von ihm gepflanzte und am Ufer aufragende Dattelpalme, in dieser Gegend ein Khartumer Findelkind, erinnert. Auf 4 bis 5 m hoher Uferbank gelegen, im Norden von einem reißenden Bergbach, im Süden von undurchdringlichem Morast, auf der einzig zugänglichen Landseite, im Westen, durch ein Fort, und auf diesen drei Kanten durch eine rechteckige Brustwehr geschützt, stellte es für diese Länder eine uneinnehmbare Festung dar. Die Umwallung umschließt etwa 20 Gebäude aus Ziegeln, mit hohen, spitzen Strohdächern und Veranden, die als Wohnungen für Beamte, als Geschäfts-

räume, Spital, Pulvermagazin usw. dienten, sowie gute Hütten für die Garnison. Die Soldaten, untersetzte und fleischige Gestalten aus dem fernen Westen und aus den menschenfressenden Stämmen des Herzens Afrikas, erinnerten mich in ihrer dunklen, blusenartigen und kleidsamen Tracht und ohne Fußbekleidung an die Zuaven des deutsch-französischen Krieges. Weiter landeinwärts befanden sich die Kaufläden der Griechen mit einer Schreinerwerkstätte und der Friedhof. Dieser, mit peinlicher Reinlichkeit und Ordnung gepflegt, die Grabstätten mit Kreuzen, Inschriften und Blumen geschmückt und von herrlichen Tropengewächsen überschattet, machten der christkatholischen Gesinnung der Kongoregierung alle Ehre. Weiter entfernt lag der Viehzwinger mit seinen Prachtstücken von langgehörnten Rindern. Dahinter dehnte sich zwei Meilen weit eine

Soldatenhütten in Lado.

flache Buschebene aus bis an den Rand des Waldes, der allmählich bis zum Fuße des 12 Meilen entfernten Berges Nyerkani ansteigt. Das Hauptquartier war mit den anderen Posten des Enklave, Redschaf, Kiro, Yei, Ibembo und Loka durch gute Wege verbunden. Wasser und Sumpf auf drei Seiten sowie der vollbesetzte Friedhof sprachen nicht für eine gesunde Lage.

Trotzdem gefiel mir der Ort sehr und schrieb sich tief in meine Seele. Es wehte da eine christliche Luft und keine Spur fand sich von Islam. Die Beamten waren alle dem Christentum wohlgeneigt. Was mir geschah, war nicht Ausnahme, sondern Regel im Kongostaate, allwo die Missionäre freie Fahrt und Einfuhr, und der Missionsbischof Generalsehre genießen. Diese Achtung des Christentums von oben herab, teilte sich den Eingeborenen mit. Das fühlte ich auf Schritt und Tritt. Wir waren da nicht Fremde, sondern daheim, bei Katholiken.

All unsere verfügbare Zeit war den eingeborenen Christen und Katechumenen gewidmet. Alles andere war uns Nebensache. Fortgesetzt, am Morgen, Mittag, Abend und in der Nacht kamen sie. Einzelne sprachen Arabisch, und mit ihnen war es leicht. Mit den anderen verständigten wir uns mit Hilfe eines braven Katholiken

Flußufer bei Gondokoro.

Das Niltal von
(Vom Berge

aus Uganda. Sie hatten uns viel zu sagen und viel zu fragen. Es war eine Lust, sie anzuhören, zu trösten, zu mahnen, auf die Sakramente vorzubereiten.

18. Januar. Ein frucht- und trostreicher Morgen. Vor der Morgenröte schon rückten die schwarzen Katholiken an und kauerten auf dem Verdeck. Geduldig harrten sie, bis die Reihe an sie kam, in die Kabine zu treten und, auf die Knie geworfen, mit gefalteten Händen und reumütigem Herzen, ihre Beichte abzulegen. In der hl. Messe spendete ich allen 18 Katholiken die hl. Kommunion und nachher zwei Firmungen und eine Kindertaufe. Auch mehrere Katechumenen baten um die Taufe. Ich ermahnte sie zu weiterer Vorbereitung und konnte sie um so ruhiger vertrösten, als sie teils in Bälde, teils nach Uebergabe des Enklave an die Sudanregierung in die Heimat zurückkehren sollten. Alle bedachten wir mit Rosenkränzen, Heiligenbildern und Medaillen, die sie mit kindlicher Freude und Dankbarkeit entgegennahmen.

Um 8 Uhr stand der Kommandant mit seinen Offizieren und Leuten, der dienstfreien Garnison und Bedientenschaft, auf der hohen Uferböschung zum Abschiede. Neophiten und Katholiken baten um den Segen, und ich segnete sie vom Schiffe aus und aus ganzer Seele; sie und auch die noch heidnischen Soldaten bekreuzten sich. Schwer war uns beiderseits der Abschied. Ich wußte es, das war ein Scheiden für immer. Nach sechs Monaten sollte das junge Christentum von Lado den Rückzug nach Westen antreten. Nun gehört es der Geschichte an und lebt nur mehr im Genuß süßer Erinnerung fort.

bis Gondokoro.
s gesehen.)

Von Lado an teilen abermals zahlreiche Inseln den Fluß in so viele Arme, daß im verworrenen Netze der Wasserläufe nur ein erfahrener Steuermann nicht vom schiffbaren Hauptkanal abirrt. Das Landschaftsbild gewinnt durch die Bergzüge, die im Süden und Südosten immer zahlreicher, Kegel um Kegel und Kette um Kette, auftauchen. Auf dem rechten Ufer mehren sich die Dörfer und Bananenpflanzungen.

Nach einstündiger Fahrt legten wir um Mittag bei Gondokoro an. Vom hohen Ufer herab meldete mir der Vertreter des abwesenden englischen Kollektors Haddon, daß die bestellten 60 Träger aus Uganda bereit seien.

Nach dieser befriedigenden Nachricht, von der die Fortsetzung der Reise abhing, wandte sich meine Aufmerksamkeit den Christen aus Uganda zu, welche uns am Ufer erwarteten. Sie zu Gesicht zu bekommen, war mein jahrelanger Traum. Nun standen sie da, mit Kruzifixen, Rosenkränzen, Skapulieren und Medaillen behangen. Hurtig eilte ich zu ihnen, alle warfen sich auf beide Knie, küßten den Ring, und kindliche Freude strahlte uns aus ihren Augen entgegen. Nicht geringer war die meinige. Tausende von Meilen hatte ich, von Norden kommend, unerkannt unter Moslims und Heiden zurückgelegt, und hier ward ich erkannt und herzlich begrüßt von den Glaubensgenossen aus dem Süden. Bis spät abends blieben wir mit ihnen auf dem Verdeck des „Redemptor" beisammen. Einzelne wußten etwas Arabisch, die meisten kannten nur ihre Sprache. Aber wir verstanden uns. Sie sagten uns ihre Gebete vor und sangen ihre frommen

Lieder, von denen ein herrliches Ave Maria noch heute durch meine Seele klingt. Wenige waren ständig da, unter ihnen ein Korporal, Franz Basadschaki-vule, welcher uns als Dolmetsch diente. Die meisten waren vorübergehend als Diener, Laufburschen oder Träger angestellt. Ihr Monatslohn von 6 Rupien (= 7.80 ℳ) stellte das Doppelte des Verdienstes in der Heimat dar.

19. Januar. Frühe sammelten sich die Baganda (Eingeborene von Uganda) im Quartier des Korporals. Spendung von Beicht und Kommunion an die Baganda, welche bei der ersten Messe den Rosenkranz beteten und bei der zweiten fromme Lieder sangen. Den ganzen Tag war das Schiff von ihnen besetzt. Einer brachte Eier zum Geschenk, und keiner bettelte. Ihr einziges Begehr waren

Der katholische Korporal in Gondokoro.

Rosenkränze, Kreuze, Kruzifixe, Medaillen, Skapuliere und Heiligenbilder, mit denen sie reichlich bedacht wurden. An allen folgenden Tagen während unseres Aufenthaltes sammelten sie sich morgens zur hl. Messe und zum Empfange der hl. Sakramente und abends zum Rosenkranzgebete. Ich erteilte vier Firmungen an Erwachsene und eine Taufe an ein Kind. Im Spital lag ein Jüngling an Schlafkrankheit darnieder. Von einer Prozession betender Baganda begleitet, brachte ich ihm die hl. Kommunion, die er mit Andacht empfing. Unser Zug ging feierlich über das Exerzierfeld im Angesicht der Soldaten. Weshalb schreibe ich das alles nieder? Weil die langersehnte Begegnung mit den katholischen Baganda in Gondokoro mich so unbändig erfreute und tröstete.

20. Januar. Spendung der hl. Sakramente an die Baganda, denen wir die meiste Zeit widmeten.

Erst dann konnten wir uns in Gondokoro umsehen. Der Blick, von der Flachheit düsterer Sumpfebenen ermüdet, weidet sich mit Lust an dem Rundbilde der ferneren Umgebung. Den Nordwesten beherrscht die dräuende Kuppe des Berges Lado und den Südosten die Pyramide des einsamen Berges von Redschaf. Der Süden und Südosten starren von Erhebungen, Berggipfeln und Höhenrücken, geführt vom vorgeschobenen Belenian mit der Lokoje- und Liriagruppe, eine wahre Alpenlandschaft. Gondokoro selbst ist auf flachem, sandigem, grasbestandenem, unfruchtbarem Boden angelegt, dem einzelne Fächerpalmen, krüppelige Akazien und Dornsträucher das Aussehen einer kümmerlichen Parklandschaft verleihen. Den Eindruck heideartiger Unfruchtbarkeit ver-

Katholische Baganda in Gondokoro.

mag weder das Immergrün der Bäume noch der üppige Rizinusstrauch zu verwischen, der allenthalben wie Unkraut wuchert. Die Soldatenwohnungen aus Lehm oder Ziegeln mit Strohdach, die wenigen Beamtenwohnungen aus Ziegeln oder eingeführter Bretterschalung mit Blechdach oder hohem Strohdach, liegen über eine weite Fläche zerstreut und sind durch gute Wege unter sich verbunden. Die besten Gebäude sind das Haus des Regierungsbeamten, auf Ziegelgewölbe erbaut und von einem Garten umgeben, und das Amtslokal. Hingegen tragen die Kaufläden aus Röhricht der Inder und Griechen, der bezüglichen Vertreter des Handels von Süd und Nord, ganz und gar den Stempel des Unfertigen und Vorübergehenden an sich. Außer der 50 Mann starken Polizeitruppe, den wenigen Beamten und Kaufleuten findet sich niemand. Der Ort hat nichts Einladendes

an sich. Die trostlose Gegend, die Temperaturunterschiede (morgens 18° und mittags 40° C im Schatten), die Grasbrände, welche die Luft mit Asche schwängern, und abends die Stechmücken, verleiden den Aufenthalt. Viel behaglicher als der Mensch fühlt sich das wilde Tier. Leoparden raubten eine Anzahl Schafe und nicht weniger als acht Löwen hausten auf der nahen Flußinsel im Norden und erfüllten die Nächte mit ihrem rollendem Gebrüll.

Der Ort hat eine Geschichte. Von 1853 bis 1860 bestand hier eine Station unserer Mission unter dem Apostolischen Provikar Dr. Ignaz Knoblecher. Das Buch „Das Gebiet des Weißen Flusses und dessen Bewohner" von A. Kaufmann (Brixen, Verlag der Wegerschen Buchhandlung 1861), gibt nicht nur ein wahrheitsgetreues Bild vom Werke der Mission von Gondokoro und von Heiligkreuz, sondern auch die beste Schilderung

Katholische Baganda nach dem Gottesdienst.

von Land und Volk der Bari. Der selige Dr. Joh. Chr. Mitterrutzner, ein besonderer Freund und Gönner der Mission, verarbeitete für eine Grammatik der „Barisprache" (Brixen, Wegersche Buchhandlung, 1862) das Sprachstudium der Missionäre philologisch in einer Weise, die bis heute unerreicht in diesem Thema geblieben ist. Die Missionsstation wurde im Jahre 1860 aufgegeben. Unmittelbare Ursachen waren: der Tod (1858) des Hauptes der Mission, Dr. Ignaz Knoblecher, der treibenden Kraft aller Unternehmungen, die große Sterblichkeit unter den Missionären und endlich die Schreckenswirtschaft der Sklavenhändler.

Nur eine Andeutung über die zwei zuletzt genannten Ursachen. Es starben in sechs Jahren fünf Missionäre. Ich besuchte den Ort der Missionsstation. Ganz in der Nähe brütet ein abscheulicher Sumpf. Ich hatte genug gesehen, entblößte das Haupt und verrichtete ein heißes Gebet für die verstorbenen Mitbrüder.

Ueber die andere Veranlassung, Schreckensherrschaft der Sklavenjäger, rufe ich Sir Samuel Baker zum Zeugen auf. Er beschreibt noch 1866 die

Scheußlichkeiten der Negerräuber und Sklavenhändler, nennt Gondokoro eine vollkommene Hölle und eine Kolonie von blut- und branntweintrunkenen Halsabschneidern, welche, etwa 600 an Zahl, ihre Zeit mit Streit und Mißhandlung der Neger verbrachten. Der Augenzeuge erzählt in seinem berühmten Werke über die Entdeckung des Albert-Nyanza-See ungeheure Missetaten der Sklavenjäger und -händler gegen die Bari. Nur ein Beispiel: Um das wehrlose Volk einzuschüchtern, pflegten sie die Eingeborenen an Händen und Füßen zu binden, an den Rand eines etwa 30 Fuß hohen Ufervorsprunges zu schleppen und im wirbelnden Wasserpfuhl den Krokodilen zum Fraße vorzuwerfen. Mehr als Kugel und Henkerseil war diese Strafe von den Bari gefürchtet und dementsprechend von den nubischen Scheusalen angewendet.

Haus des englischen Kollektors in Gondokoro.

Den ersten Schlag gegen dieses Treiben führte Samuel Baker, welcher Gondokoro für die ägyptische Regierung annektierte (26. Mai 1870), am 14. Mai 1872 Unyoro als ägyptische Provinz erklärte, mehrere Militärposten im Süden von Gondokoro errichtete und mit Mtesa, König von Uganda, in freundschaftliche Beziehungen trat. Oberst Gordon vervollständigte Bakers Werk und errichtete 1874 das Hauptquartier in Lado und mehrere Militärposten, so in Latuka, Redschaf, Fatiko, Fauvera. So ward ein tödlicher Schlag gegen den Sklavenhandel geführt, Vertrauen und Friede unter den Bari hergestellt, der Weg zu den großen Seen eröffnet und der Verkehr mit Uganda angebahnt. Emin Bey (Eduard Schnitzer) führte Gordons Werk fort und, seit 1879 an der Spitze der Aequatorialprovinz, welche auch den nördlichen Teil von Unyoro umfaßte, verwaltete er das Land mit Hilfe von 1300 Soldaten (Aegyptern und Negern) und 3000 Irregulären, welche auf 40 bis 50 Posten verteilt

waren. Im Jahre 1885 zog sich Emin vor den Derwischen des Mahdi nach Wadelai zurück, welche 1888 Redschaf eroberten, und zog mit Hilfe Stanleys Ende 1889 nach Zanzibar. Das Enklave von Lado wurde durch Vertrag vom Haag 1894 an Leopold II. auf Lebenszeit verpachtet. Die Belgier eroberten von den

Hütten der Baganda in Gondokoro.

Derwischen zuerst Redschaf, errichteten Posten in Lado, Kiro, Loka, Yei, während im Süden Dufile und Mahadschi besetzt wurden. Am 1. April 1893 übernahm England das Uganda-Protektorat, besetzte am 2. Januar 1894 die

Früherer Missionsgarten in Gondokoro.

Hauptstadt von Unyoro und bildete im Jahre 1899 Posten in Fort Berkley, Nimuli und Wadelai. —

Gegen Mittag kehrte der englische Kollektor von Redschaf zurück. In seiner Begleitung befand sich Massard, der belgische Beamte von Redschaf, der eigens gekommen war, mich zu einem Besuche einzuladen, was ohnehin in meinen Absichten lag. Um die Gondokoro vorgelagerte Grasinsel herum fuhren

wir in den westlichen Flußarm und in diesem nach Süden. Die Ufer boten wechselreiche Bilder, während im fernen Westen der langgedehnte Gebirgsstock Indirum mit seinen buschbestandenen Flanken machtvoll aufragte. Inseln und Sandbänke mehrten sich, und zeitweilig tauchten einzelne Felsriffe auf. Wir hatten gerade noch Zeit, vor Sonnenuntergang den engen Kanal eines gefährlichen Kataraktes zu durchschiffen. Die Strömung war so stark, daß wir kaum zwei Meilen in der Stunde zurücklegten und erst nach fast sechsstündiger Fahrt um 8 Uhr abends in Redschaf anlangten. Unsere Ankunft hatte trotz der schwarzen Finsternis alle Leute ans Ufer gelockt.

Soldat des Kongo vom Stamme der Sango.

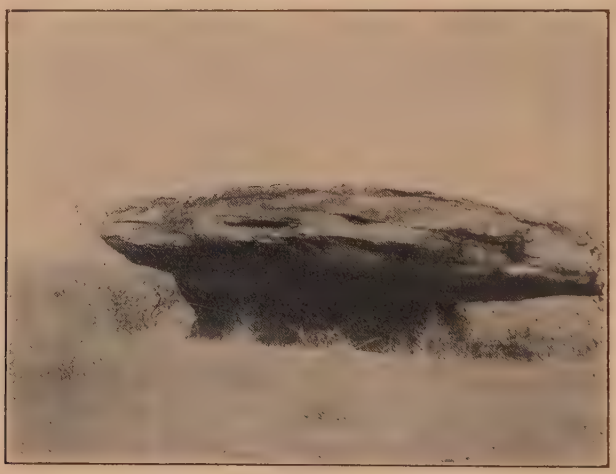
Diener der Belgier in Redschaf.

21. Januar. Kalter Morgen bei 14° C. Der hl. Messe, welche ich unter der Veranda der Kommandantenwohnung feierte, wohnte dieser mit seinen zwei Beamten, die kleine Garnison von 25 Mann, und alle Leute des Postens, etwa 40 aus allen Teilen des Kongostaates, bei. Es setzte ein so scharfer Wind ein, daß mein Begleiter Hostie und Kelch festhalten mußte. Nachher spendete ich zwei Taufen an Kinder von Neophiten, wobei der Kommandant Patenstelle vertrat. Auch sollte ich die Ehe eines Neophiten mit einer Heidin regeln. Die Ehe war nach halbjährigem, probeweisem Zusammenleben staatsgültig geschlossen worden, gemäß den geltenden Gesetzen. Der gute Mann führte mir seine Frau vor. Diese aber erklärte auf meine Frage mit Zögern, daß sie ohne Einwilligung ihrer Verwandten sich nicht zeitlebens an ihn binden könne. Diese unerwartete Erklärung betrübte den guten Mann tief. Ein mit hochgradiger Elefantiasis behafteter Barineger, welcher im Kongo unsere Religion kennen und lieben

gelernt hatte und viele Gebete und Glaubenswahrheiten wußte, war Unterhäuptling in einem benachbarten Dorfe und wohl der erste Katechumene der Neuzeit unter den Bari. Die Stimmung der Leute war eine ausgesprochen christenfreundliche, eine Folge der Missionsfreundlichkeit der Beamten.

Hauptplatz in Redschaf.

Die Lage von Redschaf ist reizend und gesund. Um einen großen, reinlich gehaltenen Platz gruppieren sich die Beamtenwohnungen aus Ziegeln oder Lehm mit Veranda und Strohdach. Die Magazine, die Schreinerei und Werkstätte



Pilzförmiger Granitfelsen bei Redschaf.

scheinen auf den Aussterbeetat gesetzt, in Vorhersehung der Uebergabe des Enklave an den Sudan. Ein gewaltiges Frachtautomobil, dessen Ueberführung in so ferne Striche Afrikas nicht weniger Anerkennung verdient, als diejenige des Dampfers in Lado, nahm sich aus wie eine entgleiste, im Urwald verirrte Lokomotive. Das Automobil ist in Afrika ebenso nützlich wie das Zweirad, aber Vorbedingung für beide sind gute Straßen, und diese sind in Afrika noch selten.

Außerhalb der Station am Bergeshang befindet sich eine Sehenswürdigkeit der Natur: ein mächtiger Felsblock von der Gestalt eines Riesenschwammes, in dessen Schatten die Bevölkerung von ganz Redschaf und

Berg Redschaf.

Umgebung Platz finden könnte. Nahe dabei deckt der Friedhof unter steinernen Grabhügeln die Helden, die hier im Kampfe gegen Derwische und Klima ihr Leben gelassen. Die dahinter ansteigende Pyramide des

Dorf Tombe.

Berges Logwek oder Redschaf bietet eine wunderbare Aussicht über das Flußtal und die Berge in der Runde. Redschaf bedeutet auf Arabisch „Beben". Der gegenüberliegende Berg Belenian auf dem nördlichen Ufer heißt „Mutter des Redschaf" und der im Norden ragende isolierte Berg heißt

Nyerkani, d. h. der durch Streit Bestehende. Nach Ueberlieferung der Bari sollen die Berge von Belenian einst Streit unter sich begonnen und den Nyerkani nach Nordwesten, den Logwek aber nach Westen auf das Gegenufer geworfen haben. Von einstigen Erdbeben zeugen sowohl die Basaltsteine, die unter dem Gerölle der Oberfläche sich finden, als die Aufzeichnungen der Missionäre von Gondokoro, welche fast jährlich Erderschütterungen verspürten.

Nachmittags machten wir in Begleitung der Beamten einen Ausflug mit dem „Redemptor" nach Tombe, das wir stromaufwärts in einer kleinen Stunde erreichten. Trompetenklang mit Trommelschlag und viel Volk empfingen und geleiteten uns unter Führung des Häuptlings Tombe nach dem Dorfe, das

Barihäuptling Tombe und Leute.

sich auf ansteigendem Ufer ausdehnte. Der bevölkerte Ort mit den gefälligen und geräumigen Hütten und Kornspeichern, die Kulturfelder und der reiche Viehstand deuteten auf Wohlhabenheit der Eingeborenen. Alles gab den Einfluß der nahen Regierungsstation zu erkennen. Keine Scheu, sondern bei jung und alt offene Zutraulichkeit, keine Nacktheit, sondern ausgesprochene Vorliebe für Kleider, die in allen Formen zu sehen waren. Weiße Lendentücher und Wollhemden, rote Feze und Strohhüte, Hosen und Jacken waren vertreten. Die Wohnung des Häuptlings wies außer den heimischen Geräten ein Bett mit Mückennetz, Lehnstühle, Blechschüsseln und Porzellanteller auf. Er selbst bewirtete uns mit Tee und Kornbier und schenkte mir ein fettes Kalb, das ich mit einem Geschenk erwiderte und der kleinen Rinderherde unserer Mission in Tonga sandte. Mit

Musik begleitete uns das Volk zum Schiffe zurück, das uns wieder nach Redschaf brachte.

22. Januar. Um den äußersten schiffbaren Punkt des Nil kennen zu lernen, fuhren wir früh abermals nach Süden. Beide Ufer steigen landeinwärts sachte zu wellenförmigen, mit zerstreuten Bäumen besetzten Erhebungen an, auf deren sandigem Boden grobkörnige Gneisfelsen und gelblicher Glimmer mit roten, eisenschüssigen Tonlagen wechseln. Gegen Süden zu häufen sich die Felsblöcke und strecken ihre spitzen Zungen und Zacken in das Flußbett vor. Brodelnde Strudel auf dem Wasserspiegel verraten die verborgenen Riffe. Durch einen engen Kanal, in welchem das zwischen Felsen eingeengte Wasser brausend und zischend herabstürzt, gelangten wir in eine Stromerweiterung, von zahlreichen Riffen und Schnellen durchsetzt. Die Fahrt war gefährlich und zweimal stieß das Schiff auf Steinbänke.

Vieh der Bari in Tombe.

Nach dreistündiger Fahrt hielten wir am rechten Ufer bei einer Ansiedelung von ausgedienten Soldaten Emin Paschas. Sie sprachen Arabisch und bewiesen sich in Namen und Tracht als Muselmanen. Nach ihren Aussagen war eine Weiterfahrt unmöglich. Trotzdem versuchten wir es.

Gar bald erschien das Flußbett in seiner ganzen Breite von Wald- und Rohrvegetation völlig gesperrt. Bei der Annäherung zeigte es sich, daß der Fluß sich in drei Arme teilte, deren Oberflächen sich zwischen gewaltigen Felsblöcken unter einer wildschönen Hochvegetation verloren. Wir standen am Ende der Schiffahrt. Es war südlich vom alten Fort Berkeley.

Die Fluß- und Uferbilder waren lebensvoll und unvergleichlich schön. Bewaldete Inseln und rauhe Steinblöcke, rauschende Stromschnellen und ruhige Tümpel, Ufer und Inseln, begrenzt von undurchdringlichen Vorlagerungen von Papyrus und Schilfgras, gelbblühendem Ambadsch und Gewinden von Schlingpflanzen, war es ein Eden für Fluß- und Vogelwelt. Damit in diesem weltentrückten Kataraktenwinkel der Mensch nicht fehle, flicht ein kleines Baridörflein auf

parkbestandener Felseninsel eine afrikanische Idylle in das farbensatte und lebensreiche Bild.

Bedeutend umfangreicher ist die Ortschaft Sukiri auf dem ansteigenden Ostufer, das wir auf der Rückkehr besuchten. Alle Erwachsenen waren bekleidet, die Männer mit Zeugstoffen, die Frauen mit Fellen; nur die Kinder gingen entblößt. Der noch jugendliche Vorsteher beschenkte uns mit einem Schaf, mit Hühnern und Eiern, wofür er ein entsprechendes Gegengeschenk erhielt. Er und seine Leute benahmen sich ganz zutraulich und sprachen teilweise etwas Arabisch. Ersterer erzählte, daß er wie andere vom linken auf das rechte Ufer übergesiedelt sei. Tatsache ist, daß das dem Enklave von Lado gegenüberliegende rechte Ufer auf der ganzen Linie viel dichter bevölkert war, als das linke Ufer, das nur spärliche Ansiedelungen und südlich von Redschaf außer dem obengenannten Dorfe Tombe kaum ein paar ärmliche Dörfer zählte.

Ein Baridorf am oberen Nil.

Nach kurzer Unterbrechung der Fahrt zur Verabschiedung von unseren belgischen Gastgebern, kehrten wir nach Gondokoro zurück. Der Empfang war buchstäblich ein „feuriger". An drei Stellen zugleich wüteten Grasbrände von schauerlicher Heftigkeit und Ausdehnung. Knisternd, prasselnd und krachend fraß das rasende Feuer um sich, mit den dürren die grünen Stengel und Halme verzehrend. In die Lohe fuhr der Wind und schleuderte die züngelnden Feuergarben und finsteren Rauchsäulen hoch in die Lüfte. Ein dunkler Regen von verkohlten Halmen und Asche schwärzte das Deck und sättigte die Atmungsorgane mit Ruß. Die Gluten der sinkenden Sonne wetteiferten mit der Brandröte, welche siegreich den Glanz des Abendrotes und der Sterne am Himmel verschlangen. Die einbrechende Nacht gestaltete das Schauspiel der zuckenden und züngelnden Feuerschlangen zu einem Abglanz der offenen Hölle, deren Widerschein in der finsteren Flut des Stromes spukte.

Von Gondokoro nach Koba und Gründung der Mission Omadsch.

Im Lande der Bari. — Im Lande der Madi. — In Nimuli. — Schwierigkeiten von seiten der Beamten. — Begegnung mit Theodor Roosevelt. — Die Schwierigkeiten beseitigt. — Rundreise in der Umgebung von Nimuli. — Auf dem Nile nach Koba. — Kommissär Hannington. — Ausflug an den Albert-See und an den Viktoria-Nil. — Ein Träger gestorben. — Eine Versammlung von Häuptlingen. — Rundreise in der Umgebung von Koba. — Omadsch am besten zu einer Niederlassung geeignet. — Die Bagandaträger. — Feindseligkeiten. — Ausmessung des Platzes für die künftige Mission durch den Beamten. — Aufbau der Hütten. — Einweihung der neuen Mission. — Die A-Luru.

Die Tage nach der Rückkehr waren den Baganda und der Vorbereitung zur Abreise gewidmet, die auf den 26. Januar festgesetzt wurde. Schon am frühen Morgen erschienen unsere sechzig Baganda-Träger und hockten sich am Ufer nieder in geduldiger Erwartung ihrer Lasten. Sie bildeten zwei Gruppen unter je einem Führer. Wir schrieben ihre Namen auf, um sie von der Flucht während der Reise abzuhalten. Es war unnötige Vorsicht, denn ihre Reise ging der Heimat zu, und sie waren ebenso froh als wir, Gondokoro den Rücken zu kehren. Der Kollektor Haddon, welcher die Träger besorgt hatte, stellte in freundlicher Weise auch eine Wache von sieben Polizeisoldaten zu unserer Begleitung. Um 3 Uhr hoben die Träger ihre Lasten auf und zogen unter Hörnerklang und lautem Gesang durch Gondokoro nach Süden. Nach herzlicher Verabschiedung von den Mitbrüdern und den zurückbleibenden Katholiken bestiegen wir die Esel und folgten ihnen mit der Wache, während der „Redemptor" unter Dampf stand, um nach Norden zurückzukehren.

Der Fußweg schlängelte sich in mäßigem Abstand vom Flusse durch eine sandige Ebene, bestanden mit teilweise hohem Grase und lichtem Busch von Akaziensträuchern und Fächerpalmen. Bari-Gehöfte, an den Rand der Flußüberschwemmung gelehnt und von Dornzäunung umschlossen, bildeten hübsche Unterbrechungen in der einförmigen, steppenartigen Parklandschaft. Nach Einbruch der Abenddämmerung loderten vor uns Feuer auf. Es war das Lager eines anglikanischen Missionärs aus Uganda, der seine Schwester von Gondokoro abholen ging. Ein Rikshaw neben seinem Zelte ließ uns schließen, daß gute Wege unser harrten.

Nach dreistündigem Marsche stiegen wir bei Ibrahim ab. Flink schlugen die Soldaten das Zelt auf; auch die Träger griffen willig zu und schürten

die Nachtfeuer an. Die Nachtruhe wurde vielfach unterbrochen durch das heisere, winselnde Geheul von Hyänen.

27. Januar. Frühe hl. Messe zur Erlangung einer guten Reise. Nach kurzem Marsche durchzogen wir das etwa 180 m breite, trockene Sandbett des Flusses K i t mit stellenweisen Wasserpfützen und zerstreuten Laubbäumen am Uferrande. Der Boden erhebt sich zu leichten Wellungen und zeigt Lagerungen von Lehm und Steingeröll, darunter solches von vulkanischem Aussehen, gemischt mit rosigem Quarz. Im fernen Osten ragt die Berggruppe von L o k o j a auf, und am Westufer thront einsam der Bergkegel L o g w e k von Redschaf.

Schon um 8 Uhr hielten wir bei K i r i b a unter einem mächtigen Oelbaume. Unter einer schattigen Tamarinde waren mehrere Häuptlinge versammelt, um über die Zahlung der Abgabe an die Regierung zu verhandeln. Es mußte auf-

Unsere Begleitsoldaten.

fallen, daß der Häuptling Kiriba lange auf sich warten ließ. Endlich erschien er, das Rätsel zu lösen. Er hatte sich in seinen schönsten Anzug geworfen. Der ausnahmsweise hochgewachsene, kohlschwarze Mann stak in blauseidener Hose, die ihm viel zu eng und zu kurz war, und in ebensolcher Jacke mit gelben Brustschnüren, beides in einem griechischen Kaufladen in Gondokoro gegen Elfenbein erstanden, die Brust geschmückt mit einer englischen Ordensnachahmung aus Glas, auf dem Haupte einen roten Fez und an den Füßen plumpe Schnürschuhe. Von weitem streckte er uns die Hand zum Gruße entgegen und ließ für uns und sich Sessel bringen. Sein Sohn, ebenso riesig, mit feingeschnittenen, einnehmenden Zügen, in weißem Hemd und Pluderhose, das Haupt mit weißem Handtuch turbanartig umwunden, blieb stramm und stumm an seiner Seite stehen. Als Geschenk legte der Häuptling zuerst ein Dutzend Eier in einer Kürbisschale zu unseren Füßen und sandte dann die Jugend zum Fange von Hühnern aus. Die Mehrzahl in der Versammlung war mit Stühlchen und Pfeifen ausgerüstet. Die kaum fußhohen Stühlchen, zierlich aus hartem Holz geschnitzt, von verschiedener Form, mit

ein, zwei und vier Füßen dienten als Sessel und Kopfkissen zugleich. In Ermangelung des Stuhles versah eine Rindshaut oder ein Baumast diese Dienste. Kein Erwachsener saß auf dem bloßen Boden. Die kleinen zierlichen Pfeifenköpfe aus gebranntem Ton, das Rohr mit Messing, Patronenhülsen und Krokodilshaut reichlich verziert, waren Erzeugnisse der Frauen. Keiner dieser beiden Gegenstände ebenso wie Lanzen waren käuflich, da jeder seinen Herrn habe, und der Herr sie nicht verkaufe.

Auf die Frage, worin das heimische Zeichen seiner Würde bestehe, ließ der Häuptling einen langen, gegabelten Stock holen, nahm ihn in die Hand und

Barileute in Kiriba.

sprach: „Mein Vater hinterließ ihn mir mit den Worten: wenn du vor versammeltem Volke sprichst, halte ihn in der Hand.“ Natürlich war auch dieses Szepter nicht verkäuflich. „Wie könnte ich das meinem Vater antun?“ sagte er.

In der Versammlung fiel mir ein Mann auf, welcher eine holzgeschnitzte Rippe in der Hand hielt. Ein Zauberer hatte sie ihm gegeben, damit er sie Tag und Nacht nicht weglege und dadurch von einem Leiden befreit werde. In vielen dieser Fälle mag die Zeit Besserung bringen, welche dann der Rippe zugeschrieben und mit Geschenken an den Zauberer belohnt wird.

Der Häuptling sprach wie mancher seiner Leute Arabisch. Er war von den Derwischen des Mahdi nach Omdurman geschleppt worden und hatte dort die mohammedanischen Gebete gelernt. Heute betet er nicht mehr. Auf das Anerbieten, ihn und seine Leute zum wahren Gotte zu bekehren, versicherte er, selbst

als der erste beten zu wollen, damit alle seine Leute hinter ihm beten. Auch Kiriba war vom Westufer hieher übersiedelt. Auf die Frage, ob es drüben besser sei, erwiderte er: „Ich bin einst dort gewesen, aber jetzt bin ich hier; frage jene, welche nun drüben sind!"

Das ausgedehnte Gehöft ist von einem festen Verhau aus Pfählen und Gestrüpp umfriedigt. Die beiden galgenartigen Eingänge sind so niedrig, daß man sie nur in gebückter Haltung passieren kann. Innerhalb des Zaunes befinden sich an zwanzig Hütten aus Lehm- oder Strohwänden und mit Strohdach, das nahe an den Boden herabreicht, so daß rings um die Hütte ein niedriger Gang entsteht, in dem Holz und anderes aufbewahrt wird, und nachts auch die Kinder schlafen. Der niedrige, runde Eingang kann nur kriechend passiert werden.

Viehhürde der Bari bei Kiriba.

Das Innere enthält den Feuerherd, zwei Reibsteine zum Mahlen des Kornes und eine Rindshaut oder Strohmatte als Lagerstätte mit dem Holzstühlchen als Kopfkissen. Ein paar Kürbisschalen und runde irdene Töpfe mit Kochlöffeln bilden das Hausgeschirr. Vom Dache hängen geflochtene Körbe mit Getreide oder Saatkorn herab. Nahe bei der Hütte erhebt sich auf einem Pfahlgerüst oder einer Steinunterlage der Getreidespeicher, bestehend in großen runden, innen mit Lehm bestrichenen Rohrkörben, und durch ein rundes Spitzdach geschützt. Jede der zehn Frauen des Häuptlings nennt eine Hütte mit Kornspeicher ihr eigen. Die größten Gebäude stellen die Ställe für das Jungvieh dar, große, hallenartige und sauber gehaltene Räume, die zugleich als Schlafräume für die Jugend und als Unterhaltungsstuben dienen. An den dicken Pfosten, welche das Dach stützen, hängen mächtige Felltrommeln.

Ein behauener, in die Erde eingelassener Baumstumpf auf freiem Raum bezeichnet den Platz, wo die Tiere zum Andenken an die Ahnen oder zur Verscheuchung der bösen Geiste geopfert werden. Animismus und Dämonenglauben

beherrschen die religiösen Ansichten der Bari. Die Schuld an Unglücksfällen wird den bösen Geistern zugeschrieben. Der Tote wird in sitzender Stellung neben seiner Hütte beerdigt. Einige Gebrauchsgegenstände werden ihm in das Grab mitgegeben. Die Verwandten scheren sich das Haupthaar, und ein Fleisch- und Trinkgelage entschädigt sie für die Totenklage. Obwohl sie sagen, daß mit dem Tode alles ende und es nach demselben weder Hunger noch Leiden gebe, so gedenken sie der Verstorbenen und Ahnen in Opfern. In der Tat ist ihnen der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ebenso wenig ganz abhanden gekommen wie der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer, den sie M u n nennen. Nach einer ihrer Sagen soll das Seil, an welchem die Menschen vom Himmel auf die Erde niedergestiegen seien, zerrissen worden sein, was als ein Rest der Ueberlieferung vom Sündenfalle der Menschheit gelten kann.

In einer Hütte lag ein Mann auf der Ochsenhaut, der drei Tage vorher von einem Büffel verwundet worden war. Sechs Weiber bemühten sich um ihn und behandelten die schreckliche Wunde am Oberschenkel mit Butter und Baumblättern.

Die Leute zeigten keinerlei Scheu. Aus allen Hütten lugten neugierige Frauen und Kinder heraus, die Jugend trieb sich im Hofe herum, Burschen scherzten und kicherten, und die Alten saßen teilnahmslos am Boden, die Pfeife schmauchend.

Das weibliche Geschlecht trägt durchwegs eine Bedeckung, die Mädchen eine Gürtelschnur, an der vorn dichte Reihen von Eisenkettlein oder Baumwollfransen und hinten eine Bast- oder Baumwollquaste oder schmale Lederstreifen hängen. Die Frauen gürten darüber noch selbstgegerbte und häufig rotbraun gefärbte Felle. Die Knaben weisen nichts als einige Arm- oder Fußringe oder Perlen auf. Die Männer kleiden sich vielfach mit Hüftentüchern und weißen Hemden oder tragen Pumphosen. Enganliegende Hand- oder Fußringe, kleine rote, blaue oder weiße Glasperlen um Hals, Brust oder Lenden sind bei beiden Geschlechtern zu sehen. Burschen mit Armringen aus Elfenbein, schweren Eisen- oder Messingringen um den Hals, glänzenden Kupferringen an den Fußknöcheln, die Lenden mit Perlenschnüren gegürtet, das Haupt mit weißen Federn geschmückt, vertreten das schwarze Geckentum, zu dessen Mode das ganze Arsenal des Stammesschmuckes bei völliger Nacktheit zu gehören scheint. Mit Asche bepuderte Gestalten sind selten zu sehen. Zum Ersatze beschmiert sich die Jugend beiderlei Geschlechts vom Scheitel bis zur Fußsohle mit dem Fruchtsafte des Oelbaumes und roter Ockererde, eine erschreckend wilde Ausstattung, die an glühende Teufel erinnert.

Eine eigentümliche Einrichtung der Bari sind die Viehzäune unter freiem Himmel, außerhalb der Ansiedelungen. Ein undurchdringlicher Wall von gelbblühenden Euphorbien schützt das darin untergebrachte Groß- und Kleinvieh gegen Diebe und reißende Tiere.

Von Kiriba wendet sich der Weg vom Flusse weg nach Südosten. Die flache Flußlandschaft geht in gewellteren Busch über. Erhebungen und Senkungen und

tiefeingeschnittene Regenbette folgen sich. Bei einer Wegwendung auf felsiger Hügelscheide fliegt der Blick zurück nach Westen. Ein herrliches Bild! Purpurglänzend sinkt die Sonne. Ihr Strahl hebt aus dem Dunstkreis am äußersten Horizont graue Bergzüge ab. Von ihnen herunter steigen bewaldete Hügelwellen und umfangen den schimmernden Spiegel des Stromes, der wie ein See von flüssigem Silber sich ihnen zu Füßen schmiegt. Gleich einem Myrthenstrauß am weißen Hochzeitskleide heftet sich die üppige Waldlandschaft der Stromschnellen an seine schillernde Brust. Die graue Sandfläche der Ufer, bestanden mit buschigen Hochbäumen und begrenzt mit tiefgrünen Grasvorlagerungen, legt sich um seine Schultern wie ein Festmantel, mit Efeublättern durchwoben und grünem Muster gerändert. Eine Verklärung des Niles im Abendsonnenglanze zum Scheidegruß!

Eine Wendung des Weges nach Osten, und vor uns liegt eine neue Welt. Sanfte Wellungen und sachte Senkungen, Talmulden und Bodenschwellungen, geschmückt mit üppigem Grase und Baumwuchs, dehnen sich wie ein wogender Teppich bis zu den Bergen von Lokoja und Liria im fernen Osten aus. Immer zahlreicher und stämmiger werden die Bäume, die unseren Pfad besäumen, wuchtige Tamarinden mit schattigen Kronen, kräftige Butterbäume, vieläftige Kigelien, prächtige Feigenbäume, langstachelige Akazien und riesige Leuchtereuphorbien geleiten uns bis zum Lager in Nyonki. Der Häuptling war abwesend und das kleine Dörflein fast nur von Frauen behütet.

28. Januar. Der hügelige Charakter der Gegend verstärkt sich. Immer neue Hügelketten, isolierte Gipfel und zusammenhängende Höhenrücken treten in den Gesichtskreis. Regenrinnen, schroffe Klüfte und Erdfurchen zerreißen das Angesicht des gelblichroten Bodens. Zwischen grauem Granit, rot-, weiß- und schwarzgebändert, und Gneisgestein glitzern funkelnde Platten von Marienglas. Es ist ein Stück Bergwildnis, geschmückt mit hohen Gräsern und lichtem Park. Im Auf und Nieder des holperigen Pfades mußte ich des Rikshaw des englischen Missionärs gedenken und meinen Esel preisen.

Nach zwei Stunden stehen wir am Rande eines Regenbettes mit zerstreuten Wasserlachen. Prächtige Nymphäen mit tellergroßen Blättern und schwellenden Blüten in Weiß und Gelb schwimmen auf der Oberfläche, in neidischem Wetteifer mit den roten und blauen Blumen im üppigen Grase des Uferrandes, während purpurne Schmetterlinge den feuchten Boden umgaukeln. Immer vielgestaltiger wird der Boden, immer mannigfaltiger der lichte Baumwuchs, in dessen bisherigen Erscheinungen Butterbäume und lederblätterige Verwandte sowie Fächerpalmen wechseln; dazwischen Akaziengestrüpp und glühendrote Blüten zwerghafter Oleandersträucher. Verscheuchte flinke Gazellen und mächtige Antilopen kreuzen den Pfad, der mit den Spuren von Elefanten und Büffeln gezeichnet ist.

Nur der Mensch fehlt. Es war nicht immer so. Ueberbleibsel einstiger Ansiedelungen folgen sich in ununterbrochener Reihe, und jeder Hügelrücken, dessen Fuß ein Regenbach benetzt, ist damit bedeckt. Sklavenjäger, Derwische und Bruderfehden haben im Bunde mit Seuchen die Bevölkerung ausgerottet. Baumwoll-

stauden und Hirsestengel erzählen von ihrem Fleiß. Die rauchgeschwärzten Feuersteine, über denen einst die Hütten der Bari sich gewölbt, liegen da wie trauersame Leichensteine, umwuchert von dem siegreichen Pflanzenwuchs der Wildnis.

Die Sonne brennt wie Feuer. Endlich erscheint auf der Höhe jenseits einer Bachmulde ein Dorf, und nach vierstündigem Marsche halten wir in Ledschu. Das Wasser, nach dem wir gelechzt, wurde aus der Pfütze des Regenbaches geholt, gesotten und filtriert, widerstand aber auch dann noch, bei geschlossenen Augen getrunken, durch seinen faulen Geruch. Die glühende Hitze erstickte die Eßlust und machte unsere Träger, an das frischere Klima ihrer Heimat gewöhnt, leidend.

Vom ausgedehnten Gehöfte des ebenfalls abwesenden Häuptlings und dessen Stellvertreters Adam besuchten wir das letztere, das von Leuten, und besonders von

Landschaft bei Ledschuh.

Frauen wimmelte. Knaben und einzelne Männer waren nackt, die meisten mit Lendentuch umhüllt oder auch mit Hemd und Hose aus Leinen bekleidet. Die Mädchen, selbst die kleinsten trugen Schürzen aus Eisenstäbchen. Die Frauen, das Haupt meist glatt rasiert, den Leib mit Ocker rot gefärbt, waren mit einem Baumwollgürtel, der vorne handbreite, rötlich gefärbte Wollfransen und hinten ein gegerbtes Ziegenfell festhielt, bedeckt. Das letztere war bei manchen durch eine lange Bastfranse ersetzt, ähnlich einem Kuhschweif. Schnüre aus Glasperlen oder Eisenringlein um Hals und Lenden, Reihen von Eisen- und Messingringen an Füßen und Knöcheln und ein kleiner Eisenpflock in der Unterlippe bildeten ihren Schmuck. Vor allen fiel das Burschentum auf. Vom Scheitel bis zur Sohle rotbraun gefärbt und eingeölt, Rücken oder Brust mit kleinen Fellen von Panthern, Ichneumonen oder Wildkatzen behangen, massige Eisen- und Messingringe an Armen und Füßen, den Hals mit Bändern bunter Glasperlen behangen, Eisenglöcklein an den Knien befestigt, mit wallenden Büschen weißer Federn auf dem Haupte, scharfgeschliffene Lanzen in der Hand, das Auge voll kecker Lust, stand die stämmige

Dorfblüte in wilder Schönheit da. Das war die Tracht für den Tanz, der abends beim Mondschein die gesamte Jungmannschaft in einem Nachbardorf versammeln sollte. Es waren echte Typen ihres schlanken, kräftigen, wohlgeformten Menschenschlages mit vielfach edlen Gesichtszügen. Die ebenmäßige Länge der unteren Gliedmaßen unterscheidet sie von den langbeinigen Sumpfbewohnern der Dinka ebenso, wie der zu Heiterkeit und Leichtsinn geneigte Gesichtsausdruck. Solange der Kornvorrat reicht, brauen sie Bier und ergötzen sich bei Spiel und Tanz. Sind die Vorräte verbraucht, so darben sie und ergehen sich in lustigen Streichen, zu denen sie auch das Stehlen rechnen.

Das Gehöft machte den Eindruck der Ordnung und Sauberkeit. Die Hütten aus Zweigen oder Rohr und mit Lehm bestrichen sind niedrig, aber gefällig. Durch ein rundes Loch von ungefähr 40 cm Durchmesser kriecht man in dieselben hinein. Es braucht einige Zeit, bis das Auge im fensterlosen, finsteren Raum etwas zu unterscheiden vermag. Rechts vom Eingange schützt eine Lehmwand nach Art eines Bettschirmes die Schlafstelle gegen den Blick von außen. Das Bambusgeflecht, das als Lager dient, liegt schön gerollt auf zwei an der Wand angebrachten Stäben. An ebensolchen und vom Dache herab hängen an Bastschnüren runde Tongeschirre mit Milch, Früchten sowie Schüsseln aus Schildkrötenschalen. Rechts vom Eingang ist der Platz für die Feuersteine, auf denen reinliche Töpfe stehen. Ein Kochlöffel aus Baumwurzeln lehnt daneben. Muschelschalen dienen als Eßlöffel. Am Dache hängt auch Kleidung, darunter gelbgefärbte Schürzen aus Baumwollfransen und Rückenschwänze aus schwarzem Bast, Ledersandalen zum Schutze der Fußsohlen gegen die Bodenhitze und Bogen und Pfeile. Rohrkörbe mit irdenen Gefäßen stehen schön geordnet an der Wand. Das Dach aus Bambusstäben und Stroh ist vom Rauche glänzend schwarz gefärbt. Sonst spricht der ganze Raum für den Ordnungs- und Reinlichkeitssinn seiner Bewohner, den auch ein netter Strohbesen vor dem Eingang bezeugt.

In der Mitte des Gehöfts ragt ein Bäumchen auf, an welchem Steinchen, Tierzähne und einige Samenkapseln als armselige Opfergaben befestigt sind. Die Kornspeicher sind meist leer. Die Ernte ist aufgezehrt und die Zeit des Hungers (Magor) da.

Abends führte ein unschuldiger Vorfall zu einem heftigen Streite zwischen Trägern und Bari. Eine Ziege hatte einen Kochtopf der ersteren zerbrochen, worüber sie großen Lärm schlugen. Man brachte die Scherben, schleppte die Urheberin des Unheiles zu mir und trug den Fall vor. Alle harrten des Urteils. Es lautete: „Die Ziege gehört dem Dorfvorsteher, er muß sie hüten; stiftet sie Schaden an, so ist er verantwortlich dafür. Er muß den zerbrochenen Topf durch einen anderen ersetzen.“ So geschah es, und alle waren zufrieden.

Ein reisender Eingeborener aus Uganda vertraute uns sein Geld an, damit es ihm nicht gestohlen werde.

29. Januar. Die bisherige Hitze brachte uns und die Träger zum Entschluß, die kühlen Nachtstunden zur Reise zu benützen. Aufbruch um 2 Uhr morgens. Das südliche Kreuz wies uns die Richtung, und der freundliche Mond

erhellte unseren Pfad. Lautlos schlich unsere langgedehnte Karawane im Gänsemarsch durch die gewellte Parklandschaft und über tiefeingeschnittene Bachrinnen. Nur bei den Barigehöften am Wege unterbrach das ungestüme Bellen der Wachhunde die Stille der Nacht.

Unmerklich zuerst, dann deutlich lichtet die Sonne ihre Tagesbahn. Schüchtern begrüßt eine Vogelstimme den anbrechenden Morgen, selbstbewußter melden sich dann andere; doch es klingt noch wie aus Träumen. Heller färbt sich der Osten. Das Gezwitscher wird mehrstimmiger; die Sänger helfen, die Sonne heraufzusingen. Willig folgt sie der Lockung, und, von vielstimmigen Liedern jubelnd empfangen, schiebt sie ihre flammensprühende Kugel über den Horizont herauf und verklärt mit jungem Lichte die brandgeschwärzte Stätte des einstigen Dorfes Lokolega, wo wir kurze Rast halten.

Landschaft bei Dscharden Nyonki.

Ich ritt dem Zuge voraus, gefolgt von einem ausdauernden Träger. Eingeborene, Männer und Frauen, begegneten uns auf der Wanderung, zogen sich bescheiden zur Seite, um uns den Fußpfad freizugeben, und versuchten, nach Soldatenart zu grüßen.

Um 6 Uhr früh mündet der bisherige beschwerliche Fußpfad in die neue, breite Straße, welche durch dichtes Hochgras geschnitten ist. Zur Rechten eröffnet sich der Ausblick auf mächtige Höhenzüge, die sich in ihren Abstufungen vom westlichen Horizont abheben. Ueber ein paar tiefe Rinnsale mit breiten Wasserlachen, umrahmt von üppigem, blumenreichem Graswuchs, wie geschaffen zur Tränkung und Fütterung der Esel, gelangen wir in einen Pflanzenbereich, der alles Bisherige hinter sich läßt. Die grüne, beblümte Straße zaubert uns eine deutsche Wiese im Kleide des abziehenden Frühlings und angehenden Sommers vor. Herden von Antilopen frühstücken bei zarten Gräsern mit solcher Hingebung, daß sie uns erst in nächster Nähe gewahren. Lichter Park kleidet die Gegend. Immer grüner und blumiger wird der Weg, der uns nach Dscharden Nyonki bringt.

Nach siebenstündigem Marsche streckten wir uns gerne auf die Streu der geräumigen Fremdenhütte, um welche blaue Glockenblumen einen lieblichen Tep-

pich sponnen. Unter Gesang und Hörnerschall folgte die Karawane. Am Orte befand sich eine Station der Läuferpost zwischen Gondokoro und Nimuli. Von den Bagandaleuten, welche einen hübschen Garten mit Süßkartoffeln, ihrer Lieblingsfrucht, bestellten, waren zu unserer Freude drei katholisch. Sie hatten Gebetbücher und zeigten sich gut unterrichtet.

Das Dorf des Häuptlings Musa auf nahem Hügel wies dichte Bevölkerung auf, darunter verhältnismäßig viele Frauen, aber auch hier war die Zeit der Dürre und der Teuerung. Man verlangte für eine mäßige Kürbisschale voll Hirsemehl 5 Mark, für ein Huhn 1.50 Mark und für ein Ei 20 Pfennige.

30. Januar. Zur Feier des Sonntags hielten wir am Morgen Rast. Bei der hl. Messe waren unsere katholischen Träger und die drei Katholiken des Ortes anwesend, und wie Festtagsgesang klangen ihre frommen Lieder über die blühende Heide.

Aufbruch um 3 Uhr nachmittags. Es geht über eine gewellte Ebene mit düsteren Dörferresten. Zu beiden Seiten ziehen ferne Bergkämme hin, und vor uns tauchen

Gegend am Flusse Uma.

Bergkegel und Hügel über Hügel auf, alle bis oben mit Grün und Baumwuchs bedeckt. Ueber eine Rasenwiese, an deren hellgrünem Kleide Lilien- und Glockenblumen prangen, schlängelt der breite Pfad in dichtem, wildem Busch und durch Wiesen zum Bergkegel hinan. Auf der Höhe entfaltet sich ein prächtiges, anheimelndes Rundbild, eine Teillandschaft aus einem deutschen Mittelgebirge in afrikanischer Ausstattung. Bergzüge und Hügelwellen schmiegen sich sanft aneinander. Sie sind bestanden mit niedrigem Busch und mächtigen Hochbäumen, zwischen denen der frischgrüne Boden hervorlugt, wie eine heimatliche Waldwiese im Aprilkleide. Ueberall Wachstum, selbst an die Felsenwände klammert sich der Busch.

Ueber zwei Regenbette mit einigen Wasserpfützen und lange Striche abgeernteter Felder gelangten wir um 7 Uhr abends zum Flusse Uma, die südliche Grenze der Bari. Das Dorf des Barihäuptlings Gombiri, das letzte in dieser Richtung, liegt in einiger Entfernung von der Haltestelle. Die Anwesenheit eines Zuges von Bagandaträgern, die sich sogleich mit unseren Leuten verbrüdern, erhöht die Geschäftigkeit des abendlichen Lagerlebens. Es wird gekocht, gescherzt und geraucht. Das angrenzende dürre Gras wird in Brand gesteckt, die prasselnde Lohe

leckt mit gierigen Zungen um sich, bäumt sich und zischt wie eine glühende Riesenschlange in den Abendhimmel hinein und bemalt mit höllischem Widerschein die schwarzen Gestalten der Träger. Diese Baganda sind unverwüstlich bei der Abendunterhaltung; bis Mitternacht wissen sie, um das Lagerfeuer liegend, zu erzählen, während ich mich schlaflos auf dem Hüttenlager wälze.

31. Januar. Um 5 Uhr zogen wir durch das sandige Bett des Uma mit einigen Wasserlachen und mit Schilf und Bambus bestandenen Ufern. Vergebens suchte die Sonne durch die Wolken zu brechen. Die bisherige Richtung nach Südosten ward beibehalten. Ein vereinsamter Bergstock zur Linken mit seiner vorspringenden Zipfelhaube, ein Vetter des Untersberges bei Salzburg, ragt gleich diesem trotzig und finster in den Nebel hinein, den Nacken mit breit-

Unsere Baganda-Träger.

ästigem Wuchse bedeckt. Mehrere Regenbette, darunter der Aluburo, kreuzen den Weg, alle mit den hier heimischen Bambusbeständen gegürtet.

Um 8 Uhr Halteſtelle mit guten Hütten am wasserlosen Bache Majula in menschenleerer Gegend. Abgesehen vom hügelreichen Westen und Südosten leidet die Gegend an Eintönigkeit. Das beste war noch eine mächtige Tamarinde am Rande eines kleinen Rinnsales. Beide gaben uns, was sie hatten, erstere gastfreundlichen Schatten gegen die sengende Mittagsglut und letzteres sein schmutziges Wasser.

Etwas vom Wege gegen Osten liegt das erste Dorf der Madi. Mit diesem neuen Stamme machten wir die erste Bekanntschaft, als wir um 4 Uhr unser Nachtlager unter einem mächtigen Kautschukbaume bei Mua bezogen. Gerne hatten wir dem Drängen der müden Träger und der Einladung Muas nachgegeben und frühzeitig Halt gemacht, um die Madi kennen zu lernen. Mua, ein pechschwarzer

Riese in Zwillichhose und Sonnenhut, führte uns zu seinen und des Häuptlings Voni Hütten auf nahem Hügelhang.

Die Siedelungen sind von denen der Bari etwas verschieden. In der Mitte des runden Gehöfts stehen unter schattigen Bäumen die Rinder, jedes an einem Pflocke befestigt. Um diesen freien Platz reihen sich im Kreise die Lagerstätten für die männliche Jugend und Liegestellen aus Pflöcken für die Männer. Von diesen ist der Kreis der Weiberhütten durch einen Weg getrennt, der sich an die äußere Dornhecke anlehnt. Es ist eine eigentümliche, aber geordnete Anhäufung von Hütten, Wegen und Gäßchen, welche die Stellung und Beschäftigung der Geschlechter und Altersstufen zum Ausdruck bringt. Die Frauen, welche eben eifrig daran sind, Korn für unsere Träger zu zerreiben, besorgen die Kühe und die Landwirtschaft, die Jungen das Vieh, und die Männer befehlen und rauchen. Die Knaben und die Hälfte der Männer sind nackt, die übrigen tragen Leoparden- und Ziegenfelle oder Lendentücher. Der Schmuck ist auffällig reich. Massige und zahlreiche Ringe aus Messing, Eisen, Kupfer an den Handgelenken, dicke Elfenbeinringe am Oberarm und viele Ohrringe aus Messing, belasten die Männer. Die Haarfrisur zeigt die verschiedensten, oft recht zierliche Formen. Das Kleidungsstück der Frauen besteht aus einer kurzen Schürze von Eisenkettlein oder geröteten Bastfransen mit einem Hängeschweif aus roter oder schwarzer Baumwolle, ähnlich einem Kuhschwanz. Dutzende von Pulsringen aus Kupfer und Messing und breite Lendengürtel aus vielfarbigen Perlen bilden den Schmuck. Schmale Schürzen aus Eisenstäbchen bedecken die Mädchen. Jung und alt sieht wohlgenährt aus, und manche neigen sogar zur Fettsucht. Ungefähr dasselbe Bild bot sich im Dorfe des abwesenden Häuptlings Voni. Aus allem, Dorf und Insassen, sprach Ordnung, Sauberkeit und, im Gegensatz zu den armen Bari, Wohlhabenheit.

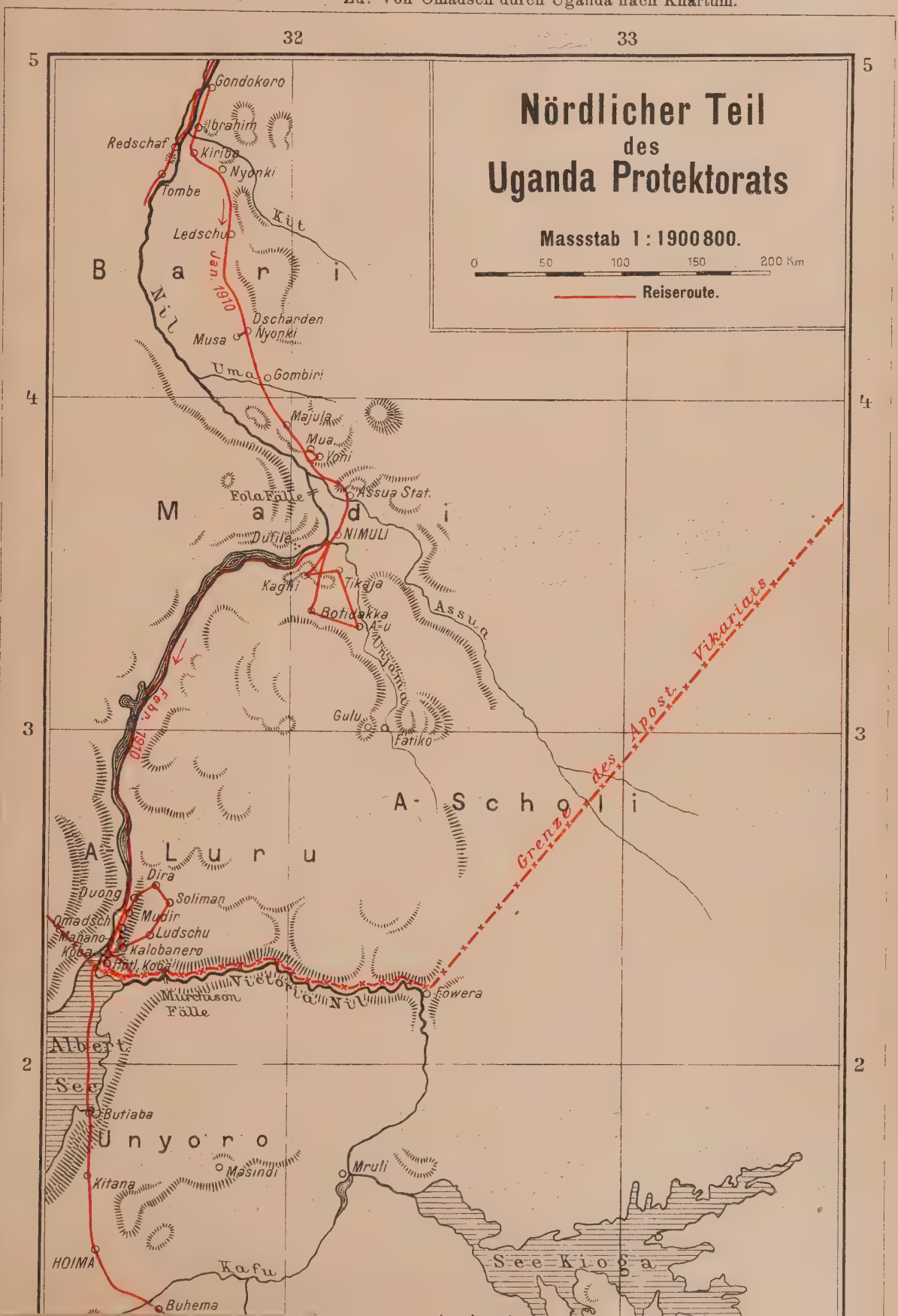
Die Kenntnisse der Madi vom Ueberirdischen sind sehr gering. Sie wissen um das Dasein und den Namen Gottes, sonst aber nicht viel mehr. Es gibt angeblich keine Vergeltung und Strafe und kein Fortleben nach dem Tode. Der Madi stirbt, wird in seiner Hütte begraben, läßt Kinder zurück, die nach seinem Tode opfern und seine Habe besitzen, und damit ist es mit ihm zu Ende. Die Rede von einem Fortleben und einem Himmel schien ihnen ganz unbegreiflich, jedenfalls sei das nur für die Weißen, denn diesen habe Gott als seinen Freunden alles im Ueberfluß, den Madi aber wenig gegeben. Auf die Frage, ob sie mit uns zu Gott beten wollten, sagten sie zu, wenn wir sie es lehrten. Armes Volk! Auch du sollst Gott besser kennen lernen und seinen eingeborenen Sohn!

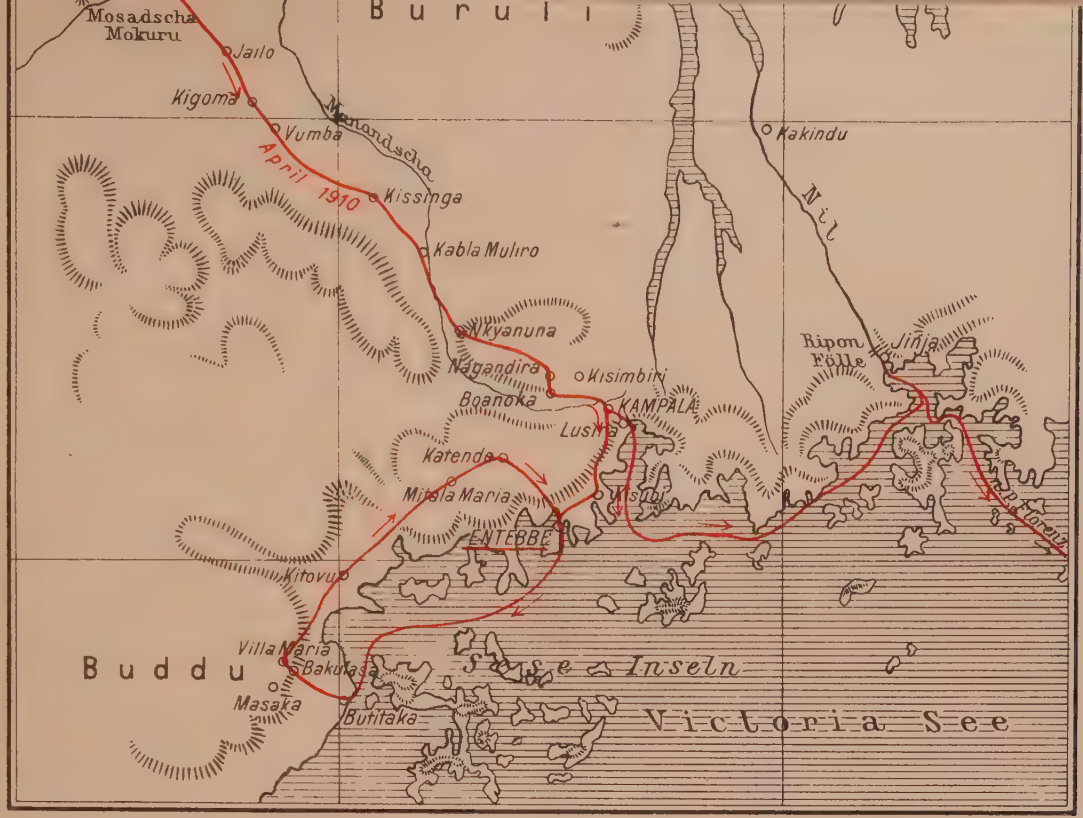
1. Februar. Vormittags Ruhe für die Träger; Aufbruch 3 Uhr nachmittags. An der kleinen Hüttenstation der Regierung bei Ankola vorbei ziehen wir über Grasebenen und kreuzen zahlreiche, teilweise tiefeingeschnittene Regenbetten, alle mit dichtem Bambus bestanden. Dann geht es über eine Hochebene, von Hügeln begrenzt. Der Pfad wird belebter, und häufiger als bisher begegnen wir Trägern. Nach fünfstündigem Marsche steigen wir in die Flußniederung des A ſ ſ u a nieder.

In der Station herrschte reges Leben. Ein katholischer Indier aus Gondokoro lagerte da mit ein paar Dutzend Maditrägern und zwei Soldaten. Letztere

Blatt H.

Zu: Von Gondokoro nach Nimuli.
Zu: Von Nimuli nach Koba und Gründung der Mission Omadsch.
Zu: Von Omadsch durch Uganda nach Khartum.




Mosadscha
Mokuru
Jailo
Kigoma
Vumba
Mpondscha
April 1910
Kissinga
Kabla Muliro
Nkyanuna
Nagandira
Kisimbiri
Boanoka
KAMPALA
Lusni
Katenda
Mitala Maria
ENTEBBE
Kitovu
Villa Maria
Bakuraja
Masaka
Butitaka
Buddu
Sese Inseln
Victoria See
Kakindu
Nil
Ripon
Fälle
Jinja
1
0
32
33 östl. v. Greenw.

hatten vollauf zu tun, um die ersteren zusammenzuhalten. Diese, alle breitschulterige, ebenholzschwarze, meist nackte Gestalten, mit Armspangen von Elfenbein oder Messing und in der mannigfachsten Weise frisiert, trugen ihre Abneigung gegen die ihnen ungewohnte Arbeit des Trägerdienstes unverblümt zur Schau. Jede Arbeit mußte ihnen von den Soldaten mit der Peitsche in der Hand abgezwungen werden. Mehrere drohten zu entfliehen, und andere setzten sich trotzig auf den Boden nieder. Ich konnte es glauben, wenn mir der Indier erzählte, daß sie am Abend vorher die Soldaten zu ermorden drohten. Diese kräftigen, freien Söhne der Steppe widerstrebten ebenso diesem Frondienst der Fremden, wie ein

Nimuli.

Tier der Wildnis dem Zügel. Nur grollend hoben sie die Lasten auf und zogen ihres Weges. Es ward mir klar, wie schwer, ja unmöglich eine längere Reise mit örtlichen Trägern sein müsse, die nur von Ort zu Ort tragen und an jedem Ort gewechselt werden müssen. Um so mehr schätzte ich unsere Baganda-Träger.

Ein weiteres Fragezeichen bildete die Militärbegleitung. Unsere Soldaten benahmen sich ganz anständig; aber sonst ist es ihre Sitte, auf die Eingeborenen von oben herab zu sehen, und ihr niedriger Bildungsstand läßt sie nicht immer das richtige Maß in der Behandlung derselben einhalten. Im Glauben, die Eingeborenen seien für die Regierung da, fordern sie Essen und Trinken und betrinken sich auch manchmal. Die Klagen der Eingeborenen müssen vor der Flinte verstummen. Schließlich ziehen sich die Leute von der Verkehrsstraße in unwegsame Wildnis zurück. Ich wiederhole, mit unseren Soldaten war ich zu-

frieden; die Baganda waren willig, und die Soldaten waren eine überflüssige Ehrenbegleitung. Aber ich ziehe vor, ohne sie zu reisen, wobei die Sicherheit des Lebens nichts einbüßt.

Der Fluß Assua fließt in etwa 100 m breitem, tiefeingeschnittenem, sandigem Bette mit knietiefem Wasser in mehreren Rinnen. Schilfrohr schmückt Ufer und Inseln, und schlanke Fächerpalmen beherrschen die Uferlandschaft. Inmitten dieser Idylle verleiden ungezählte Fliegen, Ameisen und Insekten und am Abend ein beängstigendes Fröschekonzert das Lagerleben.

2. Februar. Um 5 Uhr morgens setzten wir über den Fluß. „Der heutige Tag ist wichtig," sagte ich zu meinen Gefährten und bestieg den Esel. Der steinige Pfad fällt von hier gerade nach Süden ab durch einförmige, ausgebrannte Grassteppen mit verkohltem oder versengtem, steifblätterigem Baumwuchs. Vor uns

Unser Lager in Nimuli.

breitet sich die große Ebene von Afuddo aus, im Hintergrunde von dunklen Hügeln begrenzt. Im Westen glänzt zwischen Gebüsch ein weißer Faden; das ist der Nil, den wir in Gondokoro verließen. Nach weiterem Abstieg von einem steinigen Hügel werden an dessen Fuße zuerst graue Hütten, zwischen denen Soldaten schlendern, sichtbar, dann im Westen die Blechdächer schuppenartiger Gebäude. Das ist Nimuli, das Hauptquartier der Nilprovinz des englischen Protektorats von Uganda.

Wir setzen den Fuß auf die Ebene und ziehen auf einer neuen Straße, zwischen einer Allee von jungen Sträuchern zum Regierungsamt, wo auf hohem Mast die englische Fahne flattert. Die Sonne brennt und sticht aus Leibeskräften nieder, und die Zunge klebt am Gaumen.

Um 9 Uhr stiegen wir aus dem Sattel und begrüßten den neuen Kommissär der Nilprovinz und seinen noch anwesenden Vorgänger im Amte. Ich legte dar, daß ich gemäß einer Erlaubnis des Auswärtigen Amtes in London Missionen südlich vom Breitengrade von Nimuli, nach Vereinbarung mit den

Lokalbehörden, zu eröffnen wünsche, zur Seelsorge der eingewanderten, katholischen Baganda und zur Christianisierung der Eingeborenen, und bat um Unterstützung dieses Unternehmens. Beide Kommissäre wendeten ein, daß Nimuli selbst ein ganz einzig trauriger Ort sei, voll von Stechmücken und Fieber, daß die etlichen Baganda der Provinz keine Mission rechtfertigten, und die Eingeborenen, die kürzlich erst noch auf der belgischen Seite einen Europäer getötet hätten, noch zu wild seien. Auch gab man der Befürchtung Ausdruck, daß die Missionäre sich in Regierungssachen einmischen oder jedenfalls den Eingeborenen von der Gleichheit aller Menschen vor Gott sprechen und sie dadurch zur Anmaßung der Regierung gegenüber reizen würden. Man riet uns ganz offen, wieder nach Khartum zurückzukehren. Ich suchte die Einwendungen zu entkräften und erwiderte, daß wir das Klima nicht fürchteten und anderswo mit noch wilderen Völkern zu tun hätten,

Lager Roosevelts in Nimuli.

sowie daß die Missionäre sich nicht um Regierungssachen kümmern; von der Regierung nur den moralischen Schutz wünschen und die Neger zu ergebenen Untertanen erziehen werden.

Einstweilen bezogen wir unser Lager am Ufer des Flusses U n j a m a. Den Tag über herrschte schreckliche Hitze, und die Luft waberte in sengender Glut, bis abends Sturm und Regen einsetzten. Kleinlaut kauerten wir im engen Zelte beisammen, zuerst in Backofenglut, die den Atem erschwerte, und dann in der Sintflut des Wassers, welche alles benäßte.

3. Februar. Der hl. Messe wohnten an vierzig Baganda bei. Es folgten neue Einwendungen beider Kommissäre gegen unsere Niederlassung in der Provinz. Schließlich kamen wir überein, an den Gouverneur selbst nach E n t e b b e zu telegraphieren. Von dessen Antwort sollte alles weitere abhängen. Hitze und Ungewißheit waren gleich drückend, und unser Lager war ebenso wenig einladend als der Ort.

4. Februar. Mehrere Baganda empfingen die hl. Sakramente.

Schon in den letzten Tagen waren in der Nähe Strohhütten für die Karawane Theodor Roosevelts, Expräsidenten der Vereinigten Staaten, errichtet worden, der von Uganda her kommen sollte. Heute traf zuerst seine Vorhut ein und schlug die Zelte auf. Bald darauf erschien vom Nil her ein großes Sternenbanner, getragen von einem Neger, dahinter folgte in raschem Schritt Roosevelt mit seinem Sohne Kermit und etwas später unter Trommelschlag eine lange Reihe von etwa 300 Trägern mit Gepäck und Jagdtrophäen. Nachmittags brach ein Gewitterregen herein mit so heftigem Sturmwind, daß wir nur mit Anspannung unserer vereinten Kräfte das Zelt aufrecht halten konnten. Ich überbrachte Roosevelt die Grüße des Generalstatthalters des Sudan. Er erzählte vom Fortschritte der katholischen Missionen in Uganda.

Hauptstraße in Nimuli.

5. Februar. Abends war ich bei Herrn Roosevelt zu Tische geladen. Am Essen nahmen sein Sohn Kermit, die ganze Reisegesellschaft und die beiden Kommissäre von Nimuli teil. Roosevelt wußte eine packende Unterhaltung zu führen über die verschiedensten Gegenstände und Fragen politischer, diplomatischer, geschichtlicher und ethnographischer Natur. Er gab wiederholt seiner großen Achtung vor der katholischen Kirche und den Leistungen ihrer Missionen unverhohlen Ausdruck. Mit seiner Welt- und Menschenkenntnis und seiner Rednergabe fesselte er alle und bewies sich als überlegener, beherrschender Mann.

Unsere ganze Zeit widmeten wir den Baganda von Nimuli und von der Karawane Roosevelts. Täglich kam eine Anzahl, morgens zur hl. Messe und abends zum Rosenkranz. Viele empfingen die hl. Sakramente, darunter vier die hl. Firmung. Da drei Träger der Karawane Roosevelts gestorben waren, so baten viele seiner katholischen Träger noch um die Lossprechung vor der Abreise, die am folgenden Tage stattfand.

7. Februar. Der Kommissär eröffnete mir die Antwort des Gouverneurs in Entebbe, daß unserer Niederlassung in der Nilprovinz nichts entgegenstehe und die Abschrift der Erlaubnis des Auswärtigen Amtes im Archiv in Nimuli

selbst liege, wo sie auch gefunden wurde. Ein schwerer Stein war mir vom Herzen gefallen. Die Ungewißheit war behoben und der Zweck der Reise gesichert. Die Welt kam mir wieder schöner vor.

8. Februar. Vor dem Amte wurde der Nachlaß eines italienischen Elefantenhändlers und -jägers versteigert, der im Enklave von Lado getötet worden war. Er hatte für sein junges weißes Nashorn von den Eingeborenen Milch verlangt und schließlich eine Kuh eigenmächtig an sich genommen. Daraufhin war ein Streit entstanden, in dessen Verlauf der Abenteuerer ermordet wurde.

Unser Führer Sorur.

9. Februar. Aschermittwoch. Es fanden sich dreißig Baganda zur Aschenbestreuung ein, darunter ein Sträfling in Ketten, der unter Bewachung eines Soldaten erschienen war.

Zur Erreichung unseres Zweckes beschlossen wir, zuerst die Umgebung von Nimuli und dann jene von Koba zu besuchen — nur in der Nähe dieser zwei Regierungsposten ward eine Missionsstation gestattet — und sodann über die Lage der neuen Station zu entscheiden.

Um 3 Uhr brachen wir mit den Trägern und unter der Führung Sorurs, eines alten Soldaten Emin Paschas, auf und übersetzten im Einbaume den Unjama. Die Hütten der abgezogenen Träger am Gegenufer waren bis auf den Grund niedergebrannt worden aus Vorsicht gegen die Ansteckung der Schlafkrankheit. Einige Madi-Dörflein lugen aus dem Busche hervor. Eine Marschstunde bringt uns an den Bach Ajaki. Am Gegenufer lagerten wir und benachrichtigten den Häuptling.

10. Februar. Häuptling Kagni erschien frühzeitig in weißen Hosen, brauner Jacke, grauem Filzhut, schwarzen Kniestrümpfen und derben Lederschuhen, lauter abgelegten Kleidungsstücken, in denen sich der schmächtige, abgelebte Mann mit dicken Hals- und Pulsringen ausnahm wie vom Wind hinein verschlagen. Es

Madi-Häuptling Kagni und Familie.

lag ihm daran, uns einen guten Eindruck von sich und seinen Leuten zu verschaffen. Auf einem Rundgang durch die Flußniederung besuchten wir eines seiner Dörfer mit dichter Bevölkerung, ausgedehnten Hirsefeldern und reichen

Dorf Kagnis.

Herden von Rindern und Ziegen. Südlich tritt ein steiniger Hügelrücken an den Fluß heran mit herrlicher Aussicht auf die Talebene, durch welche der Strom zwischen schilfbestandenen Inseln und verstreuten Felsriffen dahinschlängelt. Die Parklandschaft des Gegenufers birgt zahlreiche Gehöfte, das einstige Dufile

Emin Paschas und Heimat Kagnis, welcher mit einem Teile seiner Leute aus dem belgischen Enklave hierher übergesiedelt. Auf beiden Ufern unterstehen ihm etwa zwanzig Gehöfte. Wir beschenkten ihn mit Glasperlen, Stoffen und einigen Kleidchen für seine Kinder, die wie die Mehrzahl der männlichen Jugend nackt waren. Sie durften jedoch die Kleidchen nur so lange tragen, bis die photographische Aufnahme gemacht war, dann schickte er sie zur Mutter, von der sie entblößt wieder zurückkamen.

Er selbst benahm sich als unersättlicher Bettler und verlangte für sich vergeblich meinen Sonnenhut und Sonnenschirm. Auch zeigte er sich mißtrauisch, wohl weil er nicht recht wußte, ob wir Engländer oder Belgier seien; denn das war für ihn die brennende Frage, wer von ihnen Herr bleibe in seinem Lande.

Niltal südwestlich von Nimuli.

Seine religiösen Vorstellungen gipfelten in folgendem. Gott heißt B u , tut aber nichts. Hingegen tötet der Teufel (E l ö f i) die Leute mit Blitz und Donner. Wer gut lebt und Kinder hat, zu dem spricht Gott: „Du hast genug, deine Kinder sind groß und leben nach dir, komm und stirb!“ Man klagt, weint und hält Gelage, damit die Leute es wissen, dann ist alles aus. Auf die Bemerkung, daß am Ende der Zeiten die Toten wieder auferstehen, erwiderte er: „Wirklich? Wohl nur die Toten bei euch?“ Ich: „Nein, alle, auch dein Vater steht aus dem Grabe am jenseitigen Ufer wieder auf.“ Er: „Gut, wenn du meinen Vater auferwecken kannst, dann gehören ich und alle meine Leute dir.“ Ich: „Ich kann es nicht, aber Gott kann es.“ Schließlich meinte er, wir sollten uns auch die anderen Häuptlinge ansehen, und wenn wir uns für ihn entschlössen, so werde er seine Kinder zu uns schicken, da er selbst doch schon zu alt sei, um zu lernen.

Wir zogen in der Ebene nach Osten weiter. Unter einer schattigen Tamarinde lagerte eine kleine Gesellschaft reisender Baganda. Ein Jüngling aus

Unyoro, mit dem Rosenkranz um den Hals, trat heraus und begrüßte mich freudestrahlend. Ich wechselte einige Worte mit ihm, mußte aber weiterziehen, da die Karawane mir weit vorausgeeilt war. Im hohen Grase befand ich mich nach einer Weile am Ufer des Baches Ajaki. Keine Furt und keine Spur der Karawane war zu entdecken. Ich war auf einem Irrwege, ritt gegen den Wasserlauf und erreichte erst gegen Abend meine Begleiter bei den Hütten des Häuptlings Tikaja, nahe am Ufer des genannten Baches, der hier im Schatten mächtiger Baumriesen eine murmelnde Schnelle bildete.

11. Februar. Auf einer Bodenerhebung, allseitig von Niederungen umgeben, liegen sechs Dörfer Tikajas zerstreut. Ein Zaun aus Dorngestrüpp und

Madihäuptling Tikaja und Leute.

Holzpflöcken umschließt jedes derselben. An der Innenseite der Umfriedung ziehen sich im Kreise die Wohnhütten hin, wobei der Raum zwischen Hütte und Zaun mit üppigen Tabakstauden bepflanzt ist. Gegenüber jeder Hütte und von dieser durch einen breiten Weg getrennt, steht auf einem Pfahlgerüst ein niedlicher Kornspeicher, bestehend in einem großen Rohrkorb, innen mit Lehm ausgestrichen und mit einem abhebbaren Strohdach bedeckt. Die Mitte des Dorfes nimmt der Viehpark, mit Pfählen umzäunt, ein. Niedrige Gerüste auf Pflöcken dienen als Lager für die Viehhüter und die sonstige, unverheiratete Männerwelt, welche da, über qualmenden Feuern ausgestreckt, sich zwangloser Unterhaltung, Rauchen und der Betrachtung des lieben Viehs oder süßem Nichtstun hingeben. Diese Anordnung des Gehöfts ist ständig dieselbe. Die halbkugeligen Wohnhütten bestehen aus einer

Wand von Holzpfählen, welche innen mit Stroh verstopft und mit Lehm verschmiert ist und das kegelförmige Dach aus sorgfältig gestutztem Stroh trägt. Hinter dem Eingang links und von einer Lehmwand geschützt, befindet sich die Schlafstelle und die Holzlege. Rechts vom Eingang ist der Feuerherd. Tonkrüge, Körbe aus Stroh und Rohr stehen in schöner Ordnung an der Wand, auf dem Boden oder hängen an Bastschnüren vom Dache herab. Dazu kommen Fischernetze aus Baumwolle oder Bast, Lendengürtel und Stoffkleider, Bogen, Pfeile und Lanzen und sogar rohgearbeitete Holzkoffer.

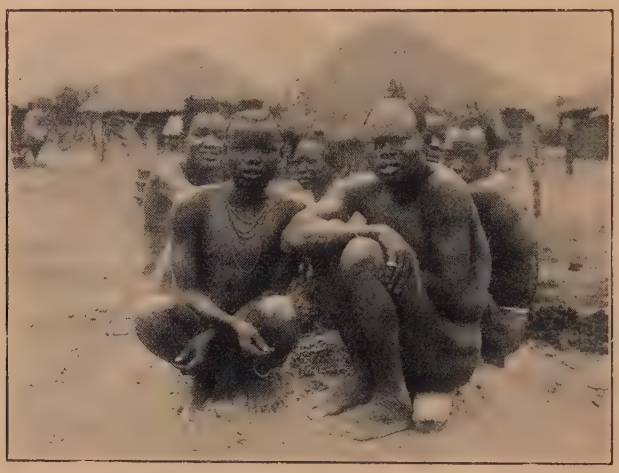
Die Leute sind von kräftigem Schokoladebraun; untersetzter und muskelstärker als die Bari, sind sie breitgesichtiger, breitschultriger und wohlgenährter. Auf der Stirn liegt etwas wie sinnende Schwermut, die sie ebenso von den leicht-

In einem Madidorf bei Tikaja.

fertigen Bari unterscheidet. Es sind derbe Bauernnaturen, die unter einer rauhen Schale ein weiches, kindliches Gemüt bergen. Das kommt auch in ihrer Sprache zum Ausdruck. Sie ist eine der wohlklingendsten, wie gesungene Musik, und erinnerte an die Sprache der Kresch im Westen des Bahr el Ghazal. Aus derben Männerkehlen kommt es wie Kindersopran, der am Ende der Sätze in wehmütig melodischer Dehnung ausklingt.

Die Angesehenen und solche, welche es sein wollen, tragen jede Art von Kleidung, was auf Rechnung der Nähe Nimulis zu setzen ist. Pumphosen und Flanellhemden, Jacken und Lendentücher, Hüte jeder Art und Feze, alles findet Gefallen. Die Mehrzahl der Männer zieht jedoch noch die landesübliche Tracht, nämlich die Nacktheit vor; reicher Metall- und Elfenbeinschmuck ersetzt dann die Kleidung. Der Träger eines Pulsringes aus Eisen verlangt für denselben Summen, die eine ganze Ausstattung aus Stoff bezahlen, oder er verkauft ihn

überhaupt nicht, da er „sonst ohne Kleider sei". Burschen tragen am Oberarm und an den Hand- und Fußgelenken wuchtige Ringe aus Eisen, Messing und Elfenbein, einzeln und bis zu einem Dutzend, lose oder zusammengeschmiedet, alles in glänzendem Zustande erhalten und von solchem Gewicht, daß der unbehinderte Gebrauch der betreffenden Glieder erschwert oder auch unmöglich wird. Alles dem Geckentum zu Liebe! Dieses macht sich auch in der Haartracht breit, in der es keine feste Mode gibt, indem jeder das Haar nach seinem Geschmack und in auffälliger Weise behandelt. Die Zeit, welche die Burschen auf das Haar verwenden, widmen die Frauen der Färbung des Körpers, den sie von oben bis unten einölen und rotgelb färben. Lendenschnüre buntgemischter Glasperlen mit einer schmalen Schürze aus Wollfaden oder Eisenstäbchen und einem langen, rot- und schwarzgefärbten Schweife aus Bast oder Baumwolle, dicke Strähne von



Madi-Jünglinge bei Tikaja.

Glasperlen und Metallringe um den Hals, ebensolche Ringe und Ketten aus Muscheln um Handgelenke und Knöchel, dazu in der durchlöcherten Unterlippe ein poliertes Glasstäbchen von der Länge und Form eines Zeichenstiftes oder Eiszapfens, das alles bildet die gewöhnliche Ausstattung der Frauen. Der kleine, gläserne Lippenbolzen ist auch bei Männern beliebt.

Die Frau nimmt die Stellung einer Sklavin ein, welcher der Mann alles Mühevolle überläßt. Sie wird um 30 bis 40 Schafe, 2 bis 3 Kühe oder 20 bis 30 eiserne Feldspaten erworben. Die Zahl der Frauen hängt somit vom Reichtum des Mannes ab; dieser, besonders der Viehstand, ist bei den Häuptlingen sehr beträchtlich, welche 4—6 Frauen erwerben können. Die Frauen hinwiederum vermehren die Wohlhabenheit des Mannes. Sie tragen das Wasser zum Flusse und schaffen das Gras zum Hüttenbau herbei, richten die Felder für die Aussaat her, pflegen diese und heimsen ein, mahlen das Korn und kochen; von ihren Kindern dienen die Knaben als Viehhirten und die Mädchen als Preis für neue Kühe.

Der Mann besorgt das Vieh mit Einschluß des Melkens, die Aussaat und den Hüttenbau und widmet sich der Jagd und der Fischerei. Beim Betreten eines Gehöfts fällt sofort in die Augen, daß die Männer und die stärksten Burschen faul umherliegen, rauchen, plaudern oder in gigerlhaftem Dünkel mit ihrem Schmucke Staat machen, während die Weiber angestrengt arbeiten. Dabei tragen die Frauen in Hof und Feld ihr Kind auf dem Rücken, wo es, auf einem Brettchen sitzend, das durch zwei um die Brust der Mutter geschlungene Stricke festgehalten wird, sich an dieselbe klammert, das Köpfchen mit einer Kürbisschale oder einem Grashäubchen gegen Sonne und Regen geschützt. Unter dieser Last, selbst eine künftige Einnahmequelle des Mannes, rackt sich das Weib ab, den Wohlstand des Mannes zu

Madiknaben vom Dorfe Tikajas.

mehren, in dessen Zuneigung sie sich obendrein mit ihren Gefährtinnen teilen muß. Welch ein schreiender Unterschied in der Verteilung der Lasten, zwischen Afrika und Europa, und welch niedriges Los der schwarzen, heidnischen Frau gegenüber ihren weißen, christlichen Schwestern! Abgesehen von diesem Krebsübel Afrikas machen die Madi den Eindruck verhältnismäßiger Wohlhabenheit. Groß- und Kleinvieh ist zahlreich, und die Kornspeicher und ausgedehnten Felder zeugen von ausgiebigem Anbau von Hirse, Eleusine, Sesam, Erdnüssen und Tabak. Die Flüsse liefern ihnen Fische, die frisch oder getrocknet gegessen werden.

Eine Eigentümlichkeit der Madidörfer sind Miniaturhäuschen, aus zwei senkrechten und einem wagerechten Steine bestehend, oder auch in derselben Form aus Bambusrohr gefertigt, deren eines oder mehrere fast bei jeder Hütte oder jedem Kornspeicher zu sehen sind. Darin wird Speise niedergelegt als Spende für Arme,

Kinder und Vögel. Das gilt als Väterbrauch, während ihnen die tiefere Bedeutung, die zugrunde liegen muß, abhandengekommen zu sein scheint. Obwohl ihre religiösen Begriffe sehr unbestimmt und verdunkelt sind, so ist doch der Glaube an ein höchstes Wesen allgemein.

Madi-Frauen.

Aus einer Dorfgasse drang plötzlich durchdringendes Geheul an unser Ohr; man mochte vermuten, daß eine Frau geschlagen werde und um Hilfe rufe. Wir eilten zur Stelle. Da kauerten drei Frauen in vollem Metall- und Perlenschmuck; eine von ihnen heulte und winselte: „Mein Bruder, warum hast du mich verlassen? Warum bist du von mir gegangen? Wer sorgt nun für mich? Wer gibt mir Korn, wer Tabak?“ Dicke Tränen stürzten ihr aus den Augen; es war die Totenklage einer verlassenen Schwester um den kürzlich verstorbenen Bruder. Bei unserem Anblicke, die wir mitleidig die Gruppe betrachteten, lachte eine der beiden Klage-

frauen, eine Verwandte der ersteren. Sie schien Weinen und Lachen in einem Sack beisammen zu haben.

Das Andenken an die Toten wird hochgehalten. Der Sohn ehrt die Ueberlieferungen des Vaters, sein Gedächtnis, seinen Begräbnisort. Auf die Frage nach dem Grunde erhält man zur Antwort, es sei Sitte der Väter und Vorväter gewesen. Die Rede von einem Fortleben nach dem Tode scheint ihnen unverständlich. Armes Volk! Soll nicht trotz alledem in dem Totenkult eine Ahnung vom Jenseits liegen? Ich glaube es.

Unser Weg führte nach Südost über gewelltes Land mit hohem, verdorrtem Grase und zerstreuten Gummibäumen. Glühend brannte die Sonne, und Mensch und Tier lechzten nach Schatten und Kühlung. Endlich wurden Gehöfte sichtbar, die weithin über die dürren Hänge der Bodenwellung zerstreut lagen. Nach drei-

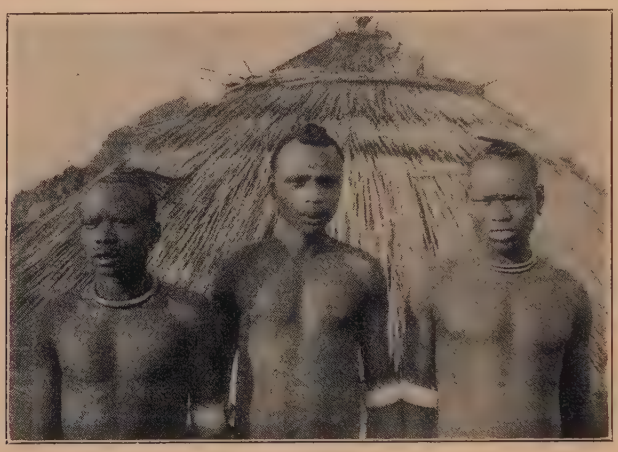
Unser Lager beim Madi-Häuptling A-u.

stündigem Marsche hielten wir schmachtend vor der Einfriedigung des Häuptlings A-u. Er erwartete uns mißtrauisch vor dem Eingang des Gehöfts und führte uns durch mannshohes Rohrgras zu einem patriarchalischen Wildfeigenbaum. Die Armut der Gegend und die Zerstreuung der Gehöfte schloß von vornherein die Möglichkeit einer Niederlassung aus. So beschränkten wir uns auf die Unterhaltung mit A-u und seinen Leuten.

Der hochgewachsene, knochenstarke Häuptling, einer der angesehensten und ältesten des Stammes, trug ausgesprochenes Selbstbewußtsein zur Schau. Auf dem glattrasierten Haupte mit breitem Gesichte und weltverachtendem Blick saß eine derbe Narbe, die er im Kampf mit den Ascholi durch einen Pfeil erhalten hatte. Mit größerem Wohlgefallen als ein bemooftes Haupt seines Säbelschmisses, rühmte er sich derselben, mit der Bemerkung, daß er dafür acht Feinde getötet habe. Auch nach der Ansicht dieses ergrauten Haudegens, der die Ueberlieferung seines Volkes seit einem Menschenalter in sich verkörperte, endet mit dem Tode alles. Ich: „Soll das Los eines guten und eines schlechten Menschen dasselbe sein, und

sollen beide gleich enden?" Er: „Warum nicht?" Ich: „Wenn im Tode alle gleich sind, warum soll dann ein Mensch gut sein? Warum soll er nicht durch Raub und Mord sich Vieh und Weiber verschaffen?" Er: „Der Mensch soll gut sein, damit er von den Nachbarn nicht getötet werde, und das ist seine Belohnung; wer aber schlecht ist, raubt und tötet, dem tun wir dasselbe, und das ist seine Bestrafung." Im übrigen war er trotz seines Ansehens und Alters ein arger Bettler; auch er verlangte wieder meinen Hut und Stuhl und dazu meine Kleider, selbst die Schuhe.

Nachmittags verbarg sich die Sonne, am Himmel stauten sich stahlblaue Wolken und drohten mit einem Gewitter, aber heftiger Wind fegte durch die Luft und ließ uns ungeschoren in einem Bogen nach Westen das kleine Dorf Boti-dakka an der Straße Nimuli-Koba bei Eintritt der Nacht erreichen. Gleich



Madi-Jünglinge.

nach unserer Ankunft nahte sich ein Jüngling, ein Schäflein am Stricke führend. Es war derselbe, den ich am Tage vorher unter dem Tamarindenbaum getroffen hatte. Er schenkte mir das Schäflein, denn so sei es in seiner Heimat Sitte. Dafür erhielt er weißen Stoff zur Kleidung. Nachts brach der verhaltene Regen herein und durchnäßte Zelt und Gepäck.

Am Morgen zogen wir durch die weite Buschebene von Afuddo auf breiter Straße nach Nimuli, das wir bei fürchterlicher Hitze gegen Mittag erreichten.

Der nächste Morgen, Sonntag, war dem Gottesdienst und den katholischen Baganda gewidmet. Bei 42° C im Schatten sog die feuchte Hitze den Schweiß aus den Poren. Die Luft war mit glühender Spannung erfüllt; sie mußte in einer Entladung bersten. Zuerst ein Luftzug, dann Wind, und zuletzt Sturm und Regen. Wir flüchteten in unsere Strohhütten, kamen aber vom Regen in die Traufe. Brausend fuhr die Windsbraut in das Strohdach der Hütte und riß es zur Hälfte fort. Wir hielten die Stützen fest, die Träger eilten zu Hilfe, und, dreißig Mann stark, hatten wir alle Mühe, das Gerippe der Hütte vor gänzlicher

Zerstörung zu retten. Unter kreuzenden Blitzen und betäubenden Donnerschlägen ergoß sich ein Regenschauer. Wir mußten standhalten und ihn über uns ergehen lassen, sollte nicht das ganze Gerippe der Hütte fortgetragen werden. Dabei wurde unsere ganze Habe durchnäßt. Wir bedeckten das Hüttengerüst notdürftig mit dem triefenden Stroh und legten uns auf die nassen Decken zur Nachtruhe. Das war der gebührende Abschluß unseres Aufenthaltes in Nimuli.

Der folgende Tag sollte uns nach Süden führen, auf die Suche nach einem geeigneten Platz für eine Missionsstation. 28 Träger sollten zu Land, und wir mit 32 Trägern und den Eseln zu Wasser nach K o b a reisen.

14. Februar. Mit düster verhülltem Antlitz schlich die Sonne herauf und versuchte mit ihren Strahlen die schwerfeuchten Luftschichten zu durchdringen, die der Gewittersturm auf die Gegend gelagert hatte. Unser Lager glich einer

Das alte Dufile.

Wäscherei. Offene Koffer mit durchnäßtem Inhalt, ausgebreitete Kleider und Decken warteten lange vergeblich auf Trocknung.

Dasselbe Geschick teilte unser Nachbar, ein deutscher, methodistischer Missionär vom Ober-Zambesi. Er hatte mich gestern in schwarzem Anzuge besucht und rüstete zur Abreise nach Gondokoro. Er sehnte sich, den berühmten Sudan zu sehen und dann über Jerusalem in die deutsche Heimat zurückzukehren. Elf Jahre hatte er am Zambesi gewirkt. Auf die Frage nach den Erfolgen antwortete er, daß die Aufgabe schwer und die Zahl der Getauften fünfzehn sei. „Aber", fügte er bei, „der Auftrag zu predigen ist gegeben, und wir müssen ihn erfüllen". Ich bot ihm einen meiner Esel, der nach Gondokoro zurückkehren sollte, zum Reiten an. Später hörte ich, daß der Missionär drei Tage nach seiner Ankunft in Gondokoro gestorben sei.

Erst gegen Mittag gelang es den Sonnenstrahlen, sich siegreich durch den Dunst zu ringen und die durchnäßten Reisegegenstände einigermaßen zu trocknen. Die Mehrzahl derselben mußte im halbfeuchten Zustand verpackt werden, da die Abfahrt drängte.

Im Unjama stand nahe an dessen Mündung in den Nil die Flottille bereit, die den Flußverkehr mit Butiaba am Albert-See besorgt, und aus einem kleineren Schleppschiff „Kenya“ mit Holzboot sowie zwei Segelbooten aus Stahl besteht. Die enge Kabine des Schleppschiffes diente dem englischen Maschinisten als Behausung, um die er wahrhaftig nicht zu beneiden war in Anbetracht der Glühhitze, welche die Maschine in dieselbe ausstrahlte. Noch bedauernswerter waren die beiden Heizer in unmittelbarer Nähe des Kessels; nur Eingeborene halten so schwere Dienste aus. Während unsere 32 Träger im kleinen Stahlboot untergebracht wurden, fanden wir mit Gepäck und Eseln Unterkunft im größeren, „Kisingeri“ genannt. Für uns drollig anzusehen, für sie selbst aufregend, war die Einschiffung der Esel mittels Flaschenzuges. Als der Boden unter ihnen wich und sie langsam aus der Schwebe in das Boot sanken, zitterten

Felseninseln im Nil zwischen Nimuli und Koba.

sie am ganzen Leibe, und es dauerte eine ganze Weile, bis sie sich wieder erhoben. Bootsleute, Esel, Küche, Gepäck und wir teilten uns brüderlich in den freien Bootsraum; wir kampierten auf Kisten, Elefantenzähnen und Postbeuteln.

Die Sonne neigte sich im Westen, als wir aus dem Unjama in den Nil einfuhren. Die Fläche des an dieser Stelle engen Stromes glich einem riesigen Gemüsebeet; Pistien schwammen uns in solcher Menge entgegen, daß der Fluß in der Ferne sich zu einer Wiese zu verdichten schien. Breite Gürtel von Schilfgras und buschige Gruppen dunklen Papyrus bildeten die ständigen Vorlagerungen der Ufer, welche lichte Akazienbestände und gelegentliche Delebpalmen kleideten. Das Land trat nur dort in den Gesichtskreis, wo Erhebungen und Hügel auftraten. Das ganze Landschaftsbild wurde beherrscht von den Massen der Berge Kuku und Meto, auch mit dem Gesamtnamen Radschab bezeichnet, die im Südwesten finster dräuend aufragten. Ein frisches Abendlüftchen mäßigte die Mückenplage, während an den Ufern Hunderte von Fröschen ein lärmendes Freikonzert gaben.

Wir sind in der Gegend von Dufile. In die Berghalden des Radschab, der südlich davon ganz nahe an das Ufer tritt, sind Dörfer der Madi gebettet. Die

Dämmerung zeichnet die Umrisse des gewaltigen Bergstockes noch finsterer und wuchtiger. Bei fortschreitender Dunkelheit zucken auf dem obersten Gipfel desselben die lohenden Feuer eines Grasbrandes auf, die sich dem Koloß wie eine Feuerkrone ums Haupt winden.

Dem schönen Abend folgte eine schlimme Nacht. Stechmücken begannen ihre Tätigkeit. Ich legte mich auf schiefer Holzbank zur Ruhe, doch bald weckten mich schmerzhafte Stiche an Gesicht und Händen. Wir lagen im Uferschilf fest. Bei Fackelschein schleppten die Bootsleute Brennholz in das Schifflein. Indessen hatten wir uns zwei Stunden lang gegen die blutgierigen Mücken zu wehren, die in Schwärmen dem Sumpf entstiegen. Auf der Weiterfahrt suchte ich mich durch eine Wolldecke zu schützen, allein die schiefe Ebene, auf der ich lag, machte mir die-

Der Nil zwischen Nimuli und Koba.

selbe im Schlafe entgleiten, als zum Ueberfluß einer meiner Begleiter von seinem hohen Holzlager in den Bauch des Bootes stürzte. Da war an ein richtiges Schlafen nicht zu denken, und mit Sehnsucht wurde die Morgenröte als Erlöserin erwartet.

15. Februar. Am Westufer ließen mäßige Bergzüge nur schmale Uferstreifen für Busch und Steppe frei, wo die durch den Morgendunst aufsteigenden Rauchsäulen die Lage der Dörfer bezeichneten. Das ansteigende Ostufer erlaubte keinerlei Aussicht, der bedeutend erweiterte Fluß umspülte zahlreiche Schilf- und Papyrusinseln, welche ihn in ebenso viele Kanäle teilten. Der häufige Wechsel von Untiefen und Sandbänken erheischte eine gewiegte Flußkenntnis seitens des Steuermannes. Trotzdem fuhren wir wiederholt auf Sandbänke auf. Eine bizarre Erscheinung bot eine Gruppe ganz vereinsamt mitten im Flusse sich erhebender Felsblöcke. Wasservögel hielten darauf Rast, und ein Flußpferd tummelte sich zu seinen Füßen.

Als ein kräftiger Nordostwind einsetzte, wurde unser Boot losgelöst und segelte frei. Eine Stunde lang ging es flott voran. Da erfolgte plötzlich ein heftiger Wirbelwind, der mit rauher Gewalt in das Segel griff, das Boot auf die Seite warf und den Mastbaum in der Höhe des Schiffsrandes einknickte, so daß der obere Teil mit dem Segel auf dem Wasser schwamm. Nach einigen heftigen Schwankungen kehrte das Boot wieder ins Gleichgewicht zurück, das Schleppschifflein eilte zu Hilfe, und mit Aufgebot aller vereinten Kräfte konnte das Segel mit dem zerbrochenen Mast geborgen und die Fahrt fortgesetzt werden. Ein wahres Glück war es zu nennen, daß niemand verletzt oder getötet wurde.

Am Nachmittag traten am rechten Ufer sanfte Erhebungen auf. Da, wo diese sich dem Flusse nahten, lehnte sich das langgestreckte Dorf des Madihäuptlings Hariri an eine mächtige Gruppe schattiger Kigelienbäume an. Eine kurze Strecke flußaufwärts hielten wir bei der Holzstation, welche nur spärliches Brennholz zu bieten vermochte. Ueber die waldarme Steppengegend fanden sich nur vereinzelte Kigelien- und Balanitesbäume zerstreut, in deren dornigem Unterwuchse wie in schattigem Versteck die Sanseviera ihre üppigen Schwertblätter entfaltete. Von einer Gruppe sehniger Madijünglinge, die sich in verächtlich abstoßender Weise benahmen, stach die kleine, dicke Gestalt des Häuptlings Hariri ab, den ein Hautausschlag verunstaltete.

Der Strom nimmt nun eine gewaltige Breite an, die sich bis zu 5 bis 8 Kilometer steigert. Die Wasserfläche ist durch zahlreiche Schilfinseln gebrochen und in Kanäle zerteilt, welche den freien Blick auf die Ufer verhindern. In den Grasvorlagerungen bilden Papyrus, Ambadsch und Schilfrohr, durchschlungen von dichten Gewinden blühender Kletterpflanzen, den vorherrschenden Pflanzenwuchs

Gegen Abend kamen wir an mehreren in Brand gesteckten Grasinseln vorbei; die Flammen züngelten haushoch empor und fraßen sich knisternd in die Papyushorste hinein. Dichte Rauchsäulen qualmten aus dem versengten Grase auf und legten sich als schwerer Dunstschleier auf die Gegend, wie in einem Industriebezirk mit vielen Fabrikschlöten. In die Geheimnisse der rauchigen Atmosphäre warf die sterbende Sonne ihre blutroten Gluten und durchwob sie mit dem beängstigenden Zauber des Schrecklichwilden. Als das Dunkel der Dämmerung sich niedersenkte, steuerten wir auf freier Wasserfläche, an deren fernen Ufern Kleinfeuer die Lage der Madidörfer verrieten.

16. Februar. Der kühle und heitere Morgen zeigt das Ostufer von nahen Höhenzügen flankiert, deren Umrisse in sanften Linien sich unabsehbar von Norden nach Süden dehnen. Das flache Westufer hingegen grüßt uns im Schmucke mittelstämmiger Akazien, deren Bestände sich stellenweise zu Wäldern verdichten.

Plötzlich wurden wir durch einen heftigen Stoß aufgerüttelt, der uns wirr durcheinanderwarf. Wir waren auf eine Sandbank aufgefahren, von der wir uns erst nach geraumer Zeit und mit vereinter Anstrengung aller Matrosen befreien konnten. Durch einen etwa 15 m breiten Kanal zwischen Gras- und Papyrusinseln gelangten wir in ein Gewirr von Schilfinseln, aus dem nur ein ortskundiger Steuermann den Ausweg findet. Abermals trat Wald an das Westufer heran,

und diesmal mischte sich in die schattenarmen Akazien das saftige Grün dichtbelaubter, lederblätteriger Bäume und vereinzelter Delebpalmen, welche siegreich aus der wuchernden Waldnatur aufragten und wie selbstgefällig auf ihre Zwerggenossen niederschauten.

Ein vorübergehender Ausblick auf eine Hügelkette im Südwesten, und beide Ufer hüllen sich wieder in die frühere Einförmigkeit. Der Papyrus steht hier im üppigsten Wachstum und im saftigsten Schmucke. Kräftige Lianen schlingen ihre luftigen Gewinde um die geschwollenen Stengel, und Sumpfrosen weben ihre hellen Farbentöne in die dunkelgrünen Massen.

Als wir bei einem üppigen Pflanzenhorste zwecks Reinigung der Maschinen hielten, brannte die Aequatorialsonne des Mittags glühend hernieder. Kein Hauch bewegt die Luft, und senkrecht strebt die Rauchsäule des Kamins dem Zenith zu. Kein Halm regt sich, die grünen Stengel des Papyrus stehen starr und steif da, und aus den Poren der Menschen quillt der Schweiß.

Daß das rechte Ufer bewohnt sei, sagen die Fischschleusen, die an vielen Stellen der Gras- und Papyruswände errichtet sind. Es ist das Gebiet des Madihäuptlings Zukiri, der auch eine Holzstation unterhält. Hier ist die Südgrenze der Madi.

Nach einstündiger Fahrt hielten wir nach Sonnenuntergang am gleichen Ufer bei einer Holzstation. Unter verstreuten Laubbäumen dehnte sich das langgestreckte Dorf, aus dem der laute Lärm der Jugend zu uns drang. Ein lebhafter Handel mit Hühnern und Eiern wickelte sich ab. Hier, fern vom Markte, wurde kein Geld, sondern für ein Huhn oder sieben Eier eine Elle Stoff oder eine leere Flasche verlangt. Die Lebhaftigkeit und Furchtlosigkeit der Leute, ihre teilweise Bekleidung, und noch mehr ihre Sprache sagten uns, daß wir nicht mehr im Lande der steifen, stolzen und wehrhaften Madi, sondern bei ihren Nachbarn, den A-Luru, seien. Mit Ausdrücken der Schilluk- und Dschursprache konnten wir uns mit ihnen verständigen. Nach dieser ersten Begegnung mit ihnen wuchs unser Verlangen, die weitere Bekanntschaft dieses Volkes zu machen.

17. Februar. Nachdem wir in der Nacht Wadelai passiert hatten, zeigte uns der Morgen bei einer Biegung des Stromes nach Osten ein verändertes Bild, das fast unvermittelt eine ganz neue Großartigkeit annahm. Auf beiden Seiten treten Hügelzüge heran, die Grasvorlagerungen verschwinden fast ganz, und frei dehnt sich die Wasserfläche des Stromes in seeartiger Breite zwischen den roten, hohen Uferwänden aus. Auf einer ansteigenden Fläche am Ostufer liegen unter Schirmakazien verstreut die Hütten der A-Luru von Pagnago; Männer und Jünglinge, teilweise mit schimmerndem Armschmuck, wandeln auf und ab, geschäftige Frauen schneiden Gras oder holen Wasser, und die Jugend tummelt sich mitten unter den weidenden Ziegen. Von den weichen Linien des sanft ansteigenden Westufers heben sich aus lichtem Akazienbusch schlanke Borassuspalmen ab. Weiterhin steigen die rötlichgelben Hügelreihen in duftblaue Bergreihen an, welche aus dem Schleier des Morgendunstes hervorlugend, die Westufer des Albert-Nyanza-Sees hüten. Fischerkähne kreuzen behende im Flusse und zeugen ebenso wie die

zahlreichen Reusen und Körbe vom Fischreichtum der Wasser. Die Schilfinseln sind mit Wasservögeln belebt. An den Uferhängen weiden scheckige Ziegen und gefleckfarbige Rinder. Schnaubend und plätschernd wälzt sich das unförmliche Flußpferd in seinem Morgenbade.

Regierungshütten in Koba.

Gegen Mittag erreichten wir die Holzstation von Paroketo am Ostufer. Wir besuchten das auf naher Hügelschwellung freiliegende Dörfchen. Während Weiber und Kinder sich in die Hütten verkrochen, kamen uns die in Felle gekleideten

Regierungshütten in Koba.

Jünglinge vertrauensvoll entgegen und antworteten auf unsere Fragen. Sie bekannten sich als Untertanen des Häuptlings Omadsch.

Ein heftiger Südwind peitscht den Stromspiegel, der sich erzürnt in weißen Schaumwellen erhebt, über welche unser Dampfer schwankend hinweghüpft. In diesem Zustande erinnert der breite Strom lebhaft an die See zur Zeit starker Brise.

Auf dem Gipfel der vor uns liegenden, fast nackten Hügellandschaft des Ostufers werden dunkle Umrisse sichtbar, die sich vorerst wie eine Mauer im Geviert

darstellen. Allmählich entpuppen sie sich als Baumalleen, zwischen denen Zinkdächer in der Sonne schimmern. Es ist Koba, an dessen Landungsstelle wir bald nach Mittag anlegen.

Nach kurzer Frist fährt ein Rickshaw, mit zwei indischen Eseln bespannt, die breite Straße zum Flusse herab. Ihr entsteigt ein schlanker, junger Herr, Hannington, der englische Unterkommissär, und begrüßt uns in ausnehmend höflicher Weise. Von unserer Ankunft benachrichtigt, hatte er in Eile eine bequeme Hütte mit Zubehör in der Nähe seiner Wohnung für unseren Aufenthalt herstellen lassen. Auf mein Vorhaben, die Umgegend zu sehen und einen Platz für eine Missionsstation zu suchen, erwiderte er in liebenswürdiger Art: „Ganz recht, das ist es gerade, was wir hier brauchen."

Haus des Verwaltungsbeamten in Koba.

Auf dem Wege zu unserem Lager kam mir jener schwarzbraune Jüngling entgegen, der mich schon zweimal bei Nimuli begrüßt hatte. Er erklärte sich gern bereit, mit mir als mein Diener zu gehen. Das war es gerade, was mir fehlte und was ich suchte, und so nahm ich ihn zu mir. Aus Bukumi in Unjoro gebürtig und etwa 18 Jahre alt, hatte er vor zehn Jahren als der erste seiner Familie den katholischen Glauben angenommen und dann seine Mutter und andere Verwandte zu demselben bekehrt. Zuletzt hatte er über zwei Jahre eine Elfenbeinkarawane im Kongostaat begleitet und befand sich nun auf dem Heimweg zu den Eltern. Außer seiner Muttersprache Runyoro kannte er Ruganda, Kisuaheli und Mangala. Er begleitete mich fernerhin und verrichtete in treuer Anhänglichkeit meine persönlichen Dienste.

Koba hat nur als Regierungsposten eine Bedeutung. Das beste an ihm ist seine Lage, die schönste am Nil zwischen Assuan und dem Albertsee. Die offene Höhe einer Hügelwelle, welche vom Flußufer sanft sich hinaufzieht und den beherrschenden Punkt der weiteren Umgebung bildet, krönen grüne Alleen symetrisch gepflanzter Bäume, welche den sonst kahlen Ort mit dem Reiz frischen Grüns ver-

sehen. Dazwischen liegen die wenigen Wohnungen aus Holz mit roten Zinkdächern und die Regierungsgebäude. Das Amtsgebäude des Unterkommissärs, die Apotheke, die Post mit Telegraph sowie die Kasernen, durchgehends aus Wänden von Pfahlholz und Röhricht mit Lehmbekleidung und mit Dächern aus Stroh, gruppieren sich in weiten Abständen um einen freien Platz im Geviert, in dessen Mitte die britische Flagge auf hohem Maste weht. An der breiten Straße, die den Hang hinab zum Flusse führt, stehen die Läden der wenigen indischen Kaufleute, während abseits der Straße die Hütten für Träger und der Eingeborenen zerstreut liegen. Die Höhe bietet dem Blicke ein reizendes Rundbild. Im Südwesten dräuen Gebirgszüge, deren Spitzen sich im dunstigen Blau verlieren, während

Unsere Wohnung in Koba.

sie sich im Vordergrunde in sanftgewellte Hügelrücken auflösen, die dem Strom das schmeichelnde Geleite nach Norden geben. Gebirge und Strom, Wald und Steppe, Tal und Ebene vereinigen sich zu einem stimmungsvollen Gesamtbilde.

Die offene Lage auf erhöhtem, trockenem Sandboden läßt Koba als gesund erscheinen. Zwar birgt es die Gräber zweier Europäer, die an Schwarzwasserfieber starben, aber sie brachten den Keim dazu von anderswo her. Als neueren Datums weist Koba eine spärliche Einwohnerzahl auf. Außer Herrn Hannington, dem einzigen Europäer, drei indischen Beamten und ebenso vielen indischen Kaufleuten, bilden 25 Polizeisoldaten aus Uganda und vielleicht ebenso viele Diener die ständige Bevölkerung. Außer zwei Goanesen waren neun Baganda Katholiken, die wir täglich zur hl. Messe und abends zum Rosenkranz in unserer Hütte versammelten. Trägerkarawanen führen mehr Leute hier zusammen, darunter auch Katholiken, aber nur vorübergehend.

Da zur Verhütung der Einschleppung der Schlafkrankheit aus dem Süden der Landweg über Fadschao gesperrt war, vollzog sich der ganze Verkehr mit Butiaba auf dem Wasserwege und mit Nimuli entweder zu Wasser oder zu Lande. Der liebenswürdige Herr Hannington, der Sohn des seinerzeit in Uganda ermordeten anglikanischen Bischofs, förderte den Zweck meiner Reise in höchst anerkennenswerter Weise, indem er mir das Ansehen der Regierung lieh und mir dabei großen Spielraum und die Freiheit der Entschließung beließ. Zuerst erteilte er mir alle Aufschlüsse über Land und Leute und berief sodann die Häuptlinge der Umgebung, damit wir ihre Bekanntschaft machen und ihnen unser Vorhaben erklären konnten.

Unser Führer Taufik.

Unser Führer Bilal mit einem Gefährten.

Um die Zeit bis zur Ankunft der Häuptlinge auszunützen, machten wir gleich am 19. Februar einen Ausflug nach Süden. Unser Führer hieß Taufik, ein ausgedienter Soldat Emin Paschas, vom Stamme der Ascholi. Der hochgebaute, rabenschwarze Mann von kühnem Gesichtsausdruck, stellte sich in tadellos reinem Anzuge, weißer Jacke und Hosen aus gelbem Kaki, schwarzen Wadengamaschen und derben Lederschuhen, neuem Fez und eleganter Reitpeitsche vor. Eine Bedienung von Frauen trug ihm Stuhl, Süßkartoffeln und Wasser voran.

Der Pfad schlängelte sich zuerst über eine Bodensenkung und stieg dann, den Hügel des Häuptlings Koba rechts liegen lassend, zu einer ebenen, fast baumlosen Steppe auf, die sich unabsehbar vor uns ausbreitete. In das fahlgelbe Kleid derselben woben sich weiterhin die lieblichen Farben der Steppenflora.

Plötzlich machten uns die Träger auf zwei Tiere aufmerksam, die sich von ferne wie kurzbeinige Rinder ausnahmen und sich als Nashorne entpuppten. In

unglaublicher Eile wälzten sie ihre graubraunen Fleischmassen über die Ebene und entzogen sich in kürzester Frist unserem Gesichtskreis.

Wir erreichen den Höhepunkt der wellenförmigen Ansteigung der Steppe. Der Ausblick nach Süden erweitert sich. Zuerst tauchen am Horizont die Bergzüge auf, welche das Westufer des Albertsees begrenzen. Dann erschließt sich der Blick in die Tiefe. Da unten breitet sich eine weite Grasebene aus, welche deutlich die Form eines Dreiecks zeigt. Hinter der nach Westen gerichteten Linie schimmert ein heller Wasserspiegel, der sich unabsehbar bis zu den westlichen Bergen dehnt. Das ist der Albert-Nyanzasee. Dort, wo die Wasserfläche mit den Linien des Fußes der Berge zusammenfließt, liegt Mahadschi. Die nach Osten gerichtete Spitze des Grasdreiecks verfließt in einen schimmernden Streifen. Das ist der Viktoria-Nil. Sein ferner Wasserspiegel glänzt leuchtend durch die Kronen der Bäume, die seine festen Ufer bekleiden.

Blick auf den Viktoria-Nil.

Wir steigen hinab über eine verlassene Niederlassung von Magungo, welche nach Süden ausgewandert sind. Die wuchernde Vegetation von Maniok, Süßkartoffeln, Sesam und Bananen preist noch jetzt die Arbeitsamkeit dieses den A-Luru verwandten Völkleins. Je tiefer wir hinabsteigen, desto mehr verschwinden die Westberge mit der ihnen vorgelagerten Seefläche und desto deutlicher zeigt sich uns der Silberfaden des Viktoria-Nil mit der Masse von Schilf und Papyrus an seiner Mündung in den See. Das hier am Grasufer stehende Wasser verrät keinerlei Strömung, hat einen abscheulichen Geschmack und faulen Geruch. Man fühlt sich unbehaglich in seiner Nähe. Wir lagern etwas entfernt auf trockenem Lande unter den hohen Schirmakazien, die einen kargen Schatten bieten, mitten in hohem, holzigem Schilfgras. Ungezählte Fliegen von der Art unserer gewöhnlichen Hausfliege belästigen uns durch ihre Zudringlichkeit. Hingegen erfreuen uns mit schmetterndem Gesang die Vögel, welche den Akazienpark beleben, darunter die Turteltaube, deren lebhaftes Girren auch hier anheimelt, und der Schreiadler, dessen schriller Ton wie ein Ausdruck des Unwillens durch den Busch gellt.

Wir entfalten die Landkarten. Unser Standplatz liegt 9½ Kilometer südlich von Koba, an der östlichen Dreieckspitze der Mündung des Viktoria-Nil in den Albert-Nyanzasee. Hier sind wir an der Südgrenze des Vikariats von Zentralafrika, die am Nordufer des Sees den Viktoria-Nil entlang bis nach Fauvera verläuft. Wir sind in Luftlinie etwa 1400 Kilometer von Khartum und etwa 2500 Kilometer von Assuan, der Nordgrenze des Vikariats, entfernt.

Wie von selbst erhebt sich Herz und Auge zu Gott in innigem Danke für seinen Schutz durch so weite Strecken. Im Hochgefühl, die südlichste Grenze des Vikariats erreicht zu haben, treten wir die Rückkehr an.

Unser Lager am Viktoria-Nil.

Der Pfad führt am Hange der Uferhügel durch eine fast baumlose Grassteppe, in deren rotgelber Fahlheit seltene Blümlein wie verirrte Waisenkinder erscheinen. Dafür entschädigt völlig die Aussicht auf den Nil, der in seiner Breite als eine Fortsetzung des Sees erscheint und majestätisch seinen weiten Lauf antritt, eingerahmt von Streifen saftiggrüner Schilfgrasvegetation und stellenweisen Bosketts lieblicher Akazienhaine, welche die Bodenfalten der ansteigenden Ufer schmücken.

Neun Kilometer nördlich vom Ausfluß des Nil aus dem See liegt die jetzige Ansiedelung des Häuptlings Koba. Um das Dorf des Häuptlings auf hohem Hügelrücken gruppieren sich an den Hängen malerisch ein Dutzend kleiner Gehöfte. Geschäftige Weiber in schimmerndem Metallschmuck steigen zum Flusse hinab, bauchige Tontöpfe auf dem Haupte wiegend, das Kind auf den Rücken gebunden.

Scheckige Rinderherden kehren von der Tränke zurück, glänzendschwarze Ziegen einer zierlichen Rasse, umhüpft von mutwilligen Zicklein, zupfen an den Gebüschen, und fettschwänzige Schafe rupfen sich die zarten Gräslein zum Abendschmaus.

Häuptling Koba mit zwei Dienern.

Der Häuptling war bei unserer Ankunft abwesend und bei der Zerteilung eines erlegten Nilpferdes am Flusse beschäftigt. Endlich kam er eiligen Schrittes und mit großem Gefolge den Abhang herauf. Ein purpurroter Mantel umhüllte

Dorf Kobas.

den riesigen Leib, und das Haupt war mit einer Art Krone aus Holz- und Wurzelstäbchen mit Muscheln bedeckt. Aus dem abgelebten Gesicht blitzen unstäte, mißtrauische Blicke. Mit einem Gemisch von erkünstelter Höflichkeit und wildem Ungestüm streckte er uns die blutbesudelte Hand zum Gruße entgegen. Dann rennt er in seine Hütte und kehrt im Schmucke seines schwarzen Häuptlingsmantels

zurück. Unter der Kleidung schimmern schwere Messingringe an Hand- und Fußgelenken hervor, und am Halse und auf der offenen Brust baumeln Wurzeln und ein europäisches Klappmesser an eiserner Kette. Hastig wirft er sich auf seinen Stuhl und starrt, ein Wilder mit einem Anflug von Narrheit, stieren Blickes vor sich hin. Neben ihm stehen seine Laufburschen, mit angenehmen Zügen und reinlich gekleidet, der eine mit Sportmütze, der andere mit verkehrtem Fez auf dem Haupte. Koba läßt uns weder seine Leute sehen, mit der Ausrede, daß alle abwesend seien, noch gestattet er uns einen Einblick in seine Hütten, denen unser Blick Unheil bringen könnte. Auf die Frage, wieviel Leute er sein nenne, erwiderte

Die in Koba versammelten Häuptlinge mit Gefolge.
3. Manano. 4. Kalobanero. 5. Njobbo.
2. Duong. 3. Koba. 4. Soliman. 5. Ludschu. 6. Omadsch. 7. Mudir.

er mit seinem Dutzend Dörfer, es seien ihrer nicht zehn Seelen. „Beten deine Leute?" — „Zu wem sollen sie beten, da es keinen Gott gibt?" Also ein schwarzer Atheist! In der Tat war kein einziges der Votivhäuschen zu sehen, welche sich sonst zahlreich in den Gehöften der A-Luru finden. Um ihn zu besänftigen, schenkten wir ihm einige Stoffreste zu Kleidern. Dann erst ließ er sich herbei, den Jungen die Herbeischaffung zweier Hühner zu befehlen. Wir warteten sie nicht ab und kehrten nach der Regierungsstation Koba zurück.

Hier waren die Träger von Nimuli eingetroffen. Leider war einer derselben, ein Protestant, auf der Reise an der Ruhr gestorben. Die Gefährten hatten ihn zuletzt auf einer improvisierten Bahre aus Knüppeln getragen, bis er am Tage vor ihrer Ankunft erlag und an derselben Stelle mit seinen armen Habseligkeiten

begraben wurde. Nur die etlichen Münzen, seinen verdienten Trägerlohn, sollten seine Landsleute mit der Todesnachricht den Verwandten nach Hause bringen.

20. Februar. Der hl. Messe wohnten zwanzig Baganda bei, und mehrere empfingen die hl. Sakramente; wie stets, waren wir den Tag über von ihnen belagert.

Häuptling Kalobancro und Leute.

Am folgenden Vormittag erschienen auf Einladung des Beamten die Häuptlinge der Umgegend. Ich erklärte ihnen den Zweck unseres Kommens. Sie kannten Gott dem Namen nach, wußten aber sonst nicht viel von ihm. Wir sagten ihnen, Gott habe uns zu ihnen gesandt, um sie aufzuklären über ihn und

Häuptling Lndichu und Leute.

darüber, wie sie leben müßten, um ihm zu gefallen: Gott befehle, das Böse zu meiden und das Gute zu tun, und er werde alles vergelten; wir würden den Kranken Arznei geben, den Armen helfen und die Kinder Lesen und Schreiben lehren; wir würden nichts dafür verlangen und alles zu unserem Gebrauch Notwendige, Eier, Hühner, Arbeit usw. bezahlen; wir seien, obwohl weiß, nicht Leute der Regierung, aber deren Freunde; sie möchten uns sagen, ob und wo sie uns wollten. Tanfik verdolmetschte es ihnen, und sie waren befriedigt. Mit der

Antwort wollten sie warten bis zur Ankunft zweier noch fehlender Häuptlinge, dann Rat halten und uns den Bescheid bringen. Nachmittags brachten sie gemeinsam die Antwort, sie seien zufrieden, daß wir ihre Kinder Lesen und Schreiben lehren, sie selbst seien aber zu alt dazu; wir sollten sie alle zu Hause besuchen und dann selbst entscheiden, wo wir uns niederlassen wollten. Im ganzen schienen es gutmütige, lenksame Leute zu sein. Ihre Kleidung war so bunt, als ob sie sich in einem Trödlerladen versorgt hätten.

22. Februar. Unter Führung des Dolmetschers Bilal traten wir mit mehreren Trägern eine kleine Rundreise nach Nordosten an, um die Häuptlinge der Umgegend der Reihe nach zu besuchen.

Zuerst trafen wir die Ansiedelung des Häuptlings Kalobanero, die über licht bewaldete Hügel verstreut, aber nur mäßig bevölkert war.

Inneres des Dorfes Ludschus.

In derselben Richtung weiterziehend, begegneten wir zuerst verlassenen und dann bewohnten Dörfern des Häuptlings Ludschu der A-Scholi. An einzelnen Hüttenwänden fielen Zeichnungen von Dreiecken und anderen geometrischen Figuren sowie von Schnörkeln in Schwarz, Weiß und Rot auf. Bananenstauden umgaben einzelne Gehöfte. Frauen mit glänzendem Metallschmuck und Eisenstäbchen in der Unterlippe schnitten mit einem Sichelmesser mit kupferverziertem Griff geschäftig das hohe Steppengras und schnürten es in Bündel. Eine weite Grasfläche stand in Brand, der unseren Weg umzüngelte. Rasend griff das Feuer um sich, und wir hatten Mühe, die scheuen Esel zwischen den züngelnden Flammen, die mir den Bart versengten, durchzubringen. Bestände von schlanken Dornakazien mit dürren Früchten bedeckten die Hänge, die in dieser Ausstattung an entlaubte Hopfenäcker erinnerten. Weiterhin traten zahlreiche Delebpalmen auf. Gegen Mittag hielten wir bei Ludschu.

Wir lagerten außerhalb des Gehöfts im kargen Schatten eines kleinen Gummibaumes. Das Wasser aus Erdlöchern hatte die Farbe von Milchkaffee, doch war der Geschmack leidlich. Der Häuptling brachte Eier und Bananen für

uns und Eleusinemehl und Süßkartoffeln für die Träger. Seine übrigen Gehöfte lagen sehr zerstreut, und wir begnügten uns mit der Besichtigung des seinigen. Dieses war allerdings etwas vom Schönsten, das ich bisher gesehen. Eine undurchdringliche, lebende Hecke von baumhohen Euphorbien von dichtem Wuchse umgürtet festungsartig das ganze Dörfchen. Innerhalb dieser Vegetationsmauer liegen im Kreise um den Hofraum die geräumigen Wohnhütten und Kornspeicher zwischen herrlichen Melonenbäumen mit noch unreifen, grasgrünen Früchten und üppigen Bananenstauden. Allenthalben sind Votivbäumchen und -häuschen zu sehen. Gleich dem Häuptling tragen die übrigen zahlreichen Bewohner Argwohn und Mißtrauen zur Schau und meiden unsere Nähe. Die Jugend hat sich in die Hütten verkrochen, aus denen uns forschende Augen nachblicken. Nur junge Burschen im ganzen Staat der landesüblichen Stutzertracht machen sich bemerkbar.

Dörfchen Solimans.

Auf die Frage, ob er eine Schule wolle, erwiderte der Häuptling, daß seine Leute nichts davon wissen wollen. Selbst unser Gegengeschenk vermochte nicht, seine Blicke gänzlich aufzuheitern. Dieses Mißtrauen des Häuptlings, die Zerstreuung seiner Leute und das unangenehme Trinkwasser waren nicht dazu angetan, uns für eine Niederlassung an diesem Platze zu begeistern.

Ein zweistündiger Marsch führte uns über gewelltes Parkland in einen wahren Wald von Borassuspalmen; Hügel und Tal waren mit ihnen bestanden. Das Nachtlager schlugen wir bei Soliman auf, der dem ostwärts hausenden Uetich, dem größten Scholihäuptling, untersteht. In der Nähe rauscht in tiefeingeschnittenem, felsigem Bette der Bach Tingeri, aus dem eben Leute ein erlegtes Krokodil den Abhang heraufschleppten. Das war der östlichste Punkt unseres Ausfluges.

Von hier gegen Osten haust der volkreiche Stamm der A-Scholi. Einst hatte die Regierung von Uganda einen Posten in Fatiko, drei Tagereisen im Innern besessen. Nach Auflassung desselben hatte sie eine Kontrolle nur mehr

über die nahe bei Koba wohnenden Häuptlinge. Im Interesse unserer Sicherheit wurde eine Niederlassung nur in geringer Entfernung gestattet, und Soliman war für uns der äußerste, mögliche Punkt.

23. Februar. Der Häuptling, ganz im Gegensatz zu Ludschu, erwies sich als zugänglich und Freund des Fortschrittes, ließ uns seinen Hausstand sehen und bot sein Dorf zu einer Niederlassung und seine Kinder und sich selbst als Schüler an. In einem hochroten Mantel, den er für die Bewirtung der Träger erhielt, gefiel er sich so sehr, daß er mit demselben angetan uns bis zur nächsten Haltestelle, zum Dörfchen seines etwa zwei Stunden nach Nordwest wohnenden Unterhäuptlings D i r a , begleitete. Da war er Herr im Hause. Wie ein Herrscher im königlichen Purpur ließ er sich im Armstuhl, der ihm nachgetragen worden, nieder. Zwei Mädchen reichten ihm nacheinander und kniend zwei Kürbisschalen Wasser, womit er sich zuerst das Antlitz wusch und dann den Durst löschte.

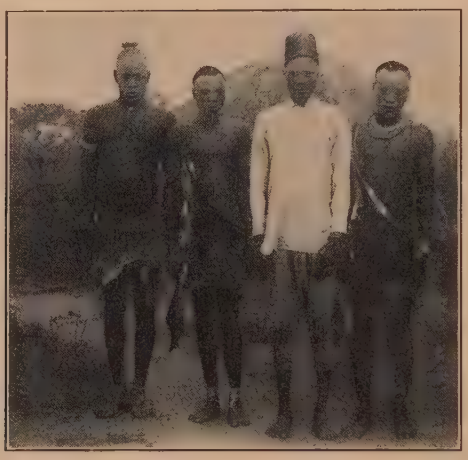
Im Dorfe Diras.

Das Volk der A-Scholi machte uns nach dem wenigen, was wir gesehen, einen guten Eindruck. Das Mißtrauen Ludschus blieb vereinzelt. Sonst kam man uns ohne Scheu entgegen. Es schienen zugängliche Leute zu sein. Man sah Männer und Burschen von kräftigem und hübschem Körperbau, und ihre Gestalt wurde durch den reichen Schmuck noch gehoben. Besonders stämmige Jünglinge fielen durch die Sorgfalt auf, welche sie auf den Kopfputz verwendeten, indem sie die Haare zu einem filzartigen Schopfe aufrichteten und mit Kaurimuscheln zierten. Die reiche Bewaffnung mit Bogen und Pfeilen deutet auf ihren kriegerischen Sinn. Wir gewannen die Ueberzeugung, daß eine Mission bei ihnen Erfolge erzielen würde.

Von Dira kehrten wir nach Westen in das Gebiet der A - L u r u zurück. Die hügelige Gegend, mit dichtem Niederbusch und Borassuspalmen bestanden, wird von den tiefen, zerrissenen, wildbewachsenen Betten der Regenbäche Tingeri und Otschol durchzogen. Von einer freien Anhöhe entdeckt der Blick zwischen Hügelreihen hindurch den schimmernden Spiegel des Nil. Das Bewußtsein seiner Nähe

beschleunigt unsere Schritte; wir eilen den gewundenen Weg hinab zu den Hütten des Luruhäuptlings Duong und schlagen unter einem mächtigen Butterbaum des Flußtales unser Lager auf. Der Häuptling, ein noch sehr junger Mann mit einnehmenden Zügen und freundlichem Benehmen, machte einen besseren Eindruck als seine Leute, die Mißtrauen zur Schau trugen.

24. Februar. Auf eine kalte Nacht, welche die Träger am Lagerfeuer verbrachten, folgte ein kühler Morgen. Vor den Hütten, welche sich in Gruppen an den Rand der Uferschwellungen lehnen, hockten teilnahmslos die Leute, in sich zusammengekauert, am Feuer und klagten über Kälte. Durch den Morgennebel tönte Klagegeheul herüber. Durch hohes, feuchtes Gras gelangten wir zum Dorfe knapp am sumpfigen Uferrande. Um ein neues Grab standen mehrere Männer und Frauen mit Kindern und wehklagten laut, bald einzelstimmig, bald alle im



Häuptling Duong und Leute.

Chor. Dabei traten sie auf den Grabhügel, um die Erde festzustampfen. Die Frau des Toten, mit einem Kinde auf dem Arm, stand hinter den Klagenden. Ueber die staubbedeckten Wangen der anderen Frauen rollten Tränen. Einer der Männer hielt bei dem Klagegesang die Pfeife im Munde, aus der er in den Zwischenpausen der Klage eifrig paffte und dann ausspie. Unter allen fiel ein junges Mädchen auf, das zum Skelett abgemagert, am ganzen Körper mit Ausschlag und Geschwüren bedeckt war, das grauenerregende Bild der verheerenden Wirkung ekelhafter Krankheiten; wie lange mochte es noch dauern, bis man dem jungen Geschöpfe selbst die Totenklage anstimmte?

Auf dem Weitermarsche am Rande des sumpfigen Flußufers trafen wir einige armselige Hütten, deren Häuptling Mudir hieß. Dieser „Sultan", wie er betitelt wurde, herrschte über seine Frauen, die fröstelnd vor den halbverfallenen Hütten hockten.

Aus der Flußniederung aufsteigend, breitet sich vor uns eine fast baumlose Savannenlandschaft aus, in welcher wir alsbald mehreren Gehöften begegnen.

Wir halten bei einer Fremdenhütte und werden vom Häuptling Omadsch und dessen Sohn Ali empfangen. Ersteren kleidete weißer Kaftan und Tuchturban und trug einen langen, dicken, leinenumwobenen Stock; letzterer, ein junger Mann von einnehmenden Zügen, über dem Kaftan einen dunkelblauen Soldatenrock mit Aufschlägen und einen roten Fez. Beiden war ein freundliches, ruhiges und zurückhaltendes Wesen eigen. Das Gehöft war nicht besonders groß, zeichnete sich aber durch Geräumigkeit der Hütten mit besonders hohen Eingängen aus. Unter einem dichtbelaubten Gummibaum fiel ein zierlicher Rohrzaun auf, welcher ein ebenso nettes Häuschen umschloß; eine Art Kultusstätte, an welcher der Häuptling

Häuptling Omadsch und Söhne.

dem Andenken seines Vaters Kornbier und Fleisch zu opfern pflegte. Das Sehenswerteste war seine eigene Hütte zu persönlichem Gebrauch, in einem abgeschlossenen und umfriedigten Raume des Dörfchens. Bedeutend größer als alle übrigen, mit Sonnendach über dem zweifachen Eingang, wies sie ein wuchtiges Holzgestell, mit mehreren Kuhhäuten bedeckt, als Schlafstelle auf, ferner eine hölzerne Kiste mit Kleidungsstücken, Gewehre, schöngeflochtene Matten, Körbe und sonstige Seltenheiten.

Auf einem Rundgang überzeugten wir uns von der Anzahl seiner Dörfer und der verhältnismäßig hohen Lage seines Bezirkes. Als Gastgeschenk brachte er ein fettschwänziges Schaf, Hühner, Erdnüsse, Süßkartoffeln, Milch und Mehl, Nahrung für uns und die Träger. Dies erwiderten wir mit einem Mantel, Hemd

und Hose für ihn und seinen Sohn, und Leinenstoff und Perlen für Frauen und Kinder. Erbaulich war die Ehrfurcht, welche der erwachsene Sohn dem Vater entgegenbrachte, in dessen Gegenwart er sich nicht auf einen Stuhl, sondern auf den Boden setzte und auch sonst sich ihm gegenüber benahm wie ein gehorsames Kind. Ebenso augenfällig war der Unterschied zwischen den A-Scholi und diesen A-Luru; diese milder und furchtsamer, jene wilder und kriegerischer.

Land und Leute, die Nähe von Koba und nicht zuletzt das Verlangen des Häuptlings selbst, machten nach dem bisher Gesehenen uns einen so günstigen Eindruck, daß wir uns wie von selbst in den Gedanken hineinlebten, in Omadsch die erste Mission zu eröffnen.

Mit dem Hochgefühl, welches ein gefaßter Entschluß und die Erreichung eines erstrebten Zieles erwecken, setzten wir den Marsch bis zum letzten Gehöft

Dörfer Omadsch'.

seines Bezirkes fort, das sich im Süden am Hange eines steilen Hügels erhob. Unser Lagerplatz auf der Spitze des Hügels bot eine prächtige Aussicht auf das Flußtal und auf Koba. Der Häuptling, der uns das Geleit gegeben, kehrte bei Sonnenuntergang heim, und wir riefen ihm nach: „Auf Wiedersehen!"

25. Februar. Die Morgensonne sah uns wohlgemut vom Lagerplatz herniedersteigen und auf der breiten Karawanenstraße im Schatten eines jener tropischen Haine verschwinden, welche die Bodensenkungen des Nilufers schmücken. Ueber dichtem Unterbusch streben riesige Hochbäume dem Lichte entgegen, umrankt und umschlungen von armdicken Kautschuklianen, das Ganze in weihevolles Dunkel gehüllt.

Der knabenhafte Luruhäuptling Manano, nahe am Walde, empfing uns gleichgültig, ja kalt. Unter den Einflüsterungen eines Alten erklärte er, daß sein Dorf keine Kinder für eine Schule besitze. In der Tat machte das Gehöft den Eindruck großer Armseligkeit.

Einige zerstreut liegende Hütten am östlichen Horizont bezeichneten den Standort des Scholihäuptlings Buia, ein Beweis, wie die beiden Stämme ineinander greifen.

Häuptling Manano und Leute.

Nach Süden folgte weiter unter dem Häuptling Njobbo eine kleine Kolonie ausgedienter Soldaten aus der Zeit der ägyptischen Verwaltung, dem kleinen Völklein der Lango angehörig. Von hier steigt der Weg über die Grassteppe nach Koba hinan.

Häuptling Njobbo und Leute.

26. Februar. Das Ergebnis unserer kurzen Reise war der Entschluß, unsere erste Niederlassung in Omadsch zu eröffnen. Es blieb auch keine andere Wahl. Die Regierung hatte nur einen schmalen Strich Landes längst des Nil in ihrer Hand und wünschte der Sicherheit der Mission wegen, daß die Niederlassung in der Nähe

eines ihrer zwei Posten von Nimuli und Koba errichtet werde. Nach dem Gesehenen verdiente die Umgebung Kobas und in dieser Omadsch den Vorzug. Der Kollektor billigte die Wahl.

Koba bot außer seiner schönen Lage und Aussicht wenig mehr Anziehendes. Es hielt schwer, Mehl für unsere Träger aufzutreiben, die gezwungen waren, in der verlassenen Magungo-Ansiedelung an der Mündung des Viktoria-Nil Maniok auszugraben. Der beständige, scharfe Wind, gegen den unsere allseits offene Hütte keinen Schutz bot, ließ uns den Wegzug von Koba ersehnen.

27. Februar. Sonntag. Letzter Gottesdienst in Koba, welchem die Baganda beiwohnten.

Zeitig meldet sich der Häuptling Ludschu zum Besuch. Er klagt, daß wir nicht bei ihm genächtigt, dem Soliman ein rotes und schöneres Kleid als ihm geschenkt und nun Omadsch ihm vorziehen. Also eine Bekehrung!

Von unseren 59 Trägern entlohnten wir 30 und entließen sie in ihre Heimat, während die 29 übrigen mit drei Dienern uns nach Omadsch folgen und beim Aufbaue der Station einen Monat lang Hilfe leisten sollten.

* * *

Hier sei den Trägern aus Uganda, wie ich sie auf der bisherigen Reise in unserer Karawane und bei sonstigen Begegnungen kennen gelernt habe, ein Wort der Erinnerung gewidmet.

Ihre äußere Erscheinung, und noch mehr ihre Veranlagung und ihre Sitten unterscheiden sie von den Nilnegern. Die Baganda gehören zur großen Familie der Bantuneger. Die Hautfarbe wechselt vom hellen bis zum dunklen und schwarzen Braun, durch welches fast unveränderlich ein rötlicher Kupferton schimmert. Asien besitzt gelbe, Amerika kupferfarbene und Europa weiße Rassen, während Afrika fast alle Hautfarben aufweist. Und wenige Völkerzweige Afrikas zeigen eine so verschiedentliche Schattierung der Hautfarbe, wie die Baganda, ein Beweis ihrer Mischung. Ihr Gesichtsausdruck ist gewöhnlich zu nennen, obwohl es auch an edlen und hübschen Zügen nicht fehlt. Das gekräuselte Haupthaar wird meist glatt geschoren oder ganz rasiert. Zu diesem Zwecke tragen viele das Rasiermesser am Arme befestigt mit sich und rasieren sich selbst, und zwar ohne Seife und Spiegel. Die samtweiche Haut ist flaumartig behaart, und alle, auch die Jünglinge, zeigen einen Anflug von Bart. Manche besitzen ganz anständige Bärte, jedoch selten Schnurrbärte. Auffallend zierlich sind die kleinen Zehen und Ohren. Die Nägel an Fingern und Zehen werden sorgfältig bis zur Haut zugeschnitten. Tätowierungsnarben auf der ganzen Breite der Stirn bilden das Kennzeichen der Abkömmlinge von Unyoro.

Schmuck und Zieraten jeder Art sind dem Baganda unbekannt. Hingegen sind sie große Liebhaber von Kleidung. Eine besondere Mode besteht nicht, und jedes Gewand ist willkommen. Lange und kurze, weiße und farbige Hemden und Jacken, weite und enge Hosen, Flanelle, Fez und Turban, Sportmützen und Hüte werden ununterschiedlich getragen. Ein und dasselbe Stück Stoff wird heute als

Turban um das Haupt, morgen als Gürtel um die Hüften, dann als Schärpe über der Schulter und auch als Schürze getragen, welche bald vorne und bald hinten hängt. Ein farbiges Tuch ist heute als Schal um den Hals geschlungen und prangt tags darauf als Kopftuch auf dem Haupte. Die Frauen, welche in Koba, Nimuli, Gondo-Koro vorübergehend sich aufhalten, hüllen sich in ein einziges Stück roten, gelben oder bunten Stoffes, welches nur die stets nackten Füße sowie Schultern und Arme frei und das glatt geschorene Haupt aus dieser mächtigen Hülle wie einen Totenkopf herausragen läßt.

Im Gegensatz zu den konservativen Nilnegern sind die Baganda rührig und tätig und darauf bedacht, ihre Lebenslage zu verbessern. In der Heimat beträgt

Die Katholiken unter unseren Trägern.

ihr monatlicher Verdienst 3 bis 4 Rupien oder 4 bis 5 Mark, und sie leben davon. Um ihren Erwerb auf monatlich 8 oder 10 Mark zu erhöhen, verlassen sie ihr Land und ziehen als Träger hunderte von Meilen weit nach Gondokoro und bis in die fernen Gegenden des Kongo. Von ihrem Lohne verbrauchen sie etwa ein Drittel für Nahrung, welche in Mehl von Mais oder Hirse, Bohnen, Linsen, Süßkartoffeln und Maniok besteht; der Rest wandert in die Kaufläden in den Wegstationen zur Anschaffung von Kleidern.

Die Baganda sind die besten Träger, welche auf meinen vielfachen Reisen je in meinen Diensten standen. Hat der einzelne seine Last zugewiesen erhalten, so prüft er deren Gewicht, das 20 kg nicht übersteigen soll, und sucht seine eigenen kleinen Habseligkeiten an derselben zu befestigen. Von nun an bildet er mit seiner Last ein unzertrennliches Ganzes. Der Träger flicht aus Gras einen kleinen Kranz, legt ihn auf das Haupt, hebt die Last vom Boden auf, setzt sie auf das

bekränzte Haupt, bringt sie in das Gleichgewicht, läßt sich in die Knie nieder, nimmt seinen langen Stock, stellt sich in Reih und Glied und tritt hinter seinem Vordermann singend den Weg an.

Im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen, schreiten sie in langer Reihe ihres Weges. Wer die Reihe auf einen Augenblick verlassen muß, eilt im Laufe dem Zuge nach und nimmt alsbald wieder seinen Platz ein.

Am Rastorte angelangt, legt jeder sein Bündel an der ihm bezeichneten Stelle des Lagerplatzes nieder. Erst wenn er die Versicherung erhalten hat, daß er seine Last in gutem Zustande abgeliefert, zieht er sich zurück und sucht sich ein Plätzchen für seine Ruhe. Eine Anzahl Träger tut sich zusammen, zündet ein Feuer an und kocht gemeinsam den Hirsebrei. Dieser bildet mit wenigen Ausnahmen die tägliche Nahrung, und das Wasser, sehr oft schmutzig und ungesund, den Trank. Ein und derselbe Lumpen bildet auf der Reise wochenlang die Körperbedeckung, und nur bei längeren Ruhepausen an größeren Stationen wird sie gewechselt. Der Erdboden ist ihr Lager, ein Stein oder ein Baumstumpf ihr Kopfkissen.

Diese Lebensweise erscheint uns reich an Entbehrungen. Aber dem Baganda kommt sie erträglich vor, ja, sie unterziehen sich derselben mit Vorliebe. Sie sind Träger geschäftshalber und von Beruf, und der erwartete Lohn läßt sie die Strapazen weniger fühlen. Auch entspricht dieses Leben in etwas ihrem angeborenen Wandertriebe. Obwohl sie mit großer Liebe an ihrer schönen Heimat hängen und die Rückkehr in dieselbe ihre Sehnsucht bildet, treibt sie die Hoffnung auf Erwerb und die Abwechslung des Reiselebens in entfernte Länder. Die Baganda sind singende Träger. Im ganzen Sudan wird der Trägerdienst von den Eingeborenen als ein unliebsamer Zwang empfunden und nur mit Widerwillen geleistet. Die Baganda nehmen ihn freiwillig auf sich und würzen ihn mit Gesang. Unter Hörnerschall und Singen wird der Marsch angetreten. Die Hitze der Tropensonne, Durst und Hunger werden durch Gesänge erträglich gemacht, und die Lagerplätze werden mit allgemeinem Freudengeschrei begrüßt. Die Ufer des Albert-Nyanza-Sees, die Hügel von Koba, die Sümpfe von Nimuli, die Ebenen von Gondokoro und die Urwälder des Kongo hallen wider von den Gesängen der Baganda.

Unter diesen unverwüstlichen Trägern sieht man Jünglinge, welche kaum mehr als zwanzig Jahre alt sind, mit einer Glatze an der Stelle, auf welcher die Last zu ruhen pflegt, und Erwachsene haben oft kein Haar mehr auf dem Scheitel. Jahraus jahrein tragen sie ihre Lasten nach Norden und nach Süden, stets heiter und auf Erwerb bedacht. In ihren Gesprächen auf dem Marsche und im Lager kehrt oft das Wort „Rupie“, ihre heimische Geldmünze im Werte von 1.30 Mark, wieder.

Manche lassen das Leben auf diesen beschwerlichen Reisen. Der Träger unserer Karawane, welcher am Tage vor der Ankunft in Koba der Dysenterie erlegen war, hatte eine Rupie als gesamte Habe hinterlassen. Einer der Gefährten nahm sie an sich und überbrachte sie den Eltern des Verstorbenen.

Noch ein Wort über die Katholiken unter unseren Trägern. Außer ihnen umfaßte die Karawane auch Heiden, Mohammedaner und Protestanten. Alle ver-

trugen sich gut untereinander, und, soweit mir bekannt wurde, entstand nie eine Rede unter ihnen wegen der Verschiedenheiten der Religion. Von den Heiden hatten mehrere katholischen Religionsunterricht in der Heimat genossen, aber es nicht bis zum Empfange der Taufe gebracht. Einzelne derselben erklärten, daß sie nach der Rückkehr in die Heimat ihr Katechumenat wieder aufnehmen würden.

Die Katholiken zeigten uns gegenüber eine besondere Anhänglichkeit. Gekleidet waren sie wie alle übrigen, aber die Andachtsgegenstände, welche sie an sich trugen, unterschieden und kennzeichneten sie als Katholiken. Ein langer Rosenkranz oder ein Metallkruzifix, manchmal bis zu 20 cm lang, eine oder mehrere Medaillen und ein Skapulier hingen an ihrem Halse. Manche trugen nur eine dieser Devotionalien, andere alle zusammen und stets offen über den Kleidern. Sie hielten viel darauf und zeigten sich stolz darob. Von Khartum hatte ich eine bedeutende Anzahl dieser Gegenstände mitgebracht, aber das Verlangen nach ihnen war so allgemein, daß der Vorrat bereits in Nimuli erschöpft war. Alle wollten davon haben, sei es, daß sie die ihrigen auf der Reise verloren hatten, sei es, daß sie neue wünschten. Rosenkränze und Skapuliere wurden allem anderen vorgezogen. Man sah Träger, welche außer einer zerlumpten Pumphose oder einem zerfetzten Lendentuche nichts mehr am Leibe trugen, aber ein Skapulier oder einen Rosenkranz am Halse hängen hatten.

Längs des Weges hoben sie die Last ein wenig vom Kopf auf, nahmen den Rosenkranz vom Halse, hielten ihn in der einen Hand und beteten ihn, indem sie die Perlen durch die Finger gleiten ließen. Nach Beendigung des Gebetes hingen sie ihn wieder um den Hals. Bei der Ankunft am Lager gaben sie ihre Last ab und stellten den Kochtopf mit dem Mehl über das Feuer, um dann den Rosenkranz zur Hand zu nehmen und ihn abzubeten. Viele machten das heilige Kreuzzeichen, bevor sie einen Schluck Wasser oder einen Bissen Speise zu sich nahmen. Solche, welche lesen konnten, holten während der freien Zeit im Lager ein Buch aus ihrem Bündel hervor, meistens eines der vier Evangelien, und lasen daraus, auf den Boden hingestreckt, mit lauter Stimme. In unserer Wanderküche, bei welcher zwei Katholiken dienten, hörte man häufig diese Lesungen, und man konnte deutlich die Worte: „Maria, Petro, Magdalena, Aisa Masyia (Jesus Christus), Yerusolime usw." verstehen. Oft sangen sie fromme Lieder und es schien, daß sie keine anderen als diese kannten. In diesen Gesängen war oft der Name Maria zu hören. Auch die liturgischen Gesänge des lateinischen Gloria, Credo, Sanctus usw. ertönten zeitweilig im Chore.

Im Empfange der hl. Sakramente waren die katholischen Träger im allgemeinen eifrig. In Gondokoro, Nimuli und Koba kamen die Ansässigen und Durchreisenden gleich nach unserer Ankunft und stellten sich aus eigenem Antriebe zur Beichte vor. In erbaulicher Sammlung warteten sie stundenlang vor der Hütte oder vor dem Zelte, bis die Reihe an sie kam. Mit gefalteten Händen kamen sie dann zur Beichte. Die hl. Kommunion empfingen sie mit Andacht, und ihr ganzes Benehmen am Platze, wo die hl. Messe gefeiert wurde, zeugte von ihrem Glauben und ihrer Frömmigkeit.

Zwei ihrer Eigenschaften machten mir besonderen Eindruck: ihre Demut und ihre Uneigennützigkeit. Diese Katholiken kleideten sich und lebten wie die übrigen ihrer Landsleute. Sie begnügten sich mit allem und beanspruchten nichts Besonderes für sich. Außer Andachtsgegenständen verlangte keiner etwas von uns. Wiederholt dagegen kamen arme Träger, knieten nieder und legten, der eine eine kleine Münze, der andere Eier, zu meinen Füßen. Wenn ich mit Rücksicht auf ihre Armut erstere nicht annehmen oder letztere bezahlen wollte, zeigten sie sich traurig und empfanden es als Beleidigung, indem sie sagten: „So ist es Brauch bei uns in Uganda, wir bringen dir dies Geldstück, damit du es annehmest, und diese Eier, damit du sie essest, und so ist es recht." Einmal wurde mir von katholischen Trägern ein Schäflein gebracht. Um den Schein zu meiden, als wollte ich es bezahlen, schenkte ich ihnen später in unauffälliger Weise Stoff zu Kleidung. Ich erfuhr sodann, daß sie das Schäflein eigens um 3 Mark gekauft hatten. Ihr Monats-

Katholische Baganda in Koba.

lohn betrug 9 Mark. Wo die Religion zu solchen Opfern fähig macht, da steht es gut um das Glaubensleben der Neugetauften im Heidenlande.

Das bisher Gesagte gilt von den katholischen Baganda, welche Trägerdienste in der Fremde verrichten. Die Katholiken in Uganda-Unyoro hatte ich noch nicht gesehen. Es ist aber anzunehmen, daß sie noch besser sind. Die Besten sind es gewöhnlich nicht, welche als Träger und Diener in die Fremde ziehen. Die Tatsache, daß viele die Frauen in Uganda zurücklassen und Jahre hindurch in fremden, heidnischen Ländern umherziehen, gibt zu denken. Zudem gilt auch hier das Wort der „Nachfolge Christi", daß „wer viel in der Fremde reist, selten geheiligt wird" (1. Buch, 23 Kap., 25. V.). Das unstete und ruhelose Leben fern von der Heimat unter Heiden und Mohammedanern, und in Gegenden, wo weit und breit und oft Jahre hindurch keine Kirche und keine Priester anzutreffen sind und oft genug religionslose Europäer in den Weg kommen, ist gewiß nicht dazu angetan, den Glaubenseifer und die Frömmigkeit der Baganda zu fördern. Das Leben eines Trägers in heidnischer Fremde ist zudem eine Gefahr für die guten Sitten.

Noch größeren Gefahren für ihren Glauben gehen diejenigen katholischen Baganda entgegen, welche sich in mohammedanischen Gegenden als Diener oder als

Soldaten auf Jahre hinaus verdingen. Der andauernde, intime Verkehr und das Zusammenleben mit einer überwiegend mohammedanischen Kameradschaft bringt nicht nur eine Erkältung im christlichen Glauben, sondern geradezu eine Verlockung zur Apostasie mit sich. Um nicht der Verhöhnung als Christen ausgesetzt zu sein und sich als gleichwertige und unangefochtene Glieder der mohammedanischen Mehrheit anzugliedern, sehen sie sich veranlaßt und von den Umständen wie getrieben, muselmännische Namen anzunehmen und sich der Beschneidung zu unterwerfen. Selbst den günstigsten Fall angenommen, daß sie nicht offiziell zum Islam übertreten und nach Ablauf ihrer Dienstzeit unter dem alten christlichen Namen wieder in ihre Heimat zurückkehren, müssen die jahrelange Fernehaltung von jeder äußeren Religionsübung und das Zusammenleben mit Moslims eine zeitlebens nachwirkende Schädigung ihres Glaubens- und Sittenlebens zur Folge haben.

So sehr ich die erwähnten Nachteile, welche den christlichen Baganda aus einem längeren Verkehr mit den Mohammedanern erwachsen, bedauern muß, ebenso sehr begrüße und wünsche ich die heilsamen Einflüsse des Christentums von Uganda auf die heidnische Bevölkerung des Nordens. Der Anblick und das Beispiel dieser christlichen Neger bedeuten für die weniger fortgeschrittenen Stämme des Niltales eine erwünschte Einladung und Aufforderung zur Annahme unserer Kultur und unserer Religion.

Mit dem Wunsche, daß die katholischen Baganda, ohne von seiten des Islam selbst Schaden zu leiden für ihren Glauben, ein christlicher Sauerteig für unsere Negerheiden werden mögen, nehme ich Abschied von den katholischen Trägern und ihren andersgläubigen Kameraden, deren treuen Diensten ich zu nicht geringem Teile den Erfolg dieser Reise verdanke. Meine Dankbarkeit bleibt ihnen gesichert in den dauernden Segenswünschen, welche ich für die Bekehrung ihres gesamten Volkes zu Christus hege.

* * *

28. Februar. Bei Sonnenaufgang zogen wir vom Hügel Koba herab in der Richtung von Omadschi. Auf halbem Wege bemerkten wir zahlreiche Eingeborene. Frauen mit Kindern und Hausrat irrten unstät im hohen Grase herum; die Männer waren mit Lanzen, Pfeilen, Bogen und Schilden bewaffnet. Wir schöpften Verdacht, umso mehr als die Leute uns warnten, voran zu gehen. Es hieß, ein Ascholi-Häuptling sei im Anzug gegen Omadschi. Die Flüchtigen hatten am Abend vorher mit Kind und Kegel ihre Dörfer verlassen und die Nacht in der Wildnis im Freien zugebracht. Unser Erscheinen flößte ihnen Vertrauen ein, und langsam traten sie die Heimkehr an.

Der Häuptling Omadschi, noch im nächtlichen Anzug und zur Flucht bereit, empfing uns freundlich. Kurz nachher erschien der Kollektor und steckte selbst den Grund für unsere neue Niederlassung ab. Dieselbe umfaßte 180 × 360 Meter und war etwa 600 Meter vom Flusse entfernt, in der Nähe des Gehöfts des Häuptlings.

Die Ankunft des Kollektors hatte das Vertrauen der Leute noch mehr gestärkt, und im Laufe des Tages kehrten alle Flüchtlinge mit Sack und Pack in ihre Dörfer zurück.

1. März. Es wurde sogleich mit der Herbeischaffung der Materialien zum Baue der Station begonnen. Die Männer, unterstützt von unseren Trägern, gingen, Holz und Aeste, die Frauen, Gras zu schneiden. Die umwohnenden Aluru halfen fleißig mit. Auch die Ascholi wollten ihren Teil beitragen. So war es in den folgenden Tagen ein Kommen und Gehen von Leuten, welche Materia-

Unser Lager bei Omadsch.

lien herbeischleppten und dafür den ausbedungenen Lohn in Empfang nahmen. Unser Lager, bestehend aus einem Sonnendache und unserem kleinen Zelte bot nur ungenügend Schutz gegen die Sonnenstrahlen, welche eben jetzt vor Beginn der Regenzeit ihre Kraft verdoppelten.

Vom Morgen bis zum Abend waren wir von Neugierigen umgeben. Alle wollten den „Kommandan" (anstatt Kommandant) sehen, mit welchem Titel in Uganda und am Kongo alle Weißen taxfrei bedacht werden. Der Unterschied zwischen uns, den Beamten der Regierung und den Händlern war ihnen noch unklar. Es hieß einfach, bei Häuptling Omadsch baue sich ein Kommandan Hütten. Jener selbst war darauf nicht weniger stolz, als seine Nachbarn eifersüchtig. Unser

nach allen Seiten offener Unterstand gab den Leuten Gelegenheit, uns in unserem täglichen Leben zu beobachten. Anderseits lernten auch wir sie kennen. Da kamen Häuptlinge und verlangten, der eine Stoff, ein anderer ein Kleidungsstück, ein dritter gezuckerten Tee. Ihre Knaben trieben sich in jugendlichem Uebermut herum und neckten unsere Esel, bis die Alten ihnen Anstand und Ruhe geboten. Die Ehrfurcht der Jugend Vätern und Aelteren gegenüber machte einen wohltuenden Eindruck. Die Jungen übten sich im Lanzenwerfen und Pfeilschießen. Andere entlockten einem zweiseitigen Musikinstrument mit ledernem Resonanzboden leise Töne. Fast alle besitzen kleine mit Steinchen oder Pflanzensamen gefüllte rundliche Kürbisschalen, die sie paarweise mit kurzen Schnüren zusammenbinden und als Kastagnetten benutzen. Am dreistesten benahmen sich die Frauen. Daß sich unsere Träger, Fremdlinge in der Gegend, frei in den Gehöften bewegen konnten, spricht nicht für Eifersucht der Männer.

Aluruknaben von Omadsch.

Unser Lagerleben war aber keineswegs angenehm. Abgesehen von Hitze, Wind und zudringlichen Blicken der Eingeborenen, war die große Anzahl frecher Fliegen eine wahre Plage. Dazu kam, daß kaum ein Eingeborener ohne ekelhafte Geschwüre oder Wunden war, deren Eiter leicht durch diese Insekten übertragen werden konnte.

Eine Abwechslung brachte eine Karawane von etwa vierzig Frauen mit Steppenstroh, welches Häuptling Ludschu zum Baue sandte. In ihrer Begleitung befanden sich fünfzehn stämmige Männer, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und von Panzern aus Kuhhaut geschützt. Durch diese Sendung, die natürlich entsprechend bezahlt wurde, wollte sich Ludschu einen Stein bei uns ins Brett setzen. Unserem Omadsch und seinen Aluru war dies nicht gerade angenehm; es kam auch in der Folge zu Eifersüchteleien zwischen Ascholi und Aluru. Die Luft war nicht rein. Es hieß auch, daß bei den letzten, oben erwähnten Streitigkeiten über hundert Mann getötet worden seien. Omadsch fühlte sich in unserer Nähe sicher. Nicht so sein armseliger Nachbar, „Sultan" Mudir; er begab sich nach Koba und berichtete, daß die Ascholi einen Ueberfall im Schilde führten. Der Kollektor be-

deutete ihm, er solle bei Annäherung einer Gefahr sofort einen Boten an ihn senden und sich selbst nach Omadsch zurückziehen. Wäre die Regierung nicht da, so würden die armen Völker sich gegenseitig aufreiben.

6. März. Sonntag; Feier- und Ruhetag. Nach dem Frühgottesdienst in unserem Zelte, zogen wir zum Platze der neuen Kapelle. Ich weihte ein rohgezimmertes Kreuz, das wir am Platze der neuen Kirche aufstellten. Während wir so das Zeichen der Versöhnung aufrichteten, fuhr im nahen Flusse der Kollektor mit einem Dutzend Soldaten vorbei, nach Wadelai, zur Bestrafung der Friedensstörer. Er sandte uns seine Grüße durch Häuptling Omadsch, dem er auftrug, zu unseren Diensten zu bleiben.

Bau der Kapellenhütte in Omadsch.

7. März. Wie öfters in den letzten Tagen entlud sich auch heute ein starkes Gewitter. Von Norden her wurden Gewehrschüsse vernommen. Indessen wurde eifrig am Hüttenbau gearbeitet.

8. März. Einzug in das neuerbaute Heim. Es bestand aus einer geräumigen Hütte von 14×5½ Meter. Auf 1½ Meter hohem Unterbau aus Pflöcken ruhte das 4½ Meter hohe Giebeldach aus Baumästen und Stroh. Gegen die fortgesetzten Gewitter war es ein einstweiliger Unterschlupf, der noch weiter ausgebaut werden mußte. Indessen wurde mit Ausdauer an der Fertigstellung der Kapelle und der Schule gearbeitet.

10. März. Die letzte Nacht wurde durch Lärm und Geschrei im Nachbardorf Paroketo gestört. Am Morgen erfuhren wir, daß ein Leopard einen Knaben

aus einer Hütte entführt hatte. Alles männliche Volk zog aus, verfolgte die Spuren und fand nach langem Suchen Kopf und Gebeine des unglücklichen Opfers. In den folgenden Tagen wimmerte die Totenklage morgens und abends aus dem nahen Dorfe zu uns herüber.

11. März. Freitag. Fest des Kostbaren Blutes. Nachdem die neue Kapelle soweit fertiggestellt war, daß sie benutzt werden konnte, weihte ich sie und die neue Mission dem Kostbaren Blute. Ich sang darin die erste heilige Messe, wobei die kath. Baganda ganz aus dem Gedächtnisse die Responsorien und den liturgischen Gesang nach gregorianischer Weise besorgten. Abgesehen von einigen Fehlern in der Aussprache des lateinischen Textes war ihr Gesang höchst

Bau unserer Wohnhütte in Omadsch.

erbaulich. Mögen die Früchte des Kostbaren Blutes, das für alle Menschen vergossen worden, auch den guten Aluru zuteil werden!

Die neue Mission war damit eröffnet. Das noch fehlende Personal war auf der Reise von Khartum nach Nimuli. Ich konnte nach dessen Ankunft nach Khartum zurückkehren. Es standen zwei Möglichkeiten offen, die Rückkehr durch das Niltal nach Norden oder der Weg nach Süden durch Uganda. Wichtige Gründe sprachen für den letzteren. Nachdem unsere Mission in der Nilprovinz unter dem Protektorat von Uganda eingeführt worden, war es angezeigt, mich der Regierung von Entebbe vorzustellen. Die Seelsorge der katholischen Baganda in der besagten Provinz brachte uns zum ersten Male mit diesem für uns neuen Volke in Berührung, und es schien angemessen, die Methode ihrer geistlichen

Väter in Uganda kennen zu lernen. Die Versorgung der Station Omadsch und aller künftigen Stationen in diesem Gebiet schien leichter von Süden als von Norden her bewerkstelligt werden zu können, und es war wichtig, die dortigen Möglichkeiten kennen zu lernen, und diesbezügliche Verbindungen anzuknüpfen. Dazu kam noch, daß das von Khartum kommende Personal kaum die erforderlichen Träger fand, um mit dem Notwendigen die Reise nach Nimuli zu unternehmen und in Gondokoro 160 Lasten, welche für die neue Mission bestimmt waren, zurücklassen mußte. Die baldigste Beförderung derselben war eine Lebensfrage für die Station und nur möglich durch Träger aus Uganda. Um diese zu beschaffen, war eine Reise nach Hoima in Unyoro unerläßlich. Gründe genug, welche meine Rückkehr über Uganda nicht nur angemessen, sondern durchaus notwendig er-

Ansicht der Mission Omadsch in ihren Anfängen.

scheinen ließen. Um indessen meine Angelegenheiten in Khartum nicht zu lange auf Erledigung warten zu lassen und anderseits die Rückkehr zu vereinfachen, beschloß ich, meinen Sekretär von Omadsch nach Khartum zurückzuschicken und die Ugandareise allein anzutreten. Ersterer verließ mich somit und kehrte nach Norden zurück, und ich blieb mit einem Priester in Omadsch bis zur Ankunft des übrigen Personals.

Wir waren am Beginn der Regenzeit. Die Gegend lag entweder in schweren, dichten Dunst gehüllt, den die glühende Sonne zu Dampf erhitzte, oder es wehte sengender Wind und brachte das Blut in Wallung, so daß es den beschleunigten Lauf eines Fieberkranken aufwies. Nachdem die Hitze den Höhepunkt erreicht hatte, stellte sich gewöhnlich nachmittags um die zweite oder dritte Stunde Regen mit heftigem Winde ein, der sich häufig bis zum Sturm steigerte. Regen und Wind kühlten die Luft bis zur Kälte ab. Dazu kamen die Stechmücken,

die abends auftauchten und erst bei Sonnenaufgang verschwanden. Nur der strengsten Diät, die sich fast nur auf Reis und Eier beschränkte, und dem ausgiebigen Gebrauche von Chinin hatte ich es zu verdanken, daß ich das Fieber bannte. Mein Mitbruder wunderte sich, wie ich mit so wenig bestehen könne, und meinte, Eier

A-Luru.

seien nur gut für Kinder. Bald warf ihn das Fieber auf das Lager. Ich holte von Koba den Apotheker, einen indischen Banian und Kuhanbeter. Er setzte sich feierlich die Brille auf, räusperte sich und untersuchte den Kranken. Die Diagnose lautete auf Malaria, die Vorschrift auf Chinin und — täglich sechs Eier! Der

Alurufrauen mit Grasbündeln.

Kranke mußte selbst lachen bei Ankündigung der Eierdiät. So blieb ich bei dem Kranken, welcher sich zwar besserte, aber noch geraume Zeit zur Herstellung seiner Kräfte bedurfte.

Der Häuptling war nicht wenig betrübt darüber, daß ein Fremder in seinem Lande erkranke, und wünschte sehr, daß wir alle gesund und mit ihm und seiner

Gegend zufrieden bleiben möchten. Er fühlte, daß unsere Anwesenheit für ihn ein Pfand der Sicherheit vor Ueberfällen raubsüchtiger Nachbarn bedeutete.

Indessen war unsere Hütte fertiggestellt. Die Baganda hatten sich als geschickte und fleißige Arbeiter erwiesen. Am 16. März entlohnten und beschenkten wir sie nach Verdienst und ließen sie in ihre Heimat ziehen. Wir blieben nur mit zwei Dienern und meinem Burschen.

Es kam die Karwoche heran. Am Palmsonntag weihte und verteilte ich an unsere drei Katholiken Wedel von Delebpalmen. Mit großer Pünktlichkeit

Alluru.

stellte sich jeden Nachmittag heftiger Gewitterregen ein. Am Karfreitag hob der Sturmwind die Hälfte des Strohdaches unserer Hütte ab, und wir hatten Mühe, es bis zum Karsamstag wieder auszubessern. Das Osterfest, 27. März, feierte ich mit einem Amte, wobei unsere drei Baganda andächtig den Gesang besorgten. Diese erzählten uns und wir ihnen von der Feier des Osterfestes in der bezüglichen Heimat, was in uns allen die Festtagsstimmung erzeugen half, die unserer Umgebung fehlte.

Sonst verbrachte ich die Zeit mit Unterweisungen meines Burschen, der sich gefügig in seine neue Stellung einführen ließ, mit Aufzeichnungen über die Sprachen der Baganda und der Alluru und mit Gesprächen mit Eingeborenen über ihre Sitten und Gebräuche.

Hier einige Angaben über die A l u r u.

Sie sind ein friedsames Völklein, das sich an den Nil hält. Ursprünglich auf dem linken Ufer ansäßig, haben sie nun einen schmalen Streifen auf dem rechten inne, während das Innenland von den Aschóli bewohnt wird, zu denen sie in einem ähnlichen Verhältnisse stehen, wie die Dschur zu den Dinka. Schon ihre äußere Erscheinung kennzeichnet sie als den Aschóli und noch mehr den Madi unterlegen. Von weniger mächtigem Körperbau, suchen sie denselben auch durch keinen auffälligen Schmuck hervorzuheben, und Arm- und Fußringe sind ebenso selten als Perlen. Männer und Jünglinge tragen ein Ziegenfell, seltener ein Leopardenfell oder einen Fetzen Stoff um die Lenden, Kinder gehen entblößt. Im übrigen tragen sie gerne und mit Stolz jede Art von Kleidungsstücken, in deren Besitz sie gelangen, und sind dabei nicht wählerisch. Der Fez wird häufig umge-

Im Dorfe Omadschs.

kehrt getragen, wie ein Hut mit der Oeffnung nach oben. Das weibliche Geschlecht trägt eine Blöße zur Schau, wie ich sie nirgends unter den Negervölkern bisher gesehen. An einem Lendengürtel aus Bast, seltener Perlen, hängt rückwärts ein Bastschweif bis unter die Waden und vorne eine 2—3 Finger breite Bastfranse. Der Schweif ist der obligateste Teil der weiblichen Tracht, auf den sie stolz zu sein scheinen. Nicht weit steht hinter dem Schweife der Lippenpflock an Sonderlichkeit zurück. In der durchlöcherten Unterlippe wird ein bis zu 10 cm langer und ½ cm dicker Stift aus Glas, Metall oder Horn getragen. Bevorzugt wird er von den Frauen, aber auch mitunter von Männern und Knaben beliebt. Das Glas wird alten Flaschen entnommen und mit großer Ausdauer auf Steinen glatt geschliffen. Leere Flaschen sind daher gesucht, und für eine derselben ist ein schönes Huhn käuflich. Zur weiblichen Toilette gehört ein halbmondförmiges Messer, mit metalleingelegtem Griffe, das im Gürtel an der rechten Lende steckt. So sehr diese blankgeputzten Messer den Trägerinnen etwas Amazonenhaftes verleihen, so unnütz sind sie. Völlig stumpf, stellen sie nur einen Schmuckartikel dar, der nebenbei zum Ausziehen der Haare gebraucht wird.

Die geräumigen Hütten zeigen keine besondere Sorgfalt der Erbauer. Auf den Wänden aus Pfählen und Röhricht ruht das Dach aus biegsamen Zweigen und Ruten, das getrennt geflochten und dann aufgesetzt wird. Dieses halbkugelige Gerippe wird innen von Reihen gerader Pfähle getragen und gestützt. Die Wände werden mit Lehm bestrichen und das Dach mit dicken Schichten langen Steppengrases bedeckt, das wie struppiges Haar nahezu bis zur Erde reicht. Der ausnehmend hohe Eingang wird getrennt überdacht, so daß ein schmaler, gedeckter Vorplatz entsteht. Das Innere ist so finster, daß man erst geraume Zeit nach dem Eintritte etwas zu unterscheiden vermag. Gewöhnlich ist rechts vom Eingange der Feuerplatz und links die Schlafstelle des Hausherrn, welche häufig durch eine Schirmwand aus Lehm gegen Wind, Regen und vorwitzige Blicke geschützt ist. Ein festes Gerüst aus mächtigen Pfählen stellt die Bettstatt und eine darauf aus-

Dorf des Häuptlings Omadsch.

gebreitete Haut das Bett dar. Auf einem weiteren Gerüste nahe der Feuerstelle ist das Brennholz in Gestalt von Prügeln so regelmäßig aufgestapelt, als ob es zum Verkauf nach Kubikmaß hergerichtet wäre. Gefäße, Schalen und Flaschen aus Kürbis, von allen Größen und Formen, sowie schwarze Tongefäße von runder und halbkugeliger Gestalt, Stroh-, Röhricht- und Bastmatten bilden das Hausgerät und stehen schöngeordnet den Innenwänden der Hütte entlang. Bündel von Saatkorn, Lubien oder Tabak, sauber in breite Blätter verpackt, hängen an Querstäben oder am Dache. Bogen, Pfeile, lederne Köcher und eine Hacke vollenden die Ausstattung, wobei ein hölzerner Kochlöffel und ein schmucker Handbesen von der Kochkunst und dem Reinlichkeitssinn der Hausfrau berichten. Zu erzählen ist von ersterer wenig, und der Kochlöffel tritt nur selten zum Rühren des Durrahbreies in Tätigkeit. Dagegen findet der Besen wohl täglich und öfter Verwendung, wie die Sauberkeit der Wohnhütte bezeugt.

Die Wohnungen der Häuptlinge zeichnen sich durch ansehnliche Größe und einen aus Kuhdünger und Schlamm hergestellten glatten Vorplatz aus, der auch zum Tanze benützt wird, und sind häufig von einem lebenden Zaune umgeben.

Die Dörfer sind mehr oder weniger regelmäßig in Kreisform gebaut, deren äußere Peripherie die Wohnhütten einnehmen. Vor diesen ragen, durch einen glatten Weg getrennt, in unregelmäßiger Anordnung, auf Pfahlgestellen Kornmagazine auf, meist zylinderförmige oder halbkugelige Körbe, innen mit Lehm verstrichen. Ackerbau und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen der Aluru. Der Feldbau hängt ganz vom Regen ab. Bei Beginn desselben, Ende März, tritt jede andere Arbeit in den Hintergrund, und auf den Fluren um die Dörfer herum wird es lebendig. Weiber jäten Gras und Unkraut aus und bearbeiten das Feld, in welches der Same in Löcher gelegt wird. Als einziges Gerät dient hierbei eine Hacke mit breiter Klinge und nach hinten abstehendem Zacken. Mais, rote Hirse, Maniok, Süßkartoffeln und Negerbohnen werden hauptsächlich gepflanzt.

Aluru.

Abgesehen von der Bewachung gegen die Vögel, welche die Körnerfrüchte erheischen, und die Umhackung der Kartoffel ist weiter nichts erforderlich. Regen und Sonnenschein besorgen alles bis zur Reife der Früchte.

Die Viehzucht umfaßt Kühe, Schafe und Ziegen. Nicht alle nennen Kühe ihr eigen, und eine Anzahl von zehn macht den Besitzer zu einem reichen Manne. Die Schafe gehören zur mittelgroßen Gattung und werden gemästet. Ziegen von mittlerer Größe und verschiedenfarbig bilden fast ausschließlich den landesüblichen Preis für eine Frau.

Fischerei in beschränktem Umfange mittels Reusen und gelegentliche Jagd auf Antilopen und Gazellen sowie Nilpferde liefern wenig Ertrag. Die Erlegung eines Nilpferdes bildet ein Fest für ganze Dörfer.

Die landesübliche Waffe sind Bogen und Pfeil, dieser meist vergiftet, welche mit großer Geschicklichkeit gehandhabt werden, doch stellen sie bei einer Treffsicherheit auf etwa fünfzig Meter immerhin nur eine schwache Waffe dar.

Die Stellung der Frau ist eine in jeder Beziehung untergeordnete. Schon im Mangel an Kleidung gegenüber dem männlichen Geschlecht kommt das zum Ausdruck, noch mehr aber in der Art der Verheiratung. Die Frau wird um vierzig bis fünfzig Ziegen gekauft. Die Vielweiberei ist Landessitte, und Häupt-

Alurukrieger.

linge bringen es im Laufe der Jahre wohl auf zehn Frauen. Wie allenthalben wird auch hier als Hauptgrund für die Polygamie die Sicherung einer Nachkommenschaft angeführt, die bei der Monogamie in Frage gestellt sei. Die letztere wird daher verabscheut. In Omadsch fällt die große Anzahl der Frauen auf, ebenso

Alurukuaben.

wie ihr freies Benehmen. In frecher und aufdringlicher Weise sieht man Frauen in Gruppen und einzeln nach Sonnenuntergang umherschlendern, die Pfeife rauchend und mit den Handkugeln zweideutiges Geklapper vollführend. Bei dem Mißstande, daß die Frauen als minderwertig in einem Hause zusammengepfercht sind, ist es auch zu begreifen, daß sie sich nach größerer Freiheit sehnen.

Die kleinen Kinder beiderlei Geschlechts bleiben der Mutter anvertraut. Die größeren Knaben einer Ortschaft schlafen zusammen in einer besonderen Hütte. Erst die Burschen genießen volle Freiheit.

Von den sieben Häuptlingen, welche mit ihren Aluru von Süd nach Nord das rechte Nilufer bewohnen, ist Omadsch der zweitgrößte. Sein bekannter Stammbaum geht bis auf den neunten Ahnherrn zurück, welcher von Süden her kam und wie alle folgenden bis auf ihn das linke Flußufer bewohnte. Seine Untertanenschaft zählt etwa hundert Männer, zweihundert Frauen und dreihundert Kinder.

In Bezug auf ihre religiösen Ansichten sind die Aluru durchaus Kinder dieser Erde. Gott nennen sie Dschuok, verbinden aber damit einen Begriff des Feindseligen, oder Rubanga, einem Worte der Unyorosprache, was wohl dadurch erklärt wird, daß das Volk von den Königen von Unyoro längere Zeit beherrscht wurde. Merkwürdigerweise bedeutet Rubanga in Unyoro einen bösen Geist,

Luruhütte.

Opferhäuschen der Aluru.

während Gott Ruhanga genannt wird. Ich erkläre mir das aus der schlechten Aussprache der Aluru. Sie zollen Gott keine Verehrung und wissen weiter nichts über ihn. Sie sagen, daß sie als Bewohner der Erde nicht wissen können, was oben oder unten sei, noch wo Gott wohne, noch wie er aussehe, oder ob er sehe oder höre. Im Blitz (Lokot) wähnen sie einen von Dschuok verschiedenen, ganz feindseligen Geist, der unter schrecklichen Hohngelächter — dem Krachen des Donners — zur Erde niederfahre, die Wohnungen in Brand stecke und die Menschen töte. Gott hat alle Menschen erzeugt. Auf die Frage, ob der Gott der Aluru derselbe sei wie der Gott der Weißen, und wenn ja, warum dieser eine Gott so verschiedene Menschen zeuge, sagen sie: Gott erzeuge die Menschen, wie er wolle, er habe zuerst uns Weiße erzeugt und uns mit allem Guten, mit Flinten, Münzen und Kenntnissen reichlich ausgestattet und nachher, nachdem er alles Gute vergeben, die Aluru geschaffen, für die wenig mehr zu geben übrig war. Die Vorstellung von einem künftigen Leben fehlt ihnen angeblich. Mit dem Tode endet für sie alles. Hat ein Aluru genug gelebt und erwachsene Söhne, so sendet ihm Gott den Tod, der ihn als unnütz aus dem Leben nehme und seinen Platz für dessen Söhne frei-

mache. Mit Ergebung und im tröstenden Gedanken, daß er in seinen Söhnen fortlebe, geht er in den Tod. Der Sohn erbt den Bogen des verstorbenen Vaters. Hinterläßt ein Mann keine Kinder, so wird der Bogen zerbrochen und in das Grab gelegt. Auf den Vorhalt, daß es dann gleichgültig sei, ob der Mensch ein gutes oder schlechtes Leben führe, ob er morde oder stehle oder nicht, erhielt ich zur Antwort, daß der Ehebrecher seine Strafe vom beschädigten Ehegatten erhalte, der Mörder von den Verwandten des Getöteten verfolgt und der Dieb ebenso von den Beschädigten mit Gleichem bestraft werde. In den Höfen der Aluru sieht man zahlreiche Miniaturhütten, in denen sie Korn, Bier, Fleisch hinterlegen, und sie sagen, daß das für ihre Toten sei, die im Leben diese Dinge gern genossen haben. Fällt

Lurubube.

Alurugecken.

kein Regen, so wird den Ahnen eine Kuh geschlachtet, damit sie ihren Kindern Regen schicken. Auch sonst werden von Zeit zu Zeit Tieropfer für die Ahnen und Toten veranstaltet und dazu die Häuptlinge eingeladen. Alle Opfer geschehen angeblich, weil es so überlieferte Sitte ist, ohne daß sie einen höheren oder bestimmten Grund dafür angeben. Ich kann mich der Meinung nicht entschlagen, daß die Opfer ein unbewußter Rest des Glaubens an Gottes Recht auf die Schöpfung sowie des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode seien. Das Opfer, in welcher Form und Absicht es dargebracht wird, findet sich bei allen Völkern, welche ich angetroffen, und erscheint als der Hauptritus ihrer Religion. Es ist offenbar eine Huldigung, welche der Mensch entweder dem höchsten Wesen oder demjenigen darbringt, welcher in den Anschauungen des heidnischen Naturvolkes dessen Platz eingenommen hat. Sei es, daß das Opfer einem Verstorbenen, einem Ahnen,

einem Geiste oder Dämon oder dem höchsten Wesen selbst gilt, so entspringt es der Absicht, sich dadurch Bewahrung vor Uebel oder Erlangung von Glück zu sichern. Das Opfer und sonstige überlieferte religiöse Riten sprechen für den Glauben an Gott und Jenseits mehr und eindringlicher, als die gelegentlichen Aussagen und Angaben der Eingeborenen für das Gegenteil. Die Reden, daß mit dem Tode alles ende, finden ihre Widerlegung in den Tatsachen des Ritus. Die Handlung ist geblieben, wenn auch deren genaue Bedeutung und Sinn abhanden gekommen oder verdunkelt sind.

Dem Häuptling Omadsch sagte ich: „Wir sind von weit hergekommen. Wir haben daheim große Kühe, süße Milch, frisches Wasser, fette Hühner, viel Korn, viel

Soldat vom Stamme der Alurn.

Geld und noch dazu Vater und Bruder. Wir haben das alles verlassen und sind zu dir hergekommen, der du keine Münzen, wenig Kühe, magere Hühner und schlechtes Wasser hast. Warum tun wir das?" „Ihr kommt her, damit die Leute hier in Frieden leben, sich nicht bestehlen und nicht töten." „Das tat Emin Pascha, und das tut die jetzige Regierung. Wir sind gekommen, um euch zu lehren, wer Dschuok sei, den ihr nur dem Namen nach kennt." „Gut, unsere Knaben werden wir zur Schule schicken; aber die Mädchen und Frauen haben kein Talent zum Lernen, und wir Männer sind zu alt." Also die Jugend, das ist schon etwas. Das Verlangen, daß die Jugend Lesen und Schreiben lerne, und daß sie den Gott der Weißen kennen lerne, der als größer gilt als Dschuok, ferner die Bereitwilligkeit, jede Art von Kleidung zu tragen, sind Bedingungen, die bei den nördlichen Nilnegern nicht angetroffen, und die erst mit Geduld und Ausdauer geschaffen werden

müssen. Hier sind diese günstigen Bedingungen auf den Einfluß des nahen Uganda und Unyoro zu setzen, und das ist ein Vorteil, der verhältnismäßig rasche Erfolge erwarten läßt.

Das Gesagte über die Aluru gilt vielfach auch von den Ascholi. Auch die Sprachen beider Völker sind nur wenig von einander verschiedene Dialekte und merkwürdigerweise mit der Sprache der Dschur und Schilluk so nahe verwandt, daß die gemeinsame Abstammung dieser vier Völker über allen Zweifel erhaben ist. Und doch kannte weder Omadsch noch einer der Ascholi auch nur den

Ascholi.

Namen der Dschur und Schilluk. Da die Ueberlieferung der letzteren von der einstigen Wanderung ihrer Vorfahren von Süden nach Norden erzählt, so läßt sich auf die frühere gemeinsame Heimat aller Genannten schließen. Wenn man bedenkt, daß das Andenken der ägyptischen Herrschaft vor kaum dreißig Jahren schon fast in Vergessenheit geraten ist, so wundert es nicht, daß sie auch ihre Zusammengehörigkeit vor Jahrhunderten vergessen haben. So schnell wird in Afrika die Geschichte vergessen, weil nicht auf Papier oder Stein geschrieben, und so rasch geht man über die Vergangenheit zur Tagesordnung über. Der Neger ist auch hierin wie in vielen anderen Dingen ein Kind, das unbekümmert um Vergangenheit und unbesorgt um die Zukunft, nur der Gegenwart lebt. Und damit hängt auch seine angebliche Unwissenheit vom Fortleben nach dem Tode zusammen.

Von Omadsch durch Uganda nach Khartum.

Abschied von Omadsch. — Auf dem Albert-See. — Ohne Träger. — Hilfe in der Not. — Aufstieg auf die Hochebene von Unyoro. — Erste Begegnung mit den eingeborenen Christen von Unyoro. — Ein Garten der Natur. — Ein gottbegnadetes Volk. — Bei den Weißen Vätern von Hoima. — Beim König von Unyoro. — Schwarze Hofnarren. — Träger für Gondokoro. — Im Königreich von Uganda. — Durcheinanderfluten der Bekenntnisse. — Bei den Schlafkranken von Boanoka. — In Kampala. — Hoffnungsvolle Jugend. — Ein katholischer Minister. — In Entebbe. — Entgegenkommen der Regierungsbeamten. — Auf dem Viktoria-See nach Buddu. — Bei Bischof Streicher. — Knaben- und Priesterseminar in Bukalasa. — Ein religiöses Eden. — Bei Minister Stanislaus. — Bei König Daudi. — Bei Bischof Hanlon. — Auf dem Viktoria Nyanza-See. — An den Ripon-Fällen. — Herkunft des Volkes von Uganda und Unyoro. — Mit der Ugandabahn nach Mombasa. — Mombasa. — Aden. — Königswechsel in England. — Suez. — Port Sudan. — Wieder in Khartum.

30. März. Die Sonne war untergegangen. Wir saßen bei Tisch, als Eingeborene eilig die Ankunft des Schleppschiffes meldeten. Schon ertönte die Signalpfeife; also rasch zum Flusse!

Da lag der kleine Dampfer K e n y a mit zwei Schleppkähnen, Kisingeri und James Martin, in einem Kanal des Ufergrases. Beim Scheine von Strohfackeln wurden die Mitbrüder und ihr Gepäck ans Ufer gebracht. Der Schiffsmaschinist rief in die Finsternis hinaus: „Gute Nacht, ich fahre ab.“ Ich aber schrie mit aller Kraft: „Warten und mich mitnehmen!“ Zuerst wurde mein treuer Esel durch den Morast geschleppt und dann mit Stricken und von den Fäusten der Bootsleute an den Rand des Kahnes gezogen; allein zweimal stürzte er ins Wasser zurück, bis man ihn endlich wie einen Gehenkten ins Boot bugsierte.

Mit kurzem Abschied riß ich mich von den Mitbrüdern, die, drei Priester und ein Bruder, in Omadsch zurückblieben, los und ließ mich zum Boote tragen. Da saß ich nun mit meinem Burschen auf der Reise ins Königreich Uganda. In einer Stunde ging es auf dem finsteren Flusse nach Koba, wo genächtigt wurde. Mein Nachtlager befand sich unter einem Mückennetz neben dem Esel.

31. März. In Koba kamen zwei bisherige Träger mit dem Gepäck zu uns. Es war ausgemacht worden, daß in Butiaba durch ein indisches Handelshaus in Kampala 13 Träger zur Weiterreise zu Lande gestellt werden sollten. In den „James Martin“ wurden 72 Träger mit viel Gepäck, Elefantenzähne und Jagdtrophäen geladen, und unser „Kisingeri“ erhielt noch 45 Träger, welche derart

zusammengedrängt auf ihrem Gepäck saßen, daß mein Esel sich legen mußte. Auf dem engen Hinterteil des Bootes waren wir, ich und mein Bursche, zwischen Matrosen eingekeilt.

Gegen Mittag ging die Fahrt nach Süden. Die Breite des Stromes läßt die Kugelgestalt der Erde erkennen. Nach etwa zweistündiger Fahrt zeigen sich am Ostufer Papyrushorste, vermischt mit Grasmassen, aus denen Ambadschsträucher aufragen. Verdeckt durch diesen Pflanzenwuchs mündet dort der Viktoria-Nil in den Albertsee ein.

Hier verlasse ich den Nil und mein Vikariat. Während diese Seite völlig menschenleer ist, lugen aus der leichtbewaldeten, schmalen Ebene des Gegenufers mehrere Dörfer herüber. Trotz der nur leichten Brise schwankt das Boot. Die Wasser des Sees werden bewegter. Wie ein Häslein auf der Wiese hüpft unser Dampferchen vor uns über die blaugrüne Flut. Am Ostufer tritt Wald an den Wasserspiegel heran. Im Westen teilen sich die Berge, und hinter dem vorderen Kamme ragt ein höherer auf, welche beide nach Süden jäh abfallen. Schimmernd verklärt die Sonne die Schroffen ihrer Abgründe. Hier erreicht der Wellengang seine größte Stärke. Der Mehrzahl der Träger schwindelt es; sie suchen Stützpunkte und sinken stöhnend auf die Gepäckstücke nieder. Auch mein Bursche unterliegt dem Unbeschreiblichen der Seekrankheit. Der Himmel verdunkelt sich, der Wind wird stärker, und schwarze Wolken ballen sich zusammen; es droht ein Gewitter. Wir flüchten in den Hafen von Magungo am Ostufer. Mächtige Krokodile schleichen im Sande und stürzen sich hastig ins Wasser. Hohes Schilfrohr, üppige Agaven, steifblätterige Gummibäume, wirre Dornsträucher, alles umrankt von wuchernden Schlingpflanzen und umgaukelt von bunten Schmetterlingen, verdichten sich zu einer undurchdringlichen Wildnis. Eine Stunde lang klatschte der Regen herab, durchnäßte Menschen und Gepäck, schlug aber auch zum Glück für die Nachtruhe die Stechmücken nieder.

1. April. Um 2 Uhr nachts ging es am Ostufer des Sees weiter. Eine ruhige Fahrt brachte uns um 7 Uhr morgens in den Hafen von Butiaba mit Schiffswerkstätte. Gehobenen Mutes setzte ich den Fuß auf den Boden Unyoros. Scharen von Trägern nahmen die Gepäckstücke anderer in Empfang und zogen ab. Ich wartete und spähte umher. Für mich war niemand da, niemand wußte um mich, und mir waren alle fremd.

Ich watete durch den Sand zum indischen Agenten, um die Träger zu holen. Im engen, elenden Kaufladen wußte man nichts davon. Erst ein gerade einlaufender Postbrief zeigte an, mir die Träger in Butiaba zu besorgen! Ich eilte zum Telegraphenamt, um nach Hoima um Träger zu drahten, aber die telegraphische Linie war unterbrochen. So saß ich da im Sande, mit Gepäck und ohne Träger! Während ich darüber nachsann, was zu tun sei, kam der Postbeamte, ein Katholik aus Goa, wie ein Helfer in der Not und versprach, einige Beschäftigungslose als Träger zu suchen. Wir trabten zum Hafen zurück, wo uns der Schuppen der Schiffswerkstätte mitleidigen Schatten gegen die heiße Mittagssonne bot. Endlich nach zwei Stunden erschienen zehn Träger. Rasch brachen wir auf. Indes

hatte der englische Hafenkapitän von mir erfahren und lud mich zu Tische, während die Träger vorausgingen.

Butiaba läßt an Armseligkeit nichts zu wünschen übrig. Den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden die sechzig Matrosen der Uganda-Marine, zusammengewürfelt aus Freiwilligen von Uganda, Unyoro, Zanzibar, Britisch- und Deutsch-Ostafrika, der Mehrzahl nach Mohammedaner und Heiden. Obwohl fast alle verehelicht sind, wurde seit vielen Jahren kein Kind geboren. Dieses Geständnis ihres englischen Vorgesetzten genüge zur Kennzeichnung ihrer Matrosenmoral! Auch auf unserer Fahrt hatte sich einer von ihnen betrunken und sich dann sittlich vergangen. Ich mußte nun Zeuge sein, wie er vorgeführt und vor den Augen der Kameraden mit einem Schiffstaue gezüchtigt wurde. Mit soldatischem Gruße quittierte er die Strafe und ging seiner Wege.

Vor uns lag die Landreise vom Ostufer des Albert Nyanza-See bis an das Westufer des Viktoria Nyanza-See. Diese vierzehntägige Reise von Butiaba durch Unyoro und Uganda nach Entebbe, über 300 Kilometer, war die schönste aller meiner bisherigen Reisen in Afrika. Sie bleibt für mich nicht nur das Ereignis des Jahres 1910, sondern meiner ganzen afrikanischen Zeit. Obwohl dieses Stück Afrika mit seiner wunderbaren Natur und seinem noch wunderbareren Volke nicht zu meinem Vikariate gehört, so ist doch unsere Mission nun in mancherlei Berührung mit ihm getreten, und eine kurze Schilderung dieser Reise kann zugleich als Spiegelbild dienen, von welchem sich die früheren besser abheben. Was ich da geschaut, gehört, erfahren und empfunden, läßt sich nicht in wenige Zeilen kleiden und überhaupt schwer wiedergeben. Im folgenden nur ein flüchtiges Bild, hingeworfen mit wenigen Strichen der Feder, welche, in die lieblichsten Erinnerungen des Lebens getaucht, mir froh und frei die Eindrücke von der Seele herabschreibt.

Um ½3 Uhr nachmittags schüttelten wir den Staub Butiabas von den Füßen. Eine etwa 9 km breite Ebene trennt uns von den östlichen Uferhöhen. Zuerst streift der Weg das flache Gestade des Sees. Rauschend fluten die blaugrünen Wellen über den Ufersand, spielen mit den angeschwemmten Muschelschalen und bewerfen uns mit dem feuchten Gruße ihres Gischtes, ganz nach Art neckischer Kinder einem fremden Wandersmanne gegenüber. Der überall heimische Fischadler auf überhängendem Uferstrauch höhnt lärmend ob dieser Schelmerei, während andere beflügelte Fischer unbekümmert um Wellenspiel und Fremdling ihrem Handwerk nachgehen.

Da wo der Pfad sich vom See abwendet, nimmt uns prächtiger Niederbusch auf; Leuchtereuphorbien und Agaven bilden seinen Hauptbestandteil, alles bekränzt, durchflochten und umschlungen von keck wuchernden Lianen und belebt von vielstimmigem Vogelgesang. Regenbäche haben den Boden durchfurcht und sich den Zutritt zum See durch den Naturpark erzwungen. Vor uns steigen die steilen Höhen an. Das Rot und Gelb des Bodens schimmert aus dem frischen Grün zarten Grasanfluges hervor. Nach so vielen Jahren und Wanderungen ist es der erste Hügelhang Afrikas, der einigermaßen an die Triften unserer Almen erinnert!

Rote Gazellen, welche auf den Matten grasen, legen den Vergleich noch näher, sagen aber auch, daß wir am Fuße afrikanischer Alpen stehen.

Mit dem Hochgefühl eines Bergsteigers klettern wir, den Esel nachziehend, der als Sohn der nubischen Wüste sich nur mit Widerwillen in diese neue Rolle fügen will, auf dem steinichten Pfade den schroffen Aufstieg hinan bis zum ver-

Leuchter-Euphorbie.

meintlichen Gipfel. Man erwartet ihn und dann den Abstieg auf der Gegenseite. Aber vergeblich! Enttäuschung folgt auf Enttäuschung! Terrasse auf Terrasse und Hügel auf Hügel folgen sich; immer höher geht es, und immer neue Höhen tauchen auf.

Es drängt sich von selbst eine Ruhepause auf, und wir lassen uns auf einer Felskante nieder. Unten liegt der See. Unser Ufer steigt gegen Süden zu den

Bergen an, an deren Fuße die Salzquellen des einstigen Hafens Kibiro liegen, dessen Nachfolgerschaft nun Butiaba angetreten hat. Im Westen ragen bedeutend höhere Berge auf, die sich unabsehbar nach Süden hinziehen. In der Mitte liegt, wie von den Bergen eingemauert, der schimmernde Wasserspiegel, endlos im Norden und im Süden. Die Sonne sinkt hinter den Bergen des Gegenufers und zeichnet deren dunkle Schatten in den See. Leichter Dunstschleier legt sich auf den Wasserspiegel und kriecht an den Berghängen hin. Undurchsichtiger wird die Atmosphäre und undeutlicher das Bild.

Wir müssen fort und weiter aufwärtsklimmen. Feuerschein leuchtet über den Kronen der Bäume und kündet die Nähe menschlicher Wohnungen. Inzwischen hat die Nacht mit schwarzem Mantel Berg und Tal zugedeckt. Am Westufer flimmern Lichter auf, die zu lodernden Feuern anwachsen. Ungezählte Tausende von irrenden Leuchtkäfern schwimmen gleich tanzenden Lichtfunken oder wie

Dorfstraße in Unhoro. (A. Lobo, Entebbe.)

beschwingte Diamanten durch die Luft und streuen zauberischen Schimmer über unseren Pfad. Ein vielstimmiges, silbernes Zirpen ungezählter, unsichtbarer Cikaden spielt klingende Musik zu dem abendlichen Reigen. Hell und heiter glänzt das südliche Kreuz und weist uns liebevoll die Richtung unseres Weges. Wie stumme Schatten schleichen Eingeborene an uns vorüber; Bananenstauden mit schweren Fruchtbüscheln neigen sich in der Vergrößerung des abendlichen Dunkels grüßend über unseren Pfad. Dahinter spricht und lacht es aus menschlichen Kehlen. Wir ahnen die Nähe einer bevölkerten Ortschaft. Da lodert mitten am Wege ein Feuer. Unsere Träger haben die ersten Landsleute entdeckt und sich in der Nähe der fruchtstrotzenden Bananen und der vermuteten Weinkrüge das Absteigequartier auf offener Straße eingerichtet. Ich stelle ihnen ein ausgiebiges, heimisches Abendessen in Aussicht, und willig heben sie die Lasten auf das Haupt und folgen mir weiter. Schon tönt ferner Lärm uns entgegen, und bald steht, von Feuer- und Fackelschein beleuchtet, eine Reihe geräumiger Hütten am Wege. Auf dem Vorplatze tanzt in lachender Heiterkeit und scherzendem Frohsinn eine lebhafte Gruppe bei lautem Sang und Saitenspiel. Ein Eingeborener, mit Kreuz

und Skapulier bekleidet, tritt zu mir heran und ladet mich ein, in der nahen Herberge des „Sasserdote", so nennen die Baganda ihre Patres, abzusteigen. Die Träger waren schon vorausgeeilt zur öffentlichen Fremdenhütte, und der lärmende Tanz ließ mich als Fremdling in Ungewißheit, ob der Platz für mich geeignet sei. Ich dankte daher für das Anerbieten und zog durch die Finsternis weiter.

Bald befand ich mich bei der Fremdenhütte mit Veranda, nett und kunstvoll aus schönem Rohr geflochten und von einem Zaun aus ebenso zierlichem Flechtwerk umgeben. Das kam mir nach meiner bisherigen Reise vor wie eine Herrenwohnung. Es war 9 Uhr abends. Die Ortschaft hieß Kitana. Nach kurzer Frist erschienen Archangel Kayaga und Andreas Molindoa, jener Katechist, dieser dessen Katikiro oder Stellvertreter, beide mit Frau, Kindern und Gefolge. Sie küßten niederkniend den Ring und meldeten, daß sie vom „Sasserdote" in Hoima den Auftrag hätten, mich gut zu empfangen und zu bewirten. Sie hatten auch gleich Büschel saftiger Bananen, Süßkartoffeln, Eier und Hühner, alles schön und zierlich verpackt, mitgebracht, wofür ich erfreut ein Gegengeschenk in Geld machte.

Der Posten zählte 104 Katechumenen. In der finsteren Nacht mußte ich zu meinem Bedauern auf den Besuch derselben verzichten. Dagegen konnte ich mich an der Unterhaltung mit den Erschienenen erfreuen. Das also waren die ersten Christen, die ich in Unyoro zu sehen bekam, und sie machten mir in ihrer Bescheidenheit, treuherzigen Offenheit und christlichen Gesinnung einen so guten und mir ungewohnten Eindruck, daß ich mich gleich ganz heimisch fühlte. Meine Sehnsucht stieg, weiteres Christentum und besonders eine Missionsstation selbst zu sehen. Stehenden Fußes schrieb ich ein Brieflein, worin ich dem Obern von Hoima meine Ankunft für den nächsten Vormittag mitteilte. Mehr unter der süßen Last der neuen und erquickenden Eindrücke als der Müdigkeit verbrachte ich die erste, kühle Nacht auf dem Boden Unyoros.

2. April. Noch flirrte der Mond und glitzerten die Sterne, als wir aufbrachen. Rüstig schritten die Träger des Weges. Munter folgte ich ihnen. Der Tag lichtet die Erde. Hellere Farben lösen sich vom Grau des Dunstes los. Der Morgen friedet über Hügel und Tal. Nebelschichten hängen über den Wassern der Niederungen, und schwere Tautropfen wuchten an jedem Grashalm. Schon um diese Stunde arbeiten emsig Männer und Frauen an der Ausbesserung und Reinhaltung der Straße. Aus einer Herrschaftswohnung tönt der Schall der Trommel und ruft die Leute zur Feldarbeit, und rasch eilen sie an ihr Tagewerk. Also ein Volk, welches gleich unseren besten Arbeitern und Landleuten dem Spruche huldigt: „Morgenstunde hat Gold im Munde."

Der angebrochene Tag wächst. Die Sonne schüttet aus flammender Urne ihre Strahlenpracht über die Gegend aus. Die Nebel in den Senkungen bewegen und lösen sich, schweben nach oben und verwehen wie nächtliche Träume in ungesehenen Höhen. Sonnenlicht und Erde fallen sich in die Arme wie zwei betende Geschwister. Unyoro lächelt mich in seinem schönsten Schmuck, im Kleide des schimmernden Morgens, an und nimmt mich in sprachloser Wonne gefangen.

Schnurgerade und sauber wie roter Estrichboden zieht sich die breite Landstraße über das sanft gewellte Land. In den Sohlen der Talmulden stehen Sümpfe und ziehen Wasserrinnen, bedeckt und umgürtet von dichten Papyruswucherungen und Raphiapalmen, stellenweise verbrüdert mit blätterreichen Hochbäumen, von Schlingpflanzen umsponnen und mit Hilfe wirren Unterholzes zu einem dichten Tunnelwalde verschlungen, aus dessen Dunkel Tulpenblüten wie Fackeln hervorleuchten. Auf festgefügten Knüppelbrücken überschreitet man trockenen Fußes diese schlammigen Rinnsale. Zu beiden Seiten des Weges reichen sich freier Pflanzenwuchs und Kulturen die Hand und stauen eine solche Masse von Wachstum auf, daß das Auge in Verlegenheit kommt, allem und jedem einzelnen gerecht zu werden.

Wohlgeordnete und reinlich gepflegte Haine von üppigen Bananenstauden mit ihren bis zu 8 m hohen, krautartigen Stämmen und bis zu 4 m langen Riesenblättern, mit blaugelben Blütenzapfen, schwellenden Fruchtbüscheln und Bündeln von reifen Paradiesfeigen, dieser Himmelsgabe der heißen Erdstriche, welche selten in der weiten Welt in größerer Pracht und Menge gedeiht, wechseln mit Reihen von Melonenbäumen mit den zierlichen Blättern und den kürbisartigen Früchten, welche in der Größe von Kindsköpfen rings um den Stamm sich drängen wie ungeheure Trauben, dieser schmackvollsten aller Negerfrüchte. Dazwischen lugen kleine Gruppen von halbkugeligen Wohnhütten hervor, umgeben von allen Saaten der heimischen Wirtschaft, Süßkartoffeln, Bohnen, weißrot blühenden Tabaksstauden, rankenden Kürbissen, Kolokasien, Aloe, saftgrünen Maiskolben und Grundnüssen; alles überragt und beschattet von Fikusbäumen von der Uristogmaart, von den Eingeborenen Mbugo genannt, deren geschickt geklopfte Rinde das Land mit Kleidern von solcher Feinheit und Schmiegsamkeit versieht, daß sie die groben Kittel der Njam Njam weit hinter sich lassen. Zuckerrohr von zwerghaftem Wuchs reift neben Maniok, und durch das Grün der Kaffeesträucher schimmern wie unschuldige Kinderaugen die weißen Köpfchen der Baumwollstauden. Neben einer mächtigen Sykomore, auf deren Aesten ein riesiger Schmarotzer von der Größe und Gestalt eines Elefantenohres sitzt, erheben sich lederblätterige Bäume, Mimosen, Akazien, Leuchtereuphorbien, eine seltene Tamarinde und hin und wieder eine niedrige Delebpalme. Dazwischen stehen rote Termitenhügel, sorgfältig mit Bananenblättern bedeckt, zur Hütung der willkommenen Leckerbissen der fettleibigen Ameisen. Aus all dem Wachsen, Blühen und Duften, in welchem die höchste Macht der tropischen Pflanzenwelt die subtropische Schwester niederringt, leuchtet sieghaft der Muko-Baum (Erythrina Tomentosa), an dessen Schmuck Scharlach und Purpur ihre Farben versprühen, wie ein feuriger Rubin an die blütenschwere Brust der wunderbar schönen Erde dieses gottgesegneten Landes geheftet.

Durch die Pflanzenwelt webt die Tierwelt. Kühe und Schafe, Ziegen und Hunde beleben die Gehöfte. Im Busche klettern Affen und kreischen Papageien. Raben krächzen in den Feldern, und in den Lüften kreisen Milane. Sperlinge hüpfen auf den Baumästen und zanken geschwätzig auf der Straße wie geflügelte

Gassenbuben. Im Haine schluchzt die Nachtigall, und die Grasmücke flötet auf der Wiese. Goldgelbe Webervögel hängen an den Aehren, und in der Hecke singt der Fink. Auf morgenfrohen Schwingen klettert die Lerche auf und streut aus den Lüften ihre trillernden Töne hernieder.

Es ist ein Stück Natur, in welchem das Sprühen und Glühen der tropischen Reize mit der frischen Anmut und der lieblichen Weichheit der gemäßigten Zone zu einem Landschaftsbilde sich verbrüdern, vor dem der Wanderer, aus dem Wüsten- und Sumpfgürtel des Nordens kommend, in stummer Wonne steht.

Und doch ist es nur der Rahmen! Prächtiger noch ist das Bild, welches er einschließt. Das Volk, welches dieses reichgesegnete Hochland bewohnt, webt und lebt in heiterer Geschäftigkeit und eilt in bunten Zügen an meinem staunenden Blicke vorüber. Männer, in wallende Linnenkleider und Frauen bis über die Brust in braune oder ledergelbe Rindenstoffe gehüllt, kommen des Weges gezogen. Feldarbeiter queren die breite Straße. Träger schleppen ihre Lasten auf dem Kopfe daher. Angesehene und Häuptlinge schreiten vorbei, gefolgt von Dienern mit Gepäck, sauber in Bastmatten und Felle gehüllt. Alle Abstufungen der Hautfarbe vom Schwarz bis zum Gelb sind vertreten, allen aber ist ein rötlicher Grundton eigen. Hübsche Gesichter mit schönen, großen Augen, feingeschnittenen Zügen und edler Erscheinung tauchen neben plumpen und grobknochigen Gestalten auf, alle mit auffallend kleinen, zierlichen Füßen, Händen und schöngeformten Ohren. Aus allen spricht etwas, was ich an den bisher gesehenen Bewohnern Afrikas nicht gefunden, etwas von Gewecktheit, Offenheit und Zugänglichkeit, etwas, was schwer zu benennen ist, ich möchte sagen, was sie uns näher bringt als andere Afrikaner. Das sind nicht Wilde, auch nicht Halbwilde, nicht einmal Rückständige, sondern Farbige von einer ganz ausgesprochenen Kultur, welche nicht nur anheimelt, sondern Achtung abnötigt. Ihr Anblick nimmt für sie ein. Dazu der freundliche und unterwürfige Gruß, den sie bieten; „Rairota“ (Antwort: Davanta!) tönt es munter entgegen. Die einen knien am Wege nieder, andere bleiben stehen und verneigen sich tief, und andere endlich, es sind ihrer viele, nähern sich freudestrahlend und grüßen ehrerbietig; sie sind Katholiken.

Ich stehe unter diesen herzbewegenden Eindrücken, als mir ein Bote entgegenkommt und mir einen Brief des Obern der Weißen Väter von Hoima überreicht, worin dieser mich willkommen heißt. Kaum habe ich den Brief durchflogen, als nacheinander zwei Boten sich vorstellen und höflich fragen, ob ich der Erwartete sei. Eilig kehren sie mit der bejahenden Antwort um. Schon kommen mir Katholiken entgegengeeilt, sie knien nieder und grüßen. Andere kommen, und aus aller Antlitz strahlt freudige Genugtuung. Von ihrer Schar umringt und begleitet ziehe ich voran. Vorn erscheint eine neue Gruppe, in ihrer Mitte ein Europäer in Tropenhut und weißer Gewandung nach Beduinenschnitt, mit dem Rosenkranz aus schwarzen Perlen auf der Brust. Es ist der Obere von Hoima, der erste der Weißen Väter, dem ich hier begegnete. Nach herzlicher Begrüßung geleitete er mich durch eine junge Baumpflanzung zur Kirche, einem einfachen Baue in Kreuzform aus Rohr und mit Strohdach gedeckt, wo sich die Christen auf das

Zeichen der Trommel versammelten. Ich dankte Gott, daß er mich das Volk und die Katholiken Unyoros schauen ließ.

In der Mission der Weißen Väter ward ich wie ein Mitbruder aufgenommen. Der erste Besuch galt dem englischen Kommissär. In Begleitung des Obern stieg ich vom Hügel der Mission hinab zum Bächlein Uambabia und dann auf breiter Straße hinan zum Regierungsamte. Der ungemein zuvorkommende Herr, welcher mich längst erwartet hatte, bestellte beim Kabaka (König) Andreas sogleich siebzig Träger für Gondokoro.

3. April. Ein gottesvoller Sonntagsmorgen brach über der Hauptstadt Unyoros an. Er bot die schönste Gelegenheit, die Katholiken versammelt zu sehen. Um 6 Uhr feierte ich die erste Messe, welcher etwa 300 Gläubige beiwohnten, von denen 150 die hl. Kommunion empfingen. Um 8½ Uhr fand der Pfarrgottesdienst statt. Auf den Schlag der Trommel, welche die Glocken ersetzt, hatte sich die Gemeinde in der geräumigen Kirche eingefunden. Etwa 650 Gläubige knieten oder hockten auf dem mit Heu bestreuten Boden nieder, die Männer rechts, die Frauen links. Nach dem Asperges begann das Hochamt, während dessen die Jugend, begleitet von der ganzen Gemeinde, unter Leitung eines Paters den liturgischen Gesang nach gregorianischer Art besorgte. Zwar war es nicht der Gesang der Engel auf Bethlehems Fluren und nicht das Wiegenlied der Gottesmutter, aber der fromme Sinn und andachtsvolle Ausdruck versöhnten mit den Dissonanzen und grammatikalischen Mängeln. Nach dem Evangelium bestieg der Priester die Kanzel, las das Sonntagsevangelium und hielt die Predigt. Indessen blieben die Kirchtüren geschlossen, und ein Pater hielt in einer besonderen Hütte Katechese für die etwa 150 Katechumenen, welchen der Eintritt in die Kirche bis zum Empfange der Taufe aufgeschoben bleibt.

Nach dem Gottesdienst strömte alles auf dem äußeren Hofe der Mission zusammen. Groß und klein, Männer und Frauen, Vorsteher und Untergebene, Arbeiter und Träger drängten sich herbei. Alle trugen am Halse Medaillen, Skapuliere und Rosenkränze und die Getauften auch noch Kruzifixe. Groß war ihr Staunen, als sie hörten, daß ich von Norden und gar von Khartum hergekommen, wo sie nur Heiden und Mohammedaner wähnten. Stolze Genugtuung erfüllte sie bei der Nachricht, daß es auch dort Priester und Katholiken gebe. Ich aber kam mir vor, wie einer, welcher sich flugs aus einer dürren Steppe in einen blühenden Garten verzaubert sieht. An den Wochentagen erschienen 70 bis 100 Personen zur hl. Messe, und eine Anzahl empfing die hl. Kommunion.

Auf den ausgedehnten Gründen rings um die Mission mit Gärten und Pflanzungen lagen zwei Schulen für Katechumenen, ein Spital mit eingeborenen Pflegerinnen, eine Anstalt zur Ausbildung von eingeborenen Katechistinnen und Wohnungen für Katechumenen, alles Hütten im Landesstil.

Die Mission bestand seit neun Jahren und zählte über 700 Getaufte. An 98 auswärtigen Katechismusposten unterrichteten eingeborene Katechisten je hundert und mehr Katechumenen. Diese kommen nach 3½jährigem Unterricht zur Mission, wo sie 6 Monate lang von den Patres auf die Taufe vorbereitet werden,

welche sie nach bestandener Prüfung empfangen. An die Taufe schließt sich an einem der folgenden Tage die erste hl. Kommunion an. Die erzielten Erfolge waren glänzende und die Bekehrungsarbeit mit Hilfe der eingeborenen Katechisten auf eine so breite Grundlage gestellt, daß die Zahl der Bekehrungen rasch und bedeutend sich mehren mußte.

Um die Erlangung der Träger für Gondokoro zu sichern, besuchte ich am folgenden Morgen abermals den englischen Kommissär. Er ließ sogleich Erkundigungen beim Könige einziehen. Es kam die Antwort, daß infolge mehrerer

Eingeborener Katechist mit Frau und Kind in Unyoro.

Todesfälle in der Karawane Roosevelts die Leute die Reise nach Norden fürchteten. Der Kommissär ließ die Angelegenheit beim König nochmals eindringlich empfehlen und stellte die Träger noch im Laufe des Tages in Aussicht. Zugleich riet er, auf dem Heimwege dem Könige, der einen diesbezüglichen Wunsch zu erkennen gegeben, einen kurzen Besuch abzustatten. Vom Hügel der Regierung führte die breite Straße an den indischen Kaufläden vorbei zum Hügel der königlichen Residenz.

Der König hielt eben Gerichtssitzung. Auf Anmeldung ließ er den mich begleitenden Pater und mich eintreten. In der Mitte der zahlreichen Versammlung von Männern, welche die geräumige und hohe Rohrhalle füllten, schritten

wir bis zum Kabaka vor, welcher auf bedeckter Erhöhung einen Sessel einnahm. Er trat an den Rand der Erhöhung vor, während die ganze Versammlung sich erhob. Der Pater erklärte ihm, daß meine Abreise dränge und ich diese Zeit zu seinem Besuche benützen müsse. Der Kabaka reichte uns die Hand und erwiderte, der Besuch freue ihn, und er bedauere die Kürze meines Aufenthaltes. Es entspann sich ein kurzes Gespräch über Khartum und Emin Pascha, der seinen Vater Kabarega wiederholt besucht hatte, und an den er sich wohl erinnerte. Ein Zug der Genugtuung überflog sein Antlitz, als ich meine Verwunderung über die Schönheit seines Landes aussprach. Nichts ließ in ihm den Sohn eines blutigen Gewaltherrschers ahnen, wie es Kabarega war, welcher trotzdem die Dreistigkeit gehabt hatte, Emin

Hofnarr des Königs von Unyoro. (A. Lobo, Entebbe.)

Pascha gegenüber zu erklären, in seinem Reihe gebe es keine Todesstrafe, da ein toter Untertan keine Steuer bezahle!

Kabaka Andreas ist dunkelschwarz, schlank und eher hager, von feinem Benehmen und einnehmenden, freundlichen Zügen, auf welchen ein diplomatisches Lächeln spielt. Im weißen Kaftan aus feinem Stoff und mit rotem Fez auf dem Haupte, nahm er sich recht sauber aus. Er ist Protestant ebenso wie sein erster Minister Paul Biabadschwezi und die meisten Großen seines Reiches. Aber auch ohne Christentum wären heute die Zeiten seines Vaters nicht mehr möglich. Er ist ein getreuer Diener und ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Engländer und weiß wohl, daß er nur so den Thron seiner Väter behaupten kann, und das ist zum Glück und Segen seines Landes.

Als wir die Halle verlassen hatten, kam uns ein Höfling nachgeeilt und ersuchte, mich in das Besuchsbuch einzuschreiben. Auch ein Fortschritt im ehemaligen Reiche Kabaregas, welcher seine europäischen Besucher meilenweit von der Residenz entfernt und tagelang warten ließ, bevor er ihnen sein königliches Antlitz zeigte!

Vor der Halle führte ein Hofnarr, mit zerfetzten Fellen umhüllt, das Haupt mit wehendem Federbusch geschmückt, und den Leib mit Schellen, Wurzeln, Vogelkrallen und Löwenzähnen behangen, seine Grimassen auf und entlockte einem mächtigen Horne, aus dem einst Kabarega Bier getrunken, gräßliche Töne, ahmte Gebärden und Stimmen der Singvögel, der Kronenkraniche, Ochsen, Leoparden und Hyänen nach, während ein Genosse in ähnlichem Aufzuge mit dem Kopfe auf dem Boden stand und mit den Füßen in der Luft zappelte. Heute sind sie unschuldige, königliche Hanswurste, einst aber begleiteten ihre widerlichen Künste die Todesqualen der zur Verstümmelung oder Hinrichtung Verurteilten. Gefängnis, Geld- und Prügelstrafen sind heute die härtesten Urteile des Königs, über ihm steht als höchste Instanz die Regierung.

Die Wohltat des englischen Protektorats in Unyoro empfand ich selbst am besten, als ich in der Mission ankam. Dr. Emin und Dr. Junker hatten einst Wochen warten müssen, bis es dem Kabaka gefiel, Träger zur Weiterreise zu liefern. Nun standen die siebzig Träger im Hofe der Mission bereit. Die Patres stellten dazu einen ihrer vertrauten Christen als Katikiro oder Obmann bei und brachten sie auf den Weg. Nachdem in letzter Zeit einige Träger im Albert Nyanza-See ertrunken und andere auf der Landreise gestorben waren, brauchte es gute Worte und ein wenig Geldgeschenke, um die guten Leute zu beruhigen und zu ermutigen. Sie zogen ab mit der Aufgabe, in drei Monaten unsere Lasten von Gondokoro nach Nimuli und Omadsch zu befördern. Sie haben ihre Aufgabe auch gelöst. Das war der erste Dienst, welchen Unyoro unserer jungen Mission erwiesen hat.

Hoima ist neueren Datums. Die Residenz Kabaregas war M p a r o. Nach der Eroberung Unyoros durch Uganda unter englischem Protektorat in den Jahren 1893 bis 1895 erstand die neue Hauptstadt. Die Lage ist ihrer würdig. Von der Residenz des englischen Kommissärs aus bietet sich eine herrliche Aus- und Uebersicht. Sanftgewellte Hügel mit saftgrünen Wiesengründen, begrenzt von lieblichen Baumreihen und blühenden Sträuchern, und fruchtbare Hänge mit üppigen Bananenhainen und Gehöften, Büsche und Dickichte in den tiefen Bachschluchten, sind von breiten Straßen, welche die Gegend wie rötliche Gürtel durchziehen und nach Masindi, Kampala, Toro und Butiaba führen, durchschnitten. Im Westen steigen die blauen Berge des Sees an; Viehherden weiden auf den Triften und an den Hängen; und dieses schöne Land ist von geschäftigen Menschen bewohnt, welche ihren freundlichen Gruß „Kairota" in wohltuender Frische vorbringen und die Antwort „Davanta" mit einem langgedehnten und oft wiederholten „Mmm" quittieren. Land und Menschen sind die ansprechendsten, welche ich im Laufe von fast drei Jahrzehnten in Afrika angetroffen, ein Bild, das sich mir tief in die Seele gegraben.

Ich begriff jetzt, warum mein Bursche so innig an diesem Lande hing, das er seine Heimat nannte. Drei Tage südwestlich von Bukumi lebte seine Mutter, von ihren Verwandten betreut. Sein jüngerer Bruder Peter kam herbeigeeilt, um ihn zu sehen. Er sah ihm wie selten ein Bruder dem andern gleich, nur war er wilder und scheuer und schaute mit Ehrfurcht zu seinem älteren Bruder in seiner neuen Stelle auf. Wir kleideten und beschenkten ihn. Um der Mutter den Schmerz des Abschieds zu ersparen, verzichtete mein Bursche auf mein Anerbieten, den Weg über seine Heimat einzuschlagen. Er folgte mir und leistete mir gute Dienste auf der Reise durch fremdes Land.

5. April. Aufbruch nach dem Viktoria Nyanza-See. Unsere Karawane bestand aus mir und meinem Burschen, elf Trägern und meinem treuen Esel. Der erste Meilenstein zeigte 128 Meilen bis nach Kampala. Dem Obern der Weißen Väter, welcher mir eine Strecke das Geleite gab, sprach ich aufrichtigen Dank für die gastfreundliche Aufnahme und sonstige Hilfe aus. Nachdem auch noch der Bruder meines Burschen uns verlassen und mit einem Bündel neuer Kleider wohlgemut zurückkehrte, ging es rüstig nach Südosten weiter.

Die breite, lehmrote und wohlgepflegte Straße zieht sich fast gerade über sanft gerundete Hügel und Talsenkungen mit Papyrussümpfen auf und ab, welch' letztere auf Dämmen oder Knüppelbrücken überschritten werden. Die höchste Erhebung bildet der Bergkegel Mosadscha Mokuru (Alter Herr) im Süden, auf welchem einst Kabarega vergeblich der von den Engländern befehligten Uganda-Armee Widerstand zu leisten suchte. Grüne Triften kleiden die Hügel, und üppige Bananenhaine, welche buschige Weiler beschatten, die Hänge. Tamarinden, Fikusbäume und Delebpalmen ragen aus dem lichten Busch von Krüppelholz auf, baumhohe Leuchtereuphorbien recken sich in die Lüfte, und Königspalmen spreiten gleich Pfauenrädern ihre Wedel aus. Dichtester Pflanzenwuchs gürtet die Rinnsale der Sumpfmulden, bald von wogenden Grasfeldern und bald von saftigen Weiden unterbrochen, in welche Blumen und Blüten den Schmuck ihrer roten, hell- und dunkelgelben, himmelblauen und violetten Farben weben und an denen lilafarbener Flieder Wache steht. Der Kafu, 23 Meilen von Hoima, bildet hier die Grenze von Unyoro. Wir überschreiten auf fester Brücke den von Sumpfgewächsen überwucherten Fluß mit breitem Ueberschwemmungsgebiet und übernachten bei Kikonda. Wie am Morgen auf dem Wege der Katechist von Butema, so kommt jetzt der Vorsteher zu unserer Begrüßung und bringt Bananen, Melonenfrüchte und Bananensaft, Sande genannt, zum Geschenk.

Am Morgen las ich, wie an den folgenden Tagen, die hl. Messe, welcher die katholischen Träger beiwohnten. Auf der Straße zogen Hunderte von Trägern daher, darunter viele Katholiken, welche unter tiefen Verbeugungen ihren Gruß „Otianu, sebu", guten Morgen, Vater, in der Sprache von Uganda boten. Unsere Träger trafen manche Freunde und Bekannte, nicht nur auf der Straße, sondern auch in den Gehöften am Wege. Wie bei uns die Wanderer bei einer Wirtschaft, so bleiben sie hier und dort hängen, bald bei frohem Geplauder, bald in einem Haine reifer Bananen oder bei einem Kruge Bananenmost. Trotz der hohen Lage

von 3—4000 Fuß über der See war die Sonnenhitze in dieser Nähe des Aequators sehr empfindlich, und wir waren froh, in Yailo Schatten und Nachtlager zu finden. Heiß am Tage, ist dieses Land kühl, ja kalt bei Nacht. Schön ist es am Abend, am schönsten in den ersten Morgenstunden.

Auf savannengleiches Flachland folgt Kigomma, der hügelreichste Teil des Weges. Neben Wäldern von Laubbäumen von der Art der riesigen Schirmakazie, bildet die Uristogmafeige dichte Haine. Nirgends sah ich diesen Kleiderbaum in mächtigerer Entwickelung als hier, wo er seine ebenso spärlichen und laubkargen als langen Aeste gleich fleischlosen Armen zum Himmel reckt. Bananendickichte und Süßkartoffelfelder begrenzen als Zeugen für die Dichtigkeit der Bevölkerung die Straße. Der Verkehr häuft sich an einem öffentlichen Markte. Da stehen schwere Lastwagen mit sechs Paaren mächtiger Ochsen bespannt, Träger stärken sich in einer Schenke, indische Händler, in der Sänfte getragen, ziehen vorbei, und braune Indier in bauschigen Hosen, gelben Stiefeln und grellgelben Leibröcken reiten auf Pferden und Eseln einher wie Faschingsnarren, und erregen das helle Gelächter der Träger.

Mitten im malerischen Berglande hängt am buschigen Abhang zwischen Bananenbeständen der Katechismusposten Vumba. Der Katechist Andreas mit Vorsteher und Gläubigen kommen uns entgegen. Auf das Zeichen der Trommel eilen die Leute zur Kirche, ein niedriger, hüttenartiger Rohrbau, wo sie fromme Lieder singen. Daneben ist eben eine neue Kirche aus Ziegeln, 25 m lang und 10 m breit, einfach, aber hoch und geräumig, erstanden und fast vollendet. In der neuen und einfachen Priesterwohnung aus Ziegeln steigen wir ab.

Keine üppigeren Kulturen sind denkbar als diese dunklen Bananenwälder und Melonenbaumhaine und diese wuchernden Süßkartoffelfelder, aus welchen die Korallenbäume glühend hervorleuchten. Nirgends gibt es ein heil- und religionsdurstigeres Völklein, als das, welches diese fruchtbaren Hänge bewohnt. Noch flimmerte der Morgenstern, als der dumpfe Schall der Trommel erklang. Gleich stummen Schatten schlichen die Leute, in wallende Rindengewänder gehüllt, aus den dunklen Parken zur Kirche, wo sie der hl. Messe unter frommen Liedern und Gebeten beiwohnten.

Dann ging es unter fortgesetzten Abschiedsgrüßen „Weraba, weraba, weraba, sebu" nach Osten weiter nach dem fünf Stunden entfernten Kissingue. Hohe Solanumsträucher mit ihren violetten Kartoffelblüten und glanzgelben, weichselgroßen Kugelfrüchten an langen Stielen begrenzen die Straße. Wiesenteppiche stellen Blütenwunder der Aequatorsonne zur Schau; schmalzgelbe, schneeweiße, himmelblaue, hochrote und violette vielgestaltige Blümlein leuchten aus den Gräsern hervor. Darüber weben und schweben Hunderte von hellgelben, mattgelben, braunen und gescheckten Schmetterlingen, so bunt, als ob sie eben in willkürlicher Reihenfolge einem Farbenkasten entstiegen wären. Das ist wie eine deutsche Frühlingswiese, in die glühende Sonne des Aequators getaucht und mit dem Zauber der Wildheit übergossen.

Zu diesen Triften paßt das Volk mit seinem Seelenlenz der Gottesliebe. Sechsspännige Ochsenwagen, von Soldaten begleitet, halten neben meinem Zelte. Sechs der letzteren, Katholiken, eilen herbei, knien nieder und bitten um den Segen. Eine Frau wirft sich auf die Knie und ringt vor Freude darüber, daß ich am Morgen die hl. Messe lese, die Arme in die Luft. Andere kommen auf diese Kunde herbei, und bis Abend tönt ein fortgesetztes „Otiano, Ziviota, Rairota, Weraba!" Eine Frau stellt eine große Schüssel voll Bananenmus mit Tunke vor mich hin. Das Mus, welches das tägliche Brot und einen Leckerbissen zugleich darstellt, kam mir vor wie Süßkartoffelbrei oder Kürbismuß; aber es fehlte entweder Zucker oder Salz, um es schmackhaft zu machen. Die Frau erbat sich für ihr Gericht einen Rosenkranz, den sie jubelnd entgegennahm.

Unter den Besuchern an diesem Abend befanden sich Marko und Josia, zwei der zahlreichen Söhne des einstigen Kabarega, auf der Reise nach Kampala in ihre Heimat Buhemba begriffen. Josia war einst König von Unyoro und wurde von der Regierung durch Andreas ersetzt. Er ist Protestant, Marko Katholik.

10. April. Sonntag. Der hl. Messe um 3 Uhr morgens wohnten 15 Katholiken bei. Ein Marsch von drei Stunden führte uns bis nach Kabla Muliro, wo wir unter riesigen Schirmakazien hielten, nicht fern vom Ufer des Manandscha, mit lehmrotem, frischem Wasser. Er bildete einst die Ostgrenze Unyoros. Als Lohn für den Beistand bei der Eroberung Unyoros schlug die Regierung das Gebiet zwischen hier und dem Kafu zu Uganda. In der Nähe unseres Lagers befand sich eine ausgedehnte Versuchsstation der Regierung für Viehzucht und Landwirtschaft.

Auf die Nachricht von meiner Ankunft hin kamen im Laufe des Tages wohl an fünfzig Katholiken herbei und brachten Speise und Trank, wofür sie nichts verlangten, aber die dargebotenen Andachtsgegenstände und kleinen Münzen mit Freude und Dank annahmen. Sie hielten es für einen Fehler, von der Ankunft eines Priesters zu wissen und nichts zu bringen oder nicht zu kommen. Tiefbewegend war die Anhänglichkeit dieser einfachen Landleute an ihre Religion und ihre Priester. Sie rührte mich um so mehr, als die beiden Häupter Mokuenda und Kamugany, mit reichen Besitzungen auf dem diesseitigen und jenseitigen Ufer, Protestanten waren. Wie da die Bekenntnisse ineinanderfluten, davon erfuhr ich zufälligerweise eine Probe.

Gegen Abend besuchte ich mit meinem Burschen ein Gehöft. Auf einem freien, grasbedeckten Platz standen mitten in einem Dickicht von Bananen zwei große, halbkugelige Hütten, welche sich mit ihren Gerüsten aus Aesten und Rohrgeflechten mit Strohdach wie riesige, auf der Erde ruhende Bienenkörbe ausnahmen. Durch den hohen Eingang betraten wir das Innere, welches durch große Rindenvorhänge in einen verdeckten und unzugänglichen Hinterraum mit den Schlafstellen und in einen Vorderraum geteilt war. In diesem, etwa 2½ m hoch und vom Rauch geschwärzt, befand sich der Feuerherd mit Geschirren aus Kürbisschalen und Ton und saß eben die Familie, bestehend aus Eltern und

zwei Kindern, beim Abendessen. Auf Bananenblättern lagen gebratene Bananen ausgebreitet, und daneben stand ein Blechteller mit Tunke. Die Eltern formten kleine Bananenknödel und tauchten sie in die Tunke. Nach jedem Bissen reichte die Mutter einen solchen den Kindern. Nach dem Essen waschen sich alle Mund und Hände. Ein liebliches Bild trauten Familienlebens! Vater, Mutter und Kinder waren protestantisch. Die Großmutter, welche die zweite Hütte bewohnte, war katholisch. Von ihren zwei anderen Söhnen, deren Gehöfte sich in der Nähe befanden, war der eine Katholik, der andere Mohammedaner. Auf meine Verwunderung darüber, erklärte der protestantische Familienvater, daß in Uganda jedermann eine Religion sich wählen müsse, er habe nach seinem Geschmack den Protestantismus und seine zwei anderen Brüder nach ihrem Geschmack den Katholizismus und Islam gewählt. Solcher Zwist in den religiösen Bekenntnissen ist wohl meist auf den Wandertrieb der Baganda zurückzuführen, indem die zer-

Dorf in Uganda. (A. Lobo, Entebbe.)

streuten Verwandten die Religion der jeweiligen Umgebung annehmen und sich schließlich als Anhänger verschiedener Religionen wieder zusammenfinden.

Jenseits des Manandscha zeigt das Land ein wesentlich verändertes Bild von besonderer Weiche. Die bedeutend höheren Hügel Unyoros werden durch niedrigere von recht sanfter Wellung und frischgrünem Grasanflug ersetzt. Die Königspalme ist fast die einzige Vertreterin des Baumwuchses und steht da in unnachahmbarer Hoheit. Der Mensch ist so ganz ein Sohn seiner Erde. Der Weichheit der Bodenbilder entspricht die Erscheinung seiner Bewohner. Die Baganda sind geschmeidigere Gestalten als die Banyoro. Und doch mutete mich die Ursprünglichkeit der letzteren besser an als die größere Feinheit der ersteren. Ungeschminkte Natürlichkeit war mir von jeher lieber als Schliff, selbst in seiner einnehmendsten Form.

Bei der Ankunft in der Haltestelle Nkyanunna erschienen eben von der Gegenrichtung ein Herr und eine Frau, beide auf dem Zweirad. Ihre Träger kamen erst später nach und brachten auch deren Kind mit. Es war ein anglikanischer Missionär, der mit Frau und Kind sich nach seiner Mission am Fuße des

Ruwenzori in Toro begab. Von einem katholischen Katechismusposten der Umgegend kamen mehrere Gläubige zu Besuch.

12. April. Nach der hl. Messe brachen wir schon um 4 Uhr auf. Die gewellte Gegend wird niedriger, der Ausblick freier. Aus den Bananenhainen steigen leichte Rauchwolken auf und verraten die Wohnstätten der Eingeborenen. Grünende Matten und wohlbestellte Fluren, belebt von zufriedenen Menschen und weidenden Herden, das Ganze umflort vom durchsichtigen Morgendunste, getaucht in den würzigen Duft einer lieblichen, lebensfrohen Natur, und umwoben von schmeichelnder Frühlingstemperatur einer stärkenden Höhenluft, machte die Reise zu einem entzückenden Spazierritt.

Die Straße wird gekrümmter. Gleich hinter dem Wegmarkte von Gobero steigt sie in einen Tunnelwald nieder, dem bald ein zweiter folgt. Wie Zyklopenmauern türmen sich die Massen des kühnsten Pflanzenwuchses zu beiden Seiten der breiten Straße auf. Aus den starken Umarmungen einer unbändigen Menge von Schlinggewächsen streben die mächtigsten Baumriesen gegen den Himmel und verweben in schwindelnder Höhe ihre buschigen Laubkronen zu schattigen Domen. Im kühnsten Wetteifer streiten mit ihnen die Königspalmen um den Höhenpreis. Wie aus überirdischen Räumen rieseln die leisen Liedertöne der Vögel des Himmels auf die Feierlichkeit des hehren Urwaldgürtels hernieder. Wildschön sind diese Bilder der freien Tropennatur. Doch an Anmut übertrifft sie die von Menschenhänden gepflegte Landschaft. Am Fuße der Hügelwellen, oben mit saftigen Weiden geschmückt, in der Mitte von Bananenhainen umgürtet und unten von wasservollen Rinnsalen oder murmelnden Bächlein bespült, weben und schaffen emsige Leute. Die Gehöfte, von netten Rohrzäunen umschlossen, mehren sich, und graubärtige Männer in weißen Gewanden, und Mütterchen und Mädchen, in wallende Rindenstoffe gehüllt, hacken und schaufeln an der Reinhaltung der Straße und der Felder. Im Verein mit der Jugend, welche aus dem Dickicht der Pflanzungen herbeieilt, bieten sie uns kniend freundlichen Gruß. Es ist ein Land und ein Volk, das den Naturschwärmer wie den gläubigen Christen gleichermaßen entzückt. Ein Regenschauer zwingt uns, bei den Markthallen von Kikandoa in der Bude eines ehrsamen Schneiders Unterstand zu nehmen.

Bei Meile 18 biegen wir nach rechts ab, und bald stehen wir vor der Missionsstation Nagandira mit schönem Ausblick auf Boanoka auf dem Gegenhügel. Eben zieht eine Schar betender Katechumenen zur Mission hinan. Der Obere, ein Holländer, empfängt mich herzlich. Die neuen Wohngebäude der noch jungen Station, die zwei netten Schulen, in denen geweckte Knaben unterrichtet werden, das Katechumenat mit mehreren hundert Zöglingen, das Spital, die eingeborenen Lehrerinnen, alles zeigt den Aufschwung einer erstehenden großen Christengemeinde.

Eine sterbende Gemeinde hingegen beherbergt der schöne Hügel Boanoka, den ich mit dem Oberen besuchte. An Tausend Schlafkranke erwarten dort den Tod. Der ganze Hügelhang ist ein ungeheures Spital für Schlafkranke. Mehrere saalartige Hallen enthalten die Lagerstätten der Kranken. Viele konnten sich frei

bewegen, und diese umringten uns und streckten uns die Hände nach den kleinen Münzen entgegen, die ich ihnen schenkte, und dankten herzlich. In einem anderen Raum lagen Schwerkranke. In gesonderten Hütten wohnten die verheirateten Kranken. Väter oder Söhne, Mütter oder Töchter lagen darnieder, während die übrigen Familienmitglieder gesund waren. Kranke in allen Stadien waren da, sowohl solche, welche vor kurzem von der Krankheit ergriffen, als auch solche, die seit fünf Jahren erkrankt waren. Ein erster Blick vermag manche kaum von Gesunden zu unterscheiden. Und doch tragen sie das Zeichen des Todesengels an der Stirne. Hält man diesen vermeintlich kräftigen und gesunden Gestalten den Finger an die Stirne, so weichen sie erschreckt zurück. Alle sind nervenschwach, die

Schlafkranke.

Augen zittern, der Blick irrt, und Unruhe und Unstetigkeit liegt in ihrem Benehmen. Die einen lachen oder scherzen, aber ihr Lachen ist krankhaft, aus ihren Scherzen zittert Trauer, in den lächelnden Mienen spielt Trübsinn, in ihren Zügen wühlt Irrsinn. Kopfweh und Schwindel befallen die Kranken, und Schlafsucht übermannt sie bei der Arbeit und selbst beim Essen. Ist die Krankheit fortgeschritten, so liegen sie matt und wie von schwerem Schlaf umfangen darnieder, andere schon ganz teilnahmslos und wieder andere wie zum Tode einschlafend. Unter meinen Augen tat einer den letzten Seufzer. Es war der achte Todesfall des Monats, und wir hatten den 12. April. Der Tod schreitet von Hütte zu Hütte, von Lager zu Lager, alle sind sie ihm geweiht, und sie wissen es ebenso wie der Arzt. Dieser, ein freundlicher Engländer, gab alle, aber meist trostlose Aufschlüsse. Das Atoxil, von dem man Hilfe hoffte, hatte manche Patienten geblendet, ohne sie alle dem Tode entreißen. Eine gleichzeitige Anwendung von Strychninsulfat und

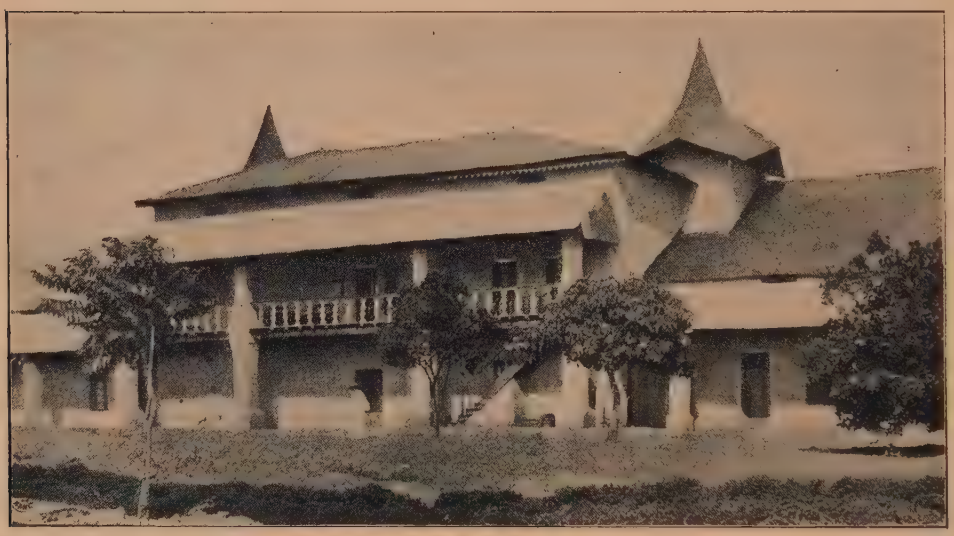
Atoxileinspritzungen kann, wenn auch nur selten die Krankheit beheben, so doch in ihrem Verlaufe aufhalten. Der Arzt besaß eine reiche Sammlung des kleinen, todbringenden Insektes, der Tsetsefliege, und anderer verdächtiger Fliegen. Die Ueberträgerin des Trypanosoma oder des Erregers der Schlafkrankheit ist eine winzig kleine Fliege von höchstens 9,5 mm Länge. Die Flügel liegen wagerecht auf dem Rücken, ähnlich wie die beiden Klingen einer Schere. Neben dem spitzen Rüssel ist beiderseits ein langer Fühler sichtbar, so daß der Stechapparat aussieht wie eine Zange, daher der Name „Glossina" des Tierchens. Sie war am Viktoria-Nyanza-See heimisch, bevor die Schlafkrankheit auftrat. Wie und wo sie zum ersten Male den Krankheitsstoff in sich aufgenommen, ist noch ein Rätsel.

Auf der Straße nach Kampala. (A. Lobo, Entebbe.)

Doch nicht alles war trostlos in Boanoka. Neben dem Engel des Todes schritt auch jener des Trostes einher. Es war eine katholische und eine protestantische Seelsorge eingerichtet. Die Weißen Väter besaßen eine andächtige Kapelle, in welcher sich die Kranken zum Gottesdienst versammelten, und der Obere versicherte, daß es der Bekehrungen viele waren. So bildete Boanoka einen Ersatz für das Spital auf den Sese-Inseln, das die Weißen Väter aufgeben mußten. Lebhaft stehen sie noch vor meinen Augen, die Tausende Schlafkranker in Boanoka. Mögen sie alle das Glück des ewigen Lebens erlangen!

Mir kamen beim Anblick der Kranken und der Fliegen die Maultiere, welche an der Nil-Kongo-Wasserscheide in kürzester Zeit erlagen, und die Hunderte von Eseln, welche im Bahr el Ghazal jährlich eingehen, in den Sinn; zwischen dem Tode dieser Tiere und dem Sterben dieser Schlafkranken besteht eine Aehnlichkeit, wie denn auch die beiden todbringenden Fliegen nahe Verwandte sind. Gegen keines der Gifte hat man bis jetzt ein unfehlbares Mittel gefunden, wie man es im

Chinin gegen die Erregerin der Malaria, die Anopheles-Mücke, besitzt. Möge es menschlicher Kunst noch gelingen! Indessen hat man beobachtet, daß die Glossina sich niemals über 50 m von den See- oder Flußufern entfernt, um Blut zu saugen. Man hat daher durch die Rodung allen Pflanzenwuchses an den gefährdeten Oertlichkeiten längs der Gewässer die Glossina mit demselben Erfolge bekämpft wie die Anopheles-Mücke, und die Ansteckungen durch beide, wenn nicht ausgerottet, so doch ganz bedeutend vermindert. Eine sichere Rettung liegt jedoch nur in der Flucht aus den Ansteckungsherden. Es ist eine löbliche Pflicht der Selbsterhaltung, welche die Regierungen in Uganda, des Sudan und des Kongostaates erfüllen, wenn sie mit den schärfsten Maßregeln die Verbreitungsherde der schrecklichen Krankheit einzudämmen suchen.



Mission der Weißen Väter in Rubaga. (Kampala.)

13. April. Die breite Straße über Kissimbiri ersetzten wir mit Hilfe eines Führers durch den geraden, alten Weg nach Kampala. Ein starker Regen nötigte uns zweimal, Zuflucht in Hütten am Wege zu suchen, deren Bewohner uns recht freundlich aufnahmen.

Vorn treten die Hügel von Kampala in den Gesichtskreis. Natur und Menschenhand haben sich verbunden, seine Umgebung schön zu gestalten. Man fühlt es, daß man sich der eingeborenen Hauptstadt des herrlichen Landes naht. Herrschaftswohnungen, von kunstvollen Mattengeflechten umschlossen, Meiereien, von Hecken von Euphorbien und Schlinggewächsen umfriedet, Baumwollfelder, behäbige Lehmwohnungen mit Veranden, ungezählte Bananenhaine, Zuckerrohrpflanzungen, geordnete Reihen von Fikus- und Melonenbäumen, blühende Saaten von Maniok und Süßkartoffeln, dazu eine geschäftige Welt, lärmendes Dreschen der Rindenstoffe, Gesang und Saitenspiel, wachsender Verkehr und zahl-

reiche Katholiken, welche unterwürfigen Gruß bieten, alles kündet die Hauptstadt an.

Vorn erhebt sich der Hügel Rubaga. Ein Pater inmitten einer Kinderschar eilt hernieder. In ihrer Begleitung steige ich hinan. Der Obere mit den

Minister Stanislaus Mugwanya. (Figuera, Mombasa.)

Patres und Gläubigen führt mich zur Kirche, wo ich Gott für die herrliche Reise danke.

Alsbald stürzt wieder Regen nieder und strömt aus überschwenglichem Füllhorn, als einige Hunderte von Kindern, Papyruswedel tragend, unter Führung eines Paters von der Staatsstraße Kissimbiri, wohin sie mir entgegengeeilt, zurück-

kehren. Vom Regen beschwert, hingen die Wedel traurig nieder wie die Locken eines toten Kindes, aber aus den triefenden Gesichtchen der Kleinen leuchtete es wie strahlende Begeisterung. Es war die Jugend der Hauptstadt und Umgebung, welche die Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion zusammengeführt. Sie gossen ihre Freude in frommen Liedern aus und schlossen die kindliche Begrüßung mit einem „Hoch!" nach heimischer Art. Noch leuchten sie mir auf, diese strahlenden Kinderaugen, aus denen der Himmel von Uganda lächelte. Später sah ich alle angehenden Erstkommunikanten, etwa 300 an Zahl, Knaben und Mädchen, versammelt. Ein herzerquickender Anblick! Solche Anmut und solche Glaubensinnigkeit erbauen fürs ganze Leben.

Der nachmittägige Besuch der neuen Schule ließ mich die Blüte des Katholizismus von Uganda schauen. Zufällig waren etliche 30 Häuptlinge, meist Väter der Zöglinge, anwesend. Diese Aeltesten in ihrer reinlichen Gewandung machten einen gleich angenehmen Eindruck, als die modernen Schulräume und die geweckten Zöglinge, welche flotte Singproben und Vorträge in Englisch und Ruganda vorführten. Man sah, daß diesem hochbegabten Volke Bildung ebenso wie Religion Bedürfnis ist.

Die höchste Spitze des Katholizismus von Uganda lernte ich am Abend im Speisesaale kennen. Es ist Stanislaus Mugwanya, Justizminister und zweiter der drei Regenten während der Minderjährigkeit des Königs, eine herkulische Erscheinung in der Vollkraft der Mannesjahre, von festem und entschlossenem, aber ebenso ruhigem und freundlichem Benehmen, eine geborene Herrschergestalt, verklärt von tiefgläubiger Gesinnung und christlicher Demut. All die hohen Eigenschaften seines gottbegnadeten Volkes schienen in ihm verkörpert zu sein. So würde ich mir einen katholischen König des katholischen Uganda vorstellen. Heute ist er zweiter Minister neben dem ersten und dritten, welche ebenso wie der König Protestanten sind. Und doch sind der Zahl nach die Katholiken den Protestanten überlegen. Der Minister kam wiederholt in den Speisesaal der Weißen Väter, wo ich Gelegenheit hatte, seine vorzüglichen Eigenschaften kennen zu lernen. Eben, da ich diese Zeilen für den Druck schreibe, lese ich in den Acta Apostolicae Sedis, daß der Hl. Vater ihn mit dem Großkreuze des Silvesterordens ausgezeichnet hat.

Am Morgen um 6 Uhr feierte ich die hl. Messe am Hochaltare der 80 m langen, dreischiffigen Kirche aus Rohr mit Strohdach. Mehrere Hundert Gläubige beteten und sangen gemeinsam unter Leitung eines Vorbeters. Minister Mugwanya hatte seinen einfachen Sitz und Betschemel neben der Kanzel. Er nahm mitten unter den Gläubigen an der hl. Kommunion teil, welche ich an etwa 170 Personen austeilte. Dasselbe rührende Schauspiel wiederholte sich allmorgentlich während meines Aufenthaltes in Rubaga. Zur Vorbereitung der Leute auf die hl. Kommunion verbrachten die Patres alltäglich Stunden des Nachmittages im Beichtstuhle. Da standen die Beichtiger in langen Reihen und warteten geduldig, stehend und kniend betend, bis die Reihe an sie kam. Zu welcher Tageszeit ich auch die Kirche besuchte, nie war sie ganz verlassen. Vor dem Aller-

heiligsten, vor der Muttergottes oder vor den Kreuzwegstationen lagen immer betende Gläubige auf den Knien. Die Baganda sind Liebhaber des Gebetes, und manche beten drei und vier Rosenkränze täglich.

In der Nähe befindet sich die Niederlassung der Weißen Schwestern mit Spital, bestehend aus Räumen aus ungebrannten Ziegeln und aus einzelnen Hütten, mit getrennten Abteilungen für Männer und Frauen, und Armenapotheke mit zwei eingeborenen Gehilfinnen, für alle Leidenden ohne Unterschied der Religion offen.

Rubaga hat seine Geschichte. Der jetzige Speisesaal der Weißen Väter bezeichnet die Stelle, an der einst König Mtesa mit seinen Frauen gewohnt.

Vor der katholischen Kirche in Rubaga. (Kampala.)

In Anfällen von Blutdurst soll der Gewaltherrscher zahlreiche seiner Frauen nur zum Vergnügen getötet haben. Mehr als einmal soll er Tausende von Menschenleben zu seinem Zeitvertreibe oder als Opfer für die Manen seines Vaters Suna hingeschlachtet haben.

Auf dem Hügel Nsambia liegt die Mission der Väter von Mill-Hill. In Abwesenheit des Bischofs Hanlon, Apostolischen Vikars des Ober-Nil, zeigte uns der Obere, ein Holländer, die Kirche aus Rohr und die sonstigen Gebäude und Anlagen.

Am Hange des Hügels Nakasero liegen die blechbedeckten Läden der Indier, wo es fast wie in einem jüdischen Trödlerviertel Wiens aussieht. Den Gipfel nehmen die hübschen Aemter und villenartigen Wohnungen der Regierung

ein. Südwestlich davon liegt der kleine Hügel Kampala, einst von der Regierung besetzt und nun verlassen, und westlich auf dem Hügel Namirembe die hochragende protestantische Kirche.

15. April. Nachmittags Abreise nach Entebbe. Bewaldete Hügel, behäbige, rechteckige Wohnungen mit Veranda und üppigen Pflanzungen, alle schon erwähnten Vertreter der tropischen Pflanzenwelt, Gärten, arbeitende Frauen, Tunnelwälder mit murmelnden Bächen, Termitenbauten, Ochsenfuhrwerke, Zweiräder, Automobile, Rikshaws, von singenden Männern geschoben, Krambuden, Mostschenken, schwatzende Träger und schlendernde Ausflügler machen diese Straße, welche die Königs- und Kirchenstadt Kampala mit der politischen Hauptstadt Entebbe verbindet, zu einer der schönsten, auf der ich je in Afrika gewandert bin. Bei Meile 13 zeigt sich eine Bucht des Viktoria Nyanza-Sees dem

Katholische Kirche in Nsambia. (Kampala.)

Auge. Wie ein goldenes Märchen liegt die glänzende Fläche im Scheine der Abendsonne da.

Die Dämmerung spannte ihre Schleier über die Landschaft, als wir von der Straße abbogen und bei den Weißen Vätern in Kissubi übernachteten. Die Schlafkrankheit hat die einst zahlreiche und wohlhabende Bevölkerung an diesen fruchtstrotzenden Seeufern dezimiert. Vom Glaubenseifer der etwa 1240 Ueberlebenden genügt die Tatsache, daß jeder derselben jährlich durchschnittlich 33mal zum Tische des Herrn geht.

Die Morgensonne beschien den See und das an seinem Ufer hängende Entebbe. Wie ein Zauberschloß ragte der Regierungspalast über ihm auf. Je näher wir kamen, desto mehr belebte sich die Straße. Da waren Träger mit bunten Lasten auf dem Haupte, schwere Fuhrwerke mit glänzend schwarzen Ochsen bespannt, Frauen, in scheckige Kleider oder in gelbbraune Rindenstoffe gehüllt, Soldatensträflinge in klirrenden Ketten, alle Geschlechter, Altersstufen und Trachten Ugandas, dann Männer in wallenden, weißen Kleidern mit Turban und rotbraune Frauen in gelben Kniestiefeln, zum Zeichen, daß die Kultur von

Indien und Sansibar über Ostafrika hereinbrandet, und selbst eine Herde rabenschwarzer Schweine, die ersten, die mir in Afrika zu Gesichte kamen. Haine von mächtigen Baumriesen von der Art himmelstürmender Schirmakazien bekränzen stellenweise die Straße und weben schattige Dächer über dieselbe. Der gewaltige Stamm und die laublosen Aeste schimmern in silbernem Weiß der Rinde, als wäre der Glanz des Mondes an ihnen hängen geblieben.

Vorn am Hügelhang erscheinen graue Hütten und Blechdächer. Es sind Soldatenquartiere. Oben auf dem Hügel, den der Regierungspalast krönt, schieben sich Holzläden indischer Händler an die Straße heran. Am jenseitigen Hange steigt der Weg über saftige Wiesen zur katholischen Mission hinab. Der Obere, ein Holländer, nahm mich herzlich auf. Das einstöckige Missionshaus und die hübsche, einfache Kirche aus gebrannten Ziegeln mit Krypta, sind vom See nur durch einen üppigen Garten getrennt, dessen Pflanzungen ein Heim für Jungfrauen und Lehrerinnen mit Wohnungen für Erstkommunikanten beschatten. Der Gläubigen

Entebbe.

waren es etwa tausend, darunter mehrere Goanesen, welche die Kirche mit einem hübschen Altar ihres hl. Landespatrons Franz Xaver geschmückt hatten. Am nächsten Tag, Sonntag, empfingen während der hl. Messe etwa achtzig Gläubige die hl. Kommunion. Trotz des strömenden Regens war die Kirche beim Pfarrgottesdienste fast gefüllt. Dabei gilt auch für Entebbe, daß Religiosität und Bekehrungen mehr auf dem Lande als in der Hauptstadt zu Hause sind.

Der Stellvertreter des noch in Urlaub abwesenden Gouverneurs empfing mich freundlich. Wichtig war dessen Mitteilung, daß ein neuer Mittelpunkt für die Regierung in Gulu unter den Ascholi geplant war. Auch bei den übrigen Regierungsstellen fand ich Teilnahme für unsere neue Mission. Ich hatte den Eindruck, daß die Behörden Vertrauen zu uns hatten, was wohl an erster Stelle dem Umstande zu verdanken war, daß wir durch die Sudanregierung mit Empfehlungsschreiben eingeführt und von dort her mit der englischen Art bekannt waren.

„Hier in Uganda sind dieselben Engländer wie im Sudan", bemerkte ein Beamter. Man sagt dem Engländer Kühle und Zugeknöpftheit nach. Es mag Unbekannten gegenüber sein, und dann ist es eher Klugheit als ein Fehler. Wer von vertrauenswürdiger Seite eingeführt ist, dem kommt man in höflichster Weise

entgegen. Ich fühlte mich bei den Engländern Ugandas ebenso wohl und zu Hause als bei denen des Sudan. Ein Unterschied zwischen beiden liegt darin, daß erstere bürgerliche und letztere militärische Beamte sind. Dort sind es gute Kräfte mit mäßiger Bezahlung, hier ausgesuchte und hochbezahlte Herren. Das entspricht auch völlig den verschiedenen Verhältnissen der beiden Länder und Völker. In Uganda findet sich ein verhältnismäßig gut entwickeltes Volk, das, abgesehen von der Nilprovinz, eine einheitliche Kultur aufweist; der Sudan hingegen hat Völker von ganz entgegengesetzten Anlagen und Bestrebungen, vom fadennackten Wilden bis zum Araber im wallenden Kleide. Dort ein Volk, das nach Fortschritt lechzt, hier ein anderes, entweder aus angeborenem Starrsinn jeder Neuerung abhold oder in religiösem Fanatismus allem Christlichen feindlich. Schließlich ist Uganda ein Land, dessen Boden von selbst seine besten Früchte darbietet, der Sudan hingegen ein Reich, wo Bewässerung und Tatkraft dem Boden seine Schätze abringen

Regierungspalast in Entebbe. (A. Lobo, Entebbe.)

müssen. Und, last not least, Uganda liegt im fernen Herzen Afrikas, und der Sudan an der tausendjährigen Straße alter Kulturen. Es ist ein bemerkenswertes Zeichen englischen Kolonialtalents, an alle Stellen die von den Verhältnissen gewollten Typen von Beamten zu setzen.

Vom Hügel des Regierungspalastes aus bietet sich der schönste Ausblick auf das entzückende Rundbild von Entebbe. Kampala mit seinen Hügeln und Tälern und seiner erdrückenden Vegetation hat etwas Verwirrendes und Ernstes an sich. In Entebbe schwimmen die Reize der offenen Landschaft mit dem Zauber des größten Binnensees der Erde zu einem Bilde zusammen, aus dem freie Heiterkeit lacht. Das helle Grün der Wiesenflächen, auf denen ewige Lenze blühen, die feierlich-ernsten Farbentöne der Pisangpflanzungen, die violetten und blauen Blumen der Lianen, welche in den Gärten blühen, die schimmernden Gebäude und graubraunen Hütten in den Halden eingebetteter Silbergürtel von weißschimmernden Akazienhainen, der unabsehbare See, welcher, einem gleißenden Polypen gleich, seine vielgestaltigen Buchten ausstreckt, die buschigen Inseln, welche seine feuchte Brust schmücken, die sachten Uferlinien, welche seine Nähen begrenzen, und die blauen

Berge, welche wie schleichende Schatten seine Fernen umweben, ist es ein Bild, durch das die Freude so heiter und hell lacht, daß es selbst dann noch mit weichen Frühlingsklängen uns umweht, wenn, wie so oft, bei trübem Wetter Himmel und Erde Grau in Grau verschwimmen. Entebbe ist das Schönste, was ich in Afrika gesehen; früh und spät, im kühlen Strahl des Morgens, im Glanze der Mittagsonne und im Dufte des Abends, ist es jahraus jahrein ein verkörperter Frühling, ein tropisches Eden für Dichter, Maler und schönheitsliebende Seelen.

Was der Tropenfrühling diesseits und jenseits des Erdgleichers hervorzubringen vermag, ist im Botanischen Garten zur Schau gestellt. Kaffee, Kakao und Kautschuk, Farn- und Faserpflanzen, Mango- und Melonenbäume, Raphia- und Königspalmen, Tomaten und Granatäpfel, Kokosnüsse und Rahmfrüchte, Rindenkleiderbaum und Baumwolle, Ebenholz und Zuckerrohr, Weizen und Mais, Gemüse und Ziersträucher, bedecken diesen englischen Garten von großer Ausdehnung.

Im Botanischen Garten zu Entebbe. (A. Lobo, Entebbe.)

18. April. Abreise nach Buddu zum Besuche Bischof Streichers. Der Anlegeplatz der Schiffe ist verunziert durch hochragende Windschaufeln, welche sich im Landschaftsbild ausnehmen wie ein sinnstörendes Fragezeichen in einem schönen Satze. Gleich nach Mittag ging der Dampfer „Winifred“ (Winfried, unser Apostel Bonifazius) in den See hinaus. Das geräumige Schiff blitzte und funkelte vor Reinlichkeit ebenso wie seine Offiziere.

Eine ruhige Fahrt brachte uns in fünf Stunden nach den Sese-Inseln. Hier hatte einst die Seuche der Schlafkrankheit am schrecklichsten gewütet. Von den Bewohnern des Archipels starben binnen drei Jahren 10 000, so daß manche Inseln völlig menschenleer waren. Um den Rest von sicherem Untergange zu retten, blieb die Auswanderung das einzige Mittel. Die Regierung schritt zur Räumung des Seuchenherdes. Die angestammten Bananenhaine und Pflanzungen zu verlassen und anderswo Grundstücke urbar zu machen, war für die Leute ein schweres Opfer. Klagen und Jammern hallten über Inseln und See. „Warum läßt man uns nicht ruhig daheim sterben? Warum sollen wir in die Ferne wandern?“ Die wenigen Habseligkeiten auf dem Haupte schleppend, zogen sie

weinend ab. Menschenleer schwimmen die Inseln im weiten Wasserspiegel, verlassenen Schiffen gleich, von welchen Passagiere und Mannschaften geflohen. Traurig lagen deren dunkle Wälder und rotbraune Flächen da. Seevögel trauern an den verlassenen Stätten; sonst ist nirgends eine Spur von Leben.

Wir gingen im Hafen von Bukakata oder Butikaka an das sumpfige Ufer der Provinz Buddu. Der Sekretär des Bischofs mit zehn Sänftenträgern erwartete mich. Am Abend entstiegen zahlreiche Stechmücken der Sumpfniederung des Seeufers und verfolgen uns in die Baracke, in welcher wir übernachteten. Nur unter dem Fliegengarn konnten wir Schutz gegen sie finden.

Am Morgen machten wir uns frühe auf den Weg. Der Regen, welcher nachts gefallen war, hielt teilweise noch an. Eine Sänfte! Sie bestand aus einem hängenden Baldachin, dessen zwei Bambusstangen auf den Schultern von vier Männern ruhten. Es lag sich sehr bequem darin. Aber mich dauerten die Träger,

Dampfer „Winifred". (A. Lobo, Entebbe.)

welche, durch Regenlachen watend, unter meiner Last seufzten. Zum Glück gestattete ihre Anzahl einen öfteren Wechsel.

Nach drei Stunden begann der Aufstieg aus dem Flachland in die Hügel, wo wir bei der Katechismusstation Sungo hielten. Viele Leute waren versammelt und machten in ihrer einfachen Tracht aus Rindenstoff den Eindruck der Bescheidenheit.

Der Ortsvorsteher bewirtete uns und die Sänftenträger und erhielt dafür ein Geschenk. Er führte uns auch in seine Behausung, welche den Typus einer Wohnstätte von Uganda darstellte. Ein geräumiger Hof, von einem hohen Rohrzaun umschlossen, umgab die halbkugelige Wohnhütte aus Bambusrohr, mit dichtem Grasdache bedeckt. Die Wohnung von etwa 20 m Höhe und ebensoviel im Durchmesser besitzt zwar nicht den Schwung der Hütten der Schilluk und Dinka, übertrifft sie aber an Umfang, künstlicher Ausführung und praktischer Einrichtung. Durch einen breiten und hohen Eingang, über welchem sich ein dachartiger Vorsprung wölbt, gelangt man in das Innere, welches den Anblick einer

kleinen Säulenhalle gewährt. Ein Vorhang von Rindenstoff teilt den dunklen Raum in zwei Abteilungen. Die vordere dient als Wohn- und Empfangsstube sowie als Küche, die hintere als Schlafzimmer. Der Boden ist mit weichem Heu bestreut. Im Wohnraume hat alles seinen Platz, und viele Gegenstände sind nett und sauber mit Bananenblättern umhüllt. Heiligenbilder und Devotionalien an den Wänden und Vorhängen zeugen von der christlichen Gesinnung des Hausherrn und seiner Angehörigen. Die besondere Eigentümlichkeit dieser Behausung von Uganda ist die Abschließung des intimen Familienlebens durch dichte Vorhänge. Kein Besucher darf hinter dieselben sehen. Es war eine besondere Vergünstigung, daß der Hausherr uns gegenüber eine Ausnahme machte und uns einen kurzen Blick hinter dieselben gestattete. Da standen die Bettstätten, vom Boden aus aufgerichtet und mit Rindendecken und weichen Häuten verhüllt. Zierliche Ledersandalen befanden sich neben jeder Bettstelle. Das ganze Benehmen

Der Viktoria-Nyanza-See. (A. Lobo, Entebbe.)

der Leute dem Sekretär des Bischofs und mir gegenüber atmete freie und ungeschminkte Offenherzigkeit und Zutraulichkeit, gerade wie sich Kinder dem Vater gegenüber geben.

Von den freundlichen Abschiedsgrüßen aller Bewohner, jung und alt, begleitet, setzten wir den Weg fort. Es ging über Hügel und Hänge durch eine grünende, blumige Gegend. Mir taten immer die Träger leid, welche unter meiner Last seufzten. Aus ihren lebhaften Reden entnahm ich die beiden Worte Monsenyeri und uzitoa, welche so oft wiederkehrten, daß ich meinen Burschen, der mir zur Seite schritt, über deren Bedeutung fragte. Er verdolmetschte mir in arabischer Sprache, welche den Leuten unbekannt war, daß das eine „Monseigneur" und das andere „schwer" bedeute, und daß die armen Sänftenträger sich über mein Gewicht unterhielten, das ohne Vergleich größer sei, als das ihres Monseigneur. Des Weges kam ein kräftiger Eingeborener, und ohne weiteres ergriffen sie ihn. „Warum sollst du leichten Schrittes deine Wege ziehen, und wir sollen unter der Last schwitzen?", sagten sie und schoben ihn unter die Stange der Sänfte. Zwar

war er nicht willig, wie der Cyrenäer, aber er mußte sich fügen, da es so Landessitte ist. Er trug und schwitzte und seufzte und, so schien es mir, mehr als not tat, um desto eher von diesem Frondienst befreit zu werden. Nach etwa einer Stunde wurde er erhört und auf freien Fuß gesetzt.

Da kamen zwei Boten entgegen und brachten die ersten Grüße von Villa Maria. Noch ein kleiner Hügel, und die Missionsstation trat in Sicht. Grüßende Boten folgten sich und kehrten schleunig wieder zurück, um unsere Annäherung zu melden. Schon tönte der Klang der Trommel aus den Bananenhainen zu uns. Da stand einer der Weißen Väter mit einer Schar Knaben am Wege und brachte den ersten Gruß des Bischofs. Ich entstieg der Sänfte und zog in ihrer Begleitung weiter. Immer zahlreicher wurden die Entgegeneilenden, und nach Hunderten zählend, nahmen sie mich in die Mitte, sangen fromme Lieder und klatschten mit den Händen. Vorne in einem Dickicht von Bananen schimmerten weiße Gestalten aus dem Dunkel der Blätter. Da stand Bischof Streicher, Apostolischer Vikar von Nord-Nyanza, umgeben von allen Patres und einer großen Schar seiner Gläubigen. Nach herzlicher Begrüßung zogen wir unter dem Schall der Trommeln in Mitte einer mehrtausendköpfigen Schar zur Kirche und dann zum Missionshause. Außer diesem, der Wohnung des Bischofs und der Kirche liegt, alles von dichten Pflanzungen umschlossen, noch die Anstalt der Schwestern an diesem sonnenfrohen Hange. Der Bischof führte mich dahin und stellte mir die Schwestern, die Hunderte von Kindern beiderlei Geschlechtes, welche der Vorbereitung auf die Erstkommunion oblagen, und die eingeborenen Schwestern vor. Alles nahm meine größte Aufmerksamkeit in Anspruch, besonders aber die Jugend und die eingeborenen Schwestern. Die erstere hatte einen mehrmonatlichen Aufenthalt bei den Schwestern genommen und wurde im Lesen und Schreiben ihrer Sprache, in Haus- und Feldarbeiten und im Katechismus unterrichtet. Welch ein Himmelreich aus diesen unschuldsfrohen Kinderaugen leuchtete, als sie Proben ihres Erfolges im Unterrichte und im Singen frommer Lieder ablegen durften und die Zufriedenheit ihres Bischofes vernahmen! Die eingeborenen Schwestern, in ihrer dunkelblauen, bescheidenen Tracht, barfuß und ganz nach den Vorschriften ihres Bischofes und nach dessen eigenen, dem Lande angepaßten Regeln erzogen, mit ihrem Refektorium ohne Tisch und Stuhl, waren die ersten von Uganda. Die Christen waren nicht wenig stolz auf diese erste Blüte der Jungfräulichkeit, die aus ihrer Mitte aufgekeimt.

In den langen, vertrauten Gesprächen mit Bischof Streicher erfuhr ich aus erster Quelle recht bemerkenswerte Einzelheiten über Buddu und Uganda und das ganze Apostolische Vikariat. Villa Maria, das vor 15 Jahren vierzig Katholiken zählte, hatte deren nun 17 000. Die Provinz Buddu, wohin zur Zeit der Christenverfolgung die Katholiken von Uganda flüchteten, ist nun fast ganz katholisch und zählt 45 000 Gläubige. In Uganda wurden die Katholiken verfolgt, und eine Schar ließ das Leben für den Glauben. Und das Ergebnis von Verfolgung und Martyrium? Buddu bevölkert sich mit Katholiken, und Uganda bekehrt sich. Das Blut der Märtyrer ist der Same des Christentums!

20. April. An der hl. Kommunion während der hl. Messe beteiligten sich an zweihundert Gläubige, darunter eine bedeutende Anzahl von Frauen. In Rubaga war mir die große Anzahl der männlichen Kommunikanten aufgefallen.

Durch den Bananenhain ging es mit dem Bischof nach dem nahen Bukalasa mit dem großen und dem kleinen Seminar, die Zöglinge des ersteren in schwarzer, des anderen in weißer Tracht. Ich sah die liebliche Kapelle, die Schlafsäle mit Bettdecken aus Rindenstoffen, die Speisesäle, in welchen die großen Seminaristen am Tische und die kleinen am Boden essen, die Schulzimmer und den Exerzitiensaal. Unter den geistlichen Lehrern befand sich ein bekehrter Mohammedaner aus Aegypten, mit dem ich auf Arabisch verkehren konnte. Diese herrliche Sprache ist den Baganda unbekannt, zum Glücke, denn sie hat so oft den Islam im Gefolge. Mit den großen Seminaristen konnte ich mich Lateinisch unterhalten. Unter dem Erdgleicher ein Bayer in lateinischem Verkehr mit schwarzen Leviten, das spricht für sich selbst von der unsterblichen Bedeutung der Sprache, welche auch uns Deutschen die Lehre von der Erlösung vermittelt hat.

Ich sah auch die Druckerei unter der Leitung eines Bruders, unterstützt von eingeborenen Lehrlingen. Die Seele der Druckerei ist der Bischof. Man hatte mit einer Handpresse begonnen, welche aussah wie ein Waffeleisen. Dann folgte eine größere Druckpresse und schließlich eine Maschine mit Fußbetrieb. Die Ordnung, die Fibel jeder Druckerei, und die Rührigkeit und Verwendbarkeit eingeborener Kräfte erregten meine gespannte Aufmerksamkeit. Wie in der Prokur von Entebbe, machte ich auch hier meine Bestellungen: Sprachlehren, Rechenbücher, Gebetbücher, Katechismen, Lesebücher, Heiligenlegenden, alle aus der Druckerei hervorgegangen. Der Bischof machte mir seine vertraulichen Rundschreiben und die Beschlüsse seiner ersten Synode zum Geschenk. Ein Wörterbuch, Latein-Ruganda, war damals im Druck und eine Zeitschrift in Vorbereitung. Seither sind beide erschienen. Ich besitze das Wörterbuch von 632 Seiten zu je zwei Kolonnen und bin Abnehmer der Monatsschrift „Munno" (Dein Freund). Ein Volk im Herzen Afrikas, das Bücher und Zeitungen in seiner Sprache liest, hat deshalb allein schon ein Recht auf die Liebe und Anteilnahme jedes afrikanischen Missionärs.

Um 2 Uhr nachmittags Abschied von Bukalasa. Der weiße Esel Bischof Streichers trug mich über Hügel und Sümpfe. Allseitig strömten die Leute zur Begrüßung ihres Bischofs, der mir das Geleite gab, herbei.

Um 4½ Uhr Ankunft bei Alessi Boketo, dem eingeborenen Oberhaupt der Provinz Buddu. Feierlicher Empfang des Bischofs Streicher. Das weitläufige Gehöft mit zahlreichen Abteilungen, welche durch Mattenzäune getrennt sind, ertönte von Trommelschall und Saitenspiel. In der Schloßkapelle versammelten sich die Leute zu Gebet und Gesang. Die Herrschaftswohnung war ein Kleinod, aus gebrannten Ziegeln nett gebaut, mit geölten Türen und handfesten Schlössern. Es war neu errichtet worden für den bevorstehenden Besuch des Königs. Ein Zimmer mit anstoßenden Bedientenwohnungen war für ihn hergerichtet, mit weißgelben Stoffen ausgeschlagen und mit einem Bette besetzt, welches, 2 m hoch, bis fast an die Decke reichte. Je hochgestellter die Person, desto höher das Bett. Nur

mit Hilfe einer Leiter oder handfester Leibburschen konnte der König diesen Bettthron besteigen. Das Nebenzimmer enthielt ein einfaches Bettgestell, mit Ochsenhaut bedeckt, für den Kammerdiener oder ersten Minister. Das Zimmer des Hausherrn wies ein bedeutend niedrigeres Bett als das des Königs auf, während im Gemache nebenan der Kammerdiener auch auf einer Ochsenhaut schlief.

Bokeno bezieht einen Jahresgehalt von 5000 Mark. Er ist seit 18 Jahren mit der Schwester des zweiten Regenten Stanislaus verheiratet. Die hellfarbige, fromme Matrone ist kinderlos. Wiederholt wurde Bokeno eine andere Heirat vorgeschlagen. Er widerstand jeder Versuchung, bleibt seiner Gemahlin treu und empfängt fast täglich die hl. Kommunion.

Nicht weniger lebendig ist der Glaube im Volke. Dieses flutet dem Bischof in Kitowo entgegen. Beamte aus der nahen Provinzstadt Masaka, gläubiges Volk, und etwa dreihundert Firmlinge schreiten ihm singend und Palmzweige schwingend voran zur Kirche. Der Apostolische Vikar im vollen Ornat sprach zu dem Volke und segnete es. Mehr kann auch eine europäische Stadt nicht tun beim Einzug ihres Oberhirten. Die Mission, obwohl noch ganz neu, zählte bereits über 4000 Gläubige.

21. April. Strömender Regen verzögerte meine Abreise bis gegen 10 Uhr. Herzlicher Abschied von Bischof Streicher und seinen Missionären. Mein Esel, welcher von Rubaga nachgesandt worden war, hatte Mühe, auf der kotigen Straße voranzukommen. Bei einem freundlichen Katechisten namens Daudi, der mit Frau und Kindern sich die Bewirtung unserer Träger angelegen sein ließ, hielten wir kurze Rast. Wir sind an der Grenze der Provinz Buddu. Landschaftlich ist sie weniger schön, wie ein Schwamm von Wasser durchtränkt, welches sich in zahlreichen Rinnsalen, Wasserbächen und Sümpfen sammelt. Aber es ist ein katholisches Eden, dessen Bevölkerung eine bewunderungswürdige Glaubensinnigkeit zur Schau trägt. Nichts spricht mehr für die Tiefe ihres Glaubenslebens, als die Tatsache, daß es dem Bischof männliche und weibliche Berufe für den Ordensstand und das Priestertum liefert.

Erbaut und angeregt verließ ich das glückliche Ländchen und stieg in die weite Steppe Rwera hinab. Drei Stunden lang zogen wir über baumarme, wüstenähnliche Sandflächen mit sumpfartigen Unterbrechungen, bis wir gegen 10 Uhr abends die Niederlassung des Katechisten und Vorstehers Joanna erreichten. Die guten Leute, Männer, Frauen und Kinder, waren über unsere unerwartete Ankunft herzlich erfreut und wohnten am frühen Morgen der hl. Messe bei.

Auf dem sieben Stunden weiten Weg bis zur Mission Mitala Maria trafen wir zahlreiche Katechisten und Gläubige. In der Nähe der Mission erschienen Hunderte von Menschen und begleiteten uns händeklatschend und fromme Lieder singend den Hügel hinan zur Kirche. War das eine Begeisterung! Die Pfarrei zählte an 11 000 Gläubige. Am Vormittag hatten sechzig Katechumenen die hl. Taufe empfangen. Herrliche Gärten und Pflanzungen umgeben die Mission; doch das schönste ist die Christengemeinde. Gerne hätte ich dem Drängen der

Missionäre nachgegeben und das katholische Leben am Sonntag gesehen, aber meine Zeit drängte. Doch hatte ich am Morgen den Trost, den sechzig Neugetauften die erste hl. Kommunion und etwa 180 Gläubigen den Leib des Herren zu reichen.

Der strömende Regen zwang uns zu öfterem Unterstand bei guten Leuten. Ueberall fanden sich Katechistenstationen und Scharen von Katholiken. In der Mission Katende war wieder herzlicher Empfang. Die noch junge Mission zählte bereits 5000 Seelen.

24. April. Sonntag. Während der hl. Messe empfingen etwa zweihundert Gläubige die hl. Kommunion. Als wir unter Regen auf der lehmigen Straße weiterzogen, strömten die Gläubigen in Scharen zum Hauptgottesdienst nach der Mission. Es schien mir ein Sonntagsmorgen in meiner Heimat zu sein, wo die Leute in Sonntagskleidern und mit Gebetbuch und Rosenkranz der Pfarrkirche zueilen. Dieselbe Sonntagsstimmung fühlte ich hier in Afrika beim Anblick dieser glaubensfrohen Christenschar. Mehrere Stunden weit zogen sie unter strömendem Regen zum Gottesdienst. Von den Höhen und Bergen stieg es hernieder, und aus den Tälern wallte es herauf, und alles eilte zur Kirche.

Die Fruchtbarkeit und Wachstumsfülle der Gegend war überraschend und die Straße wiederholt wie durch Mauern von Wildnis gehauen. Riesige Baumstämme mit weißgrauer, glatter Rinde, ast- und blattlos bis zur schwindelnden Krone, ragten beiderseitig auf, schlank wie Marmorsäulen, so hoch, daß die Lianen sich nicht an sie hinanwagten und sich das Gebüsch des Unterholzes als Stützen erkiesen, und so dicht, daß sie finstere Tunnels bildeten, in die kein Sonnenstrahl einzudringen vermochte. Schmetterlinge von der Größe eines Kolibri in buntschillernder Gewandung gaukelten durch den herrlichen Raum.

Um die dritte Stunde des Nachmittags Ankunft in Entebbe.

25. April. Besuche beim stellvertretenden Gouverneur und bei anderen Behörden; überall freundliches Entgegenkommen. Für meinen Burschen besorgte ich mir ein ärztliches Zeugnis, daß er von Schlafkrankheit frei sei, um etwaige Schwierigkeiten seitens der Sanitätsbehörden von Britisch-Ostafrika und vom Sudan zu vermeiden. Um 2 Uhr Abreise nach Kampala. Der Obere, welcher mich begleitete, hatte ein Rikshaw für uns beide gemietet und durch einen Diener sein Zweirad zur Rückkehr mitführen lassen. Mein Bursche benützte den Esel. Der Führer und die vier Schieber unseres zwerghaften, japanischen Fuhrwerkes verkürzten sich und uns den Weg durch einstimmige Gesänge, in denen Kampala, Mere (Essen), Rubaga, Rikshaw, Entebbe, Matoke (Bananen) und Rupien (Geld) das gebührende Lob fanden. Im Abenddunkel erreichten wir Rubaga.

Meine Landreise war beendet und mein Esel entbehrlich. Ich verkaufte ihn, nachdem er mir vier Monate treu gedient, an einen indischen Großhändler um etwa denselben Preis, den er in Khartum gekostet hatte. Khartumer Esel stehen in Uganda in gutem Rufe.

26. April. Bei der hl. Messe Austeilung der hl. Kommunion an etwa dreihundert Gläubige. Auf den dringlichen Wunsch des Oberen von Rubaga erteilte ich die hl. Taufe an 31 Knaben und Mädchen. Nachdem ich ihnen die brennende

Kerze gereicht, hingen ihnen die Paten anstatt jedes anderen Geschenkes einen Rosenkranz, das Zeichen der Getauften, um den Hals. Später kamen sie herbei; unendliche Wonne strahlte aus ihren Augen, und immer wieder riefen sie mir zu: „Webale, weraba“ (Dank, adieu). Eine ähnliche Anzahl wird alle sechs Wochen getauft.

Daudi Dschua II., König von Uganda.
Geboren am 14. August 1897. In Staatstracht. (A. Lobo, Entebbe. Munno.)

Nachmittags machte ich in Begleitung des Oberen und Prokurators der Weißen Väter von Entebbe Abschiedsbesuche. Der erste galt dem Minister Stanislaus Mugwanya. Seine Wohnung am Fuße des Hügels Rubaga stellt ein vornehmes Herrschaftshaus dar. Hohe Mattenzäune umschließen das ganze weitläufige Anwesen. In der Mitte des Hofes steht das zweistöckige, rechteckige Wohnhaus mit kunstvoller Rohrverschalung. Durch eine Schreibstube, in welcher

zwei Beamte inmitten von Aktenstücken ihres Dienstes walten, gelangt man in das ebenerdige Empfangszimmer, dessen Einrichtung an eine altdeutsche Stube erinnert. Heiligenbilder und ein Gemälde des Königs von England schmücken die Wände. Eine bequeme Treppe führt in das obere Stockwerk. Wir betreten zuerst das große Empfangszimmer, das ein schönes Bild des Hl. Vaters ziert. Tische, Sessel und sonstige Möbel zeugen von einfachem, gutem Geschmacke. Hier tritt uns die Hausfrau Maria entgegen. In der landesüblichen Tracht der feinen Rindenkleidung stellt sie die hohe Matrone von Uganda vor, die freundlichen Züge verklärt vom Sonnenschein des Christentums. In reinlichem Geschirre wird Tee mit Zwieback aufgetragen. Der Minister und die Gemahlin nehmen mit uns diesen englischen Vespertrunk und würzen ihn durch ihr freundliches, offenherziges Wesen und ihre bescheidene Unterhaltung. Von den zahlreichen Kindern sind nur die zwei kleinsten zu Hause, und sie hüpfen herbei und nehmen von der Hand der Mutter freudestrahlend ihren Zwieback entgegen. Das schönste der Gemächer in diesem Stockwerk ist das Schlafzimmer mit seiner herrschaftlichen Ausstattung. Ueber den monumentalen Betten, mit feinem Rindenzeug und weichen Häuten bedeckt, hängt je ein hübsches Muttergottesbild mit einem großen Rosenkranze. Die Mitte des Gemaches nehmen zwei sauber gearbeitete Betschemel ein, auf denen je ein Gebetbuch und ein Rosenkranz bereit liegen. Da verrichten die Ehegatten ihre Andacht vor einem lieblichen Altärchen. An der Türe hängt ein zierlicher Weihwasserkessel. Das Erdgeschoß enthält noch eine Privatkapelle. Das Ganze machte den wohltuenden Eindruck eines ganz vorbildlichen Familienlebens. Zufriedenheit und echt frommer christlicher Sinn wehten in diesem Ministerpalast und verklärten das Antlitz seiner Bewohner.

Der zweite Besuch galt dem Kabaka Daudi Dschua. Die Residenz auf dem Hügel Mengo ist von einem Rohrzaun umgeben, an dessen Eingang eine doppelte Schildwache steht. Im ersten Hofe sitzen Eingeborene um die Versammlungshalle. Durch die Türe eines weiteren Rohrzaunes, welchen ein Diener öffnet, fahren wir in den zweiten und dann in den dritten Hof, wo wir den Rikschaw verlassen. Unter der Veranda des ebenerdigen, blechbedeckten Hauses steht schon der Hofmeister, ein englischer Professor, der uns freundlich entgegen kommt und meldet, daß der König uns erwarte. Dieser steht im Empfangszimmer bereit. Der etwa vierzehnjährige, schlanke Jüngling, von hellbrauner Farbe, länglichem Gesicht, angenehmen, feinen Zügen, leuchtendem Blick, der scheu ausweicht, ist mit weißem Kaftan und grauer Jacke bekleidet und trägt ein weißes Barrett auf dem Haupte. Der Hofmeister stellt ihn uns vor und sagt dem König, uns die Hand zu reichen. Wir nahmen dem König gegenüber Platz. Ich sprach ihm meine Freude aus, sein schönes Land gesehen zu haben, das mir doppelt gefiele, da ich aus dem Sudan gekommen, wo soviel Sand und Sedd zu finden sei. Der Professor erklärte ihm das letztere Wort. Der König sprach nichts, nickte nur und lächelte. Er richtete die hellen Augen oft auf den Professor, als ob er fragen wollte, was er sagen solle. Wir traten in die Bibliothek, wo der Professor den Studiengang seines Zöglings erklärte. Da waren zahlreiche englische Bücher,

ethnographischen und geschichtlichen Inhalts, und Modelle von Maschinen, Eisenbahn- und Straßenbahnzügen. Das Schulheft zeigte seine Fortschritte im Rechnen, Englisch und Ruganda. Auf Wunsch trugen wir uns in das aufliegende Fremdenbuch ein, dessen letzte Eintragung vom Februar datiert war. Man sah, daß der Hofmeister von der Verantwortlichkeit seiner Stellung durchdrungen war, und daß für die Erziehung des Königs alles geschieht. Das Volk hängt mit abgöttischer Verehrung an ihm. Das englische Protektorat und die Erziehung Daudis werden verhindern, daß sich unter des letzteren Regierung die blutigen Greuel seiner Vorfahren Suna, Mtesa und Mwanga wiederholen.

Der letzte Besuch galt Bischof Hanlon, Apostolischem Vikar des Ober-Nil, auf dem Hügel Nsambia. Der beste Teil seiner Mission liegt in Uganda, während in den außerhalb desselben gelegenen Gebieten die Missionsarbeit mit den Schwierigkeiten des übrigen Afrika zu kämpfen hat. Dies entnahm ich aus der interessanten Unterhaltung mit dem Bischof, welche leider abgebrochen werden mußte, um noch rechtzeitig das abfahrende Schiff am Viktoria Nyanza-See zu erreichen.

Es war dunkel, als wir im Hafen von Luzira anlangten. Hier verabschiedete ich mich vom Obern der Weißen Väter von Entebbe und schiffte mich auf dem Seedampfer „Clement Hill" ein.

22. April. Inseln, Vorgebirge und Buchten mit ihrem üppigen Wuchs bildeten herrliche Landschaftsbilder. Aber die Schlafkrankheit hat sie ihrer schönsten Reize, der Menschen, beraubt. Wie Schatten des Todes hängen die verlassenen Pflanzungen an den Hügeln. Mittags näherten wir uns der Bucht von Jinja. Seine malerische Lage erinnert an Entebbe, ist aber mehr geschlossen.

Wir benützten den Aufenthalt zu einem Besuche der in der Nähe gelegenen Missionsstation der Väter von Mill Hill. Auf einer ausgedehnten Fläche mitten im Walde lagen die einfachen Gebäulichkeiten der erst jungen Niederlassung. Der einzige Missionär, ein Engländer, berichtete uns, daß die eingeborenen Basoga weit schwerer zu bekehren seien als die Baganda. Die Leute machten auch den Eindruck einer bedrückten, sklavischen Rasse. Das beste waren die wenigen angesiedelten Baganda.

Jinja liegt an der sogenannten Quelle des Nil. Hier verengt sich der Viktoria-Nyanza-See zum Golfe, und an der Stelle, wo derselbe die Ripon-Fälle bildet, beginnt der Nil. Er beginnt hier eigentlich nur dem Namen nach. Seine wahre Quelle ist einer der südlicheren Zuflüsse des Viktoria-See, angeblich der Kagura in der deutschen Landschaft Ruanda. Die Ripon-Fälle bilden die Stelle, wo der Nil in solcher Ueberlegenheit auftritt, daß er unbestrittener Hauptfluß ist und bleibt. Die Stelle liegt etwa eine halbe Stunde vom Landungsplatze entfernt. Zehn Meter hohe Ufer umrahmen sie. Unten stürzt der Nil aus dem See hervor. Wir stiegen hinab und gingen auf einem Steindamm mitten in den Katarakt hinein. Auf der Südseite stauen sich die Wasser des Golfes, wogen in heftiger Strömung und kämpfen sich durch die vier großen Felsentore, natürliche Schleusen, durch welche sie über 6 Meter tief tosend

und schäumend in das Bett des Nil hinabstürzen. Fische springen aus dem Gischt auf und suchen die obere Stufe des Felsens zu erklimmen, und Taucher vögel baden in den Schaumwellen.

Als mächtiger Strom von ungefähr 600 Meter Breite bricht sich der Nil mit siegreicher Faust den Durchgang durch die Felsenmasse. Er ist ein Riese schon hier. Nicht wie andere Ströme als rieselndes Bächlein, sondern als brausender Strom tritt er seine weite Reise nach Alexandrien an. In der Sekunde 575 und täglich etwa 50 Millionen Kubikmeter beträgt die Wassermenge, mit welcher der größte Binnensee der alten Welt den merkwürdigsten aller Ströme speist. Wieviel Geschichte, welche Welt liegt zwischen Jinja und Alexandrien!

Trauer und Wehmut halten hier an der Geburtsstätte des Nil Wache. Die Hänge, welche sie umstehen, sind unbewohnt und ausgestorben; die Schlafkrankheit

Ripon-Fälle.

hat das Volk dahingerafft oder vertrieben. Um dem mörderischen Insekt den Halt zu nehmen, sind die Hügel entwaldet. Wie zur Leichentrauer geschorene Häupter stehen sie da, einsam und leer.

Gegen Abend lichtete der Clement Hill die Anker in der Richtung nach Südosten. Die Fahrt ging nach dem Seeufer von Britisch-Ostafrika. Zum letzten Male schweiften meine Blicke nach der Küste von Uganda. Wie ein Riesenteppich aus Gold und Purpur dehnt sich der weite See, auf dem der Abglanz des Strahlentodes der Sonne schimmert. Von Feuerrosen umwoben, wölben sich in duftiger Ferne die Hügel des unvergeßlichen Landes, aus dem ich kam. Unverwandt hing mein Auge an ihm, während mein Geist im Genusse der Eindrücke schwelgte, die es mir geboten. All das Gesehene und Gehörte wogte in mir durcheinander, und das afrikanische Paradies des Aequators mit seinen unvergleichlichen Hügelpanoramen von 3—4000 Fuß Seehöhe, seinem ewigen Regen und Sonnenschein, seinem lieblichen Klima und seinem dunklen Volke von selbständiger Kultur kam mir am schönsten vor, jetzt, da ich im Begriffe stand, von ihm Abschied zu nehmen.

Dieses Uganda und dieses Unyoro, das sich nördlich und südlich an den Erdgleicher hängt, ist etwas für sich, etwas Einziges. Ja einzig, denn verläßt man dieses Gebiet im Westen bei Butiaba und im Osten bei Jinja, so hat man wieder jenes Afrika vor sich, wie man es gewohnt ist. Dieses Hochland zwischen den beiden Seen ist mit ganz ausnahmsweisem irdischem und himmlischem Segen überstreut. Es ist eine Hochburg der Religiosität. In wenigen Jahrzehnten wurden über hunderttausend Bekehrungen erzielt, und andere hunderttausend Katechumenen harren der hl. Taufe; es gibt Pfarreien mit 10 000 Seelen und Missionsposten, welche mit 5000 Gläubigen beginnen, 6000 Kommunionen in einer Kirche am Osterfest, in allen Kirchen täglich Hunderte von Andachtskommunionen, über 1000 eingeborene Katechisten, jeder mit hundert und mehr Katechumenen, blühende kirchliche Kongregationen, ein Knaben- und ein Priesterseminar, und eingeborene Schwestern. In den zehn Jahren von 1900 bis 1910 haben sich Eifer und Bekehrungen derart gemehrt, daß die Zahl der jährlichen Kommunionen von 286 206 auf 1 767 778 und der Beichten von 294 432 auf 998 251 gestiegen ist. Jeder Gläubige kommuniziert im Durchschnitt 15mal jährlich. Zur Verehrung und zum Empfang der hl. Eucharistie gesellt sich die Andacht zur Muttergottes, und fast alle Gläubigen tragen ihr Skapulier oder ihre Medaille. Verehrung und Empfang der hl. Eucharistie und Andacht zur Gottesmutter haben wunderbare Ergebnisse erzielt. Von den kirchlich geschlossenen Ehen sollen etwa 90 Prozent Bestand haben. Die eheliche Keuschheit, der Priester- und Ordensberuf in einem Lande mit hundertjähriger Polygamie, das spricht mehr als Worte für die durch das Christentum geschaffene Umwandlung. Das ist eine Wiederholung der Wunder der ersten Kirche, das Martyrium nicht ausgeschlossen, denn soeben wurde in Rom der Seligsprechungsprozeß der schwarzen Blutzeugen Christi von Uganda vom Jahre 1885 eingeleitet, der ersten, welche die noch jugendliche Stirne der afrikanischen Kirche der Neuzeit mit der strahlenden Krone der Märtyrer schmücken werden. Es soll nicht gesagt sein, daß Uganda mit Unyoro ein Land von Heiligen sei. Aber dieses Volk, das mit Begeisterung nach Religion dürstet, Tag und Nacht betet und liest, ist etwas für Afrika ganz Außergewöhnliches und in der neueren Missionsgeschichte einzig Dastehendes. Das Triebwerk des Missionsapparates der Weißen Väter, soweit ich in denselben hineinschauen konnte, ist großartig. Aber das allein erklärt nicht die Erfolge. Das ist ein von den Nachbarn ganz verschiedenes Volk, und darin liegt die Erklärung des sonst rätselhaften Erfolges.

Was ist dieses Volk von Uganda, und woher kommt es?

Wenige Tagereisen im Norden von Hoima fließt der Viktoria- oder Somerset-Nil von Osten nach Westen. Der Nil, dieser wunderbarste aller Ströme der Erde, welcher in seinem Mittellauf Sümpfe mit ebenso trägen Bewohnern und Wüsten mit gleich armen Völkern durchströmt und in seinem Unterlauf das Reich einer vieltausendjährigen Kultur bewässert, scheidet hier in seinem Oberlaufe die konservativsten aller Afrikaner, die Nilneger, von den fortschrittlichsten aller Schwarzen, den Bantu von Unyoro und Uganda. Jene nackt, ernst, starr, schwer

zugänglich, diese in wallende Gewänder gehüllt, lebensfroh, beweglich und anschmiegsam. Das ist aber nicht ein unverfälschtes Negervolk. Als ich zum erstenmal unsere Baganda-Träger in Gondokoro zu Gesicht bekam, erinnerten sie mich unwillkürlich an die Abessinier. Auf diese oder auf die Galla und Somali deuten auch die Ueberlieferungen des Volkes hin.

In alten Zeiten bildete Unyoro mit Uganda, Uddu, Karague die Wohnsitze der Witschwezi, eines Negervolkes. Da kamen von Nordosten her Leute mit heller Haut über den Fluß, nämlich den Viktoria-Nil. Es scheint mir, daß diese Völkerbewegung mit derjenigen des Negervolkes der Fundsch

Männer und Frauen der Baganda. (Figuera, Mombasa)

zusammenfällt, welche in entgegengesetzter Richtung von Süden nach Norden vordringend, im Verein mit den von Norden vorrückenden Sudanarabern das christliche Alva am Blauen Nil zerstörten, im 15. bis 16. Jahrhundert. Ein merkwürdiges Spiel der Geschichte oder vielmehr der Vorsehung! Im Norden stürzt ein Negervolk das südlichste, christliche Reich und wirft es dem Islam in die Arme, hier zieht ein anderes Volk mit vielleicht christlicher Beimischung in das große Seengebiet und richtet im Herzen Afrikas ein Reich auf, aus dessen christlichen Neigungen das jetzige Uganda-Unyoro mit Blutzeugen und hunderttausend christlichen Bekennern hervorging. Die Eindringlinge nannten sich selbst

Wawitu, welchen Namen heute noch die herrschenden Geschlechter führen, das Volk aber hieß sie Wahuma, Leute des Nordens.

Von Unyoro aus, wo der Grundstock der Fremden sich niederließ, wurden in der Folge Uganda, Ankole, Toro, Karague, Usinga, und selbst die Watusi am Tanganyika-See unterworfen und mit Herrschern aus dem Geschlecht der Wawitu versehen. Das ganze, von diesen beherrschte Reich stand dem Namen nach unter der Oberhoheit Unyoros. Die Tatsache, daß das Herrschergeschlecht der Wawitu sich auf den König David zurückleitet, dessen Namen auch der gegenwärtige junge König von Uganda führt, deutet ebenso auf Abessinien hin, dessen Herrschergeschlecht sich auf Salomon zurückführt, als die äußere Erscheinung und die ganze Veranlagung der Wahuma. Dieses Hirten- und Bergvolk blieb auch in der neuen Heimat des bergigen Hochlandes an den großen Seen seiner Vorliebe für die Herden treu, während die Ureinwohner Landbauern waren und blieben, nahm teilweise Sitten der letzteren an und drängte diesen die seinigen auf. Wo eine Vermischung zwischen Eingewanderten und Ureinwohnern eintrat, entstand das Mischvolk der Bantu von einer Färbung, in welcher alle Stufen vom Hell bis zum Schwarz vertreten sind. Wo die Einwanderer sich rein erhielten, sind sie noch heute hellfarbig, ebenso wie die rein erhaltenen Ureinwohner noch jetzt dunkelschwarz sind. Unabhängig von der Hautfarbe ist allen diesen, ob Bantu, Wahuma oder Witschwezi das unverkennbare Erbteil Abessiniens eigen: monarchische Regierungsform, selbständige Kultur und Empfänglichkeit für Fortschritt sowie Bedürfnis nach Religion.

Abgesehen von mohammedanischen Staaten, hat kein heidnisches Volk in Afrika einen auch nur annähernd ähnlichen Stand von Kultur aufzuweisen, als derjenige war, welchen die ersten Europäer, Grant und Speke, im Jahre 1862 in Uganda vorfanden. Die große Macht der königlichen Gewalt, das verhältnismäßig gut entwickelte Verwaltungs- und Gerichtswesen, die gesellschaftliche Ordnung, die edle und schöne Kleidung von fein gegerbten Häuten und kunstvoll gearbeiteten Rindenstoffen, der hohe Stand der Handwerke, die höflichen Umgangsformen, das Handelstalent, ganz besonders aber das Streben, die eigene Lage zu verbessern sowie sich selbst auf eine höhere Stufe zu erheben, finden sich bei keinem afrikanischen Heidenvolke in diesem Maße. Dazu kommt die Begierde, Lesen und Schreiben zu lernen, und das Bedürfnis nach einer Religion. Dieses ist so groß und allgemein, daß die erstbeste Religion, welche einigermaßen sie über den Stand des Heidentums erhebt, ihre Neigungen erobert. Zum Glück erschien die christliche Religion noch im letzten Augenblick auf dem Plane. Zehn Jahre nachher wäre es möglicherweise zu spät gewesen, und das Volk hätte sich dem Islam in die Arme geworfen. Als erste kamen die anglikanischen Missionäre, und ihr Vorsprung von wenigen Jahren ist heute noch fühlbar, indem die meisten Häupter der anglikanischen Kirche angehören. Enthielte nicht die katholische Religion so viele Elemente, welche dem religionsbedürftigen Volke besonders zusagen, und welche es vergebens im Protestantismus sucht, so hätte sich unsere Religion kaum mehr zu jenen bewundernswerten Erfolgen emporgerungen, welche sie schon heute krönen.

Die natürliche, christliche Veranlagung dieses außerordentlichen Volkes deutet mehr als alles oben Gesagte auf Abessinien hin.

Wie der Boden Ugandas alles bisher in Afrika Gesehene an Lieblichkeit, Schönheit und Fruchtbarkeit überragt, so ist sein Volk ein so wohlvorbereitetes

Baganda-Frauen.

Missionsfeld, daß der darin gelegte Same hundert-, ja tausendfältige Frucht trägt. Das Volk hungert und dürstet nach Religion, und wo der Katholizismus ein solches Volk findet, da ist glänzender Erfolg ein natürliches Resultat. Es ist gar kein Vergleich möglich mit den Völkern des Sudan. Nicht umsonst hat die

Vorsehung dieses auserwählte Volk in das Herz Afrikas verlegt. Vom religionseifrigen Uganda aus wird der Strom der frommen Begeisterung sich über die Nachbarstämme ergießen, und gütige Lüfte werden den Segen Ugandas bis nach Khartum tragen. So hatte ich allen Grund, mit meiner Reise durch Uganda zufrieden zu sein. Ich fühlte mich verjüngt, neubelebt und neubeschwingt und eilte über Ostafrika nach Khartum zurück.

28. April. Am Morgen fuhren wir in den schönen Kavirondo-Golf mit hohen, bewaldeten Uferwänden und landeten in Port Florence bei Kisumu am Ostufer des Viktoria Nyanza. In der netten Kirche der Väter von Mill Hill las ich die hl. Messe. Die katholische Gemeinde besteht vorzugsweise aus Goanesen. Der Ort mit seinen über die Hügel zerstreuten, weißschimmernden, europäischen Häusern liegt hübsch. Auch die Aussicht auf die

Port Florence.

Bucht und den See ist recht schön. Aber es ist nicht mehr Uganda. Der steinreiche, mit kurzem Gras bestandene Boden ist ebenso verschieden wie das Volk. Unter den Eingewanderten ragen Indier und Goanesen hervor. Die eingeborene Bevölkerung besteht aus Kavirondo-Negern.

Um 10 Uhr setzte sich der Eisenbahnzug in Bewegung nach Mombasa. Die mit lichtem Baumwuchs bestandene, flache Ufergegend, welche wohl einst einen Teil des Sees bildete, ist zwar verschieden, aber das Volk ist das der Nilneger. Die ganze Erscheinung und besonders die fast gänzliche Nacktheit der Kavirondo erinnert an dieselben. Sie mögen Verwandte der Ascholi sein. Der nachlässige Bau ihrer Hütten mit zottigen Strohdächern läßt auf ihre Anspruchslosigkeit schließen.

Bei der Station Muhoroni beginnt eine merkbare Steigung, welche rasch zunimmt. Hügel und Berge treten heran. Boden, Pflanzenwuchs und die in den Stationen auftauchenden Gestalten sind neu. Neben halbnackten Schwarzen stehen solche in scheckige Kleidermassen gehüllt. Die Krümmungen der Bahnlinie

und die Viadukte, welche sie von Hügel zu Hügel führen, die wechselreiche Aussicht, welche sich bald hier, bald dort darbietet, nehmen die Aufmerksamkeit beständig in Anspruch. Bei Meile 525 befindet sich der einzige Tunnel der ganzen Linie.

Die Steigung erreicht bei Meile 460 die Mau-Abdachung in 2370 m Meereshöhe, der höchste Punkt der Bahnlinie. Von der Mau-Höhe, wo der Urwald in höchster Entwicklung steht, bietet sich eine weite Aussicht aus der Vogelschau über die nach Westen gegen den Viktoria-See hin liegenden Hügel, welche von den Lumbwa und den Nandi bewohnt werden. An den Stationen sieht man sie in ihren auffälligen Trachten stehen. Die Mode hat es hier vornehmlich auf das Ohr abgesehen, in deren Lappen künstliche Oeffnungen gemacht und Bambusrohrstücke oder ringförmige Metallscheiben gesteckt werden. Den Hals zieren Schnüre von Glasperlen und Eisenringen, und Arme und Fußgelenke schmale Metallringe in solcher Anzahl, daß sie einen förmlichen Panzer

Kavirondo-Gehöft.

bilden. Ueber diesen massenhaften Schmuck tragen die Frauen buntgestreifte oder scheckig punktierte Obergewänder aus Kattun. Diese eingeführten Stoffe von grellen Farben stechen gar sehr von der Nacktheit der Kavirondo ab, welche damit ganz vereinzelt bleiben, entsprechend ihrer körperlichen Verschiedenheit von allen Stämmen Britisch-Ostafrikas.

Es herrschte in diesen Höhen eine solche Kühle, daß mich noch fror, trotzdem ich zwei Flanelle, zwei Westen, Talar, Ueberzieher und Schal angezogen hatte. Vom Mau-Gipfel fällt die Bahn rasch gegen Nakuru ab. Von da führt der nächste Weg nach dem Baringo-See im Norden; und wir durchziehen das prächtige und fruchtbare Rift-Tal. Es ist ebenso wie Elmentita und Naivasha durch einen lieblichen See ausgezeichnet. Die ganze Gegend von den Hängen des Mau-Gebirges bis nach Naivasha ist durch Boden und Klima zum Betrieb der Landwirtschaft geeignet, welche von zahlreichen europäischen Einwanderern gepflegt wird.

In der Station Kijabe sah ich ein neues Volk, die Kikuyu. Sie bewohnen ein fruchtbares Hochland, in dem es auch europäische Ansiedler auszuhalten vermögen.

Beweis dafür sei, daß uns in der Station Limoru, 2095 m Seehöhe, große, frische Erdbeeren und Aepfel zum Kaufe angeboten wurden. In der nach ihnen benannten Station standen die Kikuyu in ihrem ganzen Staate da. Ihre erdbraune Farbe entstellen sie durch eine gelblichrote Schmiere aus Ocker. In ihrem schweren Schmucke aus Kupfer, Messing, Eisen und Glasperlen, welchen die Frauen mit schwarzen oder schneeweißen Stoffen und die Männer mit rotwollenen Decken oder togaähnlichen, gelbbraunschimmernden Gewändern verhüllen, machen sie einen halbwilden Eindruck. Der Ohrschmuck erreicht hier seine größte Ausbildung. Die Ohrlöcher werden mit kunstvoll geschnitzten Holzstücken, zierlich geformten Tonklumpen, ja selbst Büchsen von Fruchtkonserven derart geweitet, das die Ohrlappen oft tatsächlich bis auf die Schulter herunterhängen. Obwohl

Viadukt der Uganda-Bahn. (Figuera, Mombasa.)

einzelne hübsche Züge nicht zu verkennen sind, stellen sich die Kikuyu in ihrer kleinen oder höchstens mittelgroßen, verschmierten Gestalt nicht besonders einnehmend dar. Jedenfalls stehen sie körperlich weit hinter den strammen Erscheinungen der Dinka, Nuer und Schilluk zurück. Der ziegelrote Staub ihrer Erde strömte in solchen Massen beim Abteilfenster herein, daß ich selbst nahezu ihre rotgelbe Farbe annahm, und mein Notizheft so besudelt wurde, daß es kaum mehr zu entziffern war. Ihr Land ist aber das afrikanische Paradies für weiße Ansiedler, deren feste Wohnungen und Pflanzungen allenthalben sichtbar sind.

Am 30. April gegen Mittag fuhren wir in Nairobi ein, in 389 m Seehöhe. Auf der Station herrschte regstes Leben. Da fluteten in geschäftigem Treiben Indier, Kikuyu, Massai, Suaheli, Europäer, Boys und Agenten, Farmer und Engländer mit ihren Damen durcheinander. Die Zeit gestattete einen Abstecher in die Stadt. Schöne Straßen und Gärten, Villen und einzelne Stein-

häuser können neben den vielen Wellblechhäusern nicht recht zur Geltung kommen. Aber die ganze Anlage und das rege Leben des Ortes, welcher Sitz zahlreicher Zivil- und Militärbehörden und Mittelpunkt der Ansiedler ist, macht den Eindruck großen Fortschrittes. Es ist kaum zu zweifeln, daß da eine große Hauptstadt Britisch-Ostafrikas sich entwickelt. Wer Nairobi nach 50 Jahren sehen kann, wird eine der ersten Städte Afrikas schauen. Die Väter vom Hl. Geist besitzen dahier eine Niederlassung mit einer neuen, schönen Kirche und einer Schule aus Stein. Der Obere, ein freundlicher Deutscher, sagte mir, daß am Orte 600 Goanesen und eine Anzahl sonstiger fremder Katholiken sich befanden.

Kikuyu.

Der Bekehrung der Kikuyu dienten drei Stationen. In einer derselben, welche seit neun Jahren bestand, waren fünfzehn getauft worden. Unabhängigkeitssinn, Wohlstand und Tiefstand der Sittlichkeit erschweren ihre Bekehrung. Sie wollen frei sein, an Habe und Frauen hängen und von Gott wenig wissen. Dazu kommt das böse Beispiel der Europäer. Nur auf der Jugend beruht die Hoffnung. Das klingt so recht, wie man es in Afrika gewohnt ist. Natürlich geben deshalb die Patres ihre Arbeit nicht auf. Zähe Ausdauer wird hier wie sonstwo den Erfolg sichern.

In Nairobi bestieg ein Großhäuptling der Massai vom Rudolph-See mit Gefolge den Zug. Er trug außer sonstigem wildem Aufputz einen gewaltigen Hut aus schwarzen Straußenfedern, während sein Gefolge Büsche solcher Federn in den Haaren und rotwollene Decken trug. Diese Massai machen einen kriegerischen Eindruck. Nach ihrer Erscheinung an den Stationen zu urteilen, sind

sie in ihrem Schmucke und in ihrer kriegerischen Tracht ein kräftigerer Stamm als die Kikuyu.

Die nun folgenden Athia-River-Ebenen bilden ein einziges Wildrevier. Tausende von Gazellen verschiedener Arten, Antilopen, Elentieren, Zebras, Büffeln und Giraffen äsen nahe an der Bahn und bedecken die gelbliche Grasfläche bis an den Horizont. Dasselbe gilt von den folgenden Steinebenen und von der Kapiti-Ebene.

Gleich nach der Station Kivu bei Meile 267 tritt im Südosten der Kilima-Ndscharo in Sicht. Wie ein riesiges, schneeweißes Haupt erhebt er sich

Bahnhof von Nairobi.

aus der gewellten Ebene. Man unterscheidet klar den Beginn der Schneeregion. Bald ragt seine kolossale Schneemasse auf wie das Antlitz eines Greises mit durchfurchtem, blassem Antlitz, bald starrt er wie ein Riesensarkophag auf, den ein weißes Leichentuch bedeckt, dann erscheint er als Gletscherberg, den die Abendsonne bescheint, und dann wieder wie ein Bergriese mit weißer Schneehaube. Stundenlang bleibt er in Sicht und läßt sich in verschiedenen Stellungen beschauen. Immer aber ragt er als allbeherrschender, unbestrittener Riese auf. Kein Wunder, daß die stolzen Massai sich erzählen, ihre Vorfahren stammen von diesem „Gott" ab.

Hinter der Station Kakindu wohnen die Wakumba-Neger, heller als die Kikuyu und ohne Schmuck, einer der besten und brauchbarsten Stämme der ganzen Provinz.

Bei der Station Voi befindet sich die beste Verbindung mit dem Kilima-Ndscharogebiet. Eine fahrbare Straße führt nach Fareba, in dessen Nähe deutsche Ansiedler um den Kilima Ndscharo herum wohnen. Die Gegend ist dicht bevölkert von Wataita. Das Land besteht aus wüsten Steppen, bedeckt mit niedrigen Büschen. Es sind teils unkultivierte Dschungeln, teils baumarme Savannen.

Erst von Samburo ab tritt eine Veränderung ein und zwar zuerst in der Erscheinung der Bewohner. Hellere Farbe, weiße Kleider, Feze und weiße Mützchen tauchen auf als Zeichen des Islam. In Mazeras wohnen zahlreiche Suaheli, Araber und Indier, und schon schimmert hie und da die Fläche

Massai-Mädchen.

des Meeres durch die Büsche. Hier beginnt die prachtvollste Gegend des Küstengürtels mit üppigster Tropenvegetation. Da sieht man, was die afrikanische Sonne im Bunde mit Feuchtigkeit hervorzubringen vermag. Kokospalmen, Ananas, Mangobäume, Kautschuk, Baumwolle und Weizen gedeihen vorzüglich. Es ist ein fortgesetzter Garten bis nach Kilindini an der Meeresküste, von welcher eine Eisenbahnbrücke nach der 8 Kilometer langen und 5 Kilometer breiten Insel Mombasa führt.

Am Sonntag, 1. Mai, 9 Uhr früh Ankunft in Mombasa. Wir sind am Ende unserer Eisenbahnfahrt von 584 Meilen mit 40 Haltestellen. Diese Strecke legte bis zur Eröffnung der Bahn im Jahre 1901 die Karawane in ebenso vielen Monaten zurück, als man jetzt Tage braucht. Forscher haben Afrika entdeckt, die Eisenbahn erschließt es, und die Missionäre zivilisieren und bekehren es. Die

Stationsgebäude dieser Linie mit ihren Pfahlbauten, hübschen Gärten und schmucken Wachsoldaten machen einen angenehmen, reinlichen Eindruck, welchen nur die Wellblechwände und die aufgestapelten Holzhaufen stören. Die Zugführer, meistens indische Jünglinge, sind höflich. Die Speisestationen sind von großer Bequemlichkeit, stehen aber den Wagenrestaurationen der Sudan-Bahn nach. Landschaftlich steht diese Eisenbahnfahrt weit über dem, was die Sudanbahn zu bieten hat, und diese hinwieder trägt den unbestrittenen Preis davon, was Einrichtung und Bedienung des Zuges anbelangt.

In der Prokur der Weißen Väter in Mombasa, welche zur Beherbergung von Gästen eingerichtet ist, fand ich freundliche Aufnahme. Das praktische Haus

Massai-Frauen.

mit freundlichen Zimmern, Veranda und anstoßender, hübscher Kapelle befindet sich in schöner, ruhiger Lage. Die Seelsorge obliegt den Vätern vom Hl. Geist, zu deren Vikariat Zanzibar gehörig. Bischof Allgeyer war in Zanzibar abwesend. Von den etwa 30 000 Einwohnern sind rund 1000 Europäer und 400 Katholiken, meist Goanesen. In der freundlichen, einfachen Kirche fand ich eben die Gemeinde zur Segenandacht versammelt. Auch die Anglikaner besitzen da einen Bischof und eine Kathedrale. Die große Mehrzahl der Einwohner besteht aus mohammedanischen Suaheli, einer Mischrasse von eingewanderten Arabern und eingeborenen Negern. Neben den seltsamen Moscheen besteht auch ein Hindutempel. Im europäischen Viertel steht der mächtige Bau der altertümlichen portugiesischen Festung, welche nun als Gefängnis dient. Die sonstigen Häuser machen trotz ihrer weißen Tünche und Veranden einen düsteren, etwas

altmodischen Eindruck infolge des schwarzen Anstrichs ihrer Türen und Fenster. Außer auf dem Konsulate flattert die deutsche Fahne noch auf mehreren Handelshäusern. Auch die österreichische Flagge ist vertreten. Vorherrschend ist natürlich die englische Gesellschaft und Flagge, unter welcher sich alle Nationen wohl fühlen. Eine von jungen Suaheli geschobene Trollybahn durchzieht dieses Viertel. Im indischen Viertel mit seinen Winkelgäßchen glaubt man sich nach Suakin oder Dschedda versetzt. Da sind hochbeturbante Frauen und zottige Händler und Vertreter der Gewerbe. Im Suaheli-Viertel mit seinen strohbedeckten Lehmhütten fallen die wallenden Trachten der Araber und die scheckigen Kleider der Suahelifrauen auf. Die Umgebung mit ihren Affenbrot-, Mango- und Kokosbäumen ist prächtig und ein tropisches Pflanzenparadies. Aber der Ort selbst steht im Zeichen von Handel und Verkehr; Ein- und Ausfuhr und Umsatz beherrschen das Leben der Hafenstadt.

Mombasa mit dem Hafen Kilindini. (Figuera, Mombasa.)

3. Mai. Abfahrt nach Aden mit dem Schiffe „Purnea" der British India Steam Navigation Company. Vom Hafen Kilindini aus gesehen, stellt sich Mombasa schöner dar, als es im Inneren ist. Die üppigste tropische Vegetation umrahmt die Stadt. Wie eine mittelalterliche Zwingburg ragt der portugiesische, fensterlose Festungsbau auf, von dem die schäbige, rote Fahne des Sultans von Zanzibar weht. Das Meer brandet ohnmächtig gegen die Korallenwände, auf denen die Stadt fußt. Das Feuer des Leuchtturmes wetteifert mit der Abendröte. Die Nacht deckt das schimmernde Stadteiland zu, und die Purnea stampft schwankend aus dem Hafen nach Nordosten in die hohe See hinaus.

In den folgenden Tagen war kein Land zu sehen, bis am Sonntagmorgen, den 8. Mai, die sonnverbrannte Felsenmasse des wetterscheidenden Kap Guardafui sphinxähnlich seine riesigen Tatzen, wie zum Sprunge ins Meer bereit, ausstreckte. Wie die Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh, ist sie vom gelben Wüstensand halb vergraben. Die aufgehende Sonne verklärte den Felsenleib. Seit Jahrhunderten umzüngeln die Wellen diesen Felsen, manches Stück mögen

sie von ihm weggeleckt haben, und manches Fahrzeug mag seinen Warnungsruf „Hüte dich" überhört haben und bei Nacht und Nebel an ihm zerschellt worden sein! Heute ist Sonntag. In feiertäglicher Ruhe starren Felsen und Wüste, und das Meer spielt dazu auf seiner Wellenorgel.

Das Schiff wendete sich zuerst nach Nordosten und dann gerade nach Westen, wo an der afrikanischen Küste zwei Segelboote in der Nähe eines kleinen Dorfes von viereckigen Hütten sichtbar wurden. Es waren Somali-Fischer. Wie eine Luftspiegelung verschwand dieses idyllische Gemälde wieder aus unserem Gesichtskreis, und Wasser umgab uns von allen Seiten. Erst am folgenden Nachmittag traten im Osten wieder Bergzüge aus den Nebelfernen hervor, und immer klarer wurden

Aden mit dem Hafen. (Dinshaw Cawasjan & Co., Aden.)

die Umrisse, bis Felsenkämme und Festungswerke erkennbar wurden. Es war Aden. Als wir um die Landungsspitze herumfuhren, rollte Kanonendonner über die See. Zwei Geschütze spieen Feuerflammen. Es sah aus wie eine Schießübung. Die letzten Strahlen der Sonne brachen sich an den grauen Felsbergen, als der Anker rasselnd in die Tiefe sank. Wir waren in Aden, 1426 Meilen von Mombasa. Die Seefeste prangte im reichsten Flaggenschmuck. Wem zu Ehren? War politischer Festtag? Kähne steuerten heran. Ein Offizier zeigte stumm eine Drahtmeldung vor, daß am 9. Mai König Georg V. zum König von England und Kaiser von Indien ausgerufen worden sei. Ihm galten die Beflaggung und die 101 Kanonenschüsse. Und König Eduard VII.? Er war am 6. Mai gestorben. So hatte England während unserer Fahrt von Mombasa nach Aden seinen Monarchen gewechselt. Am nächsten Morgen stiegen die Flaggen aller Staaten wieder auf Halbmast zur Trauer für den toten König.

Die Purnea sollte nach Mombasa und Zanzibar zurückkehren. Ich mußte daher ein anderes Schiff zur Fahrt nach Port Sudan abwarten. Die Gesundheitsbehörde ordnete die Impfung meines Burschen an. Zu diesem Zwecke wurde er in das Spital von Aden gebracht, wohin ich ihn begleitete. Der indische Arzt nahm die Impfung mit einer Bohrnadel vor, welche zwar bequem zu handhaben, aber recht schmerzlich war. Alsdann las ich die hl. Messe in der Kirche an der Uferstraße, welche sowohl morgens, als abends bei der Maiandacht gut besucht war. Zu den 250 Katholiken, meist Goanesen und Malteser, kam noch die englische Garnison. Eine Knabenschule mit vierzig Zöglingen wurde von englischen Maristenbrüdern und eine Mädchenschule von Schwestern geleitet, welche auch das Spital versahen. Im Hofe der Mission bestand ein bescheidener Klub für katholische Soldaten. Eine zweite Kirche befindet sich im Soldatenlager im

Aden. (Dinshaw Cawasjan & Co., Aden.)

Krater. Dort weilte Bischof Clark, den ich besuchte. Anstoßend leiteten Schwestern eine Mädchenschule mit einem Asyl von siebzehn Mädchen, meist aus dem Somaliland. Im letzteren hatte die Mission seit 17 Jahren gewirkt und etwa hundert Bekehrungen erzielt. Nun hatte die englische Regierung die Auflassung der beiden bestehenden Stationen in Berbera und im Innern verfügt, und die Kapuziner suchten eben Aufnahme bei ihren Mitbrüdern in Harrar. Das waren die Leiden, welche mir Bischof Clark schilderte. Indessen ist er auf den Bischofssitz der Seyschellen versetzt worden, von woher er gekommen war.

Aden wurde schon in den ältesten Zeiten von seefahrenden Völkern angelaufen. Seit 1840 faßte England dort festen Fuß und besitzt in ihm sein östliches Gibraltar. Seine steilen Felsriffe bilden eine natürliche Seefestung; die natürliche Stärke und seine Lage an diesem Meerespunkt machen seine Bedeutung aus. Sonst hat es nichts Anziehendes. Die Araber, Somali, Suaheli, Indier und Perser in ihren verschiedenen Trachten verleihen dem Orte ein zwar buntes, aber bescheidenes Leben. Abgesehen von den Arabern und Beduinen, sind die Somali

die hervorragendsten Erscheinungen. Diese schönen, schlanken Gestalten mit den edlen und freien Zügen und den scharfen Blicken, mit den kleinen Händen und Füßen und mit so ausgeprägtem Unabhängigkeitssinn, Stolz und Kriegsmut, daß sie ganz in der Nähe der Kolonialmächte ihre ungebrochene Macht aufrechterhalten, sind die Aristokraten unter den Afrikanern. Leider scheinen ihre Neigung zu Raub- und Rachsucht und ihr mohammedanischer Fanatismus ihrer Bekehrung zum Christentum große Schwierigkeiten in den Weg zu legen.

Alte Zisternen in Aden. (Dinshaw Cawasjan & Co., Aden.)

Wenn schon die Stadt am Hafen mit ihren Bauten nicht einnimmt, so noch weniger das Lager der Kraterstadt mit ihren alten Wasserreservoirs. Schon der Zugang durch einen schauerlichen Engpaß von Felsen schreckt ab. Ein Blick hinein auf die niedrigen, flachbedachten Häuser im staubigen Pfuhle, von 400 Meter hohen Felszacken umschlossen, sagt uns genug. Noch mehr tun es schmutzige Weiber in fliegenden Kleidern, zottige Indier und Perser, staubige Gäule, unsaubere Kamele und gefräßige Geier, welche die ausgesetzten Leichen der Perser verzehren. Von den finsteren Felsenfirnen schauen die eingemeißelten Jahreszahlen herunter, in denen einzelne britische Garnisonen hier gelegen. Sie haben recht getan, wenn sie Aden „a den" (eine Höhle) nannten. Jemand meinte, die Hafenstadt mit ihrer heißfeuchten Luft und ihren Stechmücken sei ein Fegfeuer. Und ich

möchte sagen, diese Kraterstadt sei eher eine Hölle, als eine Höhle. Es heißt, in Aden sei das Eden gewesen. Wenn es wahr ist, so ist hier eine Veränderung vor sich gegangen wie in Sodoma am Toten Meere. Das ist Aden am Tage.

Wenn der Abend die Fittiche seines Dunkels über sie ausbreitet und versöhnend Stadt, Bergzacken, Himmel und Meer in ein Bild verschwimmen läßt, und wenn die Lichter Perlengewinde um die Hafenstadt ziehen und als flimmernde Edelsteine die trotzigen Felshänge erklettern, dann ist Aden schön. Diese Schönheit müßte zum Zauber werden, wenn der Mond die Felszacken des Kraters und die Lavarunzeln der Schroffen mit seinem Glaste kleidete. Aden bei elektrischer Beleuchtung und Mondlicht müßte ein köstliches Feenmärchen sein, aber, wohlgemerkt, von der Ferne gesehen; dort wohnen möchte ich nicht, weder bei Tage, noch bei Nacht.

11. Mai. Erst in drei Wochen war ein Schiff nach Port Sudan fällig. So entschloß ich mich zur Fahrt über Suez nach Port Sudan und schiffte mich um 12 Uhr nachts auf der „Caledonia" der Peninsular and Oriental Steam Navigation Company ein. Die „Caledonia" ging von Bombay nach Marseilles und London. Der Indienfahrer war ein Dreidecker-Koloß. Er pustete und leuchtete wie ein Drache. Es bedurfte geraumer Zeit, bis wir mit dem Gepäck durch das Menschengewirr an Bord hinaufklettern konnten.

Um 3 Uhr morgens rasselte der Anker in die Höhe. Der Schlaf in der glühendheißen Kabine war unmöglich. Um 9 Uhr verschwand die asiatische Küste, und nur Himmel und Wasser blieben zu sehen. Bei 16 Seemeilen in der Stunde ging es durch das Rote Meer rasch nach Norden. Die dreihundert Reisende kamen vornehmlich aus Ostindien. Indische Prinzen in bürgerlicher Tracht, indische Prinzessinnen in fliegender Seide und funkelnden Edelsteinen, englische Offiziere und Beamte, Kauf- und Finanzleute, Scharen von Dienern und ganze Kinderstuben mit Wägelchen, Wiegen, Spielzeug und Wärterinnen spazierten da auf und ab. Der wohlerzogene Engländer war unter hundert zu erkennen an seiner Ruhe und Vornehmheit. Lektüre und Pfeife waren seine steten Begleiter. Der indische Große bestrebte sich, es ihm nachzumachen. Aber er fällt zu bald aus der Rolle. Wenn nicht seine rotbraune Hautfarbe, seine plumpen Manieren würden ihn verraten haben. Er bleibt Indier auch in europäischer Kleidung. Kleine Prinzen und Prinzessinnen wurden von Frauen aus Goa bedient. Diese, wie alle Goanesen, waren katholisch und kamen zu meiner Begrüßung herbei. Ihre Pflegebefohlenen gaben ihnen viel zu tun. Den ganzen Tag waren sie beschäftigt, sie zu fahren, zu schaukeln, ihnen zu fächeln und alle ihre Launen zu bedienen. Eltern und Geschwister unterstützten sie darin. Besser wäre es, sie, die einst befehlen werden, an Gehorsam und Entsagung zu gewöhnen. Wieviel Krankheit und Schmerz mochte in diesen rauschenden Kleidern über das Meer ziehen. Wieviel geheimes Leid und Wehe mochte unter dieser Pracht verborgen sein!

15. Mai. Pfingstsonntag. Die hl. Messe feierte ich wie täglich in der Kabine. Um 10 Uhr sank der Anker im Hafen von Suez, 1170 Meilen von Aden entfernt. Der Quarantäne-Arzt mit Frau erschien an Bord. Alle Reisenden

wurden mit Namen aufgerufen und hatten an der Frau Doktor vorbeizugehen, welche jeden Einzelnen scharf beobachtete. Ich war der einzige, welcher das Schiff verließ, und erhielt ein Schriftstück des Inhaltes, daß ich von der „Caledonia", welche vom verseuchten Hafen Bombay komme, in Aegypten landen dürfe nach Infektion der gebrauchten Wäsche. Es dauerte etwa zwei Stunden, bis die ganze Wäsche desinfiziert war, und wir gegen Erlegung von 3 Mark entlassen wurden.

In Suez fand ich Unterkunft im Hospiz der Franziskaner, im selben Zimmer, in welchem ich schon im Jahre 1883 auf meiner ersten Reise nach Khartum gewohnt hatte.

Die Stadt zählt etwa 1000 Katholiken, darunter eine große Anzahl Malteser. Die Schwestern vom guten Hirten halten seit Jahren ein Spital und eine Töchterschule. Auch in Port Taufik am Hafen befinden sich ein hübsches Kirchlein, eine Knabenschule der Schulbrüder und eine Mädchenschule der Schwestern.

Suez verdankt seine Entstehung seiner Lage am nördlichen Ende des Golfes. Seit der Eröffnung des Kanales haben Verkehr und Bevölkerungsziffer wieder abgenommen, aber immerhin drängt sich in der verhältnismäßig kleinen Stadt noch jetzt ein buntes Gemisch von Völkern zusammen. Die Flaggen der zahlreichen Konsulate und Schiffahrtsgesellschaften bringen die Bedeutung dieser Weltstadt im Kleinen zum Ausdruck, und im Verkehrsmittelpunkt herrscht reges Leben wie in einem Bienenkorb. Im Süden zieht sich die kahle Bergkette Ataka durch die trostlose Sandwüste zum Golfe hin. Im Osten läuft der mächtige Damm zum Landungsplatze, der, gleich einer aus dem Meere aufgetauchten Insel, die kleine Beamtenstadt Taufikieh mit ihren hübschen Wohnungen und Villen, reinlichen Straßen und Gärten, trägt. Im Nordosten schlängelt der Kanal durch die Wüste. Dieses Riesenwerk, welches das ferne Morgenland so nahe an das Abendland herangerückt hat, ist ein herrliches Denkmal menschlichen Schaffensgeistes. Der Suezkanal ist 160 km lang, 8 m tief, und 60 m an der Oberfläche und 22 m an der Fahrsohle breit.

18. Mai. Abfahrt 5 Uhr nachmittags mit dem Dampfer „Tantah" der Khedival Mail-Linie nach Port Sudan. Nach Sonnenuntergang begrenzt ein dichter Nebelkranz den Horizont. Die Sterne, voran der leuchtende Sirius, streuen ihr karges Licht auf die dunstige Wasserfläche; am Schiffsbug sprühen die Funken der Salzflut auf, wälzen sich wie eine glänzende Sternensaat auf der rauschenden Welle dem Schiffe entlang und erlöschen in den schäumenden Furchen. Ein zeitweiliges farbiges Licht kündet das Nahen eines Schiffes. Menschen und Waren, Leiden und Freuden ziehen auf der Wasserwüste zwischen zwei Weltteilen von Norden und Süden, alles im ewigen Wechsel begriffen, nur Er, der über den funkelnden Sternen thront, ist der Unveränderliche.

Das ausschließliche Gespräch der wenigen Reisenden an Bord bildete ein Komet, welcher in der folgenden Nacht mit der Erde zusammenstoßen und das Ende der Welt herbeiführen sollte. Das Gerede war so ernst gemeint, daß einige der Leute sich vor dem Ereignisse fürchteten. Der Morgen graute, und sie

freuten sich, noch am Leben zu sein. Auch die gewaltigen Bergmassen des Sinaigebirges waren noch sichtbar, und ihre letzten Umrisse verschwanden in dem wehenden Dunste der Morgennebel. Während ein Indienfahrer mit Windeseile an uns vorbeifährt, kriecht unser kleines Schifflein langsam nach Süden. Im Westen taucht öfter Land auf, so die Inseln der „Brüder" und des „hl. Johannes". Die Schraube des Dampfers wirbelt die Wasser des Roten Meeres auf, welche smaragdgrünlich, von weißem Gischt umsäumt, schimmern und in einem langen, hellen Streifen auslaufen. Muntere Delphine und fliegende Fische verfolgen uns, bis sie ermüdet den Wettlauf einstellen.

Am 21. Mai war der Kapitän mit astronomischen Berechnungen beschäftigt. Er arbeitete den ganzen Morgen, bis er seiner Sache sicher war. Um 3 Uhr nachmittags trat der eiserne Leuchtturm nördlich von Port Sudan in Sicht, 704 Meilen von Suez entfernt. Zwei Stunden nachher ankerten wir im Hafen, wo unsere Mitbrüder der Missionsstation uns begrüßten. Der Bau des Hafens war dem Ende nahe, und der Großteil der katholischen Arbeiter an andere Gestade verzogen. Die Missionäre hatten nur meine Rückkehr abgewartet, um die ständige Niederlassung in einen Posten der Wanderseelsorge zu verwandeln.

Schon um 8 Uhr abends rollte der Eisenbahnzug aus dem Bahnhof, und um 1 Uhr nachts stand er in Summit, der höchsten Station des Gebirgszuges.

22. Mai. Auf der Fahrt durch die unbewohnten, kahlen Berge und Steppen nach Khartum bemerkte mein Bursche: „In diesem Lande wohnt ja nur der Kommandant (Beamte) von Port Sudan und hat keine Leute." Auf der Fahrt hinter Atbara schaute er in die ausgedehnte, regenlechzende Gegend hinaus, rieb sich den Staub aus den brennenden Augen und meinte: „In diesem Lande gibt es nur Sonne, aber keinen Regen, da verhungern die Leute." Das waren die ersten Eindrücke, die ein Sohn aus dem Lande des ewigen Frühlings am Aequator vom Sudan erhielt. Er urteilte richtig. Vom Wasser hängt die Zukunft des Sudan ab. Das Wasser aber kommt aus Abessinien und Uganda. Merkwürdig genug, zwei christliche Reiche tränken diese durstigen Sandsteppen des Islam. Mögen sie auch das Reich der Kirche im Sudan bewässern!

Um 9 Uhr abends fuhr ich in die Station Khartum ein, nach fünfmonatlicher Abwesenheit.

Der Sudan und die katholische Mission von Zentralafrika.

Der Besuch des englischen Königspaars im Sudan. — Der Sudan von heute. — Khartum, die Hauptstadt des Sudan. — Fortschritt im Sudan. — Gegenwärtiger Stand des Apostolischen Vikariats von Sudan oder Zentralafrika.

Die bisher geschilderten Reisen hatten vorzugsweise der Auffindung von geeigneten Plätzen zur Gründung von Missionsstationen gedient. Außer diesen hatte ich im Laufe der Jahre zahlreiche Reisen zum Zwecke der Visitation der Stationen zu unternehmen. Durchschnittlich besuchte ich alljährlich jede der bestehenden Stationen. Diese Reisen führten mich auf bereits bekannten Wegen in schon geschilderte Gebiete und dienten ausschließlich der Förderung der Missionstätigkeit. Ich übergehe die Reisen selbst und fasse die Ergebnisse der Missionsarbeiten in einem Schlußwort zusammen. Nur der letzten meiner Reisen, nach Port Sudan, welche mehr der Vertretung der Mission als dieser selbst galt, sei im folgenden noch gedacht.

Es war anläßlich des Besuches des Sudan von seiten des von der indischen Kaiserkrönung zurückkehrenden englischen Königspaares Georg V. und Mary. Unter den Geladenen der Regierung des Sudan befand auch ich mich.

Wiederholt hatten Mitglieder der englischen Königsfamilie den Sudan besucht. Aber im Januar 1912 war es das erste Mal, daß das englische Königspaar erschien. Der Empfang konnte zwar nicht die Prachtentfaltung von Bombay, Delhi und Kalkutta aufweisen, aber er war ebenso wie der Besuch selbst ein Ereignis für das Land.

Schon lange vorher wurden die eingehendsten Vorbereitungen zum feierlichen Empfang getroffen. Nildampfer und Eisenbahn hatten die Häuptlinge und Vertreter fast aller Stämme des Sudan nach Khartum und Omdurman und von dort nach Sinkat gebracht. Viele dieser Eingeborenen sahen die Hauptstadt zum erstenmal und konnten sich nicht fassen vor Staunen über die gewaltige Nilbrücke, das elektrische Licht und die Wasserleitung.

Einige Tage vorher begab sich mittels Sonderzuges der Generalgouverneur Sir Reginald Wingate mit seinem Stabe über Atbara, wo sich Lord Kitchener, nunmehr Britischer Agent und Generalkonsul in Aegypten, anschloß, nach Port Sudan.

Als unser Zug am Abend des 16. Januar in Port Sudan anlangte, war der Himmel ganz mit finsteren Gewitterwolken bedeckt, und der bereits beginnende Regen schien die Feier des kommenden Tages vereiteln zu wollen. Doch war der Morgen schön, wenn auch einige Regentropfen die Versammelten nach der ersten Begrüßung schnell wieder in die Züge trieb.

Am Kai, wo die königliche Jacht „Medina" Anker werfen sollte, war unter einem prachtvollen, tempelartigen Aufbau der Thron errichtet. Zur Linken und Rechten erhoben sich Tribünen. Die eine war für die hohen Regierungsbeamten, die andere für die Höchsten unter den eingeborenen Häuptlingen und Großen bestimmt. Thron und Tribünen waren mit purpurroten Teppichen belegt und von wehen-

König Georg V. von Großbritannien in Sinkat.

den Fahnen umgeben. Die übrigen vornehmen Gäste fanden auf amphitheatralisch aufgebauten Sitzen Platz, welche dem Thron und den Tribünen im Halbkreise vorgelagert waren. Dem Throne gegenüber prangte über den Sitzen eine vergoldete Krone. Im Innern dieses also eingeschlossenen Platzes waren die Ehrentruppen und die Musikkapellen aufgestellt.

Um 7½ Uhr morgens am 17. Januar fuhr die königliche Jacht in den Hafen ein. Die Batterie feuerte die 21 Salutschüsse ab, auf welche die „Medina" erwiderte. Als um 7¾ Uhr das Schiff festgelegt war, begaben sich Lord Kitchener, der Adjutant und Abgesandte des Khediven von Aegypten, Ramzi Pascha Taher, der Generalgouverneur des Sudan mit Gemahlin und einige der höchsten Sudanbeamten an Bord des Königsschiffes, um die Majestäten zu begrüßen und an Land zu geleiten. Die nun einsetzende Musikkapelle und die erneuten 21 Kanonenschüsse verkündeten der zahlreichen Versammlung, daß König Georg V. und Königin Mary von England sudanesischen Boden betreten und auf dem Throne Platz genommen hatten.

Nach Besichtigung der Ehrentruppe richtete der Generalgouverneur eine herzliche Willkommadresse an die Majestäten, auf welche der König antwortete. Beide Ansprachen wurden der Versammlung vom Sekretär des Generalgouverneurs in arabischer Sprache wiederholt. Dann wurden dem König die einheimischen Großen vorgestellt, worauf das Königspaar mit Gefolge auf die Jacht zurückkehrte.

Punkt 9 Uhr verließ unser Zug Port Sudan und brachte uns in vierstündiger Fahrt nach Sinkat. Die Station war prachtvoll dekoriert. Der königliche Zug fuhr bald nachher ein und hielt ganz nahe bei dem aufgestellten Zelte aus blauem Filzstoff, das sich auf erhöhtem, rotbedecktem Sockel befand. Als Festplatz eignete sich das ausgedehnte Tal von Sinkat vorzüglich. Vor dem Zelte standen in Reih' und Glied englische und ägyptische Infanterie und Kavallerie, englische und ägyptische Kamelreiter, eine Land- und eine Gebirgsbatterie. Die letztere feuerte bei der Einfahrt des Hofzuges die Salutschüsse ab, während die Musikkapelle des Negerregiments die englische Nationalhymne spielte. In einiger Entfernung harrten Araber mit Pferden, Beduinen mit Kamelen und Abordnungen verschiedener Negerstämme.

Zuerst erschienen die Vertreter von nicht weniger als 20 Araberstämmen des nördlichen Sudan auf ihren kleinen, sehnigen und flinken Pferden mit reicher Sattelung und schönem Kopfzeug. Im Trabe ritten sie heran, um dann plötzlich unter lautem Geschrei und Peitschenknallen im Galopp vorbeizustürmen. So fest und sicher saßen sie im Sattel, daß sich eher die fliegenden Kleider lösten, als daß sie das Gleichgewicht verloren hätten. Ebenso behende und sattelfest waren die Nomaden, welche nach den ersteren auf ihren Kamelen vorbeigaloppierten.

Eine Gruppe von bizarrer Wildheit bildeten Dinka- und Schillukneger, fast durchwegs hohe, schlanke Gestalten im vollsten Kriegsschmuck. Hals, Arme und Beine waren mit Perlenschnüren, Arm- und Fußspangen aus Messing und Elfenbein massenhaft beladen, der festliche Kopfputz war mit wehenden Federn geschmückt, und vielfarbige Bemalungen an Gesicht und Körper hoben ihre pechschwarze Erscheinung noch mehr hervor. Geführt vom Häuptling in wallendem, feuerrotem Mantel, zogen sie mit ihren blitzenden Speeren, deren Schäfte mit Straußenfedern verziert waren, unter stoßweisem Gesange und dumpfem Getute eines Hornes heran und führten einen Kriegstanz auf. In heulendem und wogendem Wirrwarr bewegten sie sich in rhythmischen Schritten vorwärts, stießen die langen Lanzen nach vorn und fingierten die Abwehr eines eingebildeten Feindes.

Diesem Kriegsspiele des schwarzen Sumpfvolkes folgten die Vertreter der Steppen- und Wüstenbewohner, welche auf ihren kleinen, runden Schilden faustgroße Steine herbeischafften, sich gegenseitig damit bewarfen und mit den Schilden in erstaunlich geschickter Weise gegen den Wurf schützten. Dieselbe Behendigkeit trugen die Schwertfechter der Beduinen zur Schau, welche springend und tanzend die Schwerter mit einer Kunst handhabten, daß es einem vor den Augen schwindelte.

Was der Sudan an englischen, ägyptischen und Negertruppen, an Negerstämmen und braunen Nomaden aufzuweisen hat, zog da in rascher und wechselreicher Aufeinanderfolge am staunenden Zuschauer vorbei.

Im Zelte wurden wir Geladene einzeln vom Generalgouverneur dem Königspaar vorgestellt und sahen dann von dort den Spielen und Tänzen zu, welche die verschiedenen Nomaden- und Negerstämme vorführten.

Nach Besichtigung des nahen Schlachtfeldes aus der Mahdizeit verließ das Königspaar Sinkat, um nach Port Sudan zurückzukehren und mit der „Medina" nach Suez weiterzufahren. Auch unser Zug wurde herangefahren, und bald befanden wir uns wieder auf der Fahrt nach Khartum.

Für die Bevölkerung des Sudan war der Besuch des englischen Herrscherpaares ein Ereignis, das seinen wohltätigen Einfluß auf die Entwicklung und Kultivierung von Land und Volk unter britischer Verwaltung nicht verfehlen wird.

Im Anschluß an das Gesagte gebe ich nun eine kurze Darstellung des jetzigen Standes des Sudan als des Hintergrundes, von dem sich unsere Missionstätigkeit abhebt, und dann einen Ueberblick über die Lage der Mission selbst, deren Aufbau und Förderung die geschilderten Reisen gedient haben. —

Das von den anglo-ägyptischen Truppen im Jahre 1898 wiedereroberte Land heißt amtlich der anglo-ägyptische Sudan. Er besitzt seine eigene Regierung, deren Organe aus Engländern und Aegyptern bestehen. Der Generalgouverneur mit sehr ausgedehnten Vollmachten ist ein auf Vorschlag des Königs von Großbritannien vom Vizekönig von Aegypten ernannter Engländer, gegenwärtig Sir Reginald Wingate, welcher oberster Verwaltungsbeamter und Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee sowie der britischen Garnison zugleich ist. Die anderen hohen Regierungsstellen der Militär-, Zivil-, Finanz-, Justiz-, Unterrichts-, Eisenbahn-, Marine-, Landwirtschafts- und Forstabteilung, welche unseren Ministerien entsprechen würden, sind ebenfalls mit Engländern besetzt, ebenso auch die Stellen der Gouverneure und Inspektoren der Provinzen. Abgesehen von den ägyptischen Offiziersstellen bis zum Range des Hauptmanns oder Majors, haben die Aegypter nur subalterne Aemter inne. Wie der Sudan durch militärische Macht wiedererobert wurde, so ist seine Regierung bislang eine überwiegend militärische, und erst in den letzten Jahren werden langsam Zivilbeamte eingeführt.

In der besagten Zusammensetzung der Regierung sowie in der anglo-ägyptischen Doppelflagge kommt das Condominium Englands und Aegyptens im Sudan zum Ausdruck. Es liegt in der Natur der Sache und ist zum Heile des Landes, daß der britische Einfluß der weitaus überwiegende ist. Ihm sind auch die bisherigen Erfolge zuzuschreiben, wie in ihm wiederum die Garantie für eine weitere günstige Entwicklung liegt.

Mein Beruf brachte mich in häufige Berührung mit den Engländern. Ich hatte allerdings zumeist nur mit solchen von Offiziersrang oder mit Gentlemen zu tun und will mir kein Urteil über den Engländer der mittleren und unteren Stände anmaßen. Was ich aber in den erstgenannten Kreisen wahrgenommen habe, möge hier Erwähnung finden.

Gleich bei der ersten Begegnung mit dem Engländer hat man das Gefühl, es nicht mit einem Fremden, sondern mit einem Verwandten zu tun zu haben, mit

einem Vetter von verwandter Rasse. Ebenso springen Vornehmheit, Gemessenheit, Mäßigung und Würde im Reden, gutes Gebaren und Taktgefühl bald in die Augen. Es ist nichts Gesuchtes dabei, sondern die Höflichkeit gibt sich schlicht und erscheint als Ergebnis nicht momentaner Anstrengung, sondern einer guten Erziehung. Man hält auf Ordnung und Reinlichkeit, urteilt aber weniger nach dem Aeußern als nach dem Charakter und dem unbewußten Sichgeben. Man ist vornehm volkstümlich mit allen, weder zu vertraulich, noch grob nach unten oder kriecherisch nach oben. Man spricht nicht viel, tut mehr als man spricht und verspricht nichts, was man nicht halten kann. Ein unvermitteltes, aufdringliches Entgegenkommen gilt als unhöflich, und man ist Unbekannten gegenüber anfangs zurückhaltend; ist jemand bekannt, empfohlen oder eingeführt, und spricht er noch dazu Englisch, so begegnet er vornehm schlichter Herzlichkeit.

Der gebildete Engländer ist überall derselbe, allein oder mit anderen, zu Hause oder auf Reisen, und beansprucht nach Möglichkeit überall dieselbe Lebensführung. Im Dienste stramm und fleißig, ohne übertriebenen militärischen und bureaukratischen Zwang, huldigt er sonst der Ungezwungenheit. Ein tägliches Bedürfnis ist ihm das Sportspiel, welches so, wie es von ihm betrieben wird, von erzieherischem Werte ist. Wie in der Hauptstadt der Klub, so dient in den Provinzen die Meß den gesellschaftlichen Begegnungen und der geistigen Anregung. Denselben Zweck verfolgen die gegenseitigen Einladungen zu den At Homes, Gartenpartien, zum Tee. Dabei ist die Abfütterung so wenig beabsichtigt, daß man sich des Büffets nur im Vorübergehen bedient, und der Zweck, sich zu treffen, Bekanntschaften zu machen und zu pflegen, oder Anregendes zu hören, in den Vordergrund tritt. Selbst bei den häufigen Einladungen zum Essen bildet die Unterhaltung die Hauptsache.

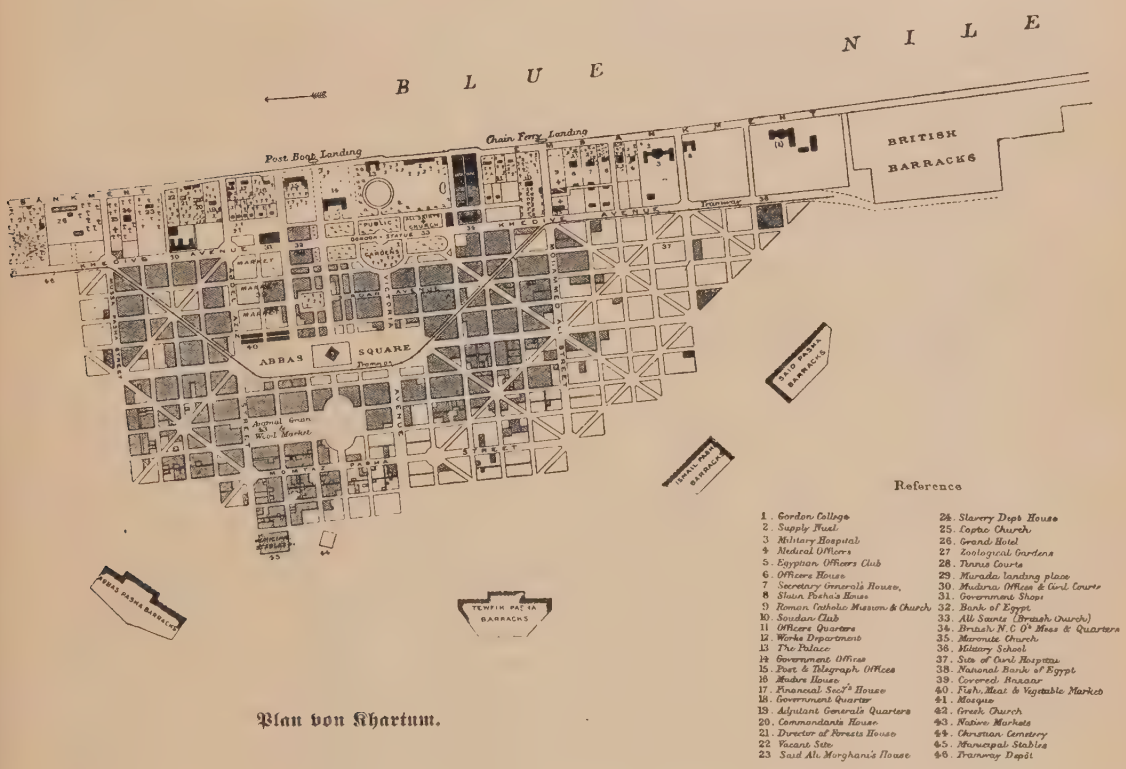
In bezug auf die letztere vermag ein Gentleman mehr oder weniger auf allen Gebieten mitzusprechen. Was ihm nach dem englischen Studiensystem an durchgreifender humanistischer Vorbildung fehlt, wird durch den Anschauungsunterricht der Kolonien und durch fortgesetztes Lesen nachgetragen. Ich habe kein Volk so viel lesen gesehen als die Engländer, welche eigentlich überall, daheim, im Klub, auf dem Schiffe, in der Eisenbahn, im Urwalde lesen. Dieser Lesehunger, welcher den großen Absatz der englischen Literaturerzeugnisse und das Ansehen der Schriftsteller in England erklärt, zeugt von der Wissensbegierde der Briten, welche nicht einseitig praktisch, sondern auch hochgeistig veranlagt sind.

Von urwüchsiger, überlegener Eigenart und Kultur stehen der Einzelne, sowie die englische Gesellschaft im Auslande für sich. Dabei bleibt der Einfluß ihrer Persönlichkeit und Kultur auf ihre Umgebung unverändert, ja macht sich um so sicherer geltend, wie ihre kolonialpolitischen Erfolge beweisen.

Weite des Blicks, Schärfe des Urteils, Tiefe der Weltkenntnis, Ruhe der Berechnung, Wahrnehmung des günstigen Augenblicks und Wagemut zeigen sich in der meisterhaften Kunst ihrer Kolonialverwaltung. Darin verdienen sie die erste Note mit Auszeichnung.

Afrika und voran Aegypten und der Sudan sprechen dafür.

Aegypten hat seit den Pharaonen unter Fremdherrschaften gestanden. Von ihnen allen im Laufe der Jahrtausende ist nach dem wirtschaftlichen und geistigen Aufschwung des Landes in 30 Jahren die gegenwärtige die wohltätigste. Ich habe das Delta Aegyptens 1882 und das Niltal bis Assuan 1883 und dann beide wiederholt und zuletzt 1912 gesehen. Wo damals der Fellache in lumpigem Kittel und im Frondienste der Großgrundbesitzer und nackte Kinder in maulwurfsartigen Erdhütten darbten, handhabt jetzt der behäbige Landmann die Feldmaschinen auf den kanalisierten Fluren, und tummelt sich eine lebensfrohe Jugend



Plan von Khartum.

in Dörfern. Das Volk, früher apathisch infolge Jahrtausende langer Knechtung, hat sich zu geistiger Betätigung aufgeschwungen und zu so reger Anteilnahme am politischen Leben, daß es unklugerweise sogar nach Selbstregierung strebt, deren es noch nicht fähig ist.

Der Sudan war bei seiner Wiedereroberung im Jahre 1898 ein von Menschenleere gähnendes, in ohnmächtiger Armut und fortschreitender Verwilderung erstarrtes Riesengebiet. Das Land, zweimal so ausgedehnt als Deutschland und Oesterreich zusammen, mit 8 Millionen Einwohnern vor der Mahdizeit, zählte deren kaum mehr 1½ Millionen. Der Rest war von Krieg, Seuchen, Hunger

oder vom Eisen und Galgen des Mahdi und seines Nachfolgers hinweggerafft worden. Und wie steht es heute nach 13jähriger britischer Verwaltung?

Die Hauptstadt Khartum ist wie ein Phönix aus ihrer Asche wiedererstanden als ein in das Innere Afrikas vorgeschobener Mittel- und Ausgangspunkt der Kultur. Nachdem wir auf den bisherigen Reisen so viele Dörfer und Hütten im Innern angetroffen, verdient nun auch die Hauptstadt, wie sie jetzt ist, eine Besichtigung.

Der von Norden kommende Reisende erblickt Khartum zuerst bei der Annäherung an die große Brücke, auf welcher die Eisenbahn den Blauen Nil übersetzt. Die prächtige Flußfront der Stadt bietet ihm ein entzückendes Bild. In tropischen Gärten und unter schlanken Palmen, die ihre nickenden Häupter in dem

Brücke über den Blauen Nil in Khartum.

majestätisch vorbeiziehenden Blauen Strome spiegeln, erhebt sich eine europäische Stadt. Das Auge, das sich müde gesehen am Wüstensande und an dürftigen Erdhütten, labt sich an dem lichtüberfluteten und farbensatten Bilde.

Die Stadt liegt am linken Ufer des Blauen Nil, zwei Kilometer oberhalb dessen Vereinigung mit dem Weißen Flusse. Der Blaue Nil legt vom Tsana-See bis Khartum eine Strecke von 1500 Kilometern zurück und erreicht hier seine größte Breite von etwa einem halben Kilometer. Er vereinigt sich in einem Winkel von etwa 45 Grad mit dem Weißen Nile, der bereits einen Weg von 2600 Kilometern von den zentralafrikanischen Seen her zurückgelegt hat, und bildet mit ihm gemeinsam den Nilstrom, der sich nach einem Laufe von 3000 Kilometern ins Mittelmeer ergießt.

Der Nil ist am niedrigsten im April, am höchsten im September. Der Blaue Fluß wächst früher an, fällt aber nach dem September rasch wieder, während

die Schwellhöhe des Weißen Flusses länger andauert. Der Unterschied des Wasserstandes zwischen Ebbe und Flut beträgt an der Vereinigung der beiden Flüsse 6½ Meter.

Palast des Generalgouverneurs (von Süden).

Das gesamte Stadtbild gravitiert nach der Flußfront hin, welche sich in einer Länge von vier Kilometern längs des Blauen Flusses von Ost nach West erstreckt und zum großen Teile durch eine hohe Kaimauer aus Sandstein gegen die anstürmenden Wellen geschützt ist.

Palast des Generalgouverneurs (von Norden).

Parallel mit dieser durchziehen neun schnurgerade Straßen die Stadt, von denen die beiden ersten, die Khedive- und Sirdar-Avenue, die bedeutendsten sind. In entgegengesetzter Richtung, von Nord nach Süd, ziehen zwanzig Straßen mit der breitesten, der Viktoria-Avenue, welche die Stadt in zwei fast gleichgroße Teile scheidet. Diese Straßenzüge, an ihren Kreuzpunkten noch von schräglaufenden Straßen durchschnitten, wodurch herrliche Plätze mit achtfacher Straßen-

abzweigung entstehen, legen dem Stadtplane die Zeichnung der britischen Flagge zugrunde. Die Straßen sind 25 bis 50 Meter breit.

Die Kaistraße mit ihrer frischen Flußbrise wird, wenn vollendet, einen wahren Luxusboulevard abgeben. An ihr liegen auch eine Reihe der wichtigsten

Regierungsgebäude in Khartum.

Bauten und die herrlichen Gärten. Den ungefähren Mittelpunkt dieser langen Front bildet der etwas vortretende Palast des Generalgouverneurs. Der dreistöckige Bau nach gänzlich originellem Entwurfe bildet mit seinen geschlossenen und vollen Nord-, Ost- und Westfronten, welche die architektonische Schönheit

Koptische Kirche in Khartum.

der eleganten dreistöckigen Arkaden der Südfront mächtig betonen, eines der prachtvollsten Gebäude seiner Art. Imponierend durch seine Massen, praktisch angelegt für ein sonniges Klima, beherrscht er die gesamte Stadt und Umgegend und ist in seiner hellen Tünche mit den hoch oben wehenden Bannern Englands

und Aegyptens weithin sichtbar. Die ausgedehnten und wohlgepflegten Gartenanlagen des Palastes, in denen grüne Rasenflächen mit farbenprächtigen Blumenbeeten und üppige Baum- und Gesträuchgruppen mit patriarchalischen Baumriesen wechseln, sind sehenswert.

Katholische Mission in Khartum (von Süden).

Vom Palaste nach Westen begegnen wir zuerst dem großen Backsteinbaue des Regierungsgebäudes. Mehr in das Stadtbild zurücktretend und so einen großen Vorplatz freilassend, der zu Sportübungen benützt wird, hebt sich das

Katholische Mission in Khartum (von Norden).

Gebäude, dessen sämtliche Teile — Säulen, Kapitäle, Gewölbe, Bögen und Gesimse — aus Ziegelsteinen sind, schön ab. Eine Anzahl von Aemtern sind darin untergebracht, welche gesondert die Funktionen eines Kriegsministeriums, eines Finanzministeriums und eines Ministeriums des Innern versehen.

Es folgt das Post- und Telegraphenamt.

Weiterhin lugen aus wohlgepflegten Palm- und Blumengärten villenartige Beamtenwohnungen anmutig hervor, von denen sich wie unvermutet weiter land-

Beamtenwohnung in Khartum. (R. Türstig, Omdurman.)

einwärts die koptische Kirche abhebt. In Palmgärten steht das langgestreckte „Grand Hotel", ein Etablissement ersten Ranges unter deutscher Leitung; dann folgt der öffentliche Garten.

Anglikanische Kathedrale in Khartum. (Noch ohne Bedachung.)

Weiterhin nach Westen dehnen sich dichte Palmenhaine aus sowie Güterhallen der Eisenbahn, welche hier auf ausgedehnten Kaianlagen ihre Lasten abliefert oder in Empfang nimmt. Der Güterverkehr zu Wasser und zu Lande

reichen sich da die Hand. Auf der äußersten Westspitze der Halbinsel knüpft sich der Verkehr der Trambahn an den Schiffsverkehr mit Omdurman an.

Wir kehren zum Palaste zurück und gehen am Flußkai nach Osten. Da schließen sich an den Palastgarten zunächst die weitläufigen Gebäulichkeiten der öffentlichen Arbeiten. Es ist dies Arbeitsministerium und Werkstätte zugleich, und hier wird mit Kopf und Arm am Ausbau der Stadt gearbeitet. Nach einigen anmutigen Beamtenwohnungen und dem Sudanklub der höheren Beamten folgen das Grundstück unserer Mission und abermals Beamtenwohnungen in schattigen Gärten. An das langgestreckte Militärspital mit luftigen Veranden und das Gebäude des Artillerie-Kommando schließt sich das Gordon-Kolleg. Der Ziegelbau imponiert durch seine Dimensionen ebenso wie durch seine Einfachheit. Hier wird

Griechische Kirche in Khartum.

die männliche Landesjugend unterrichtet und für den Subalterndienst ausgebildet. Ausgedehnte und schön gepflegte Spielplätze nach englischem Muster liegen im Hintergrund des Kollegs. Mit dem Kolleg sind eine Handwerksschule, ein Museum und eine bakteriologische Abteilung verbunden. Die letztere hat sich große Verdienste erworben um die Hebung der sanitären Verhältnisse der Stadt durch Aufspürung der Brutstätten der als Krankheitsträger bekannten Stechmücken, namentlich der Arten: Culex fatigans, Pyretophorus costalis und Stegomia fasciata.

Am östlichen Rande der Stadt befinden sich die Kasernen der britischen Garnison, das Elektrizitäts- und Wasserwerk und die Eisfabrik.

Vom Wasserwerke wandern wir in der 3½ Kilometer langen, schnurgeraden Khedive-Avenue nach Westen und kommen an zahlreichen Neubauten vorbei, darunter an der griechischen Kirche und dem mächtigen Bau der anglikanischen Kathedrale zu Allen Heiligen.

Inmitten der Straße erhebt sich das bronzene Reiterstandbild Gordons. Der heldenhafte Verteidiger Khartums, auf feurigem Kamelhengste sitzend, schaut nach Süden. Wahrlich, man sieht es ihm an, er ist befriedigt über die Entwicklung der zu seinen Füßen liegenden, aufstrebenden Stadt! Oeffentliche Anlagen beiderseits, die schmucken Gebäude der Bank von Aegypten und der Nationalbank von Aegypten, der ausgedehnte Ziegelbau der Regierungslagerräume, der stilschöne, luftige Justizpalast, sowie das schmucke Gebäude eines österreichischen Großhändlers und Agenten lenken unsere Aufmerksamkeit auf sich, bis wir am

Standbild Gordons in Khartum.

Ende der Straße zum Gebäude der Mudirie oder des Gouvernorates gelangen. Es ist auf den Grundfesten des von Knoblecher erbauten und von den Mahdisten zerstörten Missionshauses erbaut und Sitz der Provinzial- und Stadtverwaltung. Die Pläne für ein neues Stadt- oder Rathaus harren noch der Ausführung.

Südöstlich vom Gouvernorat springt einzelstehend ein Bau in schmuckem Stile in die Augen; es ist das Gordon-Hotel, unter Leitung eines Deutschen. Nicht fern davon liegt im Herzen der Stadt der europäische Markt mit seinen großen Waren- und Verkaufshallen. Die Kaufleute sind der Mehrzahl nach Griechen und Orientalen. Obwohl sich das Gebotene an Fülle und Güte nicht

mit dem von Kairo oder einer europäischen Hauptstadt messen kann, so mehren sich doch schon Schauläden von großstädtischer Art. Neben der Photographenhandlung macht der Kinematograph Geschäfte. Auch Kaffeehäuser und Restau-

Aegyptische Nationalbank in Khartum (R. Türstig, Omdurman).

rants sowie ein Skating Rink mit Theater, alles in Händen von Griechen, liegen in dieser Gegend.

Am Markte steht auch das Haus der Missionsschwestern mit der Kapelle zur hl. Anna und Mädchenschule mit Pensionat.

Gordon-Hotel in Khartum.

Den Mittelpunkt der inneren Stadt bildet der große Abbasplatz mit der Moschee. Der quadratische Bau aus Sandstein bedeckt über 2000 Quadratmeter. Trotz der Mängel der arabischen Architektur entbehrt er nicht der Schönheit und

wirkt in seiner noch ärmlichen Umgebung monumental. Die an zwei Ecken aufstrebenden, reichgegliederten, hohen Minarets beleben die sonst etwas nüchterne Masse.

Noch weiter im Innern der Stadt wird der arabische Markt abgehalten. Freilich ist dies nur ein Abglanz des Marktlebens von Omdurman, wo die Produkte des ganzen Sudan und die Erzeugnisse der Araber und Neger in reichster Zahl und Auswahl aufgestapelt sind und das bizarre Leben und Treiben der Sudanbevölkerung in seiner unverfälschten Art uns entgegentritt. Was diesen Markt auszeichnet, sind die verhältnismäßige Ordnung und Ruhe, welche da herrschen. Das ist die Folge des Einflusses von oben, welcher wohltuend und

Europäischer Markt in Khartum.

ausgleichend bis in die untersten Elemente der Bevölkerung hinab wirkt. Der Markt hat das Aussehen eines provisorischen Beduinenlagers. Da verkehrt die Landesbevölkerung und sind die Erzeugnisse des heimischen Bodens und Gewerbes entweder in elenden Buden oder offen auf der Erde ausgestellt, in welch letzterem Falle die Verkäufer in beweglichen, zeltartigen Dächern aus Stroh Schutz gegen die Sonnenhitze finden. Rindvieh, Schafe und Esel, Brennholz und Heu, Stroh und Korn, Baumwolle und Häute, gedörrte Gemüse und Viehfutter, Gewürze und einheimische Oele, Henna und Senna, Sesam und Erdnüsse, Datteln und Tamarinde, Gummi und Kautschuk, Syrupe und Süßigkeiten aller Art, heimischer Tabak und Honig, abessinischer Kaffee und echter Mokka sind da zu haben. Geschnitzte Bettpritschen aller Größen und Formen, einfache Holzkoffer und solche mit buntem Blechbeschlage, Laternen und Kochlöffel, Kochgeschirre und große Tonflaschen, buntbemalte Stühlchen und kunstvolle Geflechte aus Palmenfasern sind

zum Verkaufe ausgestellt. Luxusgegenstände und Schmuck, Ringe, Arm- und Fußspangen aus Silber, Elfenbein und Glas sowie Straußenfedern zur Auswahl erwarten Abnehmer. Rote Ledersandalen und Amulettentaschen, Gebets-

Moschee in Khartum.

schnüre aus Korallen und Sandelholz und zierliche Nippsachen aller Art laden zum Kaufe ein. Dazu die Trödlerbuden und die öffentlichen Versteigerungen der Makler, welche die Gegenstände unter Beteuerungen beim Barte des Propheten anpreisen. Schließlich die Schar der Kauflustigen und Neugierigen, welche diesen

Arabischer Markt in Khartum.

ewigen Jahrmarkt durchschlendern, bettelnde Arme und Krüppel, Früchteverkäufer, fliegende Küchen und wandernde Teeschenken. In fortgesetztem Wechsel der Bilder zieht das eingeborene Khartum mit Umgebung vorüber und stets in jener Würde und Selbstzucht, welche die Einflußnahme von oben herab wiederspiegelt.

Je weiter wir uns in das Innere der Stadt begeben, desto arabischer sieht es aus. Während die bevorzugten Quartiere in der Nähe des Blauen Flusses fast ausschließlich von Europäern bewohnt sind, ist das arabische Element in die inneren und hintersten Stadtteile zurückgedrängt. Schon dieser Umstand zeigt, daß Khartum trotz seiner mohammedanischen Mehrheit eine vorwiegend europäische Stadt ist und daß das christlich-europäische Element hier den Ton angibt.

Die breiteste aller Straßen ist die Viktoria Avenue, welche die Stadt in ihrer ganzen Breite durchzieht, vom Palastgarten im Norden bis zum Bahnhof

Teilansicht von Khartum.

im Süden. Der letztere umfaßt ein weites Gebiet, das sich mit einem Netz von Schienensträngen und mit Bahnhofsbauten bedeckt. Von hier verkehren die Züge bis nach Wadi Halfa im Norden, nach Port Sudan im Osten, nach Senaar im Süden und nach El Obeid im Westen. Oestlich davon liegt das Zivilspital, ein stattlicher, moderner Bau mit den allerneuesten Einrichtungen und löblicher Reinlichkeit und Ordnung.

Westlich vom Bahnhof befindet sich der christliche Friedhof. Seine Anlage datiert aus vormahdistischer Zeit, aus welcher noch heute zahlreiche Leichensteine mit Inschriften vorhanden sind. Neuerdings wurde derselbe bedeutend erweitert und in Abteilungen für die vier in Khartum vertretenen Bekenntnisse, der Katho-

liken, Anglikaner, Griechen und Kopten geschieden. Reinliche Wege und Busch- und Blumenalleen verleihen ihm ein gefälliges Aussehen.

In angemessener Entfernung, welche eine künftige Ausdehnung der Stadt gestattet, gruppieren sich in weitem Umkreise um dieselbe vier große Kasernbauten, auf die sich drei ägyptische Bataillone und ein solches von Negersoldaten verteilen. Noch weiter in der Sandwüste wohnen nach ihrer heimischen Art die Angehörigen der verschiedenen Negerstämme; dort spielt sich das originelle Leben der Innerafrikaner ab, welche tagsüber in der Stadt beschäftigt sind und am Abend in ihre Quartiere und Dörfer zurückkehren. Da kann man Schilluk, Dinka, Nuba, Njam Njam, Fertit, sowie Mischrassen bei sich zu Hause sehen.

Gruppe von Negersoldaten. (R. Türstig, Omdurman.)

Alle Straßen der Stadt weisen die peinlichste Reinlichkeit auf, für welche die Regierung unablässig Sorge trägt. Verschiedenartige Laubbäume wuchern den Straßen entlang und beginnen die Trottoirs zu beschatten. Unter den 3300 angepflanzten Bäumen befinden sich die schattige Acacia Lebbak, der Lindenbaum des Niltals, die Acacia procera, die Kigelia pinnata mit ihren wurstähnlichen Früchten, der Gummibaum, Ficus bengalensis, der Pepul, Ficus religiosa und der riesige Eselsfeigenbaum, Ficus sycomorus.

In den öffentlichen und Privatgärten blüht und duftet eine ausgewählte Tropenflora. Neben der erträgnisreichen Dattelpalme und der genügsamen Dompalme seien genannt der unverwüstliche Meerrettigbaum, der senfduftende Mustardbaum, der Fieberrindenbaum, die stämmige Rotakazie, der unvermeidliche Sesbandorn, die Rizinusstaude, der eßbare Eibisch, die violettschwarze Eierfrucht, das duftende Basilikum, die köstliche Rahmfrucht, der gleißnerisch-schöne Stechapfel, der Korallenbaum mit seinen scharlachroten Blüten, Zucker- und Wasser-

melonen, Orangen, Zitronen, das indische Blumenrohr, die Guave, der ewigblühende Oleander.

Ein Pumpwerk versieht die Stadt mit reinem und gesundem Wasser. Die pustende Dampfwalze glättet die geschotterten Fahrwege. Zu der Trambahn und den Eseln haben sich Zweispänner gesellt, und auch das Automobil hat sich bereits so weit nilaufwärts verirrt. Das elektrische Glühlicht beleuchtet die Straßen, die Regierungsgebäude und viele Privathäuser. Ein Telephonnetz funktioniert schon längst.

Arabischer Einwohner von Khartum. (R. Türstig, Omdurman.)

Khartum zählt etwa 1300 Häuser. Nach der Zählung von 1909 wohnten in der Stadt selbst 15995 Eingeborene, 1269 Fremde (Abessinier, Aegypter, Levantiner, Indier) und 971 Europäer. In Khartum-Nord und anderen Vororten wohnten 34388 Eingeborene, 689 Fremde, 215 Europäer. Das macht für Khartum mit Vororten: 50376 Eingeborene, 1950 Fremde, 1186 Europäer und zusammen 53520 Einwohner.

In Omdurman, welches mit Khartum durch einen stündlichen Schiffsverkehr verbunden ist, lebten 41542 Eingeborene, 696 Fremde, 541 Europäer, zusammen 42779 Einwohner.

Das gibt für Khartum und Omdurman: 91918 Eingeborene, 2645 Fremde, 1727 Europäer: zusammen 96200 Einwohner. Rechnet man dazu das Militär von etwa 6000 Mann, so ergibt sich eine Gesamtzahl von über 100 000 Einwohnern.

An der europäischen Bevölkerungsziffer sind der Reihe nach beteiligt Engländer, Griechen, Italiener, Reichsdeutsche, Oesterreicher und wenige Franzosen und Polen.

Die Anzahl der Europäer wechselt. In den letzten 5 Jahren haben sich besonders die Griechen und Italiener bedeutend vermindert. Ursache sind Finanz-

Schwarzer Einwohner von Khartum. (R. Türstig, Omdurman.)

krise, Geldnot und Geschäftsstockung, welche teils mit jener Aegyptens zusammenhängt, teils durch ungesunde Spekulationen herbeigeführt wurde. Nachdem die Spekulation den Wert der Bau- und Ackergründe ins Unglaubliche gesteigert hatte, trat 1897 die Reaktion ein, und der Wert der Gründe sank fast mit einem Schlage. Die Folge waren Geldmangel, Zahlungsunfähigkeit, Geschäftsnot und Bankerott. Diese mißliche Lage hemmte zwar den Fortschritt der Stadt, ist aber doch nur eine vorübergehende Erscheinung. Nach Ausstoßung ungesunder Spekulation wird die Entwicklung eine umso gesündere sein.

Die Eingeborenen sind Araber und Neger der verschiedenen Abstufungen der Hautfarbe, erstere seit Jahrhunderten Mohammedaner, letztere im Verkehr mit jenen mohammedanisiert. So verschiedenartig ihre physische Erscheinung und ihre Sitten sind, ebenso gemeinsam ist allen die Anhänglichkeit an den Islam. Man kann sie nicht Wilde nennen, sie sind aber auch nicht zivilisiert in unserem Sinne. Was ihnen einen gewissen Anstrich von Zivilisation gibt, ist der Islam, den sie bekennen, und der sich auch hier als das zeigt, was er immer war, nämlich die Religion der Wüste und der Steppe und ihrer halbwilden Bewohner, und diese waren zu allen Zeiten seine eifrigsten Anhänger. Eine der Eigenschaften dieses Sudanmohammedaners ist die Leichtigkeit, sich religiöser Aufreizung durch Betrüger, ähnlich dem letzten, berüchtigten Mahdi, zugänglich zu zeigen. Dieser Sach-

Straßenjungen in Khartum. (R. Türstig, Omdurman.)

lage muß man Rechnung tragen und die Augen offenhalten, was die Regierung auch tut. Es ist jedoch zu hoffen, daß durch die fortschreitende Einführung zivilisierender Faktoren, das Wachstum der christlichen Bevölkerung und deren dauernde Berührung mit den Eingeborenen ein Umschwung eintrete.

Außer dem Islam, zu dem die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung sich bekennt, bestehen in Khartum von nichtkatholischen Religionsgemeinschaften die anglikanische mit einem Bischof, die griechische mit einem Erzbischof, die koptische mit einem Bischof und die amerikanisch-presbyterianische.

Das Trachtenbild in den Straßen Khartums ist buntfarbig. Hier reitet auf feurigem Dongolanerhengste ein englischer Offizier in lichter Tropenuniform, dort schreitet ein koptischer Regierungsschreiber in schwarzem Jackenanzug mit knallrotem Fez auf dem Haupte; die europäische Dame in eleganter Sommerkleidung mit feinem Spitzenschirm geht an der Levantinerin im schwarzen, wul-

stigen Ueberwurfe vorbei; hier ein brauner Geck in wallendem, seidenem Kaftan, buntem Turban und gelben Schnürschuhen, dort ein pechschwarzer Negersoldat in blendendweißer Paradeuniform; hier ein europäischer Großhändler in tadellosem Frackanzug, dort ein schmutziger Araber in elenden Lumpen; neben dem feisten Scheich auf prächtig gezäumten Reiteseł der leichtgekleidete, leichtfüßige Eseljunge; hier ein Sportsmann in lichter Kleidung und Mütze, in der Hand das Ballnetz, dort ein geputzter, schwarzer Herrschaftsdiener in langem Kaftan, den Spazierstock in der Hand, das Haupt mit mächtigem Turban umwunden; hier schelmische Straßenjungen in verwahrlostem Aufzug, dort wassertragende Frauen mit den schweren Tonkrügen auf dem Haupte. An dem rotbraunen Abessinier im togaartigen Ueberwurfe schreitet ein kohlschwarzer Mekkapilger aus Darfur vorbei, und neben dem langbeinigen, glänzendschwarzen Dinkaneger geht der fleischige, untersetzte Njam Njam. Hier ein kuhanbetender Inder, dort ein ernster Perser, ein geschäftiger Grieche, Goanesen in reinstem Weiß, Beduinen und Halbaraber. Es ist ein buntes Gemisch von Cham, Sem und Japhet mit ihren verschiedenen Sitten, Religionen und Sprachen. Dazu hochbuckelige Kamele an Wagen gespannt, Esel und Maultiere.

Im gesellschaftlichen Leben wird die bessere Welt von den Engländern gebildet, deren Sammelpunkt der Sudanklub ist. Außer den verschiedenen Sportübungen sind es hauptsächlich die gegenseitigen Einladungen, welche diese Welt unter sich in gesellschaftlichen Verkehr bringen. Tonangebend in dieser Richtung ist der Palast. Der Generalgouverneur und dessen Gemahlin pflegen die Gastfreundschaft in der ausgedehntesten, vornehmsten und glänzendsten Weise. Abgesehen von den häufigen Einladungen zu Tische werden im Winter Reunionen, Bälle und Gartenfeste veranstaltet. Während zu den ersteren ausschließlich die Spitzen der Gesellschaft zugezogen werden, dehnen sich die Einladungen zu den Gartenfesten auf alle Kreise der Bevölkerung aus; die ersteren zeigen die hohe, vorzugsweise englische Welt in ihrer gesellschaftlichen Vollkommenheit, und die letzteren bieten ein farbenprächtiges Bild all dessen, was die verschiedenen Gesellschaftsklassen des Landes an Vornehmem ihrer Art aufzuweisen haben. Der feine und ungezwungen höfliche Ton ist die Signatur aller Veranstaltungen im Palast.

Die anderen europäischen Nationalitäten, die ägyptischen und syrischen Beamten und die ägyptischen Offiziere bilden ihre eigenen Gesellschaftsgruppen.

Die Hauptstadt hat drei Zeitungen, die monatliche „Sudan Gazette", welche die amtlichen Verlautbarungen enthält, die zweimal wöchentlich erscheinende „Sudan Times", beide in arabischer und englischer Sprache, und den wöchentlichen „Sudan Herald" in griechischer und englischer Sprache.

Die Lage der Stadt ist die denkbar günstigste. Während der Blaue Fluß die natürliche Straße nach Abessinien bildet, streckt der Weiße Fluß seine Haupt- und Nebenarme bis zu den mittelafrikanischen Seen und bis zur Nil-Kongo-Wasserscheide aus. Hier münden die Verkehrswege zu Wasser und zu Land vom Aequator, von Darfur und von Abessinien her; hier sammeln sich die Produkte der großen, von den genannten Wegen durchzogenen und berührten Länder und Völker. Von

hier aus wiederum führen die Schienenwege nach dem Mittelländischen und Roten Meere und stellen die Verbindung mit Europa und der ganzen Welt her.

Eingeborene Katholiken in Khartum.

Die Lage Khartums an der Scheide zwischen der trockenen und feuchten Zone ist bedeutungsvoll für seine Zukunft. Durchschnittlich sechs Monate im Jahre

wehen die frischen Nordwinde und ebenso lange die heißen Südwinde. Die drei Wintermonate Dezember, Januar und Februar weisen eine geradezu ideale Temperatur auf und ziehen schon jetzt alljährlich eine bedeutende Anzahl vorübergehender und ständiger Gäste aus aller Herren Länder an. Die Monate November, März und April sind ebenfalls erträglich; heiß ist die Zeit von Mai bis Oktober mit einem Maximum von 45—48 Grad Celsius im Schatten. Die zu dieser Zeit im Süden andauernden Regen sind in Khartum mäßig und nur vereinzelt. Wer es sich leisten kann, wird zwar im Sommer Khartum mit einem weniger heißen Striche vertauschen, aber die eingeborene Bevölkerung bleibt das ganze Jahr über.

Wie in der Hauptstadt, so zeigt sich der Fortschritt unter der neuen Regierung im ganzen übrigen Lande. Das erste Bedürfnis des Landes war die Her-

Katholische Neger in Khartum.

stellung von Ordnung und Sicherheit. Beide herrschen überall. Wenn die Regierung zeitweilig gezwungen ist, mit bewaffneter Macht einzugreifen, so bilden die Stammesfehden und Raubgelüste der wilden Völker die Veranlassung hiezu. Auf allen meinen Reisen, selbst an den äußersten Grenzen des Sudan, priesen mir gegenüber die Eingeborenen die Sicherheit von Person und Eigentum, die seit Ankunft der Engländer allenthalben herrsche. Sicher und unangefochten, sicherer vielleicht als in mancher Gegend Europas, kann man das ganze ungeheure Gebiet von Ost nach West und von Nord nach Süd durchziehen; überall findet man freundliche Aufnahme und nirgends eine Spur von Gefahr. Und das in einem Lande, wo noch vor wenigen Jahren Raub und Todschlag an der Tagesordnung waren, und das kein Christ ohne Lebensgefahr betreten konnte! Das ruinierte Land brauchte eine gute Regierung, und die Engländer gaben sie ihm. Die administrativen, richterlichen und finanziellen Maßnahmen entsprechen ganz den Verhältnissen der noch primitiven Eingeborenen. Die Einführung maßvoller und den tatsächlichen Ver-

Totalan

hältnissen Rechnung tragender Reformen vollzieht sich in glatter Weise, ohne daß die Eingeborenen durch brüske Neuheiten empört werden; auf diese Weise werden sie sachte für das Verständnis europäischer Regierungsmethoden erzogen. Die Tatsache, daß ein so ungeheures Land wie der Sudan mit so verschiedenartigen Elementen, so vielen Sprachen und so vielen Völkern von entgegengesetzten Interessen und Bedürfnissen, von so großer Reizbarkeit und teilweise noch roher Wildheit,

Postamt im Innern des Sudan.

so geschmeidig sich das Joch gesetzlicher Ordnung anlegen läßt, spricht laut genug für die Geschicklichkeit der jetzigen Regierung.

Den großen physischen Schwierigkeiten, die sich in einem so ausgedehnten Lande, wo die wenigen Städte durch ungeheure Strecken ohne Wege und Brunnen von einander getrennt sind, entgegenstellen, begegnete die Regierung durch Herstellung von Verkehrsverbindungen. Was diese Unternehmungen auszeichnet, das ist die Großzügigkeit. Der Hafen von Port Sudan, mit all den modernsten Ein-

rtum.

richtungen ausgestattet, und die Eisenbahn, welche mit ihren Luxuszügen, Schlaf- und Speisewagen keiner europäischen Staatsbahn nachsteht, sprechen dafür.

Es wurden bisher 2413 Kilometer Eisenbahnen gebaut und dafür 145 Millionen Mark ausgegeben, wobei die große Brücke über den Blauen Nil mit 5 300 000 Mark und die Brücke über den Weißen Nil bei Kosti mit 3 Millionen Mark eingerechnet sind. Im Innern wurden Fahrstraßen und Wege gebaut.

Das Telegraphennetz dehnt sich bis in die entlegenen Teile der Provinzen aus. Der Postverkehr mit der Eisenbahn, zu Schiff, zu Kamel und mit Läuferdienst ist ein möglichst vollkommener und an den Weltpostverein angeschlossen.

Schon im Jahre 1910 verfügte die Regierung über 79 Dampfschiffe und 293 Barken, Dahabien und Kähne. Dazu erwarb sie 1911 die Flotte einer Privatgesellschaft, so daß die Gesamtzahl der Fahrzeuge sich auf 402 beläuft.

Hand in Hand mit der Entwicklung der Verkehrswege geht die Erschließung und Hebung der natürlichen Hilfsquellen des Landes. Von den 2 450 000 Quadratkilometern, welche der Sudan umfaßt, waren im Jahre 1906 erst 4080 Quadratkilometer kultiviert; der Rest bestand aus Steppe, Sumpf und Urwald. Im Jahre 1910 betrug das kultivierte Land 8203 Quadratkilometer, und dessen Ausdehnung wächst jährlich.

Elfenbein, Gummi, Kautschuk, Vieh, Straußenfedern bilden die hauptsächlichsten Ausfuhrprodukte. Diese werden nicht einseitig ausgebeutet, sondern man sucht deren Erträgnis zu heben. Die Jagdtiere werden gesetzlich vor Ausrottung geschützt, die Viehzucht wird gefördert, die Ausbeute des Kautschuk ist geregelt und durch Anlage neuer Pflanzungen gesichert. Nicht Ausplünderung, sondern sorgsame Hebung der Einnahmsquellen, nicht Aussaugung, sondern verständige Bereicherung des Landes werden getrieben.

Das Erträgnis der Ausfuhrgüter betrug im Jahre 1910: 20 Millionen Mark, denen 28 Millionen Mark Einfuhr gegenüberstanden.

Die Erfolge der Verwaltung werden zur Genüge beleuchtet durch die Finanzgebarung der Regierung. Die Einnahmen stiegen von 750 000 Mark im ersten Jahre 1898 der Wiedereroberung auf 23 500 000 Mark im Jahre 1910 gegenüber 24 500 000 Mark Ausgaben.

Projekte von weittragendster Bedeutung beschäftigen unausgesetzt die Regierung. Wie Aegypten ein Geschenk des Nil, so ist auch die materielle Entwicklung des Sudan an erster Stelle von diesem Segenspender der heißen Zone abhängig. Die zwei Hauptaufgaben des Bewässerungsamtes sind: 1. Wie können die Wasser des Nil, welche in den Sumpfregionen nutzlos verdunsten, für den Landbau gerettet werden? 2. Wo und wie ist künstliche Bewässerung einzuführen? Die erste Aufgabe wird dadurch gelöst, daß der Bahr el Zeraf (Giraffenfluß) von den Flußhindernissen befreit und dadurch der Abfluß der Wasser aus den Sümpfen ermöglicht wird. Sodann werden in den Provinzen Dongola und Kassala weite Strecken der Bewässerung durch den Nil und den Gasch erschlossen. Durch einen Kanal in der Provinz Sennar sollen die Wasser des Blauen Nil über weite Strecken geleitet werden. Auf diese Weise werden unabsehbare Strecken,

Knabenschule der Mission in Khartum.

welche heute wegen Wassermangel brach liegen, in fruchtbare Pflanzgebiete für Baumwolle und Weizen umgewandelt werden.

Was bisher hemmend wirkte, war der Mangel an geschulter Arbeitskraft. Unter geordneten Verhältnissen ist nun die Bevölkerungsziffer auf nahezu drei Millionen gestiegen. Das ist noch immer eine ganz unbedeutende Zahl im Verhältnis zur Ausdehnung des Landes. Da aber in diesen Strichen die Bevölkerungszunahme eine größere ist als in Europa, so wird in absehbarer Zeit dem Arbeitermangel abgeholfen sein.

Das Herz all der großen Unternehmungen zum Wohle des Sudan ist Khartum. Als Mittelpunkt der Regierung und des Handels wird es an Bedeutung und Wachstum stetig zunehmen. Schon jetzt hat es mit den Vororten wieder fast seine einstige Bevölkerungsziffer erreicht. Großartig war die Stadt von Anfang an angelegt, und auf großartiger Linie entwickelt sie sich; sie ist nicht ein Provinzstädtchen, sondern eine Hauptstadt von ihrer Entstehung an. Da ist nichts von Kleinstädterei zu sehen, alles ist haupt- und großstädtisch. Es ist nicht eine Stadt,

die aus kleinen Verhältnissen herauswächst und sich langsam zu größerer und großer Bedeutung emporringt. Da sind von Anfang an die modernsten Errungenschaften verwertet worden, und Khartum ist so recht das sichtbare Resultat der rastlosen Tätigkeit, die sich unter der englischen Herrschaft über den ganzen Sudan erstreckt. Und hier stellt sich uns das englische Verwaltungstalent unter einem neuen Gesichtspunkte dar. Ebendieselben Beamten, welche den Wilden die Wohltat einer geordneten Regierung vermitteln, leiten hier mustergültig eine

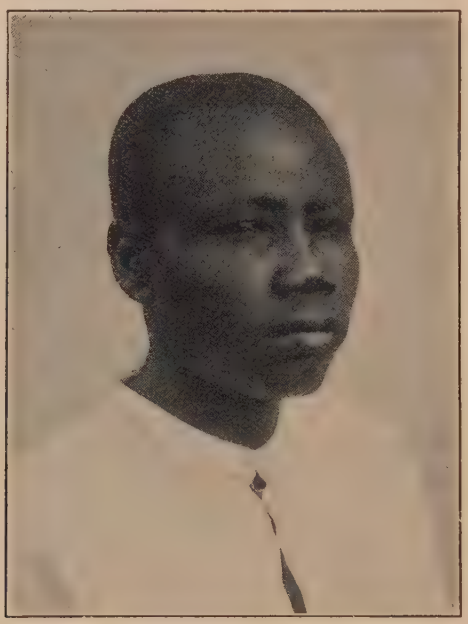
Mädchenschule der Mission in Khartum.

europäische Stadt. Europäer mit Eingeborenen, Levantiner, Aegypter und Juden leben hier friedlich und zufrieden unter englischer Behörde.

Der Generalgouverneur und Sirdar der ägyptischen Armee, Sir Reginald Wingate, ist ein ebenso väterlich gesinnter, wohlwollender und humaner Herr als tüchtiger Verwaltungsbeamter und tapferer Soldat, ein Mann, in hohem Grade geeignet, Wilden und Gebildeten Vertrauen in seine Regierung einzuflößen und die Faktoren der englischen Kolonialkunst zur Geltung zu bringen. Der Stab seiner hohen Beamten zeichnet sich durch Pflichtgefühl, Gerechtigkeitssinn, Erfahrung, praktischen Blick und höfliche Manieren aus. Kaum irgendwo in der Welt tritt unter schwierigeren Verhältnissen und mit augenfälligeren Erfolgen, als dies

im Sudan geschieht, die Erprobtheit des englischen Kolonialsystems zutage, welches die Verhältnisse nicht durchbricht, sondern ausnützt, das Land nicht ausbeutet, sondern dessen Wert durch Erhöhung der natürlichen Einnahmequellen steigert. Im Jahre 1898 gab es im Sudan kaum einen Eingeborenen, welcher etwas Nennenswertes besaß; heute gibt es keinen, der bei Fleiß und Redlichkeit nichts sein eigen nennt.

Das Obige mußte angeführt werden, um die gegenwärtige politische Lage und Verwaltung zu kennzeichnen und die Verhältnisse darzustellen, unter denen das Wirken der Mission vor sich geht. Natürlich treten die Erfolge der Regierung, soweit sie äußerer Natur sind, rascher und augenfälliger in die Erscheinung, als



Nuba-Neger. (R. Türstig, Omdurman.)

diejenigen einer Mission, welche es mit der Umwandlung und Bekehrung der Seelen zu tun hat. Aber auch hier sind die Fortschritte offenkundig und eine Garantie für eine verheißungsvolle Zukunft der Kirche Christi, ganz besonders unter der Heidenwelt.

* * *

Das Vikariat von Zentralafrika ist noch viel ausgedehnter als der anglo-ägyptische Sudan. Es umfaßt weite Gebiete außerhalb desselben und erstreckt sich vom Roten Meere bis über den Tsadsee und von Assuan am ersten Nilkatarakt bis an den Albert-Nyanza-See. Etwa 8—10 Millionen Seelen, darunter die Mehrzahl Mohammedaner, mögen dieses Gebiet bewohnen. Der Großteil dieser ungeheueren Länderstrecke steht unter englischer und ein Teil

zwischen dem 10.° n. Br. und dem Tsadsee unter deutscher Verwaltung. Die Missionsarbeit in den bisherigen 12 Jahren erstreckte sich auf den genannten Sudan sowie auf die Nilprovinz des Britischen Protektorats von Uganda.

Die gegenwärtigen Missionsstationen sind nach der Zeit ihrer Eröffnung folgende: Assuan (eröffnet 1895), Omdurman (1899), Lul bei den Schilluknegern (1900), Khartum (1903), Kayango (1904) und Mbili (1904) im Gebiete des Bahr el Ghazal, Attigo (1904) bei den Schilluknegern, Wau (1905) im Bahr el Ghazal, Omadsch (1910) und Gulu (1911) in der Nilprovinz von Uganda, Tombora (1912) bei den Njam Njam im Bahr el Ghazal. Zwei weitere Stationen sind in Angriff genommen, die eine in der Nilprovinz von Uganda und die andere bei den Nubanegern in der Provinz Kordofan. Dazu kommen 29 Orte mit Wanderseelsorge und 27 Katechistenposten mit rund

Nuba-Negerin. (R. Türstig, Omdurman.)

2000 Katechumenen. Es wirken 42 Patres, 31 Brüder, 45 Schwestern, 34 eingeborene Katechisten und Lehrer. Es bestehen 17 Kirchen und Kapellen, 9 Elementarschulen mit 557 Knaben, 4 Elementarschulen mit 246 Mädchen, 21 Katechismusschulen für Lesen und Schreiben der einheimischen Sprachen mit 734 Schülern, 3 Katechistenschulen mit 56 Zöglingen, Asyle für Waisenkinder, Handwerksstätten, Farmen, 15 Armenapotheken mit einer Jahresfrequenz von über 100 000 Kranken.

Von den bestehenden Stationen liegen Khartum, Assuan und Omdurman, sämtliche auch mit Schwesternniederlassungen, im mohammedanischen und alle übrigen im heidnischen Teile des Vikariates. In beiden Teilen ist die Missionstätigkeit eine verschiedene.

Im mohammedanischen Sudan ist die religiöse Propaganda unter den Mohammedanern von der Regierung untersagt und würde, auch wenn sie erlaubt wäre, keine oder unverhältnismäßig geringe Erfolge erzielen. Ja, es wäre

nicht ausgeschlossen, daß bei der Anhänglichkeit an den Islam und bei der Erregbarkeit der Eingeborenen eine Bewegung gegen die Christen hervorgerufen würde, welche nach dem Vorgange jener des berüchtigten Mahdi die öffentliche Ordnung gefährden und die Sicherheit der Christen bedrohen könnte. Es ist zu hoffen, daß durch die allmähliche Einführung europäischer Zivilisation ein Umschwung in der Stimmung der Eingeborenen eintrete und ganz unauffällig der Wall sinke, welcher jetzt diese Bevölkerung unserer Tätigkeit nahezu unzugänglich macht. Zu dieser langsamen Umwandlung tragen unserseits die Schulen und die Werke der christ-

Katholische Soldaten der britischen Garnison in Khartum.

lichen Caritas bei, welche indirekt auch auf die nichtchristliche Bevölkerung einwirken. Unter den letzteren stehen die Armenapotheken an erster Stelle.

Für jetzt ist die Hauptaufgabe der Mission in dieser mohammedanischen Zone nicht die Ausbreitung, sondern die Erhaltung des Glaubens, welcher die Seelsorge für die vorhandenen Gläubigen dient. Diese sind zumeist eingewanderte Europäer und Orientalen, welche als Handwerker, Kaufleute, Beamte oder Agenten einen mehr oder weniger langen Aufenthalte im Lande nehmen. Die Anzahl derselben schwankt je nach Arbeit und Verdienst. Von Europäern sind Engländer, mit den katholischen Soldaten der englischen Garnison, Italiener, Reichsdeutsche, Oesterreicher, Franzosen, Polen und Spanier vertreten, wozu noch Goanesen aus Ostindien und Neger aus den verschiedenen Stämmen des Sudan kommen. Außer

den genannten Katholiken des lateinischen Ritus gibt es eine bedeutende Anzahl solcher der orientalischen Riten, so des melchitischen, maronitischen, syrischen, armenischen und koptischen, welche in Ermangelung ihrer eigenen Priester auf uns angewiesen sind. Zur Pastorierung dieser bunten Gemeinden ist die Kenntnis der arabischen, englischen, italienischen und deutschen Sprache notwendig oder nützlich.

Die Gläubigen sind über den ganzen mohammedanischen Sudan zerstreut. Außer in den drei genannten Städten mit ständigen Missionsstationen leben deren 20 bis 80 in Halfa, Abu Hamed, Argo, Merowi, Kareima, Berber, Atbara, Damer,

Knabenschule der Mission in Omdurman.

Schendi, Port Sudan, Suakin, Kassala, Uad Medani, Sennar, Singa, Kosti, Goz Abu Gomaa, Kaua, Duem, El Obeid, El Odeia, Bara, Nahud u. a. Diese Orte werden regelmäßig vom Wandermissionär besucht. Es handelt sich um Entfernungen von vielen Hunderten von Kilometern, welche mit der Eisenbahn, zu Schiffe, zu Esel und zu Kamel zurückgelegt werden müssen. Mangel an Seßhaftigkeit der Gläubigen und deren Zusammenleben mit einer überwiegenden mohammedanischen Mehrzahl sowie Verschiedenheit der Sprachen und Riten machen diese Seelsorge schwierig. Dieselbe ist jedoch reich an geistlichen Früchten. Je seltener die Gläubigen Gelegenheit dazu haben, desto eifriger sind sie in Anhörung der hl. Messe und im Empfange der hl. Sakramente. Mehrere der obigen Posten und zuletzt Port Sudan und Suakin besuchte ich in Begleitung des Wandermissionärs erst kürzlich.

Ein wichtiger Faktor der Seelsorge sind die Schulen, welche sich eines zahlreichen Besuches erfreuen. In denselben werden die Elementargegenstände und, außer den beiden Landessprachen Arabisch und Englisch, auf Wunsch der Eltern auch Französisch und Italienisch und in den Mädchenschulen auch weibliche Handarbeiten und Musik gelehrt. Die Schüler und Schülerinnen gehören verschiedenen Nationalitäten und Religionen an. Die Verschiedenheit der Sprachen bildet eine Schwierigkeit. Die Verschiedenheit der Religionen und Bekenntnisse erfordert für den Religionsunterricht eine besondere Rücksichtnahme. Nach einer Verordnung

Mädchenschule der Mission in Omdurman.

der Regierung muß den Eltern nichtchristlicher Schüler vor Aufnahme der letzteren klar gemacht werden, daß die Schule eine christliche ist, und darf nichtkatholischen Schülern Religionsunterricht nur mit Einwilligung der Eltern erteilt werden. Häufig wird seitens der Eltern nicht nur die Einwilligung gegeben, sondern freiwillig ein diesbezüglicher Wunsch ausgesprochen. In diesem Falle wohnen die nichtkatholischen Kinder mit den katholischen dem Religionsunterricht wie jedem anderen Unterrichtsgegenstande bei. Den katholischen Schülern wird außerdem getrennter Religionsunterricht in der Kirche erteilt, besonders zur Vorbereitung auf den Empfang der hl. Sakramente. Die Schule ist das beste, ja einzige Mittel zur religiösen Erziehung der katholischen Jugend, welche sonst unmöglich versammelt werden könnte. Die Ausführung der beiden Dekrete über die öftere und tägliche

Apostolisches Vikariat von Zentral Afrika und Übersichtskarte der Reisen.
Reiserouten
Grenze d. Apost. Vikariats
Politische Grenzen
Massstab 1 : 25 000 000.
0 250 500 750 1000 Km
Mittelländ. Meer
Benghazi
Alexandria
KAIRO
Suez
Jerusalem
TRIPOLIS
Fessan
Murzuk
ÄGYPTEN
Siut
Kenen
Assuan
Rotes Meer
Nil
W. Halfa
Djidda
MEKKA
Port Sudan
Abu Hameb
Dongola
Suakin
Berber
ARABIEN
Französisches
Angloägypt
Omdurman
KHARTUM
Albara
Eritrea
Massaua
Tsad-See
Bahr el Ghasal
Sudan
Sennar
Gebiet
Dar-fur
Weiss. Nil
Blaui Nil
Tsana S.
Abessinien
Aden
Golf v. Aden
Kap Gardafui
Schari
B. el Arab
Lut
Kodok
Attigo
Taufikia
Sobat
Britisch Somali
Jola
Kavanga
Wau
Meschra
El Pek
Mbili
KAMERUN
Mbomu
Ital. Somali
Ubangi
Uelle
Kongo
Rudolf-See
Guru
Omadsch
Albert S.
Uganda
Britisch-Ost-Afrika
Entebbe
Kampala
P. Florenz
Victoria-See
KONGO-STAAT
DEUTSCH-OST-AFRIKA
Tanganjika-See
Mombasa
östl. v. Greenw.
20
30
40
50
10
0

Kommunion und über das Alter der Erstkommunikanten wurde für die Jugend hauptsächlich durch die Schule ermöglicht, mit dem Erfolge, daß die Zahl der hl. Kommunionen sich verdreifachte. Auch bei den Erwachsenen hat der Empfang der hl. Sakramente seither bedeutend zugenommen, und die hl. Eucharistie, verehrt und würdig empfangen, bildet ohne Zweifel das wirksamste Mittel zur Belebung des religiösen Eifers und zur Erziehung eines gottesfürchtigen Geschlechtes.

Unter den zahlreichen Fremden, welche in den Wintermonaten alljährlich nach Khartum kommen und dort längeren oder kürzeren Aufenthalt nehmen, be-

Katechistenzöglinge der Mission in Assuan.

finden sich auch Katholiken, besonders aus Oesterreich, Deutschland, England und Frankreich. Darunter waren bisher Erzherzoge und Erzherzoginnen und zahlreiche Adelige aus Oesterreich und Deutschland. Die höchsten Besucher waren bisher jene des Königs Albert der Belgier und des Königs Friedrich August von Sachsen, dessen Andacht und frommer Sinn die Gemeinde in hohem Grade erbauten.

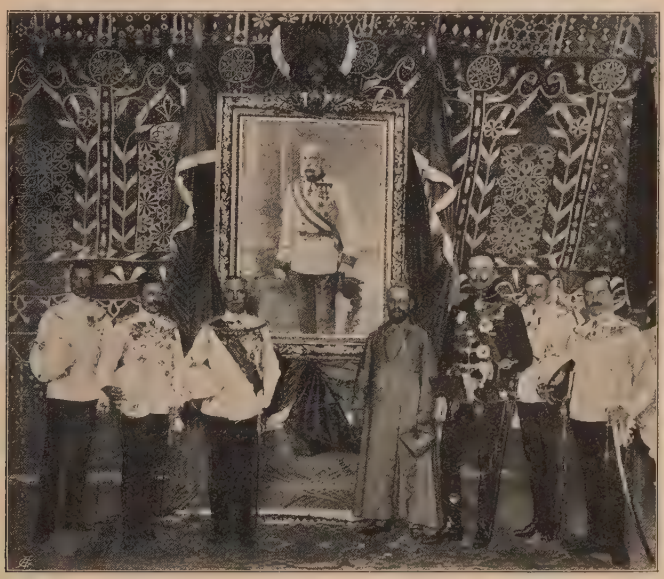
In Khartum, mit Schule, Pensionat, Schmiede und Schreinerei mit Motorbetrieb, ist eine katholische Kirche im Bau begriffen. Der Grundstein wurde in feierlicher Weise bereits am 28. Februar 1908 in Anwesenheit des Grafen Thadd. B. Koziebrodzki, k. k. österreichisch-ungarischen Gesandten in Aegypten und Vertreters des Allerhöchsten Protektors der Mission, Kaiser Franz Josef I., sowie des Generalgouverneurs Sir Reginald Wingate, aller hohen Be-

amten der Regierung und des ganzen katholischen Volkes gelegt. Der Heilige Vater Pius X. hat bereits am 7. Mai 1907 und neuerdings am 28. Juli 1912 allen Wohltätern dieses Kirchenbaues den Apostolischen Segen gespendet.

Schwarze Missionsgläubige.

Seine Majestät Kaiser Franz Josef I. hat zuerst als Zeichen seiner besonderen Huld und Teilnahme für die unter seinem Protektorate stehende Mission sein Bildnis in Lebensgröße in künstlerischer Ausführung und von

hohem Werte für den Zentralsitz der Mission in Khartum bestimmt und dasselbe durch seinen Gesandten feierlich überreichen lassen und dann 10 000 Franken zum Kirchenbau gewidmet. Dem Grafen Koziebrodzki, welchem bei alledem großes Verdienst zukommt, hat der Heilige Vater ein sichtbares Zeichen seiner Anerkennung durch Verleihung des Großkreuzes des Gregoriusordens gegeben. Zur Vollendung des Kirchenbaues bedarf es weiterer Mittel. Die gewöhnlichen Gaben für die Mission sind unentbehrlich zur Erhaltung der bestehenden Stationen und zur Gründung neuer und dürfen nicht zum Kirchenbau verwendet werden. Dieser kann nur dann fortgesetzt und vollendet werden, wenn es mir gelingt, die Mittel für diesen ausschließlichen Zweck zu erlangen. Die Moschee in



Sir Reginald Wingate — Bischof Geyer
Slatin Pascha — Graf Koziebrodzki
Adj. d. Generalgouverneurs — Oberst Stanton
Bernard Pascha

Uebergabe des Kaiserbildes in Khartum.

Khartum deren mächtiger Bau und schlanke Minarete das Stadtbild beherrschen, hat über 400 000 Mark gekostet. Außer drei anderen christlichen Kirchen steht in Khartum die anglikanische Kathedrale, ein imposanter Bau ganz aus Haustein, welcher am 26. Januar 1912 durch den Bischof von London feierlich eingeweiht wurde, und, obwohl noch nicht ganz vollendet, 670 000 Mark kostete. Wir Katholiken halten noch in einer ganz unzureichenden, inneren Kapelle des Missionshauses Gottesdienst. Wir brauchen und wollen nicht eine so kostspielige Kirche. Aber ein bescheidenes und erbauliches Gotteshaus ist ein dringendes und von vielen Gründen gefordertes Bedürfnis. Möge das Beispiel von Papst und Kaiser dem katholischen Kirchenbaue in Khartum die erforderliche Anzahl von Wohltätern zu seiner Vollendung gewinnen!

Die eigentliche Missionsarbeit, die Verbreitung des Glaubens, findet im heidnischen Teile statt. Da sind die schönsten Hoffnungen gerechtfertigt.

Dieser Teil wurde von der Regierung in Sphären geteilt, und je eine der katholischen, anglikanischen und presbyterianisch-amerikanischen Mission zugewiesen. Die uns zugewiesene Sphäre umfaßt den westlichen Teil des heidnischen Sudan. Es steht zu hoffen, daß diese temporäre Maßregel, ebenso wie das Verbot der Missionierung der mohammedanischen Zone, von selbst hinfällig wird.

Beginn, Beschaffenheit, Umfang und Erfolge der Missionierung sind in den einzelnen Missionsstationen verschieden je nach Völkern, Ort, Zeit und Umständen. Der Kern jeder Missionsarbeit ist die Liebe zu Jesus Christus im Heile der Seelen. Die Liebe ist erfinderisch und wird in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen

Kautschukpflanzung in der Mission Attigo.

das Richtige treffen; selbstlos wird sie allen alles werden, um alle Christus zu gewinnen.

Im allgemeinen ist der Gang der Missionsarbeit, abgesehen von den durch Ort und Umstände bedingten Abweichungen, folgender.

Wir nehmen als Beispiel eines der heidnischen Naturvölker, welche wir im Laufe der bisherigen Reisen besucht haben. Sie alle haben irgend etwas von Religion. Wie in finsterer Nacht durch schwarze Wolken Sternlein schimmern, so leuchten Wahrheiten der Uroffenbarung aus dem Dunkel des Heidentums hervor. Von den über 30 verschiedenen, großen und kleinen Negerstämmen, welche ich auf meinen Reisen angetroffen, haben alle in ihrer Sprache einen Ausdruck für Gott. Es gibt kein Volk ohne Kenntnis Gottes und ohne Ahnung eines Fortlebens nach dem Tode. Allen ist Gott das höchste Wesen, unsterblich, Schöpfer des Alls, Herr über Leben und Tod. Aber sie erweisen ihm keinen Kult. Ihre animistisch-deistische

Religion betätigt sich in Animismus, Ahnenkult oder Dämonenglauben. Mehr als Gott beschäftigt sie die Furcht vor den Seelen und bösen Geistern, welche dem Menschen durch Zauber und Hexerei schaden können. Die oft rührenden Gebräuche, mit denen Tod und Grab umgeben werden, deuten auf eine Ahnung vom Fortleben nach dem Tode. Auch die Summe der Gebote Gottes ist in ihr Herz geschrieben. Diebstahl, Mord, Ehebruch gelten als verabscheuungswürdig und strafbar. Weit herein in den nächtlichen Himmel des Heidentums zittert noch das Wetterleuchten des Sittengesetzes vom Berge Sinai. Auch die Erkenntnis verlorenen Glückes und die Sehnsucht nach ihm flackert vereinzelt aus dem Wuste des After- und Aber-

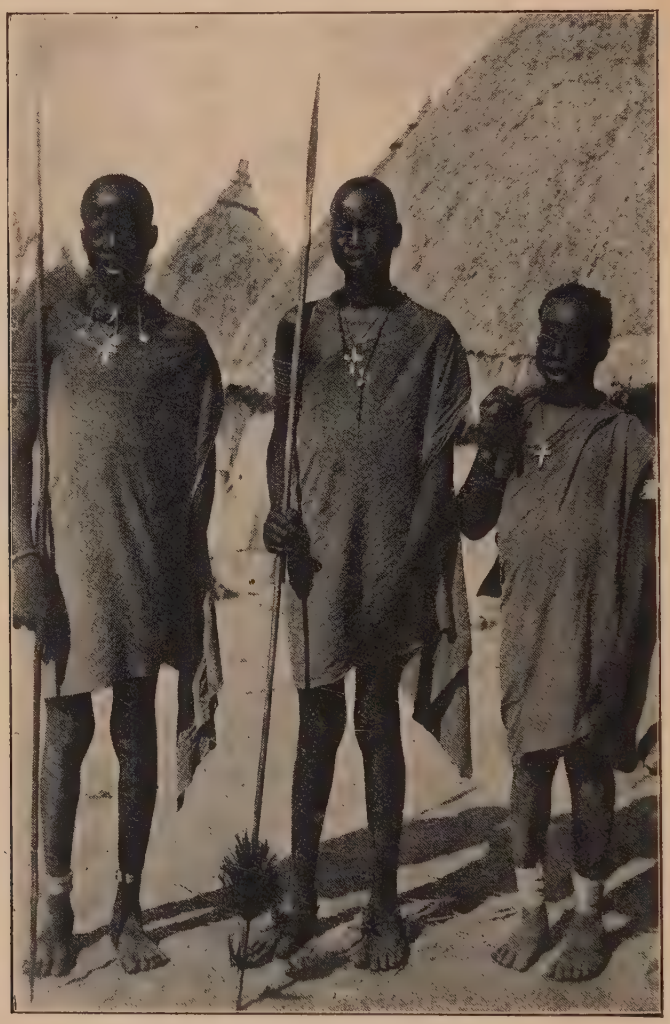
Kapelle Missionshaus Schwesternhaus.

Missionsstation Lul.

glaubens auf, und manches Sehnen, manche Reueträne mag durch die dunkle Wolke des Heidentums den Weg zum Herzen des ewigen Vaters finden.

Kommt nun der Missionär zu einem solchen Volke, so muß mit Billigung der Regierung zuerst ein geeigneter Ort für eine Missionsstation ausfindig gemacht werden. Dazu ist es notwendig, das ganze betreffende Gebiet in Augenschein zu nehmen. Es müssen die Stimmung der Häuptlinge und der Leute geprüft und die Boden-, Wasser- und Verkehrsverhältnisse festgestellt werden. Ist im Einvernehmen mit der Regierung der geeignetste Ort gewählt, so tritt man an den Häuptling heran. Die Abhängigkeit der Leute von ihm ist meist so groß, daß niemand ohne Erlaubnis oder Befehl von ihm auch nur eine Hand zu rühren wagt. Man erklärt ihm, daß man sich bei ihm niederlassen wolle, um den Kranken

Arznei zu geben, den Armen zu helfen und die Kinder Lesen und Schreiben zu lehren. Man werde nichts von den Eingeborenen umsonst verlangen und jede Arbeit und Dienstleistung nach Gebühr belohnen. Diese Aussichten und die Hoffnung auf Geschenke bestimmen den Häuptling zur Einwilligung.



Christliche Schillukneger in Lul.

Häufig wird dieses Vorgehen dadurch ersetzt, daß die Regierung, von welcher die Häuptlinge ebenso sehr abhängen wie von ihnen die Leute, im Einvernehmen mit den Missionären den Häuptling anweist, die Mission am geeigneten Orte aufzunehmen und zu unterstützen. Die moralische Hilfe der Regierung ist von hohem Werte für das Gedeihen der Missionsstation.

Mit Begeisterung beginnt der Missionär sein Werk und fängt noch am selben Tage mit dem Studium der Landessprache an. Dabei stehen ihm weder

Grammatik noch Wörterbuch zur Verfügung; die Sprache ist ungeschrieben und unbeschrieben. Wort für Wort muß sie den Eingeborenen abgelauscht werden. Diese verstehen den Missionär oft nicht oder führen ihn absichtlich irre. Die Verschiedenheit der Sprachen, die gerade in Afrika wie eine Strafe Gottes erscheint — in meinem Vikariate mehr als 40 verschiedene Sprachen — bildet eine der größten Schwierigkeiten des Missionswerkes.

Inzwischen baut der Missionär seine Hütten mit Hilfe der Eingeborenen, die mißtrauisch, träge und wandelbar sind, so daß er selbst Hand anlegen muß. Es muß ein Brunnen gegraben, ein Küchengarten angelegt werden. Die Eingeborenen arbeiten gegen Entlohnung in Tauschgegenständen, aber ihre anfäng-

Missionsdorf in Lul.

liche Ungeschicklichkeit und Arbeitsunlust benötigen ein fortgesetztes Ueberwachen, Aneifern und Selbstzugreifen des Missionärs. Die Hand, die am Morgen den Leib Christi gehalten, ist am Abend blasen- und schwielenbedeckt. Sein Beispiel aber bleibt nicht unbemerkt. Bisher war die Arbeit bei den Eingeborenen verachtet und Sache der Frauen. Nun sehen sie den weißen Mann arbeiten, und sie arbeiten mit. Sie bekommen dafür Kleidung und Schmuck. Das sehen andere und wollen das Gleiche, und auch sie erarbeiten es sich. Die Leute sehen, daß sie gerecht und liebevoll behandelt werden, und bekommen Achtung und Vertrauen zum Missionär. Wie überall, ist Vertrauen der Weg auch zum Herzen der Naturvölker. Manche treten in den Dienst der Mission als Hausburschen und Arbeiter.

Inzwischen verbreitet sich der gute Ruf der Arzneien, und täglich kommen Kranke zur Mission oder werden in den Dörfern besucht. Spitalhütten zur Aufnahme der Kranken werden in der Mission selbst errichtet. Ein Kindlein liegt im Sterben; der Missionär tauft es, und als fürbittender Engel im Himmel fördert es die Missionsarbeit.

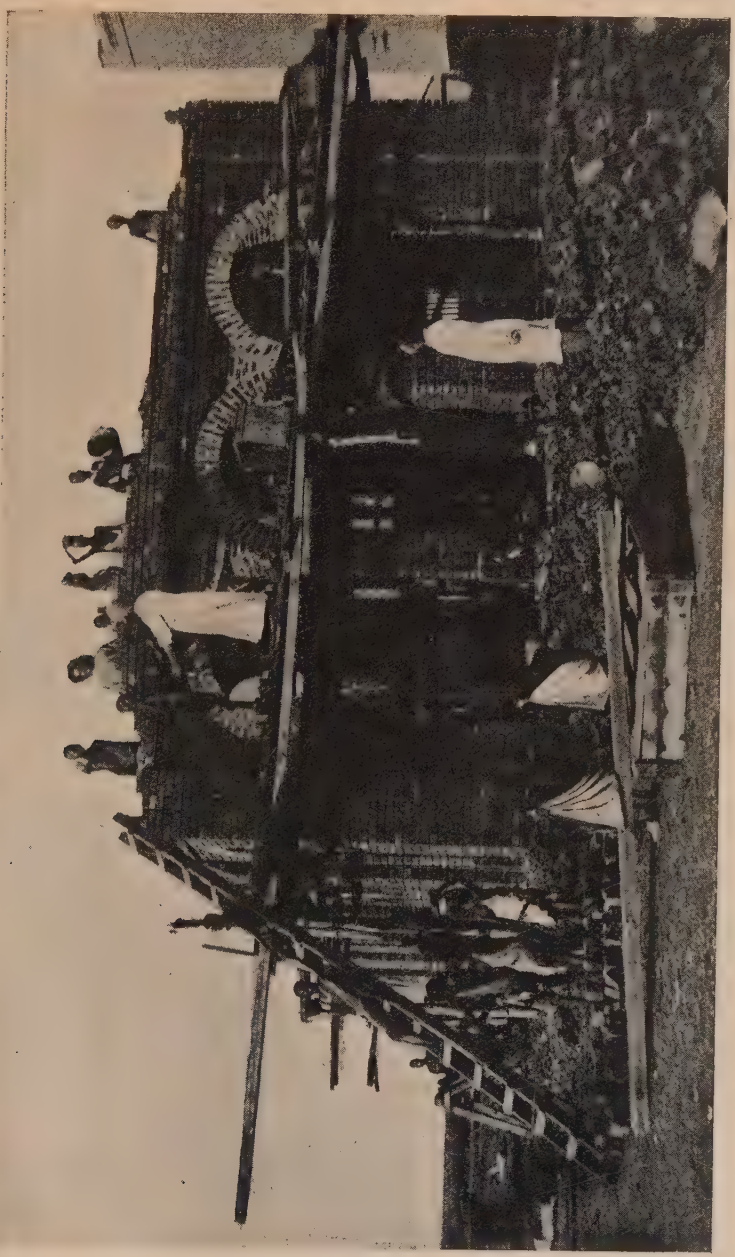
Indessen wird der Arzt selbst zum Kranken. Eines Morgens erwacht er wie zerschlagen, die Füße wollen ihn kaum tragen bei der Feier der hl. Messe. Noch schleppt er sich zur Arbeit; allein heftiger Frost durchschüttelt ihn unter den sengenden Strahlen der Tropensonne. Das Sumpffieber hat ihn ergriffen. Er erholt sich langsam wieder. Er hat erkannt, daß ein anderes Klima eine andere Lebensweise erfordert, und lernt immer besser, sich den Verhältnissen anzupassen. Nicht immer aber geht es gut ab. Manchmal führt das Sumpffieber und besonders die schwere Form desselben, das Schwarzwasserfieber, zum Tode; daran starben in unserer Mission in einem Jahre fünf junge Missionäre.

Missionshaus in Attigo.

In Schreinerei und Schmiede, in Garten und Feld, in Wald und Wiese schaffen Säge, Hammer und Schaufel um die Wette. Wo einst der Urwald in Schweigen schauerte und nackte Wilde schlenderten, ist eine Stätte reger Tätigkeit erstanden, und schafft der Eingeborene im Arbeitskittel an der Seite des Missionärs. An der Lehmgrube und am Ziegelofen schlägt der Missionär die erste Kanzel auf. Es sind vorerst nur gelegentliche und sporadische Bemerkungen und Hinweise auf Gott und das Sittengesetz.

Inzwischen hat der Missionär Fortschritte in der Sprache gemacht und lernt das Denken und Fühlen des Volkes immer besser kennen. Er übersetzt die Elementarwahrheiten in die Landessprache, wobei die Wiedergabe der abstrakten Begriffe oft große Schwierigkeiten bietet. Schließlich beginnt ein mehr oder weniger

regelmäßiger Unterricht, zuerst für die Jugend. Trotzdem auch der Heidenjugend die Schwächen ihrer Abstammung anhaften, so besitzt sie doch die herrlichen Eigen-



Bau der Missionskirche in Attigo.

schaften jeder Jugend, als Zutraulichkeit und Lenksamkeit. Es entsteht eine Schule, zuerst in der Mission selbst. Der Missionär steigt zur Anschauungsweise und Fassungskraft der Wilden herab, wählt aus den Wahrheiten diejenigen heraus, für

die er Anknüpfungspunkte in den religiösen Ideen des Volkes vorgefunden, und sucht langsam und vorsichtig falsche Vorstellungen auszumerzen. Außer in der Religion werden die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet.

Von der Station aus wird die Tätigkeit auf die umliegenden Dörfer ausgedehnt; es werden dort Filialschulen errichtet. Ein- oder zweimal wöchentlich erscheint der Missionär und versammelt Groß und Klein oder auch nur die Jugend

Katechumenen in Attigo.

zum Katechismusunterricht. Die Kinder hinwieder werden die Apostel in der Familie; was sie in der Schule gelernt, wiederholen sie zu Hause.

Aber zur Bekehrung ist meist noch ein weiter Schritt. Es kann oft Jahre dauern. Der Missionär hofft, arbeitet und betet.

Indes wirkt die Gnade Gottes mit, welche der springende Punkt bei der Bekehrung und Seelenrettung ist. Es regt sich in dem einen oder anderen die Begierde nach der Taufe. Wie ein anderer Nikodemus kommt der Erste zum

Missionär und gesteht: „Pater, ich möchte die Taufe.“ „Warum?“ „Weil ich die Hölle fürchte.“ Der Missionär ermutigt ihn, zu beten und fleißig zum Unterricht zu kommen, welcher ihm je nach Umständen getrennt erteilt wird. Nun setzt in der Katechumenenseele der Satan ein. „Was werden die Eltern, die Alten, die Kameraden sagen?“ Die Furcht, als Verräter an den Ueberlieferungen des Stammes zu gelten, von den Kameraden als Abtrünniger verachtet zu werden und als solcher keine Frau mehr zu bekommen, und andere Bedenken steigen auf. Der Katechumene kämpft zwischen erkannter Pflicht und den Schwierigkeiten in deren Erfüllung. Es gehört oft ein heroischer Mut dazu, sie zu überwinden. Nach längerer oder kürzerer Zeit kommt der Katechumene wieder und spricht: „Ich bitte um die Taufe, aber im geheimen!“ Er empfängt die Taufe im geheimen. Im

Mädchen der Katechismusschule in Attigo.

Vertrauen weiht er den einen oder anderen in das Geheimnis ein; diese machen denselben Kampf mit sich durch und werden im geheimen getauft. In den Katakomben wuchs die Urkirche heran, und in der verschwiegenen Seelentiefe dieser gläubigen Jünglinge baut sich die neue Missionskirche auf.

Anderswo sind die Schwierigkeiten geringere, immer aber sind die ersten Bekehrungen die schwierigsten.

Es kommt der Tag, da die ersten Neugetauften als Erstkommunikanten an den Altar treten, geheim oder öffentlich, je nach Umständen. Nirgends wird das Brot der Starken mehr benötigt, als von diesen jungen Kämpen Christi, welche dem ganzen Ansturm Satans und seiner Helfershelfer, der Zauberer und Hexen, standzuhalten haben. Die alteingefleischten Verfechter des heidnischen Irrwahns, der Quelle ihres Unterhalts und Ansehens, setzen häufig alles daran, um die Neuchristen abzuschrecken, einzuschüchtern, wankend zu machen. Da bedarf es übernatürlicher Stärkung, und sie finden sie in der öfteren Kommunion, welche nir-

Neugetaufte in Attigo.

gends in der Welt notwendiger und heilsamer ist als in der jungen Christengemeinde im Heidenland. Durch die öftere Teilnahme am eucharistischen Mahle

Mission Katanga 1906.

erstarkt die kleine, scheue Christengemeinde zum jungen Riesen! Durch die Dekrete über die öftere und tägliche hl. Kommunion und über das Alter der Erstkommunikanten hat sich unser Hl. Vater Pius X. nicht nur um die Hebung des

Glaubenslebens in den katholischen Ländern, sondern auch um die Befestigung des Glaubens der Neuchristen in der Heidenwelt verdient gemacht, und beide Dekrete werden den Namen Pius X. verewigen in der Kirche wie auch in ihren Missionen.

Es kommt der andere Tag, da das erste christliche Brautpaar sich für das Leben bindet. Damit beginnt die Erlösung der Frau und die Regeneration der Familie. Die Frau wird aus der Sklavin eine Gefährtin, aus dem Hausgerät eine Hausfrau, aus einem rechtlosen Wesen eine Mutter der Kinder. Die Hebung der Frau adelt Mann und Kind. Der Mann wird aus dem Tyrannen das besorgte Haupt der Familie, aus dem Besitzer von Frauen und Sklavinnen ein Ehe-

Mission Kayango 1908.

mann im christlichen Sinne, aus dem müßigen Gebieter ein pflichtbewußter und arbeitsamer Vater. In der Hebung der Würde der Frau und der dadurch bedingten Erneuerung der Familie liegt das sozialpolitische Programm der Missionsarbeit bei den heidnischen Naturvölkern. Der besagte ist der günstigste Fall. Viel häufiger ist es, daß die ersten Neugetauften in Ermangelung von getauften Mädchen heidnische mit Dispens ehelichen. Solche Ehen bilden oft die große Besorgnis des Missionärs. Erst mit den Ehen christlicher Brautleute beginnt die junge Christengemeinde sich auf eine feste Grundlage zu stellen.

Aus den Neugetauften und noch mehr aus der neuen christlichen Nachkommenschaft wachsen die ersten Hilfskräfte der Mission heran; es sind die eingeborenen Katechisten, so wichtig, daß erst mit ihnen das Missionswerk auf breite Grundlage gestellt werden kann. Es können mehr auswärtige Katechistenposten errichtet werden, welche je nach Maßgabe der Hilfskräfte und Geldmittel bei fortschreitender Entwicklung das Land wie mit einem Netze überziehen.

Die Arbeit der Mission ist jedoch noch lange nicht beendet. Das Glaubensleben der Neuchristen muß im Lauf der Geschlechter vertieft werden. Eines ist jetzt schon sicher, daß unser hl. Glaube einer glänzenden Zukunft unter den Naturvölkern entgegengeht. Aber es braucht Geduld und Ausdauer.

Bedeutend schwieriger gestaltet sich der Gang des Missionswerkes dort, wo der Islam seine düsteren Schatten auf das Heidentum geworfen, wie dies in einem großen Teile unseres Heidenlandes und in einem großen Teile Afrikas überhaupt der Fall ist. Nördlich vom zehnten nördlichen Breitegrad ist er schon längst die herrschende Religion. Von Norden nach Süden und von Osten nach Westen dringt er stetig vor. Durch mohammedanische Händler schleicht er sich fast unversehens ein. Mit seinem Monotheismus und seinem Kulturfirnis imponiert

Missionshaus in Kahango.

er den heidnischen Wilden. Er verlangt wenig, verspricht viel, besticht durch die Gleichstellung seiner Bekenner, und seine Sendlinge drücken den Negern gegenüber auch noch ein Auge zu in bezug auf die Zahl der vom Koran erlaubten gesetzmäßigen Frauen, den Fastenmonat Ramadan und das Verbot geistiger Getränke. Eine Gebetsschnur um den Hals, ein Gehege um sein Gehöft kennzeichnen den mohammedanisierten Heiden, dessen ganze Kenntnis der Sprache des Koran sich auf mechanisches Hersagen eines Teiles der Fatha beschränkt. Trotz dieser Oberflächlichkeit ist er für das Christentum fast unzugänglich geworden.

Die Missionen im Grenzgürtel zwischen Islam und Heidentum, wo der Ruf erschallt: „Hie Mohammed! Hie Christus!“ sind heute die wichtigsten Afrikas und verdienen an erster Stelle Förderung, ebenso wie die Missionen des englischen Protektorates von Uganda, welche, wenn sie zu einer Hochburg des Christentums

ausgebaut werden, ein Bollwerk gegen den Islam und zur Eroberung der afrikanischen Heidenwelt werden. Möge in den jungfräulichen Urwäldern Zentralafrikas nicht die Religion der Wüste und der Halbheit, sondern die Religion der Kultur und der Vollkommenheit triumphieren!

Frauen des Eingeborenendorfes der Mission Kayango.

Auf einem raschen Gange führe ich nun den Leser, welcher mir auf den Reisen durch Sand, Sumpf und Wald gefolgt ist, zu den Missionsstationen, die er in ihrem Werden geschaut, in ihrem augenblicklichen Stande.

Firmlinge der Mission Kayango.

In Lul mit Missions- und Schwesternhaus, sowie kleiner Kapelle, alles aus Ziegeln, hat die Annäherung der Schilluk recht bedeutende Fortschritte gemacht. Dieses urwüchsige Volk, so hochmütig und zähe in seinen Ueberlieferungen und Sitten, daß es Jahre hindurch den Anschein hatte, alle Arbeit mit ihm sei vergebens, und für dessen Bekehrung im Laufe der Jahre ein Missionär und zwei Schwestern in das sumpfige Grab gestiegen sind, hat begonnen, über die ihm

vorgetragenen Wahrheiten nachzudenken. Langsam kommt einer nach dem andern und verlangt die Taufe. Ein Katechumene, von mir gefragt, was er täte, wenn nach der Taufe ihm bei Standhaftigkeit im Glauben ein Zauberer den Kopf abzuschneiden drohte, erwiderte hurtig: „Ich würde sagen: Hier bin ich, schneide mir den Kopf ab!“ Das ist der Charakter dieses Volkes; einmal Christen geworden, werden sie standhaft bleiben. Die kleine, wackere Schar der Neuchristen, lauter Großjährige, führt ein christliches Leben. Ihr bescheidenes Benehmen sticht sehr von ihrem früheren und ihren heidnischen Landsleuten heute noch eigenen, anmaßenden und stolzen Gebaren ab. Wahrlich, die Religion Christi verwandelt Wölfe in Lämmer. In Lul wohnen auf Missionsgrund 40 Eingeborene. Etwa

Neuchristen der Mission Kahango.

30 Jünglinge lesen und schreiben so schön wie einer der obersten Klasse unserer Volksschule. Der Gottesdienst am Sonntag ist von über 100 Schilluk besucht, so daß eben eine größere Kapelle aus Ziegeln gebaut werden muß. Jährlich werden etwa 2500 Kranke in der Mission oder zu Hause behandelt. Kein Kind stirbt ohne Taufe. In weitem Umkreise um die Mission ist die Nacktheit der Eingeborenen verschwunden. Der Obere hat eine Grammatik der Schilluksprache geschrieben, veröffentlicht von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien.

Attigo mit einstöckigem Missionshaus und einer Kirche von 20 Meter Länge und 7 Meter Breite, beide aus Ziegeln. Die Schilluk sind zahlreicher und wilder als in Lul. Das Vertrauen derselben in die Missionäre und das Verlangen nach unserer Religion hat sich weit ausgebreitet. Bereits fanden die ersten Taufen statt. Knaben und Mädchen kommen in wechselnder Anzahl zum Unterricht, erstere

auch zum Lesen und Schreiben. Etwa 500 Eingeborene kommen mit Unterbrechungen und wissen die Grundwahrheiten. Im Jahre werden durchschnittlich 2000 Kranke behandelt. Bei 100—150 wohnen sonntäglich dem Gottesdienste bei.

In beiden Stationen sind die schönsten Hoffnungen gerechtfertigt. Eifrige und ausdauernde Arbeit wird dieses physisch starke und schöne, geistig robuste, selbstbewußte und zahlreiche Volk, das bislang dem Islam widerstanden, für Christus gewinnen.

Die Stationen der Provinz des Bahr el Ghazal haben in einem Jahre fünf Leben von Missionären verschlungen. Auch sonstige Prüfungen blieben nicht erspart. Die Opfer sicherten sehr tröstliche Erfolge und bereiteten noch größere in der Zukunft vor.

Mission Mbili 1908.

Kayango hat sich herrlich entwickelt. Schon im Aeußeren bietet die Mission das Bild reger Tätigkeit und materiellen Fortschrittes. Während auf der einen Seite des Missionshauses die neue, 18 Meter lange und 7 Meter breite Kirche aus rötlichem Raseneisenstein steht, treibt etwas rückwärts auf der anderen Seite ein Motor eine Säge, eine Kornmühle und eine Pumpe, welche aus tiefem Brunnen die umliegenden Aecker bewässert. Kräftige Eingeborene führen auf Ochsenwagen mächtige Baumstämme aus dem Wald herbei und schieben die ungeschlachten Riesen des Urwaldes unter die Säge. Die Schreinerei erzeugt Tür- und Fensterstöcke, Hauseinrichtungsgegenstände usw. Der Garten liefert Bananen, Papayas, Limonen und köstliche Gemüse. Felder umgeben allseitig die Mission. Der Wald ist besät mit Kautschukpflanzungen und mit ausgehöhlten Baumstämmen, in denen die Bienen den Honig anhäufen. Dazu kommen

noch Viehzucht, Jagd und Fischfang. Und was nicht selbst am Platze erzeugt wird, können sich die Leute in einem Laden kaufen, allwo ein Eingeborner die gangbarsten Artikel feilbietet. Die Eingeborenen helfen in Werkstätten, Feldern, Garten und Wald mit, und lernen so Arbeit und Arbeitsamkeit zugleich. Das wäre das „labora", so notwendig, um leben zu können und gute Christen zu werden. Aber nicht geringere Fortschritte hat das „ora" aufzuweisen, erster und wesentlicher Zweck des Missionärs.

Das Eingeborenendorf der Mission zählt etwa 50 Seelen. Sie bestellen teils ihre eigenen Felder und arbeiten teils für die Mission gegen entsprechende Vergütung. Die Jugend verspricht Gutes. Aber bei den Erwachsenen, besonders

Visitation in der Mission Mbili.

Frauen, lassen häufig materieller Sinn und Aberglauben wenig Hang zu Höherem aufkommen. Die christliche Ehe wird ohne weiteres eine Schwierigkeit bilden bei diesem Volke, weniger wegen der Vielweiberei, die mehr ein Brauch der Häuptlinge und ein Zeichen ihrer Würde ist, als wegen des häufigen und landesüblichen Wechsels der Frau. Diese wird erworben, indem man sie gegen ein Mädchen der eigenen Verwandtschaft eintauscht. Das Geschäft wird zwischen den gegenseitigen Verwandten mit Beiziehung des Großhäuptlings abgemacht, dessen Einfluß häufig stärker als die Neigung der Brautleute ist. Aus dem einen oder anderen Grunde machen nach einiger Zeit der Gatte oder die Frau, unterstützt von den gegenseitigen Verwandten oder vom Großhäuptling, Einwendungen gegen die Fortsetzung des ehelichen Verhältnisses, und der Tausch wird rückgängig gemacht. Auf diese Weise dauert ein großer Teil dieser Verbindungen nur auf Zeit, und eine

Frau, die nicht ein oder mehrere Male den Mann gewechselt hat, wird eine Seltenheit. Diese eingewurzelte Sitte oder vielmehr Unsitte ist ein großes Hindernis für die christliche Ehe. Da ist bei diesen hundertjährigen Landesgebräuchen eine Aende-

Gouvernorat in Wau.

rung der Anschauung vonseiten der Erwachsenen schwerlich zu erwarten. Das wirksamste Mittel ist die christliche Erziehung nicht nur der männlichen, sondern auch der weiblichen Jugend.

Missionshaus in Wau.

Die 24 Neuchristen der Mission wissen nicht nur den Katechismus sehr gut, sondern haben auch im Lesen und Schreiben der Ndoggo-Sprache, im Englischen und in der Arithmetik gute Fortschritte gemacht. Ein Teil derselben wird zu Katechisten ausgebildet und mehrere von ihnen konnten bereits angestellt werden.

In Entfernung von 1 bis 3 Stunden um die Station herum wurden Katechistenposten errichtet in den Dörfern Ngafa, Budecki, Sabun, Sei, Dumbe, Tambali, Ngogui, Conogò, Bringi, Budi und Mordschan Kali. Die vier erstgenannten Posten werden von den Patres in Kayango besucht, während die fünf anderen einem in Dumbe residierenden Pater unterstellt sind.

Es ist ein gutes Vorzeichen, daß die Alten den Nutzen des Lesens und Schreibens für die Kinder erkannt haben und die Kinder dazu anhalten. Ein Vater stellte Sohn und Tochter dem Missionär für die Schule vor mit den Worten: „Ich übergebe sie dir. Das Mädchen will bald heiraten, aber sie wird keinen Mann erhalten, bevor nicht das Papier in ihren Kopf eingedrungen ist. Entweder Papier und Gatte oder ohne Papier und ohne Ehemann.“ Papier und Bleistift sind die

Missionszöglinge in Wau.

begehrtesten Gegenstände, und anstatt mit Lanze und Bogen herumzuschlendern, verbringt die Jugend die Zeit über das Papier gebückt. Von den 721 Eingeschriebenen lernen 443, nämlich 284 Knaben und 159 Mädchen, lesen und schreiben, dazu 208 Erwachsene, welche unregelmäßig zum Unterricht kommen, aber die Grundwahrheiten wissen. Das Ganze ist vielversprechend. Wenn man auch nicht meinen darf, daß alle gute Christen werden, und man vornehmlich mit den Erwachsenen zufrieden sein kann, wenn sie sich in der Todesstunde bekehren, so wird doch auf der Jugend und der künftigen Generation das Christentum sich aufbauen.

In Mbili bei den Dschur, mit Missionshaus und kleiner Kapelle, beides aus Stein, hat die Mission ebenfalls einen schönen Anlauf genommen. Von den 119 Seelen des anliegenden Dorfes des Häuptlings Dud Akod kommt die Mehrzahl zur Mission zum Unterricht, der täglich zu verschiedenen Stunden erteilt wird. Jeden Sonntag kommen etwa 40 morgens zur heiligen Messe und zum Rosenkranz

und nachmittags zum Segen. In fünf Außenposten Angör, Aschor, Aleo, Jar und Quei, werden je 20—30 unterrichtet. Die Tatsache, daß der Besuch des Unterrichtes sowohl in der Mission, als auch an den Katechismusposten ein regelmäßiger ist, zeugt von der ernsten Absicht der Leute, unseren Glauben kennen zu lernen. Zwar bedienen sich die Missionäre bisher noch des Mittels, denjenigen, welche nach einiger Zeit die Gebete wissen, ein Stückchen Stoff als Belohnung zu geben, aber dasselbe, das zugleich ihre Nacktheit bedeckt, wird überflüssig und ersetzt werden durch den Geschmack, den sie an der Lehre Christi finden werden. Diese guten Dschur machen mir noch immer denselben Eindruck wie bei meiner ersten Begegnung mit ihnen, vor über neun Jahren; es sind primitive, gute Wilde des Waldes, wenig an Zahl, gegen fremde Einflüsse abgeschlossen und nur dem verbessernden Einfluß der Religion Christi ausgesetzt. Es ist ein unverdorbenes und ideales Feld für eine Mission.

Missionszöglinge in Wau beim Essen.

Wau, der Hauptort der Provinz des Bahr el Ghazal, hat an Bedeutung sehr zugenommen. Mit den zinkbedeckten Regierungsgebäuden, den schimmernden Wahrzeichen siegreich vordringender europäischer Zivilisation, mit den Kaufläden des griechischen Marktes und mit Hunderten von Hütten der Eingeborenenviertel an den Hängen der Hügel ist es der am meisten malerisch gelegene Ort südlich von Khartum, belebt von Hügeln und Ebenen, Wäldern und Wiesen, mit Straßen und Fußsteigen, die sich nach allen Richtungen verzweigen, und mit dem Flusse Dschur, welcher wenigstens vier bis fünf Monate des Jahres einen Verkehr zu Wasser mit verschiedenen Teilen der Provinz und mit Khartum ermöglicht. Wau ist im heidnischen Sudan auch der bevölkertste Ort mit seinen 5000 Einwohnern, welche zum größten Teile allen Stämmen der Provinz angehören und mit zahlreichen aus dem mohammedanischen Sudan eingewanderten Negern vermischt sind. Diese letzteren, wenigstens äußerlich Mohammedaner, zusammen mit den arabischen Händlern und den Negersoldaten, den ägyptischen Offizieren,

Beamten und Schreibern, schaffen jene mohammedanische Atmosphäre, welche mehr oder weniger in der Bevölkerung herrscht und einen sichtbaren Ausdruck unter anderem in der Moschee findet, welche ungefähr nach dem Plane und ganz in der Nähe unserer Kirche erbaut ist. Dieses Sichvordrängen und Sichbehaupten des Islam in Wau bildet ohne weiteres eine Schwierigkeit für unser Werk an Ort und Stelle und birgt in sich eine Gefahr für die Heiden der Provinz. Aber es bleibt zu hoffen, daß es uns gelingt, dem Islam nicht nur unter den Stämmen außerhalb zuvorzukommen, sondern auch im Ort selbst und in seiner Umgebung eine fruchtverheißende Wirksamkeit einzuleiten. Als Sitz der Regierung ist Wau das natürliche Zentrum auch der Mission dieser Provinz.

Nach mancherlei Prüfungen, während deren die Mission von feindseliger Hand zweimal niedergebrannt wurde, ist nun eine Aera günstiger Entwicklung angebrochen. Unter den ersten Neuchristen befindet sich der Sohn des Großhäupt-

Missionszöglinge in Wau beim Spiel.

lings Rikita der Njam Njam, welcher englisch spricht und schreibt, den Katechismus in seine Sprache übersetzt und auch das Schreinerhandwerk erlernt hat, was bei einem seines Ranges von Großhäuptlingen, welche als erbliche Herrscherfamilien betrachtet werden und nur zum Befehlen da sind, sehr löblich ist. Er wird uns eine schätzenswerte Hilfe sein bei Ausbreitung des Glaubens unter den Njam Njam. Eine Schule und eine große Werkstätte, beide aus Stein, und letztere mit einem Motor versehen, dienen der Erziehung der Jugend. In der Mission werden 24 Jünglinge, meist Söhne von Häuptlingen, besonders der Njam Njam, unterrichtet und erzogen. In Entfernung von zwei bis drei Stunden wohnen im Westen die Golo und Ndoggo von Bovalo und Abschakka und im Osten die Dschur, und da sind Katechistenposten in Angriff genommen, welche die Tätigkeit von Wau mit jener von Kayango und Mbili verketten.

Die neue Mission T o m b o r a bei den Njam Njam ist von größter Wichtigkeit. Mohammedanische Händler sind im Begriffe, dorthin vorzudringen. Und da möchte ich mit dem hl. Franz Xaver ausrufen und mich schämen, daß die Kaufleute vor den Glaubensboten zu den Heiden gelangen! Und daß doch diese Kaufleute

Portugiesen und Christen wären, wie im Falle des hl. Apostels von Indien! Aber es sind Dschellaba, jene schlauen Kleinkrämer, welche, das Gesicht mit einschmeichelndem Lächeln übergossen, mit ihren bestechenden und diplomatisch höflichen Manieren es so gut verstehen, sich in die Herzen der ahnungslosen Heiden zu stehlen und ihnen Religion und Gebräuche des Islam einzuträufeln. Es drängt, daß wir ihnen zuvorkommen und in letzter Stunde eine Kraftanstrengung machen, um die Njam Njam für Jesus Christus zu gewinnen, bevor die Religion des Propheten der Kaaba ihre Herzen unserer Religion unzugänglich gemacht hat. Der ersten Station müssen bald andere folgen, um der Bekehrung dieses zahlreichen und intelligenten Volksstammes ehemaliger Menschenfresser genügen zu können.

Einige Häuptlinge des Bahr el Ghazal.
Kangeh. Abschakka.
Mordschan Kali. Kayango. Limbo.

Die letzten nach der Zeit der Gründung und auch die entferntesten im Vikariate sind die Stationen Omadsch bei den Aluru und Gulu bei den Ascholi im Nildistrikt des englischen Protektorates von Uganda; aber es sind die interessantesten und ich füge gleich bei, die aussichtsvollsten des Vikariats. Diese beiden Stämme bilden den letzten Ring der Kette, welche die Bewohner der Nilufer von Kaka zum Albertsee verbindet, nämlich Schilluk, Nuer, Dinka, Bari, Madi, Ascholi, Aluru. Vor der Zeit des Mahdi hatte die ägyptische Regierung ihre Herrschaft auch über die Ascholi und Aluru ausgedehnt. Aber heute erinnern sich nur die Alten daran, während das neue Geschlecht nicht einmal den Namen Khartum kennt. Im übrigen herrschte bei den Völkern auch zur Zeit der ägyptischen Regierung der Einfluß der Zivilisation von Uganda vor, um so mehr jetzt, da das Zepter Großbritanniens sie seinem Protektorat von Uganda einverleibt hat. Die Bereitwilligkeit des männlichen Geschlechts, jede Art von Kleidung zu tragen und Lesen und Schreiben zu lernen, ist auf Rechnung dieses Einflusses zu setzen, und von

Uganda kommt auch das Verlangen nach der christlichen Religion. Diese Vorbedingungen, welche bei den anderen Stämmen der Nilneger erst durch Geduld und zähe Ausdauer geschaffen werden müssen, sind ein bedeutender Vorteil für die Mission unter den beiden Völkern.

In Omadsch wurde die Station vom bisherigen Orte auf einen nahen Hügel, nur eine Viertelstunde entfernt, verlegt. Die Aluru mit dem Häuptling an der Spitze hängen sehr an der Mission und haben selbsttätig die neue Kapelle erbaut. Die Schule zählt 84 Zöglinge. Im letzten Jahre wurden 2457 Kranke behandelt. Ein neuer Außenposten wurde auf dem Gegenufer des Nil auf Wunsch des dortigen Häuptlings eröffnet. Die Station verspricht den besten Fortgang.

Ascholi-Häuptlinge mit Gefolge in Gulu.

Gulu, bei den Ascholi, hat seine ersten Fortschritte gemacht. Außer 10 Knaben, worunter einzelne Häuptlingssöhne, welche in der Mission leben, besuchten 27 Auswärtige die Schule. Ein kleines Dorf ist auf Missionsgrund entstanden. Die Zahl aller Besucher des Katechismus in der Mission ist 62. Katechismusschulen wurden in 7 Außenposten errichtet und zählen 214 Besucher. Im Laufe des letzten Jahres wurden etwa 2000 Kranke behandelt. Von den sechs in Todesgefahr Getauften starben fünf.

Für die Zukunft unserer Religion unter den Ascholi ist es von höchster Wichtigkeit, viele Häuptlinge zu gewinnen, zahlreiche Jugend in unsere Schulen zu ziehen und überall Schulen zu eröffnen. Eine Ausdehnung und Vertiefung unserer Tätigkeit ist nur möglich durch viele Schulen, und dazu braucht es Katechisten. Trotz der Hilfe der Katechisten aus Uganda müssen wir streben, uns auch Mitarbeiter unter den Ascholi selbst zu erziehen. Mit Hilfe vieler Katechisten und eines Netzes von Schulen wird die Bekehrung dieses Volkes unerwartete Fortschritte machen.

Bereits ist eine dritte Station in Nimuli in Angriff genommen. In Omadschi, Gulu, Gondokoro, Redschaf werden zahlreiche ansässige und durchziehende katholische Baganda pastoriert.

Diese drei Stationen halte ich für die aussichtsvollsten und das an Uganda und Unyoro anstoßende Gebiet als jenes, in welchem wir am raschesten zahlreiche Bekehrungen erzielen werden.

Wie vom Norden nach Süden der Islam, so dringt von Uganda nach Norden der christliche Geist vor.

Der erste Schritt der Bekehrung der Negerheiden ist ihre Rettung vor dem Islam. Der heidnische Neger, welchen Stammes er sei, ist aufrichtiger, schlichter, reinlicher, sittlicher und besonders bekehrungsfähiger als der Mohammedaner. Das Wort von der Minderwertigkeit des Negers im Sinne von Unfähigkeit für unsere Religion und Kultur ist eine alberne Fabel. Die Zukunft wird beweisen, daß diese farbigen Naturvölker beide noch früher annehmen werden als die heidnischen und islamitischen Kulturnationen. Es braucht nur Ausdauer unserseits, Geld und Missionäre von seiten Europas und vor allem von seiten Gottes die Gnade. Mit diesen Faktoren können wir ein festes Vertrauen in die Zukunft unserer Negervölker setzen.

Wenn man sich gegenwärtig hält, daß noch im Jahre 1898 die ganze weite Mission vom Grunde aus zerstört und der christliche Name ausgetilgt war, so bedeutet der heutige Stand derselben einen Fortschritt, für den wir Gott zum Danke verpflichtet sind. Es mußte alles neu geschaffen werden, und die bisherige Arbeit war mehr eine Aussaat. Die Zeit der Ernte hat begonnen, und mit Unterstützung der eingeborenen Hilfskräfte, die jetzt heranwachsen, kann das Bekehrungswerk auf breiter Grundlage entwickelt werden, und die Früchte werden sich verzehnfachen.

Nächst Gott ist diese erfreuliche Entwicklung unseren Missionären zu verdanken, und ich muß ihrer an dieser Stelle gedenken. Die unermüdliche Hingebung des ganzen Missionspersonals, Patres, Brüder und Schwestern, und der heroische Mut, mit dem sie allen Arten von Opfern sich unterziehen, welche von einem Aufenthalte in wilden Gegenden, unter einer glühenden Sonne und in todbringender Atmosphäre unzertrennlich sind, verdienen gerechte Bewunderung. Das Heil der Seelen ist ihr höchstes Bestreben, den Glauben in jenen zu erhalten und zu pflegen, welche ihn besitzen, und ihn in die Herzen derer zu pflanzen, welche noch in der Finsternis des Heidentums sitzen, das ist ihr Ideal, für dessen Verwirklichung sie sich opfern und verzehren mit unwandelbarer Freudigkeit und mit einer Begeisterung, welche beim Anblicke der Schwierigkeiten nur noch wächst.

An dieses Wort der Bewunderung für die Missionäre reihe ich noch das des Dankes an die Wohltäter. Der österreichische „Marien-Verein für Afrika", der Kölner „Verein zur Unterstützung der armen Negerkinder" und der bayerische „Ludwig-Missions-Verein" haben neben den großen Vereinen des „Werkes der Glaubensverbreitung" und der „Kindheit Jesu" die Mission seit vielen Jahren unterstützt. Dasselbe taten die „St. Petrus Claver-Sodalität" und die „Vereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen" in Deutschland und Oesterreich.

Ihnen allen und den sonstigen Wohltätern ein aufrichtiges Vergelt's Gott mit der Bitte um fernere Beihilfe.

Zur Vervollständigung dieses Ueberblickes über den Stand des Vikariates erwähne ich noch, daß die Grenzen desselben in letzter Zeit einige Veränderungen erfahren haben. Nach vorhergegangenen Verhandlungen mit den Beteiligten hat die Heilige Kongregation der Propaganda mit Dekret vom 16. Juni 1910 den Teil des Belgischen Kongo, welcher bis dahin zu diesem Vikariate gehörte, mit der Apostolischen Präfektur des Uelle vereinigt. Desgleichen wurde durch Dekret vom 14. Februar 1911 derselben Heiligen Kongregation das französische Gebiet südlich vom zehnten Grade nördlicher Breite, das uns in Ermangelung französischer Missionäre verschlossen war, der Apostolischen Präfektur des Ubangi-Schari einverleibt. Ferner wurde den Priestern des heiligsten Herzens mit Provinzialhaus zu Sittard gestattet, in Adamaua zwischen dem zehnten Grade nördlicher Breite und dem Apostolischen Vikariate von Kamerun, dem Deutschen Reiche gehörig, eine neue Mission zu eröffnen, wobei das deutsche Gebiet nördlich vom besagten Breitengrade unserer Kongregation verbleibt. Durch die deutsch-französischen Abmachungen in der Marokkofrage wurde der sogenannte Entenschnabel an Frankreich abgetreten, und erst der Abschluß der genauen Grenzregulierung zwischen dem deutschen und französischen Gebiete wird die nunmehrige Ostgrenze des uns verbleibenden deutschen Gebietes feststellen.

Durch die angeführten Veränderungen der Grenzen des Vikariates wurde der Verbreitung des Glaubens in jenen Gegenden ein neuer Impuls gegeben, und ich freue mich darüber. Dabei behält das Vikariat noch immer eine Ausdehnung von etwa neunmaliger Größe Deutschlands und siebenmaliger Oesterreich-Ungarns, Raum genug für eine weitere Teilung.

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BV2240.A35G41914 C001
DURCH SAND, SUMPF UND WALD NEUE AUSGABE
3 0311 00034 7737

63737

BV
2240 63737
.A35G4 Geger, Franz Xaver
AUTHOR
1914 DURCH GAND, GUMPF UND
TITLE WALD

3 0311 00034 7737